This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

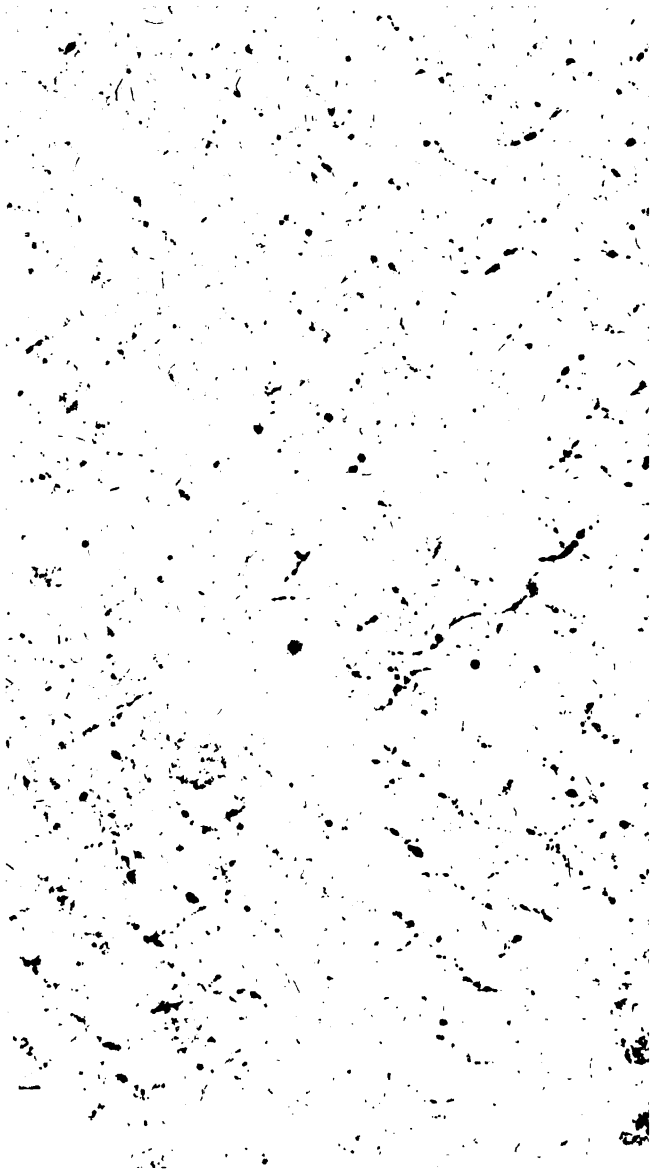
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



4272/2

141B163
339m.5.000

E8

Reisen

durch einen Theil

Teutschlands, Italiens

und

Frankreichs

in den Jahren 1798 und 1799

von

Ernst Moriz Arndt.

Erster Theil.

Leipzig 1801.

bey Heinrich Gräff.

Bruchstücke

aus

einer Reise

von

Baireuth bis Wien

im Sommer 1798

von

Ernst Moritz Arndt.

Leipzig, 1801,
bey Heinrich Gräff.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
21 DEC 1970
OF OXFORD
LIBRARY

Abreise von Baireuth den 19. Jun.

Um drey Uhr Nachmittags zog ich langsam in großer Hitze fort, immer Bergan. Von hier herab sieht man Baireuth mit seinen Vorstädten und allen Thürmen der Kirchen und Schlösser, und mit seinem freundlichen Thale noch viel reitzender, als von der Anhöhe vor Bindloch. Oft stillstehend und meine Stirn kühlend, ging ich fürbaß, und kam bald in eine Lindenallee, die bergan zu Tannen und schlechten Kornfeldern nach Maizberg führt. Wie ich hier den Hohlweg hinanseichte, zog ein Stein zur linken Seite des Berges mein Herz an sich, und meine Thränen aus den Augen. O! auch ein Emigré bleibt ein Mensch und menschlich sein gewaltiges Schicksal, welches ihm keine Stätte in der bewohnten Welt zu lassen scheint. In diesen vorragenden grauen Granitblock waren folgende Worte gehauen, die freylich eher bemoosen werden, als die denkwürdige Zeit, woran sie erinnern sollen. „Unter der Regierung Friedrich Wil-

helm des zweiten, da Karl August von Hardenberg dirigirender Minister war, fanden in diesem glücklichen Lande tausende eine Freystätte, die auswärts den Wanderstab hatten ergreifen müssen; und Menschenliebe, Wohlthätigkeit und Edelmuth, die noch mehr verscheucht waren, zogen sich in das Herz dieses Monarchen zurück. Rufe, du Fels den kommenden Jahrhunderten diese denkwürdige Zeit ins Gedächtniß zurück. Und die alles belohnende ewige Gerechtigkeit tilge unsre Schuld durch Erhörung der Wünsche unsers reinsten Danks.

1796. von einem französischen Auswanderer.

Eine halbe Stunde von Maizberg findet man links am Wege die Fantaisie, das vormalige Lustschloß der Herzogin von Wirtemberg, ein Ort, den wirklich die Natur in einer hohen Fantasie erschaffen zu haben scheint; so schön und zugleich so grotesk sind alle Gegenstände unter einander verwoben. Ich ging hinein, aber bald trieb mich ein herrliches Donnerwetter, das von Osten nach Westen über die Berge fortrasselte, unter einen großen Granitblock, unter welchem man eine natürliche Bank aus dem Stein gehauen hatte. Als die Stimme des Herrn verstummte, wanderte ich alles durch, und was ich gesehen habe, will ich schreiben. Gleich am Eingange hart am Dorfe Dondorf liegen die fantastischen Gebäude, die durch nichts Großes und Merkwürdiges ausgezeich-

net sind. Hinter ihnen, gegen Nordosten, erstrecket sich der Park. In den Osten hat man eine treffliche Aussicht vom Schlosse in ein schönes Wiesenthal hinunter und weiter über blaue Tannenberge; die andern Seiten sind verschlossen. Der Park läuft in vier Terrassen sehr schön hinab. Die erste machen hübsche Buchen und Lindengänge und Obstbäume und Blumen zierlich, und manche Schnörkeley unzierlich. Die Grotte, les souvenirs und eine andre an der Aussenseite au bout du monde überschrieben, sind nicht besonders. Die zweyte Terrasse hat auch noch vieles von Menschenhand gelitten, Gutes und Schlimmes. Hübsch ist des Einsiedlers Grotte, ganz hübsch auch das Bröckelhaus nach der Weise des zur hermitage, an der andern Seite Baireuths. Die andern Zierlichkeiten, Treppen, bunte Häuschen mit Blumentöpfen, die Fontainen ohne Wasser mit Neptunischem Zeug, die schlechten Statuen, alles das wünschte man in dieser schönen Natur lieber gar nicht da; denn hier schon fängt sie ihr wunderbares Spiel an, das so bis tief hinunter fortläuft. Große Steinmaßen hat sie unter den schönen Bäumen hingeworfen, woraus die Menschen kühle Sitze, Grotten und Höhlen gebildet haben. Dieß geht bis in die dritte Terrasse fort, den schönsten Theil des Gartens, wo man bloß durch gehauene Gänge und Hilbungen aus dem Granit der Natur ein wenig geholfen hat.

Bäume aller Art, Birken, Tannen, Eichen, Platanen, Erlen stehen hier in wilder Ordnung, oder Unordnung durch einander; ein rauschender Bach stürzt in sanftem Fallen den Berg hinunter und läuft nachher in einem Erlenkranze durch die üppigen Wiesen nach Süden auf Eckersberg zu. Gegen über thürmt sich der Berg mit Tannen auf, und unweit Eckersberg glaubt man Ruinen des Chaos zu sehen, so wunderbar sind die großen Steinmaßen auf und durch einander geworfen. Die Lieblichkeit und Rauhigkeit dieser reitzenden Seite läßt sich nur empfinden. Die vierte Terrasse endlich senkt sich ohne alle Wahrnehmung von Menschenkunst mit Tannen und Birken zu dem Bache und den Wiesen hinab, und mehrere Gänge führen an den erlenumschatteten Bach. — Leider hat unter allen diesen lieblichen Natürlichkeiten die Menschenhand auch mit vielen tollen Fantasteen gefuscht, und vor allen mit verrückten Inschriften, die zum Glück für Manchen französisch sind. Sie ärgern, weil sie Schmeicheley und Schuhputzerwitz an einen Ort tragen, wo man die nicht suchen sollte. So liest man in einer niedlichen Grotte aus natürlichem Stein: les reveries de la petite souveraine; eine feine Zusammensetzung, das petite und souveraine! Wie in diesem Mischmasch Klebis und Biton zu einem Tempelchen kommen, in Form eines 15 bis 20 Ellen hohen Thürmchens mit Zin-

nen', weiß man nicht. Es ſteht hinten auf der Wieſe, mit einem elenden Kranz von Stieron en haut relief umſchlungen, mit den Worten: Cleobis et Biton à leur mere. Und doch trotz aller Schnörkel und Zierereyen biſt du ſchön und lieblich, traute Fantaiſie! aber auch deiner wartet wohl bald der Verfall, wo nicht wieder mal was Prinzliches in dich einzieht.

Die beyden Dörfer Dondorf und Eckersberg, dieſes in Südoſten jenes in Weſten, ſchließen die Fantaiſie ein, beyde durch das tiefe Thal geſchieden, welches die Wieſen und der Bach bilden. Man geht fort, zur rechten Seite hohe Schieferwände, woran die Häuſer Dondorfs ſich zum Theil lehnen, zum Theil hineingebaut ſind, und worin faſt alle kleine Näſchen, manche auch Keller gearbeitet haben. Sobald man aus dieſem lieblichen Wege heraus iſt, kömmt man wieder in eine ähnliche Natur, wie die der bergiſchen Gegend vor Baireuth. Man wandert zwiſchen magern Feldern bis Troppach fort, und ſieht, auſſer Hafer und Roggen, zuweilen Gerſte und Weizen, aber kümmerlich, und hie und da auf den hohen Wieſen und an den Bergen Rinder und Ziegen weiden, doch nehmen die beſchindelten Häuſer immer mehr ab, und Strohdächer und einige beziegelte geben einen freundlichern Anblick.

Eine halbe Stunde vor Troppach ſteht dicht

am Wege eine Kapelle des heiligen Rupertus, wohin mit reichen Opfern von Landesprodukten noch jährlich viele Menschen wallfahrten. Sie steht beständig offen für die, so beten und anbeten wollen. Zu gewissen Zeiten wird Messe darin gelesen und Gottesdienst gehalten. Ich wunderte mich, wie ich bey den heiligen Bildern statt der Köpfe bloß noch zerfetzte Stümpfe und statt der Arme kleine Splitter sahe, und ärgerte mich über den Unfug, in der Meynung, die Lutherschen hätten es den Katholiken zum Aerger gethan. Aber ich bin anders belehrt worden. Gegen alle Uebel und Gefahren des Lebens, die da sind und noch kommen können, holen sich die gläubigen Seelen hier Amulete, und so wird denn so ein armer Heiliger vom Kopf bis zu den Füßen geschunden und abgesplittert, bis ein andrer seine Stelle einnimmt, um von den Messern seiner Kunden eben so gemißhandelt zu werden. Gegen Zahnschmerz, Viehsterben, den Schrot des Himmels, (so sagt man hier; es hat heint geschrotet, für gehagelt) bey Schwangern und Säuglingen, bey allen Wagnissen des Lebens, als da sind Heyrathen, lange Reisen, Kriegszüge, ist so ein Spahn in der Tasche, oder am bloßen Leibe von wundersamer Wirkung. Die Unfruchtbare hoffet Erhörung, der Schwache Stärkung seiner schlaffen Nerven, der Sterbende ein sanfteres Hinsinken auf das letzte Kissen, der Verbrecher Lösung seiner

Schuld, so reißt ein Stück hölzernes Gebein erwischen kann. Hinter der Kapelle steht ein kleines Häuschen, welches den Rupertsbronn deckt, welcher, wie die Kapelle mit Krücken und Stöcken von denen geziert ist, die nach einigen Bädern, oder bloß nach einen Sprung ins Wasser für lahme Gebeine starke und gesunde bekommen haben, und, wie aus dem Teiche zu Bethesda, frisch und wacker fortgewandelt sind. So stark ist der Glaube und der heilige Rupertus. Das Wasser soll sonst wirklich gut seyn und über 30 Meilen durchs Land verfahren werden. Daß die Kapelle in den letzten Jahrhundert nicht an Kredit verloren hat, noch ihr Wasser an Kraft, zeigt die Aufschrift: 1760 erneut und erweitert.“

Weil es zu regnen drohte, uns ich von meiner vorigen, in der Hermitage durchwachten und durchschwärmten, Nacht müde war; so blieb ich in einem Dörfchen vor Troppach in der Schenke, wo ich einen Schwarm von Bauern und Fuhrleuten um mich hatte, die aus meiner Aussprache bald den Fremdling herausvitterten. Mein Wirth, ein grober Politikus machte sich bald an mich, jedoch mit freundlichen Worten. Denn so ein Fußwanderer, obgleich er im Gebirgklettern mit seinen Füßen, wie mit seinem Gemüthe, oft über den Höchsten steht, scheint doch selbst denen, die mit einem Ochsengespann fahren, noch oft eines Kopfes nie-

driger, und man macht also keine Umstände mit ihm. Er hat mir den ganzen Abend, und zwar zum Theil mit fränschen Brocken, von den Franzosen vorgeschwatzt, wie sie hier herum im Bambergischen gehauset und selbst im Baireuthischen Ungezogenheiten begangen haben. „Ja die Weibsen, die nahmen sie arg mit, und sollt Er's glauben, doch giehts ihrer, die sie wieder haben mögten.“ Ich lachte. „Ho! ich versteh' Ihn, Er ist ein loser Vogel, nu es schadt nicht.“ Nun kam er auf seinen geistlichen Pfaffen und schimpfte wenigstens allerliebst, ob wahr und gerecht, das ist nicht meine Sache. „Ein rechter Baalspfaffe ist es, eine rechte Kirchentrommel, einen Bauch hat er halter, wie meine Biertonne, und wenn man dran schlägt, so mackelt er von 12 zu 12 Uhr, und eine Stimme, wie eine Orgelpfeife; er schreyt, erbärmlich schreyt er, wie ein Kapaun, der krähen will, und kollert, wie ein Puter, wenn er was rechts zu sagen meint, viermal nach allen vier Winden und Wänden; und das ist grade das Dümmste: Sprüchwörter sind es und Räthsel, worüber schon der Schulmeister lacht. Wie Ein Jahr, so drischt der Ochse das andre; Holzhacken sollte er und bey seinen Ochsen stehen und nicht Kinder lehren und predigen wollen. Und so ein Dummblock verzehrt seine 1000 Gulden jährlich. O es ist eine Schande um solche Baalspfaffen, hier wo die Bamberger

immer unter uns sitzen. Sie haben da drüben, eine Stunde von hier, zwey rechte Prediger, die lachen dann über uns. Und das Publikum ist zu gescheid, um alles für baar anzunehmen, was sa. ein Schaaf im hellen Pluraliter herblöckt. Was? hab ich nit recht? Die Pfaffen und Advokaten lieben den Singulariter nicht, do brauchts Gedanken. O pecunia! du Teufelsding! Ich versteh auch Latein, gelter, bin in Sekunda gewest und kann mehr disputiren und judiciren, als unser Pfaff. Ja der alte seelige Herr, das war ein Mann! der konnt's uns demonstriren aus Schrift und Vernunft. Aber dieser schläft täglich zweymal sein Stadtbier aus, und fängt dann von vorne wieder an."

Ein andrer Bauersmann sang lustige Lieder und lachte unverständig laut, griff jeden an und fing mit ihm an zu sprechen, und sprang dann auf einen andern ab. Dann schlug er die Hände über den Kopf zusammen und fluchte wild: „wehe! wehe! Vater, schrie sie — o der Verfluchte, wenn ich ihn hätte! Eine Pistole mir, oder ihm! So jung, so gesund, so roth, als eine Rose und nun unter der kalten Erde! o es ist erbärmlich!" dann lachte er wieder und trank. „Heute starb sie, fremder Mann, es war eine gute Dirne." Die Thränen liefen ihm die Wangen hinunter und er riß mich fort, als sollte ich mit. „Wehe, Vater, wehe! o daß ich so jung sterben muß und in Unehren! So schrie sie und

verschied und ihr Kind. O daß die Hölle den Kerl hätte.“

O Natur wie wunderbar zeigst du dich und wie mannigfaltig! So war einst deine Sprache. Mir ist wohl unter euch Menschen aus niedrigem Volk. Da findet man doch bey aller Beschränktheit des Geistes noch oft Kraft und Selbstständigkeit. Und was ist unsre Aufklärung? meistens äußerer Schimmer, kein inneres warmes Licht, kein glühender Feuerstrahl. Ach sind wir nicht Puppen, lernt nicht selbst die Empfindung, die heilige Zunge der Seele, eine fremde Sprache? und wird nicht auch sie durch Konvenienz und Drechseley eine widerliche Karrikatur? ein Zwerg auf Aeschylus Kothurn, der hohe Worte pfeifend abschnarrt?

Wanderung nach Muggendorf den 20. Jun.

Um 10 Uhr wanderte ich mit einem Schneider aus Sans Pareil, den der Zufall mit mir in Eine Schenke gebracht hatte, aus, und hatte an ihm einen treuen Führer durch alle möglichen Stege und Gehölze, bald auf bamberger, bald bayreuthischem Gebiet. Der Weg war schlimm — denn es hatte die ganze Nacht und den Morgen geregnet — und der Boden überdieß lettiger, als der vorher betretene, aber darum nicht fruchtbarer. Wir stiegen über Schönfeld und Gelbsreih bis Sans Pareil fast im-

mer bergan. Statt des Schwarzholzes standen auf diesem Wege häufiger Eichen, Buchen, Haseln und andre Arten, und außer dem gewöhnlichen Getreide auch schlechter Weizen, Linsen und Wicken. Die Gegend ist hoch und heißt mit besonderm Namen das Gebirg. Die vielen kleinen Steine im Felde und die zusammengehäuften Hügel von Steinen, mit Gesträuch umwachsen und hohen Bäumen beschattet, erinnerten mich lebendig und wehmüthig an die Hügel meiner mütterlichen Insel. So nahm ich von meinem Schneider bey Sans Pareil Abschied und ging in den großen Buchenwald ein, oder in den Wald der großen Buchen, denn er ist nicht groß. Er läuft von Westen nach Osten länglicht fort und mag nicht über 400 Fuß breit seyn. Hoch und schlank sind seine Bäume. Aber welche Steinmassen hast du, o ewige Natur, hier hingeworfen! mit welchen Gestalten und Gebilden hast du gespielt, als du dieses Paradies schufest! Schon ehe man in das Dunkel des Hains tritt, kündigen sich die Kalkblöcke einzeln auf dem Wege zwischen Selbereih und Wörnitz an; aber wie überraschet staunt man, wenn man die seltsamen Gestalten im Walde selbst nun vor sich erblickt? Ich hätte von der Fantaisie her hierauf etwas vorbereitet seyn sollen, aber ich war es nicht; alles traf ganz neu und gewaltig mein innerstes Wesen. Dazu stimmte dann auch alles zusammen. Der Himmel war dü-

ster und rauh, wie die Natur, ferner grollte der Donner und der Wind schüttelte die Gipfel der Bäume. Meine Seele war froh, aber nicht leicht, ich sah alle Dinge nur groß und furchtbar. So betrat ich dieses heilige Schattenreich, worin die alten Germanen sicher einmal gefeyert und geopfert haben. Wunderbar ward mir ums Herz, als ich die einzelnen großen Massen erblickte, die aus Zauberhänden als ein Spiel der Zauberey hingewälzt schienen. Nichts sagen will und mag ich von den Brockelhäusern am Eingange des Parks, nichts von den zierlichen Häuschen und Tempelchen im Walde auf den höchsten Felsenstücken. Laß sie zerfallen und zertrümmern, die große Natur bleibt und bedarf keiner Kunst. Der vordere Theil des Hains besteht aus hohen Buchen ohne Unterholz. Diese umklammern zum Teil die Felsen und scheinen sie zu halten, indem sie ihre Spitzen mit den Wipfeln umspielen. Diese liegen in allerley Gruppen umhergestreut. Natur hat hie und da Grotten und Sessel gegraben, Kunst zuweilen verbessert, öfters verschlimmert. Ueber allen Ausdruck erhaben ist die Felsgruppe, die man Diamans Adler und Grotte, und Vulkans Grotte überschrieben hat. Man erhebt in seinem Innersten bey dem großen Anblick und kann doch nicht fort. Die Buchen berühren mit ihren Wipfeln kaum die hohen Gewölbe und oben wachsen neue Buchen und Tannen aus dem Stein.

Wiederlich sind hier die hölzernen Bänke und Tische und die Schnörkeleyen von Menschenhänden unten und oben; aber gottlob diese werden vermodert seyn, wenn der zwanzigste Enkel nach mir noch wallfahrtet, hier im großen Tempel der Natur anzubeten. Den zweyten Theil des Parks macht ein Nutzholz, wie man hier sagt, aus; Eichen, Buchen, Haseln und anderm Gesträuch, welches mit schönen Gängen durchflochten ist. Auch hier sind am Ostende herrliche Felsen, und ich weiß nicht, ob ich die Felsgrotte der Sybilla und die Masse mit dem schimmernden Tempel droben nicht der im hohen Buchenholze vorziehe. Man hat von hieraus eine unbegränzte Aussicht in drey Winde, nur nicht in den Osten, da sind die Vorberge und Wälder zu hoch. Unten sind die lieblichsten Büsche, ein grüner Kranz, um die bemoosten Felsklumpen gewoben. Unter dem schimmernden Tempelchen hat man nun außer den natürlichen noch künstliche Arkaden gemacht, mit Muschelwerk, Fratzen und Faunen und andern elenden Statüen. Das ärgert einen hier nur. Ich weidete mich lange in diesem köstlichen Aufenthalt der Schwärmerey und finstern Betrachtung, und schlenderte dann Erdbeeren (Rothbeeren) lesend und träumend fort, und saß so, ohne mich dessen zu versehen, bey einem Frauenzimmer unter einer dunkeln Wölbung auf einem Sessel aus Stein. Wir fuhren gewiß beyde gleich sehr zusammen und

gaffen uns stumm an, bis endlich zärtliche Worte und Fragen kamen. Sie sprach mit gewaltiger Schwärmerey, und den tiefen schwarzen Augen konnte man Wahrheit dieser Melancholie zutrauen; schwarze Haare hingen um den weißen Nacken. Aber dies war auch alles; das übrige schien nach den Modellen gemacht, die mich unten in der Grotte so gestärkt hatten. Ich blieb nur, so lange es der Wohlstand wollte, bey diesen unliebsamen Abentheuer, und machte mich dann hurtig, wie ein Gebissener fort, um meine alten Lieblingsplätze wollüstig noch einmal zu mustern.

Das alte Schloß, das Markgraf Friedrich von Culmbach vor etwa 70 Jahren wieder herstellte, hatte außer seiner auf Felsen gethürmten Lage und himmlischen Aussicht für mich heute keine Reize. Ich schlenderte also um 3 Uhr weiter durch öde Gegenden über Wunsee und Holfeld, welches schon Bambergisch ist, nach Hostall. Hier war große Feyer und von fernher tönten schon die Stimmen der Pfaffen, und die Orgeln und Pfeifen mir wiederlich entgegen. Der ganze Kirchhof lag voll Knieender. Ich klopfte an alle Häuser an, um den Weg nach Muggendorf zu erfragen, es war nichts drinnen, als Kinder von 1 bis 5 Jahren. Da ärgerte mich die Frömmigkeit der guten Christenkinder und ich ging mißmuthig aufs Gerathewohl fort. Im den folgenden Dörfern war es eben so. Hatte

gebildeten Kapellchen, Christusse und Marien an allen Ecken und Kreuzwegen in allerley Gestalten, aber keine Menschen. Endlich aber traf ich ein Paar Zimmerleute, aber das waren fremde Ketzer weit rechts her, die von Muggendorf nichts wußten. Ich mußte also wieder ohngefähr nach der Himmelsgegend steuren. Im dritten Dorfe fand ich wieder alle Thüren verschlossen und die Kinder auf den Gassen. Da klopfte und fragte ich nicht mehr, sondern steuerte, indem ich auf die Höhen von Sans Pareil zurückblickte, südöstlich durch's Dorf, als mir mit einem Male ein Paar Erwachsene durch die Fensterscheiben entgegenstrahlten. Ich freudig hinein. Sie gafften mich starr an; der eine flickte einen Vogelbauer, und der andere schnitt an einem Stock. Ich fragte nach dem Weg, kein Wort, sondern der eine zeigte auf einen Heiligen der an der Wand hing. Ich glaubte, sie seyen taub, und schrie zum zweyten Mal rechts herzhaft. Da fuhr der eine mit seinem Messer unter den Tisch und der andre hielt seinen Vogelbauer vor die Augen. Ich merkte nun erst, daß ich unter Tollen war, und machte mich auf die Behendigkeit meiner Füße. Glücklich war ich, als ich auf dem Felde einen Knaben ersah, der Kühe hütete, weil er mir sagte, ich sey recht gegangen. Ich stieg nun in ein tiefes, felsenummauertes und gewölbtes Thal, so ging es mit tausend Schweißtropfen vorgan, und

erst nach einer halben Stunde stieg ich wieder tief nach Muggendorf hinab, wo ich nun sitze unter Werbern und Amtschreibern und Posthalltern aus Streitberg und mich in politischen Diskursen für den Schlaf bereite.

Der Karakter des Landes ist noch fast derselbe, wie ich ihn zwischen Hof und Bayreuth gefunden habe, doch werden die Felder hier fast noch ärmlicher. Am Wege findet man indessen hie und da Linsen und Wicken, auch etwas Gerste, die man dort herum nicht siehet, und in den Dörfern selbst, oder auf den nächsten Stücken, die mehr wie Gärten bearbeitet werden, baut man Hanf und Flachs, Kartoffeln und Kohl. Meine viehische Empfindsamkeit wird noch immer bewegt, obgleich sie durch die Gewohnheit abgestumpft ist, wenn ich Kühe, mit Ochsen oder einem Pferde vergesellschaftet, Wagen und Pflug ziehen sehe. Dies ist mir eben so widerlich, als wenn ich ein zartes Weib unter einem schweren Sack keichen, oder einen beladenen Schubkarren fortschieben sehe. Pferde sieht man auch hier äußerst selten, und die Ochsen müssen sie ersetzen, die hier äußerst schön sind, wie meine Lieblinge, die Tauben. Auch auf den Menschen ruht nicht mehr der Fluch der Häßlichkeit, der über die im Thüringer Walde und in den ersten Bergen Frankens ausgesprochen zu seyn scheint. Das Zigeunerbraune jener weißt sich immer mehr, und der ungeheure

heure Knochenbau des gemeinen Thüringers macht glatteren Wangen und leichteren Füßen Platz. Die Weiber, die an allen Orten den Maßstab für die Menschenbildungen geben, werden nicht bloß leidlich, sondern oft niedlich, und nicht selten begegnet man schon solchen, die einem einen Augenblick auf dem Wege stillstehen machen.

Aber nicht bloß die Kühe geben meiner Empfindsamkeit den Stoß. Heute bekam sie einen sehr argen durch die Menschen. Als ich Vormittags mit meinem Führer eine grüne Alpenhöhe mit einem hellen Teiche eben hinanstieg, sah ich unter einem schönen Baum am Wasser ein Paar Menschen liegen, von denen ich so viel sehen konnte, daß sie Mann und Weib waren. Ich war in süßen Träumen, und so machte ich aus diesen beyden einen süßen Traum. Ein Liebender sein Haupt auf dem Schooße der Lieblingin in einer reizenden Gegend, adamisch bloß von einem säuselnden Baum beschattet, so süß empfindend und genießend, was es Schönstes giebt. Und siehe da, die Schöne, die nicht häßlich war, suchte in seinen Haaren sehr unromantische Thiere, und mein kleiner Anfall von Schwärmerey war plötzlich geheilt. Ein andres Abentheuer hätte mir schlimmer bekommen können. Ich kam an einen Pfosten, an welchem ich ein loses Stück Blech, doch etwas geöffnet, eine Nische verdecken sahe. Ich steckte meinen Stock dazwischen

und es fiel zur Erde. Nun sah ich ein verbleichtes Heiligenbild darauf. Zwey alte Weiber, die weiter hin im Felde Kohl pflanzten, schrieen. Ich machte, daß ich fort kam. Wären es auch Hexen gewesen, sie hätten mich nicht eingeholt, es sey denn, daß sie die Sturmglocken gezogen hätten. Es war Zufall von mir, und kein Muthwille. Man muß selbst das dumme Menschliche ehren, so lange man es nicht klüger machen kann.

Den 21. Jun. Abends halb 7 Uhr auf einem hohen Gestein über Wäschenfeld.

Hier auf und zwischen den Altären, die du dir erbauet hast, heilige Natur, unendliches, unbegriffenes Leben und Weben der Welt, hier sitze und kniee ich, selig durch dich, selig schon durch das Gefühl des Daseyns; wenn ich auch ewig in Nichts zerfallen sollte, wie deine zertrümmernden Felsen. Hier kniee ich, entzückt schon durch das Gefühl der Kraft und Güte, welches dein Genuß auch dem Schuldigen giebt. Du längster Tag des Jahres sollst einst einer meiner schönsten seyn. Rund um mich tönt die Stimme froher und arbeitender Menschen; unten singen ein Paar grasende Mädchen und von oben her klagt eine süße Stimme der Kohlpflanzerinnen; still weht die Luft, der Himmel schwärzt sich im Westen, und die Stimmen der

Donner brausen von ferne, wie die Wisend drunten im Thale.

Ich war heute Morgen um 7 Uhr mit meinem alten 73jährigen Wunder von Muggendorf, auf und bin bis drey Uhr mit ihm herumgeklettert. Von da an habe ich mich selbst nach Rabeneck und Rabenstein gemacht, sitze hier nun noch ein Stückchen und schreibe, und dann geht es in das bambergische Städtchen Wäschenfeld ins Quartier. Dieser Tag war ein lieblicher und freundlicher, und ich selbst bin fröhlich über die Maßen. So ist meine Tagesgeschichte vollendet, nicht die Geschichten dessen, was ich sah. Der alte Wunder, Aufseher der Muggendorfer Höhlen und Führer der Reisenden, sey der erste Gegenstand; dann mag das andre folgen, wie es sich trifft. Dieser Greis hat noch einen ziemlichen Athem in seiner Brust, und eine geläufige Zunge. Die Reisenden, seine Geschäfte, die Botaniker und Mineralogen haben ihn ausgebildet, und er weiß von allen Gegenden und ihren Geschichten, wie von Blumen und Steinen das Nothwendige. Er sammelt Steine, Versteinerungen, Pflanzen, Vogelnester, Eyer, Saamen, und verschickt sie, und ist ein guter Bekannter von Schreber und Humboldt; übrigens ein kleines schiefbeiniges Männlein, das man auf den ersten Anblick immer für einen Berggnomen nehmen könnte.

Muggendorf, ein kleiner Marktflecken, liegt mit ganz hübschen Häusern tief im Thale an der Wisend, ganz zwischen waldigten Bergen versteckt. Von Westen nach Osten hat es Wiesen und den Strom. An der Südseite liegt grade gegenüber der sogenannte Hohe Stein, und weiter hinter diesem und viel länger die Mogersberge, an deren westliches Ende der Neidecker mit seiner Burg, an das östliche das Dorf Gailenreuth stößt. An der Nordseite liegt drüben der Laibesberg, welcher gegen Osten den Hohlenberg, den Adelstein, das Quarkenschloß, den Leinenfels, und gegen Westen die Kuppe, (Koppe) oder Kupfen, und das Lange Thal und weiter herum Streitberg hat. Unter dem Adelstein gegen Norden liegt das Dorf Engelhardsberg, und in derselben Richtung fort, eine Viertelstunde weiter, die Riesenburg wieder an der Wisend, die von Muggendorf sich in Gestalt eines Flaschenkürbißes um diese Naturwunder herumwindet, gegen Westen fortläuft, die Aufseß aufnimmt, dann nördlich unter Rabeneck und Wäschenfeld, und von da wieder westlich fließet.

Jetzt komme ich zur Beschreibung der einzelnen Theile dieses reizenden Fleckes Erde, das den Johannismond des 1798sten Jahres mir vielleicht zum lustigsten meines Lebens gemacht hat.

Die Rosenmüllerhöhle.

Diese schöne Höhle liegt in der Kuppe, oder Kupfen diesseits der Wiesend, nördlich über Muggendorf. Sie ward vor 7 Jahren von dem jungen Wunder, dem 9½ zolligen Grenadier (der Alte kann ihn deswegen nicht los bekommen, um ihn zu seinem Nachfolger zuzustutzen) entdeckt und zuerst mit Seilen befahren; dann machten Vater und Sohn sich drüber her und brachten Leitern hinein und erforschten sie weiter. Der erste Fremdling, der sie befuhr, Doktor Medicinä Rosenmüller gab ihr den Namen. Man steigt wenigstens 79 Fuß tief auf Leitern hinab, ehe man Grund hat. Sie war die erste, die mein Fuß betrat, und verdiente in mancher Rücksicht die erste zu seyn. Sie hat nicht so viel Großes und Erhabenes, als manche der andern Höhlen, aber in der Mitte eine Höhe des Gewölbes von einigen 40 Fuß, deren keine der andern sich rühmen kann. Dieses Gewölbe mit den schönsten Stalaktiten in mannigfaltigen Spielen und Launen der Natur umwoben und geschmückt, mit den blitzenden Perlen des thauenden Tropfens besäet und von den Lichtern des kühnen Wandrers matt erleuchtet — o Katharina, dein Eispallast an der Newa in aller Pracht des orientalischen Despotismus kann sich damit nicht vergleichen. Wie der fühlende Mensch in einer heitern Winternacht den gestirnten Himmel sieht, indem sein Fuß auf Schnee

knirscht, so stand ich zitternd da, und nur einzelne Worte unterbrachen das tiefe Schweigen. Allein nicht bloß dieses Gemälde ist groß und schön; schönere und reichere und mannigfaltigere Stalaktiten, als diese, hat keine der andern Höhlen, die ich nachher gesehen habe. Größer und gewaltiger mögen hie und da die Massen seyn, keine ist so lieblich und jugendlich anmuthig. Unten im Grunde liegen noch Gebeine von zwey Gerippen, welche der alte Wunder dort fand, und die den Zeichen nach lange Jahre dort gelegen haben müssen. Die Höhle müsse, meynt er, vormals einen andern Eingang gehabt haben, oder dieser müsse verschüttet worden seyn; denn so wie er ihn gefunden, hätte kein Menschenkörper so tief hineinrutschen können. Auch haben sie nicht dicht unter dem mit großen Steinen verrammelten Eingang, sondern weiter hinein in der Seite neben einander gelegen. Eines der Gerippe war ein weibliches und konnte nicht über das 16te Jahr, den Terenzischen ludus annorum, hinaus seyn. Vielleicht sind die beyden Armen wegen einer süßen Stunde von harten Wehmrichtern hier versenkt, die selbst der übermächtigen Natur keine Schuld gestatteten. Daß solche Versenkungen fern aus den Augen und dem Gedächtnisse der Menschen üblich gewesen, das bezeugen alte Urkunden und Archive, und daß gerade in diesen Gegenden so ein Gericht gesessen habe,

behauptet die Sage. Ich fahte diese Gebeine — der Schädel und das Meiste davon ist schon verschleppt — nicht ohne ein Schaudern des Mitgefühls und stieg beklommen meine Leiter an das schöne Tageslicht hinan. Diese Höhle hat, soviel ich mich dessen erinnern kann, ausserordentlich viel Aehnliches mit der Bielshöhle bey Elbingerode am Harz, besonders in Rücksicht der Bildungen und Formen; doch möchte jene eher noch reicher seyn. Ihr Gewölbe ist nicht so hoch, als das dieser Höhle, aber länger ist sie nun vieles mit ihren neun Abtheilungen.

Die Oswaldhöhle.

Diese Höhle ist die erste in den sogenannten Hohlenberg nordöstlich und diesseits Muggendorf. Sie ist lange bekannt. Es ist ein etwa 40 Schritt langer Durchgang in Höhlen durch den Berg, so daß man das Tageslicht durch die krummen Gänge durchschimmern sehen kann. Von Stalaktiten hat sie bloß einige Spuren, aber ihre Wölbungen sind groß und erhaben. Sie hat erst einen weiten und kühnen Vorhof mit kleinen Seitenhöhlungen, die nicht tief gehen. Dann bilden zwey mächtige Säulen zwey Chore im mittleren Gewölbe, das bey weitem größer und stattlicher ist, als der Vorhof, und mit mächtigen und schauf zerrissenen Deckentiefer an den Seiten einläuft. Aus diesem Raum

geht man in den Hinterhof, wenn ich so sagen darf. Dieser, welcher nichts grüßenswürdiges hat, führt durch eine kleine Pforte wieder auf den Berg hinaus. Oswaldshöhle heißt sie wohl wegen ihrer geräumlichen Gewölbe. Den Oswald war ein Mann mit breiten Händen und Füßen.

Die Wiesenhöhle.

Ist nicht weit von der vorigen und die merkwürdigste und grausenvollste von allen. Wenn man aus der Oswaldshöhle kommt, so klettert man ein wenig seitwärts um die Felsen herum durch Gebüsch, so steht man mit einem Male vor dem Eingang und tritt in die vordere weite Höhle ein. Hier müssen Menschen in bösen Zeiten sich mit ihrem Vieh hineingeflüchtet haben; denn man findet hie und da noch allerley blätterigen Rahmist. In einer kleinen Seitenhöhle, worin man kaum kriechen kann, haben sie Feuer viel gehabt, wie Wenige der durch eben so unwidersprechliche Urkunden bewies. So wie man hinabsteigt, wird die Höhle schwärzer und schwärzer und breitet sich in Weite und Tiefe aus. Schwarz und düster sind die gewaltigen Wände, zerrissen und eckigt die Wölbungen, woran neben den gebleichten hie und da schwarze Stalaktiten zu sehen sind. Der finstere und grausende Eindruck des ersten Anblicks wird noch viel furchtbarer, wenn man anfängt, die Ge

gegenstände bey Licht zu unterscheiden. An allen Seiten sieht man tiefe Spalten und Nebenhöhlen, die oben ins Gebirg hinauf und tief zu seinen Wurzeln hinabsteigen, alle grau und schwarz von Farbe. Man kann nur wenige und auch diese nur mit großer Mühe und Arbeit befahren. So wie man nun da steht, mit diesen Gefühlen, und den platonischen Palast anstaunt und wähnt, man stehe an den Ufern des Tartarus, sieht man einen großen runden Stein, durch Kunst, oder Natur, ist ungewiß, da liegen, und neben ihm zur Rechten noch einen. Man schaut darunter, er liegt hohl, wie unsre rügischen Altäre und Opfersteine, hie und da mit schwarzer Erde umbröckelt. Dieser Stein liegt so zierlich auf den Einfassungen, die ihn tragen, als wäre er durch Meisel und Künstlers Hand aufgesetzt. Ich besah ihn lange und sinnend und fragte Wunder, was dieses hier sey? „Das sind Opfersteine, lieber Herr Doktor, große und uralte, die von Ewigkeit hier gelegen haben. Sehn Sie — er nahm eine Hand voll Erde und zerrieb sie — das ist andre Erde, als der Stoff, den man hier findet; es ist Opfererde, das ist offenbar. Schauen Sie nur hier — er führte mich zu einen runden Stein — dieß ist der Stein des Gottes, der hier seitwärts zwischen den beyden Opfertischen stand. O es ist schändlich, daß ich mir den wegnehmen lassen mußte! Es sind 20 Jahre

hes, aber was hilft's? Er ward nach einem fürstlichen Schloßgarten transportirt und von da wieder weg. Ich weiß nicht, wo er geblieben ist, aber zerschlagen soll er seyn. Es war ein Bauschild roh auf einen Steinblock, den länglicht in Mannshöhe behauen war. — Ich zürnte mit ihm über den unersetzlichen Raub. — Ja wenn das alles wäre, rief er, indem er mich gegen die Wand des Felsen an die andre Seite der Tische führte; wir treten hier jetzt auf Gruben und Höckern, aber wie ganz anders war das vordem! Man hat hier so lange nach Urnen und Münzen und alten Waffen gegraben, daß keine Spur des vorigen Zustandes mehr da ist. — Hat man denn ihrer gefunden? — Ja freylich hat man, und zwar von aller Gattung. Sehen Sie, hier lagen sonst noch Splitter von Bänken, worauf die Priester und Richter gesessen haben; alles war eben und ziemlich um den Tisch her und erinnerte an die alten Heidenzeiten. Aber nun ist es nichts, und wenn ich todt bin und keiner mehr da ist, der es auslegen kann, so ist es ja gar nichts. — Ich horchte zitternd und bebend dem Alten, der selbst, wie ein Berggeist, oder Zauberer, aussieht, und die schauervolle Höhle ward mir noch schauerlicher. Ich äußerte die Besorgniß, muthwillige Leute könnten eingehen und noch dieses und jenes verderben. — O es hat nicht Noth, wenn nur keine mit Befehlen von den Ministern kommen: es geht

keiner hinein, die Angst vor Gespenstern ist zu groß. — So traten wir weiter hinauf und besahen die Seitenhöhlen und die schwarzen Stalaktiten. Beym Rückmarsch zeigte er mir nicht weit von den heiligen Alterthümern eine Seitenhöhle, die weit und enge hinabläuft und einen andern Ausgang hat. — Da krochen die Priester hinein und brüllten dem Volke vor, das am Eingange stand und nicht begreifen konnte, woher doch diese Stimme kam. Jenes Götterbild soll Wiesen oder Wiesend geheissen und dem kleinen Fluß im Thale den Namen gegeben haben.

Eppele von Gail.

Beym Wandern von hier nach dem Adelstein zeigte er jenseits auf Burg Gailenreuth, die Mogersberge, den Hohenstein und den Neidecker. Da tummelte sich der wundersame Ritter und Schwarzkünstler Eppele von Gail herum, der in einem Nu an allen Weltenden seyn konnte. Er hatte rings umher seine Burgen und flog wie ein Sturmwind von einer zur andern, doch zu Gailenreuth war sein Hauptsitz. Mehr als einmal, ist er von einer Bergseite zur andern über die Wiesen und den Wiesend (oder Witsend) gesetzt, ohne daß sein Roßeshuf einen Halm berührt hätte. So setzte er über die Nürnberger Stadtmauern und fiel in ihre Burg ein. Das sind Mährchen der Leute, aber sie

erzählten es doch und noch viele andre wunderbare und abentheuerliche Dinge von diesem großen Schwarzkünstler. So schwatzten wir. Er lehrte mich einige Kräuter kennen, erzählte von Gespenstschläfern und Schuhus, und wir fanden unter dem Adelstein.

Den 22. Jun. auf dem Riesenthurm geschrieben.

Der Adelstein.

Dieß sind drey abgerissene Kalksteinfelsen, wie sie in Sans Pareil allenthalben und auch hier herum gar nicht selten zu sehen sind. Sie sind nicht besonders groß, aber stehen alle drey in einer Linie, sonderbar da, unten spitzig und oben flach und immer breiter werdend, wie ein umgekehrter Kegel. Ihre Lage und der Gebrauch, den man davon macht, die Gegend umher zu beschauen, macht sie so merkwürdig. Woher sie zusammen den Namen Adelstein bekommen haben, wußte Wunden nicht. Vielleicht weil man von dort so weit umher die Pracht und Herrlichkeit des alten Adels in Trümmern liegen sehen kann; denn auch der noch stehende und seine Schlösser bewohnende ist doch herunter. Der Adelstein liegt auf einer der höchsten Berghöhen dicht über Engelhardsberg hinaus, das

er auf halbem Wege nach der Riesenburg zurück läßt. Man hat von ihm eine grenzenlose Aussicht. Alle die hohen Berge, die schon hie und da genannt sind, sieht man umher mit ihren grünen Rücken. Ferner dämmert der Fichtelberg, der hohe Ochsenkopf, und die Berge der Oberpfalz im Norden und Osten, umher die Neuberg (neuen Berge) und die quellenreichen hohen Mistberge, wo oben aus den kahlen Gipfeln eine Menge lebendiger Quellen hervorsprudeln. Dicht vor sich hat man im Südost den Leinenfels und das wunderbare Quarkenschloß und weit hinter Gailenreuth hinüber große Felsmassen, z. B. Biberach, die aus der Ferne wie Ruinen von Schlössern aussehen. Rund umher nach allen Gegenden springen dann mehr oder weniger die alten und neuen Schlösser hervor, als Neideck, Stritberg, der Greifenstein, Wüstenstein, Hohlfeld, Gans Parell, Aufseß, Obernaufseß, Wäschenfeld, Rabeneck, Rabenstein, Pottenstein, Gailenreuth und viele andre, die ich vergessen habe, so daß die, welche man von hier entweder ganz oder mit ihren Thürmen und Trümmern sieht, an die 30 ausmachen.

Das Quarkenschloß.

Liegt eine gute halbe Stunde von Adelstein näher an der Wiesend gegen Süden, hermahe Gailenreuth gegen über. Es giebt unter diesen großen

Felsenmassen, die man hier sieht, mehr als eine Gruppe, die man für Ruinen, wer wirkliche alte Schlösser ansehen könnte, zum Theil stattlicher und täuschender, als das Quarkenschloß. Weil dies aber einmal den Namen Schloß führt, so muß ich es doch ein wenig näher beschreiben. Dieses Quarkenschloß besteht aus hohen grade aufstehenden und gegen Norden durchgerissenen Felsen, die wie Säulen und Pfeiler eines Tempels da stehen und von ferne einem stattlichen und herrlichen Schlosse gleichen. So wie man näher tritt, verschwindet diese Täuschung freylich um vieles, aber die Säulen und Pfeiler werden um eben so viel größer, als jene kleiner wird und steigen in ihren kolossalischen Massen stolzer und gewaltiger vor dem Blicke auf. Es steht man unten vor dem erhabenen Pallast, den die Natur sich in ihrem Heiligthume gebauet hat. Bachen und Buchengesträuch läuft bis zu seinem Fuße hinan. Hinten stößt der Berg höher mit seinen Bäumen und Büschen dran, und da kann man das Schloß besteigen und hat von einem herrlichen Thron fast ganz die Aussicht des Adelsteins. Weit jenseits Gattenreuth hinaus liegt Biberach, ein ähnliches Gebilde, das man durchaus für eine alte Burg nimmt, und diesseits nicht weit von hier der Leinenfels, der aber lange so schön nicht ist.

Die Riesenburg.

Liegt unter dem Dorfe Engelhardsberg im Norden an der Wiesend, die von hier sich bald nordwestlich auf Rabeneck und Wäschenfeld wendet. Ich möchte sie gern das Schönste nennen, was ich in diesen Gegenden gesehen habe, wenn die Wunder unter der Erde nicht so ganz anders auf das menschliche Gemüth wirkten, als alles was noch unter den Strahlen der Sonne liegt. Mit Recht heißt es eine Riesenburg. Für Riesen thürmte sie die ewige Natur, so groß und furchtbar steht sie da, wenn man von unten hinauf durch ihre Thore schaut in die heiligen Gewölbe hinein und dann wieder zu dem Thron der Riesen rechts und links. So stand ich staunend am Strome, gewiß mit eben der Zermalmung und Demuth meines ganzen Wesens, als hätte ein Riese seine Keule über meinem Haupte geschwungen. Denn groß ist die Riesin Natur, gewaltiger die Kraft, womit sie uns zerschmettert. So kletterte ich langsam hinauf und in die Riesenwohnung ein, und setzte mich im stummen Grauen im dunkeln Gemache auf einen Steinsessel und ließ die Fantasie lustig und schrecklich spielen; dann kletterte ich an der Westseite durch die Oeffnung höher hinauf, und sah vom Thron herab die beyden stolzen Felsenbogen über dem doppelten Thore, welche die Riesen der Urwelt mit ihren Häuptern berührten. Dieser Hin-

abblick ist noch fast gröſser, als der von unten hinauf. — Diese Rieſenburg liegt eine Viertelſtunde nördlich vom Dorfe Engelhardsberg über der Wieſend. Man ſteigt eine mondförmige Vertiefung hinab, worin ein Paar gewaltige Linden ſtehen, und geht dann wieder ſanft bergan auf die Spitze von Felszacken, die ſteil über dem Strom hängen. So wie man dieſe erſteigt, offenbart ſich das gewaltige und kühne Werk der Natur. Man ſieht auf zwey groſse und weite Felsbogen, die auf ſtarken Säulen ruhen und mit den Seitenfelſen zwey weite und prächtige Thore bilden. Sie ſind eben mit Gras und Blumen und Geſträuch bekränzt. Dieſe Felſenthore führen in eine geräumige Höhle mit einer groſsen Oeffnung und einem hohen weit vorſpringenden Dache, welches der Stein bildet, worauf man oben ſteht. Dieſe Höhle geht nicht tief hinein; aber die Höhe ihres Eingangs, die ſtolze Decke über dem Eingange, die kühne und mächtige Wölbung drinnen; die weiten Seitenhöhlen; alles, alles erfüllt hier mit Ehrfurcht und Grauſen, wenn man ſo im Helldunkel ſteht, wo Tag und Nacht mit einander kämpfen. Eben ſo furchtbar ſchön iſt der grüne offene Platz vor der Höhle und der unter den Felſenthoren durch deren Bogen man den blauen Himmel und die Geſtirne ſchimmern ſieht. Der Pfad von hier geht ſteil hinunter an den Fluſs; bequemer ſteigt man

an

an der Westseite durch eine Oeffnung, die auf den Riesenthron führt. So nennt man die rauhen und kahlen Felsmassen, die zu beyden Seiten westlich und östlich sich über der Riesenburg erheben und sie einschließen. Uebrigens steht die Burg und der Thron kahl und schmucklos da. Desto größer und wilder ist der Anblick; alle die andern Bergseiten mit ihren Felsenthürmungen und Zacken, sind mit Buchen und Tannen bewachsen.

Mit Empfindungen eines gedemüthigten und dann erhöhten Daseyns wandelte ich aus diesen großen Tempel der Natur längst der Wisend, und kam bald zu einem Wasserfall, den man auch den Reisenden als eine Merkwürdigkeit zu preisen pflegt. Er ist ganz hübsch, aber verschwindet zu Nichts unter den großen Gegenständen, welche ihn umgeben. Die Aussee, welche hier in die Wisend fließt, fällt über einen kleinen Felsen hinein, und macht, wenn das Wasser niedrig ist, ein Tosen, welches unter diesen hohlen Felsen ziemlich weit tönt. Hier wendet sich die Wisend mit einem Male nordwestlich und man wandert eine Viertelstunde durch ein enges Gebirgthal, welches zu beyden Seiten mehr als eine Riesenburg, die einem über dem Haupte hängen, schauerlich, und das lieblichste und schimmerndste Buchengrün lieblich machen. Auch hier ist Zauberey, und nichts hat die Schöpferin Fantaße je so Abentheuerliches und Sonderliches er-

sonnen, was nicht die Schöpferin Natur gebildet hätte. So steht man mit Schaudern unter der alten Burg

Rabeneck,

die, wie der Rabenstein einst denen von Rabenstein gehörte, jetzt aber mit jenem an die Grafen von Schönborn gefallen ist. Es ist ein wahres Rabennest, wenn man es von unten ansieht und liegt auch grade an der Ecke des Waldgebirgs, das hier einen Einschnitt macht, und hinfort kahl, mit einigen Sträuchen besäet, und niedriger nach Wäschenfeld und von da mit dem Stamm westlich, und mit einer andern östlichen Vertiefung nach Rabenstein läuft, welches eine halbe Stunde diesem Schlosse gegenüber in Osten liegt. Rabeneck liegt steil und viel höher als der Rabenstein und Schloß Wäschenfeld über der Wisend im Nordwesten. Die großen Kalksteinmassen sind alle mächtig durchgerissen und sehen wie angelehnte Stützpfeiler aus. Schön sind die Zwischenräume mit Buchen, Fliedern und Epheu von unten bis oben bekränzt, und der letzte Kletterer windet sich hoch, nicht weit von der kleinen Kapelle, an der einen Mauer hinauf. Dieser Aufblick von der Wisend und zwar von der Wassermühle her, ist über alle Beschreibung; aber noch entzückender ist es, von oben hinunter zu schauen. Gegen Südwesten ist der Fels noch schiefer und abgerissener, und alles öder. Dort ist auch das Ge-

mäuer der Thürme und Zimmer und die untere Mauer zusammengestürzt, und liegt nur noch in seinen Trümmern da. In Osten, wo die Burg am schwächsten war, liefen mehrere Mauern weit vor dem Brückengang nach und um einander hin, die nun noch durch einzelne Steine und Hügel bezeichnet werden. Hier ist alles flach und ehemer Rasen mit einem sehr engen Rücken. Auch Thürme standen hier am Eingange und zur Seite, wieder mit Mauern umgeben. Im Norden steht noch ein kleiner Thurm und Gemäuer, und weiter hinaus eine wohl erhaltene Kapelle, hoch über dem Felsen gebaut, welche sehr reich seyn soll. Man hat von dem Boden oben eine entzückende Aussicht jenseits hinüber, und dißeits auf die sonderbaren und großen Felsmassen, die hier schön mit Bäumen durchwebt sind. Unten schlängelt der Fluß durch das blumige Thal, in welchem die Mühlen und Schöpfräder klappern, und dicht unter einem gähnt der grauenvolle Abgrund. Die ganze Burg ist nicht groß, und der Hof, den sie einschließt, etwa 30 Fuß lang und breit. Das große Gebäude rechter Hand am Eingange gegen Norden, ist in einen Getreidebehälter verwandelt, das östliche und westliche steht meist leer, die Fenster sind mit Brettern vernagelt und die Zimmer verlassen. So fällt es wohl mit der Zeit zusammen. Der Brunnen auf dem Hofe ist von ungeheurer Tiefe, und ein stolzes Denkmal al-

ter Beharrlichkeit. Unten am Strom liegt eine Mühle, und seitwärts im Norden einige ärmliche Häuser den Berg hinan.

Rabenstein.

Ich ging von Rabeneck grade über den flachen Rücken des Gebirgs, und kam nach einem halben Stündchen zu seinem Bruder dem Rabenstein, der in einer kahlen Gegend liegt, wo hie und da oben an den Burghöhen ein kümmerlicher Tannen- und Buchenstrauch hinankreucht, und auf den Feldern streifenweise das Korn oft besser steht, als man es hier erwarten sollte. Aber rund umher schallen von grotesken und wundersamen Gestalten, sind größere und kleinere einzelne Kalksteinmassen hingeworfen, welche die Gegend milder und rauher machen, als sie an sich schon ist. Auf so einem einzelnen Kalkstein, etwa 150 Fuß hoch über dem Bach, der unten durch die Wiesen fließt, ist mächtig das alte Schloß gegründet, und hängt steil über seinen Felsen, als wollte es zu dem staunenden Wanderer herabkommen. Diese großen Steinmassen haben tiefe und weite Höhlungen, Gewölbe und Spalten. In einer derselben gegen Süden hatten in diesem Kriege der oben wohnende Pächter und andre Leute ihre besten Sachen verpackt. Seiner Lage nach muß dieses alte Schloß äußerst fest gewesen seyn. Jetzt liegt die Feste in Trümmern, nur der vordere nicht feste Theil, ein runder Thurm

chen mit Zimmern, und der Flügel des westlichen Eingangs steht noch da. Man geht über eine Brücke, die mit mehrern gemauerten Bogen über einen nicht tiefen Wallgraben führt, eine elende hölzerne, die vordern aus anderen Stücke gebaut war; denn über der Thüre sieht man noch die Rolle, woran sie aufgetrizt ward. Da prangt auch das alte Familienwappen der Rabenstein mit der Inschrift: Daniel von und zum Rabenstein und Margaretha von Kerpen. In diesem vordern Gebäude sind mehrere Zimmer, zum Theil modernisirt, zum Theil im alten Geschmack mit Jagd- und Kriegsstücken Decken und Wände bemahlt. Nur nach hinten hin läßt man es auch verfallen, und da hat sich ein Weber eingenistet, der mich weiter um- und einführte. Diesem Gebäude zur linken Seite, am Eingange gegen Norden, ist eine Art von Hof, dessen umgebende Mauern schon zusammengebröckelt und die Zimmer eingefallen sind. Bloß ein alter hoher Thurm steht noch drinnen, mit gewaltigem Gemäuer hoch über die ganze Burg emporragend. Aus diesem ersten, wahrscheinlich erst vor einigen Jahrhunderten erbauten, Gebäude geht man weiter durch einen gewölbten und vorn eingefallnen Gang in die zweyte Abtheilung. Aus dem zweyten Stock führte noch ein zweyter Eingang über diesem gewölbten hinein, wie man an den hohen und weiten Pforten

sieht, die mit offnen Schlünden noch da stehen. Diese zweyte Abtheilung war nun die eigentliche alte Burg der Väter, und die Burgfeste, die unbezwinglich gewesen seyn muß; denn sie liegt durchaus auf Felsen, welche schroff und schichtweise ins Thal hinablaufen, und die man doch gegen die Südseite unten noch mit Mauern eingefaßt hatte. Diese alte Burg hatte drey Abtheilungen, so denn ten die Trümmer, die noch traurend da stehen und die alte Herrlichkeit predigen. Bloß der kleine runde Eckthurm, auf der äußersten östlichen Spitze über dem Bache, steht noch ganz da. In einer der Abtheilungen hatte der Weber sich aus dem Schutt heraus ein Gärtchen gewählt, wo Salat, Mören und Bohnen lustig wuchsen. Er zeigte mir mit wunderbarer Miene verbrannte Weizen und Rockenkörner, und sagte: diese haben hier so seit dem Schwedenkriege gelegen, da haben die Wälschen sel, der die Burg zerstört, damit die Schweden sich nicht drein festsetzten. Zugleich erzählte er, vor ihm habe lange niemand drinnen hausen wollen, weil zu Nacht ein Rittersmann mit blutigem Schwerte und gefällter Lanze umgehen solle; er aber habe bis jetzt noch keinen gesehen. Vor dem ersten Gebäude an der Brücke nach der Westseite liegt viel altes Gemäuer; da sind wahrscheinlich Ställe und Wohnungen für Rosse und Knappen gewesen; wie oben hinauf nach dem Pachtgehöft hin die

Ruinen der Gartenmauer noch in vollem Reize zu sehen sind. Unten in dem öden Thale der Ostseite, der alten Trümmer gegen über, ist jenseit des Baches am Anberge eine Höhle, etwa drey Mannslängen, in den Berg hinein und geräumig und eben. Diese wird das Kühlloch genannt, wahrscheinlich, weil bey großer Hitze und Ungewittern Menschen und Heerden sich hineinflüchten. Weiterhin unter einer kleinen Kapelle, die einer evangelischen Gemeine jenseits gehört, ist eine zweyte solche Höhle, das Schneideloch, die auch sonst eben nichts außerordentliches hat, wenn man die andern Naturwunder gesehen hat, woran die Wisend so reich ist.

Von hier ging ich über das kahle Gebirg fort und machte auf einer schönen Höhe vor Wäschenfeld Halt, um mich noch einmal an Erinnerungen und wollüstigen Anschauungen dieser herrlichen Natur zu weiden. Gewitterwolken stiegen am Himmel auf, bald warnten mich einige Regentropfen, ich sprang schnell auf, traf unten einen freundlichen Benediktiner, mit welchem ich mich in das Städtchen hineinschwatzte, und so kam ich ins Quartier zu einem artigen Mann, Namens Förster, an den der alte Wunder mich empfohlen hatte. Da war volle Gesellschaft, besonders die Honoratioren des Oertchens, die nach Landessitte gegen Abend gewöhnlich einige Stunden in der Schenke versitzen. Ich mußte ihnen von meinen Hyperboreern erzäh-

len. Sie prahlten, wie die Jourdanschen Franzosen auf dem Rückzug hier herum gewürgt wären; auch waren alle Wände verziert mit saubern Kupferstichen, wo Tyroler und Kroaten und Rothmäntler so einige Republikaner kalt machen; einfältige Reimlein forderten zum Patriotismus und recht katholischen Glauben auf, der darin bestehe, die Welt von diesen Teufelskindern zu säubern. So ward der Schlaf sanft herbey geführt, und selbst einige Wanzen ließen mich bis 6 Uhr des Morgens schnarchen.

Wäschenfeld.

Dieses bambergische Städtchen Wäschenfeld liegt an der Wisend in einem tiefen und engen Thale, und man ist fast schon in den Thoren, ehe man es sieht. Die rauhe und wilde Gegend umher sieht wie eine Nachgeburt des alten Chaos und Erebus aus, in so mancherley Gruppen und Klumpen sind die grauen Kalksteine hingeworfen, ohne alle Verhüllung und Bekleidung ihrer traurigen Nakktheit. Weiter hinauf nach Lankendorf sind diese Steine am höchsten und grauenvollsten. Das Städtchen ist schmutzig und unliedlich, und sehr klein, obgleich es eine stattliche Kirche und zwey Kapellen hat. Oben liegt ein Schloß, nach Art des Rabensteins, schroff auf Kalksteinen gegründet, aber bey weitem nicht so hoch, als jenes. Es ist alles

noch wohlerhalten, aber zu sehr modernisirt. Ohnweit davon steht ein schlankes Thürmchen auf einem einzelnen Felsstück, den man weit hersehen kann. Ich fragte meinen Führer, ob er nicht unterhalten und bestiegen werde? O, sagte er, der bedarf keiner Unterhaltung; der steht so in Ewigkeit und von Ewigkeit her. Ich lächelte und freute mich über die unbewußte Weisheit und ging mit ihm aus dem Städtchen wieder des Weges nach dem Rabenstein und dann nördlich bergan, um die berühmte

Förstershöhle

zu besehen. Sie ist vor 20 und etlichen Jahren wieder gefunden, und von Einzelnen mit Seilen befahren worden. Doch erst seit vier, fünf Jahren hat sie der Gastwirth Förster in Wäschenfeld mit Leitern und Stufen versehen, sie fahrbar gemacht und ihr seinen Namen gegeben. Sie liegt auf halben Wege, zwischen Wäschenfeld und Rabenstein, in einem kahlen Berge über dem bambergischen Dorfe Zeilbach. Die Tiefe mag 85 bis 90 Schuh betragen. Sie ist von allen Höhlen, die ich in diesem schönen Bezirk einiger Meilen gesehen habe, fast die merkwürdigste, so groß, so ungeheuer und so fremdartig sind die Formen, die sie dem erstaunten Auge bey jedem Schritte darbietet; so abentheuerlich und zugleich so reitzend die Bildungen aus dem

Tropfstein, die man wie Gestalten aus einer fremden Welt angafft. Nach allen Seiten sind Decken mit kühner und fester Hand gewölbt. Höhlen laufen nach den verschiedensten Richtungen, wohin man sich nur wenden kann, fort, einige tief hinab andre hoch hinauf, welche noch kein Fuß betreten hat, und vielleicht nie betreten wird. Wasser tröpfelt herunter, rieselt die Wände nieder, füllt kleine Becken, rauscht in Bächen und schafft neue Wunder für die Enkel, die nach solchen Dingen fragen werden. Der Tropfstein bildet hier alles in weißen Formen, da er in den Höhlen um Muggendorf alles gelb oder auch schwarzgrau abbildet. Was nur die schaffende Fantasie zu denken und zu dichten wagt, und kaum wagt, das kann man hier erblicken. Massen und Gestalten, die, im Dämmerlichte gesehen, wieder tausend andre aus der Hirnschale hervorschlagen, und worin jeder diese oder jene Aehnlichkeit mit wirklichen Gegenständen wiederfindet. So klomm ich mit meinem Führer durch diese grausenvollen Schlünde und Klüfte, jeder ein kleines Lichtlein in der Hand, und er eine große Stange mit vier Kerzen umsteckt, mit denen er wie mit einem Kronleuchter die düstern und hohen Gewölbe erhellte. O dieß war eine Morgenandacht, wie ich sie täglich haben möchte! Ich hatte gestern viel Liebliches und Furchtbares gesehen, hier sah ich alles nur grauenvoll und gräßlich; so weit die

Spalten, so tief und hoch gerissen die kleinen und grossen Höhlen an allen Seiten, deren einigen wir nachkrochen, so weit wir ohne Gefahr konnten; so rauh und zackigt die grauen und braunen Gewölbe, hie und da schimmernd mit den weißen Tropfsteinformen, und von den träufelnden und erhärtenden Tropfen funkelnd, wie ein düsterer Himmel mit seinen freundlichen Sternen. Der Weg der Hauptshöhle geht steil und glatt hinauf; aber Förster hat Stufen eingehauen, und diese mit Bretchen ausgesetzt; denn nur einige Finger dick fand er die Glasur des Tropfsteins und dann eine Art lettiger Erde. Die schönen Zapfen und Orgelpfeifen, die der Tropfstein hier gebildet hat, haben hie und da durch Frevlers Hände Verstümmelung erlitten. Förster behauptet, es sey einmal in einer Nacht mit Aexten geschehen, und er argwohnt auf den alten Wunder und seine Söhne, die für ihre Höhlen Abbruch gefürchtet hätten. Unten lagen Gebeine von zwey Gerippen, die er hier fand, als er zuerst hinabstieg. Der eine Schädel hatte viele Hiebe gehabt, die aber wieder zugewachsen waren. Alt sind die Gebeine offenbar nicht. Vielleicht sind es preußische Freybeuter aus dem siebenjährigen Kriege, die hier in den bischöflichen Ländern böse hausten, und derer vielleicht bey Gelegenheit, so in der Heimlichkeit, mancher abgewürgt ist. Mein Wunder, der bey mir sitzt, erzählt mir

eben, nicht ohne eine kleine Verabscheuung: die Bamberger haben anderthalb Stunden von hier 5 Franzosen in eine Höhle hinabgeworfen, und man habe einige mehrere Tage noch wimmern hören. Ich hätte heute auch leicht so einen französischen Sprung thun können, indessen blieb es bey der Probe. Als ich in einer Seitenhöhle, um ein wunderschönes Gewölbe zu beschauen, eine Leiter hinaufstieg, schlug diese um, und ich machte einen fliegenden Rücksprung, und bekam erst einen derben Hieb auf den Kopf; dann ging es abwärts immer hinunter, und schon empfahl ich meine Seele den Berggeistern, als ich einen Zapfen faßte, schon über einer Spalte hängend, die mich leicht hätte verschlucken, und dann an allen Ribben zerschlagen können. Ich faßte an meinem Kopf, nicht wie der Campische Robinson, um zu sehen, ob ich noch lebe, sondern weil mein Hut tief über die Augen geschlagen war. An meinen Händen und Knöcheln fand ich mich etwas geschunden, als ich anfing mich nach der ersten Betäubung zu erholen. Doch ließ ich, um meinen bebenden Führer nicht noch zitternder zu machen, mir nichts merken, sondern kletterte mit ihm fort durch alle Ecken und Spalten, so weit wir beyde konnten, und so ging es die erste Leiter hinauf. Bey'm Anfang der zweyten, die etwa 20 Fuß tief hinabgeht, ist zur Linken der Aufsteigenden eine enge, sehr schöne Seitenhöhle.

In diese kletterte ich noch um ein 20 Fuß tief mit meinem Führer auf allen vieren und auf den Bauch hinein, so daß wir oft in einer Klemme waren, weder rück-, noch vorwärts zu können; aber auch hier entschädigten uns die herrlichsten Stalaktiten, wovon noch keine Menschenhände was verdorben hatten. Diese Höhle läuft noch viel tiefer fort, aber ihre scheußliche Enge schreckt ab, weiter die gefährliche Fahrt hinabzuwagen. Noch war keiner mit dem Führer so weit gewesen, als ich.

Ich machte mich nun wieder auf den Rückweg und wanderte von Wäschenfeld im Thale längst der Wisend, wieder auf Rabeneck zu. Diese viertelstündige Wanderung ist in einer ganz andern Natur, als von Rabeneck nach der Riesenburg. Kahle Felstrümmer, wie sie der Zufall wunderbar unter einander geworfen hat, ragen an den Bergwänden vor in wachsartig Gestalten. Kein Busch, kein Strauch, kein Grün erhellt die gräßliche Trauer dieser Gegend. Selbst die Wiesen sind hier steinigt und uneben, und die zürnende Wiesend macht tausend mäandrische Krümmungen. Es ist einem, als wandle man unter den Trümmern einer untergegangenen Welt. Und gewiß eine alte Welt mußte untergehen, um alle diese Naturwunder so sonderbar zu versammeln. Ich schlenderte nun fröhlich meiner Nase nach, Rabeneck vorbey, lagerte mich ein Stündchen auf dem Riesenthrone, sonnte mich

auf dem Quarkenschloß, erfah mich die Wonne selig vom Adelstein in dieser himmlischen Natur, und ging dann zu Muggendorf hinab in das stille Hüttchen des alten Wunders, der mir seine Kreuzer, Versteinerungen, Zoolithen, kurz alle seine Herrlichkeiten gezeigt hat, die er nicht wie ein Narr auskramt, sondern wie ein Weiser versteht. O es ist wahr, nicht Bücher, nicht alle Zierereyen der Welt, was man Lebensart, Anstand, und der Teufel weiß, wie sonst noch, nennt: nicht dieß macht den Menschen; sondern die lebendige Welt, worin sein Gemüth ihn hineinzieht, und die übersinnliche Welt, die in diesem Gemüthe selbst sich entwickelt, wenn es im Sturm des Lebens Zeit hat, sich selbst je bewußt zu werden. Köstliche Stunden habe ich diesen Abend mit dem Alten verlebt. O ein menschliches Herz und eine menschliche Sprache findet alles offen, was noch nicht ganz verdorben ist. Der Alte sprach mit mir nicht im Ton eines Halbwissens, sondern eines aufmerksamen und bescheidnen Belauschers der Natur: Entzückt riß ich ihn endlich mit in meine Schenke, wo freylich nicht viel für den Schnabel war. Doch erfreute das Bamberger Bier unsre Herzen. Ein kleiner Rausch machte den Rausch seines Herzens nur noch flatternder und liebenswürdiger, und er fing in Begeisterung an mir die Güte und Größe der Vorsehung aus der Natur zu predigen; aus

ihrer Schönheit; aus der Anmuth des Lebens; aus der Thätigkeit und Strebsamkeit des Menschenthiers — und dies alles auf eine rührende und treffliche Weise. Ich bin 73 Jahre alt, sprach er, bin arm, und doch ist mir das Leben schön. Langeweile habe ich nicht. Gehe ich so hinaus und finde ein Kraut, das ich noch so nicht kannte, ein *Insekt*, einen Wurm, den ich sonst nicht sah, lese ein seltnes Steinchen, ein Petrefakt auf, betrachte eine Holzart, sehe einen raren Vogel, oder ein Vogelnest, und denke dann so, wie dieß alles gut und schön ist und seinen Nutzen hat, wer es nur so wüßte und verstünde; da dünkt mich oft, ich sey zu früh alt geworden. Meine Beine wollen nicht mehr so mit, als mein Muth drinnen wohl fortstrebt. Abends und Morgens ist Großes und Gutes um mich, in den Höhlen wie auf den Bergen, unter Bäumen und Felsen — Sanft nickte er ein und seine weißen Haare flossen über den Tisch. O wenn du auf immer um dein Haupt neigst, mögest du dann als eine der duftigsten Blumen im Gebirg stehen auf deinen Lieblingspfaden, oder als ein wohlthätiger Geist um den einsamen Enkel hinsäuseln, der die Natur bewundert und sucht, wie du.

Den 28. Jun., geschrieben im Kellergewölbe der alten Burg Neideck.

Mein alter Freund kam um halb 7 Uhr; und wir verzehrten in guter Ruhe unser Frühstück. Dann bezahlte ich eine impertinente Zeche und so trollten wir uns. Es regnete, wir indessen wanderten rüstig fort über Berg und Thal, zuerst über die Kuppe. Hinter dieser Kuppe liegen auf ebenem Berggefilde kleine Hügel. Diese und die Gegend umher nennt man das Heidenlager. Eine gute Viertelstunde weiter nach Norden dehnt sich eine Anhöhe fort, die der Hundsrück heißt. Hier standen, geht die Sage, die Heiden (alten Germanen) und Hunnen in Schlacht gegen einander, und die Hunnen gewannen das Treffen. Von hier liefen wir durch schmutzige Holzwege, um nach dem langen Thale zu gelangen, wo heute unsre Herzen Andacht halten sollten. Endlich um halb 9 riefen: Wir sind gleich da! Große Steine hie und da aus den Bäumen hervorragend, kündigten Größeres an, was wir sehen sollten. Wir standen vor dem Eingang des Brunnensteins.

Der Bronnenstein.

Man geht in eine hohe und weite Höhle mit erhabenen und wunderbar gestalteten Gewölben und Aufrissen am Eingange. Zwey wilde Tauben kollerten oben aus den Ritzen heraus. So stand ich

bebend

bebend da, ein Lichtlein in der Hand und leuchtete herum. Meine naſſen Füße, meine triefenden Haare, mein ſchlappender Wams, alles, alles war vergeſſen. Ich war jetzt nur ein Menſch.

Von Stalaktiten giebt es hier wenige Anſätze, aber gewaltige Decken und Höhlungen, die doch nicht tief eingehen. Endlich war der Alte fertig und rief: mir nach! Wir mußten uns auf den Bauch werfen und ein 30, 40 Fuß auf Händen und Füßen kriechen, und uns mitunter herzlich beugen, ehe wir zu dem Brunnen kamen. Hier konnten wir uns etwas aufrichten. Dieſer Brunnen iſt ein rundes nicht tiefes Becken, welches immer kühles und klares Waſſer hat, woraus zur Aerndtezeit die Schnitter zuweilen ſchöpfen gehen. Er giebt der Höhle den Namen. Unſre Rückfahrt, die etwas bergab ging, war noch viel mühſeliger und ſchmutziger, und wir ſahen beyde aus, wie ein Paar, das man durch eine Miſtpfütze gekehrt hat. So ging es ins Gebüſch hinaus, und gleich linker Hand über bemooſte Steinhaufen und durch verwachſenes Geſtripp immer hinan, bis wir vor einer engen Spalte ſtanden. Da kletterten wir einige Ellen hoch hinan und dann hinein. Wir waren im Eingang der

Schönſteinhöhle.

Durch dieſen Eingang muß man ſich eine ziem-

liche Weite durchwinden, kriechen und klettern und sich fein drehen: sonst ist man in Gefahr, hängen, oder stecken zu bleiben. Gleich den Anfang macht ein niedriges Kriechloch rechts. Ein Zwey- und Dreyhundertpfünder verzagte bey diesem Anfang, und er thäte wohl; denn schwerlich käme er durch den andern Kampf. Heute und gestern und ehegestern habe ich zum ersten Mal mich meiner Kleinheit freuen können. Hat man sich einige Zeit auf Händen und Füßen und seitwärts, wie der Fuchs, durchgewickelt, so tritt man mit einem Male in eine weite und hohe Wölbung. Wir standen von der Herrlichkeit und dem Nachtlicht geblendet da. Aber als unsre Augen sich allmählig aufthaten und des Dunkels gewohnt wurden, welche Gestalten traten da aus der Nacht hervor! O dieß läßt sich nicht beschreiben, wie der Mensch dann da steht in seiner Kleinheit und Größe, beydes in gleichem Maße nach einander empfindend! Ich war wie in eine neue Welt hinabgestiegen, meine Sinne verwirrten sich, und das Lebendige in mir war in einem fremden und schmerzlichen Gefühle aufgelöst. So tappte ich umher und leuchtete an den Wänden und Gewölben und sah die große Bildnerin Natur auch in den Tiefen der Erde wirken und weben. Große Zacken und Spitzen, Meereswellen, zu Eis zerronnen, wie der Wind sie be-

wegte, Gewänder, Panzerhemder, Säulen und Thüren alles in großen Massen unter einander; eis niges vielleicht lange Jahrhunderte schon gebildet, andres noch jung und frisch, und an seinen erst gewordenen Spitzen gleich dem hellsten Krystall durchsichtig und klar. In dieser großen und tiefen Oeffnung steht beym Eintreten rechts eine Gebirgsmasse, die stuffenweise mit vielen kleinen Zacken, Bückeln und Erhöhungen hinanläuft, ganz aus dem Tropfstein gebildet und zu beyden Enden mit hohen Thürmen aus eben dieser Masse. Diesem hat man naiv den Namen Oelberg gegeben. Sicher stand ich mit größerm und heiligern Gefühl an seinem Fuße und auf seinem Gipfel, als ich auf dem bey Zion stehen würde. So ändern sich Zeiten und Wallfahrten. Zur linken Seite geht man durch eine enge Oeffnung in eine Seitenhöhle, die durch ihre Pfeiler merkwürdig ist, besonders durch die große Säule, die, vom Grunde bis an die Decke aufs schönste canelirt, einen bis anderthalb Fuß im Durchmesser, aufsteigt. Nach allen Richtungen ging es nun durch neue Höhlen immer auf und ab; wir freuten uns der immer wechselnden Schönheiten und Formen, der gehöhlten Becken voll des klarsten Wassers, ja selbst der Tropfen, die uns eiskalt auf Haupt und Nacken fielen. So wanderte ich auch diesen dritten Morgen beynahe

zwey Stunden unter der Erde herum, und trat dann gesättigt und gestärkt, und von Geistern des Himmels und der Erde umweht, mit meinem Alten den beschwerlichen Rückzug an. Diese Höhle, wie der Bronnenstein, liegt im Buchenwald im langen Thale, unweit Oberfellenberg und Streitberg diesseits der Wiesend.

Wunder brachte mich auf den Weg nach Streitberg und nahm Abschied. Nicht ohne Rührung sah ich ihn oft nach und flüchtete mich dann unter eine dicke Esche vor einen fürchterlichen Regenschauer. Als der vorüber war, ging es nach Streitberg und seinen Marmorbrüchen, und dann wurden die Schlösser Streitberg und Neideck in hohen Augenschein genommen.

Doch ehe ich weiter gehe muß ich noch einer merkwürdigen und mehrerer unbedeutenden Höhlen erwähnen, die ich vergessen habe, mit den vorigen aufzuführen.

Die Zoolithenhöhle.

Diese merkwürdige Höhle liegt jenseits Muggendorf in den Mogersbergen. Sie hat eine tiefe Hinabfahrt, welche man in zwey Abstuffungen auf zwey hohen Leitern hinabsteigt. In dieser Rücksicht, wie in Rücksicht ihres Innern, hat sie mit der Förstershöhle fast alles gemein, nur nicht die weißen Stalaktiten; denn die ihrigen sind gelblich.

Wie jene läuft sie sehr weit in den Berg hinein, mit mehrern Nebenhöhlungen und Spalten, die an große Umwälzungen erinnern. Mehr noch, als diese, erinnern daran die versteinerten Gerippe und Knochen, die man hier findet, und die einem fast glauben machen, auf diesen Gebirgen haben in der Urzeit Wallfische und Robben gespielt, Löwen und Seebären ihren Raub gefunden. Die Höhle hat von diesen untergegangenen und Gott weiß, durch welche Revolution, hier begrabenen Körpern einen sehr unangenehmen Geruch, der an Kerker und Todesgrüfte erinnert. Man hat viele Gebeine herausgewühlt und findet deren noch immer, wenn man darnach gräbt. Ich habe bey dem alten Wunder solche Gerippe und Schädel und Knochen gesehen, die offenbar von keinem Landthiere sind, wie wir sie kennen. Alle diese sind mehr, oder weniger inkrustirt und mit Steinmassen umgeben, zum Theil auch krystallisirt. Unter andern hat er eine Ober- und Unterkinnlade mit gewaltigen Zähnen, die noch glatt und unversehrt sind. In dem einen war der große Hauer des Seeungeheuers noch ganz deutlich, obgleich vorne abgebrochen und abgestumpft. Wie kommen diese hieher, und so tief? Wurden sie vielleicht von einem Meeresstrudel, woraus die Berge unter den Wassern sich bildeten, zusammengeschluckt und in diese Gebirgsmasse mit eingeribbt? Es ist wunderbar und unbegreiflich.

Muscheln und Seeschnecken findet man freylich auf allen diesen Bergen versteint und in allerley Steinmassen eingeformt. Ist der größte Wallfisch der allmächtigen Natur mehr, als ein Kies und Sand, die sie mit in ein andres Leben verknetet? — Die Rogershöhle, eine Nachbarin von dieser, soll äußerst schlüpfrig und gefährlich zu besteigen seyn; deswegen hatte der Alte keine Lust, mit mir hinein zu fahren, weil er seinen schwachen Beinen dort nicht mehr recht traut.

Noch ein Paar Höhlen, die neben den andern eine weitläuftige Beschreibung nicht verdienen, sind 1) die Ludwigshöhle, im langen Thale, nicht weit von der Schönsteinhöhle, in welcher man viel Mondmilch findet, 2) die Wundershöle, nicht weit von denen im hohlen Berg. Sie ist ein kleinerer Abdruck der Rosenmüllers- und Schönsteinhöhle, und soll den Namen des alten fleißigen Naturlieblings unsterblich erhalten.

Schloß Streitberg.

Liegt dicht über der Straße von Baireuth nach Erlangen vor Streitberg, auf hohem Felsengestein, und hängt schroff und dräuend hinüber, zum Theil mit seinen Trümmern, zum Theil mit erhaltenen, über modernisirten und in Kornböden, Heuböden und Haushaltungen verwandelten Gebäuden. Der Eingang und die schwache Seite dieses alten Schlosses ist nach Norden. Hier laufen große Mauern

am Wallgraben her, die nicht mehr da sind, andre stehen gegen Nordost, aber zertrümmert. Der nördliche Thurm ist fast ganz zerfallen, der östliche steht zum Theil und mit gewaltigem Gemäuer, daß einem Grausen und Entsetzen ankommen mag. Hier gegen Norden liegen an der Mauer rechts am Eingange hohe Trümmer mit starken Kellergewölben, über die noch drey Wölbungen hinaufsteigen, ehe diese Trümmer der Höhe des innern Hofraums gleich kommen. Man kann alle noch mit ihren Treppen besteigen; eine vernagelte Thüre in den höchsten Gemächern trennt sie von diesem Hofplatz. Ueber dem Eingang steht noch wohlerhalten das alte Wappen. Dann hat man zur Linken ein bewohntes Gebäude und geht durch eine Seitenpforte (die Alten hatten ihre Pfosten fast immer, wie die Elstern) in den innersten Hofraum, der sich hoch auf Felsen erhebt und mit den äußern Mauern eben, zum Theil höher liegt. Hier ist gegen Norden ein Seitenflügel zum Kornboden umgeschaffen, gegen Westen hängen über einander Thürme und Mauern, die auf ungeheuren Felsenzacken gegründet waren, welche viel zerrissener und schroffer da stehen, als die Rabensteiner. Sie sind unten fast alle gewölbt, so wie die im Mittelraum, und zum Theil mit hohem Gemäuer noch fester übergewölbt und an einander gebunden. Man bekömmt Lust zu fliegen, so wie man hinabschaut.

Einige stehen als Verkäufer dieser unten mit rauher Stirne einzeln da, und der eine hat so einen grauen Nachbar grade sich gegenüber. So schauen sie sich, wie Riesen der Nacht, drauend zu, winken, wer den ersten Sprung in die Tiefe thun will. Von ferne scheint es, sie schweben in der Luft, so hängen sie ins Thal über. In Süden steht noch ein hohes Seitengebäude ganz abschüssig auf Felsen, grade über dem Städtchen, auch dieses ist zu einem Kornmagazin geworden; weiter nach Osten sind prächtige Trümmer mit gewaltigen unterirdischen Gewölben. So steht dieß alte Schloß seinen Nachbarruinen auf dem Neidecker im Osten gegenüber, dem Wandrer ein lehrreiches Denkmal alles Menschlichen und eine große Erinnerung an die Tage und Sitten der Väter. Nur unten fühlt man die Größe solcher Gegenstände, oben schwächt die Lithotomie der einzelnen Theile den Eindruck des Ganzen. Im westlichen Thale muß man stehen unter den gespaltenen Felsen und den überhängenden Trümmern. Das, wohin man aufsieht, ist immer größer, als das, von dem und auf welches man hinabschaut. — Gleich hier hinter dem Schlosse giebt es Brüche von schönen gelblichten, geäderten Marmor.

Der Wind saußt hier fürchterlich und schlägt den Regen gegen die Wände. So muß die Natur über die Trümmer trauren, wenn der Mensch es

fühlen soll, daß er unter ihnen umhergeht. Ich will hinaus und dann beschreiben die Ruinen von

Neideck,

die schönsten Trümmer einer Burg, die ich bis jetzt auf teutschem Boden sah, obgleich mir bey den stattlichen Thürmen und Mauern der Bergfeste der Wallenrodt über Berneck eben so zu Muthe war. Sie sollen auch, auf mein Ehrenwort gelob' ich es, die ermüdenden Beschreibungen des todten und der tödtenden Gefühle beendigen; doch werd' ich mich bey ihnen zuletzt noch ein wenig zusammennehmen, und sie ausführlicher darstellen, weil in ihnen mehr als hundert Elegieen in Keim für die künftigen Matthissone liegen. Eine gute Stunde bin ich zum zweyten Male herumgegangen und habe alles durchgeklettert. Der Wind weht noch rauh und kalt, wie über Morrens Haide; diese Nacht müssen sich die Väter über Wolken niederbeugen. Die Sonne blickt freundlich durch düstres Gewölk und bestrahlt den Adelstein und das Quarkenschloß von ferne. Ich sitze unter einem Flieder, der mich mit altem Gemäuer schützt; der halbe Klotz eines alten Heiligen vielleicht, dient meinem Papier zum Tische. So muß sich was schreiben lassen, oder nie. Diese Ruinen des alten Schlosses Neideck sind die größten und romantischsten, so ich gesehen habe. Tausend Schlösser mögen höher und lieblicher und weitaussehender gelegen haben, wenige sicher so

fest und so stattlich, als dieses, bis das Pulver die Schlössen und Ritter niederwarf. Der Neideck neigt sich ohngefähr 150 Fuß mälig hinab; so läuft er in einem schmalen Rücken von Südwesten nach Nordosten fort und schließt diese seine letzte Kraft in furchtbare Felsen ein. Auf dieser Nordostseite des Berges ersah ein Ritter einen Platz für sich, und gründete eine mächtige Burg. Sie war von der ersten Abtheilung bis zum Ende mit allen Einfassungen ohngefähr 300 Schritte lang und mehr und weniger von 140 zu 70 Schritten breit. Jetzt sind die Ruinen mit Hafer und Erbsen besäet; die Gruben mit Maßholder, Eichen, Buchen, Epheu, Espen, Haseln und Lindensträuchen durchwachsen; die Thürme und Mauern oben mit Tannen und Quitzen und innen mit Flieder, Dornen, Schöllkraut, Frauenhaar, Mauerpfeffer und Wanzenstorchschnabel durchsponnen. So liegen diese grauen Ruinen noch herrlich in der Verwesung und Zertrümmerung da. Den ersten Raum faßt vorne eine Mauer ein, die fast ganz darnieder liegt und zu der man durch einen Graben hinan steigt. Um der südwestlichen Seite läuft diese so fort, an der östlichen hat die Natur aus Felsen eine gebauet, die fast unersteiglich ist, wodurch ich kaum, und nicht ohne Gefahr, zurückzustürzen, hinaufkletterte. In der Mitte dieser Vorderabtheilung ist ein tiefes Loch nach der Ostseite aus natürlichen Stein gebil-

det; die Fläche trägt elenden Hafer. Offenbar war dies nur eine Einfassung um des Ganzen willen, so mächtig auch die Trümmer der Mauern noch scheinen; denn im Ganzen war dieser Vorsprung wenig fest. Der Raum, den er einfaßt, ist bis an die Mauer des zweyten Theils an 130 Schritt lang. Vor dieser zweyten Mauer nun ist ein tiefer Graben und ihre beyden Enden im Osten und Süden stoßen an zwey Thürme, die eine Mauer von 6 bis 7 Ellen Dicke haben, und selbst zerfallen noch eine hohe Idee erregen. Der im Süden war bey weitem der stärkere, so wie die Seite die schwächere. Die Mauer ist ganz eingestürzt. Hier nun ging die Feste recht an, und an der Südwestseite war eine gewaltige Mauer aufgethürmt; an der Ostseite hat die Natur wieder gemauert. Man hat vom Eingang bis zum Wallgraben der Burg 70 Schritt. Dieser Graben ist tief und steil und trotz alles Schuttes muß man behutsam hinabrutschen. Beyde Enden schließen starke Mauern ein, die östliche steht noch ganz. Der Graben muß zum Theil ein Werk der Natur seyn; denn schwerlich hätte man östlich die Felsen weggebrochen und weggesprengt und dafür künstlich gemauert; da sonst die Ostseite allenthalben ungeheure Felsen gethürmt hat. Ueber diesen Graben lief hoch in der Luft schwebend eine Brücke zu einem Thurme, und so erst kam man noch durch zwey Pforten in den Hof der

Burg. Noch stehen die Trümmer von zwey Mauern, die an der Süd- und Westseite um die Burg liefen, und diesen tiefen Graben unter sich hatten, und an beyden Ecken wieder durch Thürme, von welchen nur noch schwache Spuren sind, geschlossen wurden. Hoch hinauf, fast über diese hinaus, auf dem Gipfel und der Spitze des Bergrückens, ganz auf Felsen gemauert, stand dann die eigentliche Burg mit ihren Kammern und Gemächern stolz und hochprangend über den Ufern der Wisend, in dem Norden hineinschauend. Jetzt liegt alles in Schutt und Aschen; nur ein herrliches Denkmal steht noch auf der äußersten Spitze, ein großes Viereck, an der Westseite noch vier, an den andern drey Fenster hoch; aber seine Rippen haben keine Haltung mehr, denn immer mehrere der großen Steine, die sie einfassen, fallen aus, und die kleinen gemörtelten wittert die Luft und spühlt Regen und Hagel leicht weg. An die Westseite lehnt sich noch eine Mauer mit einem Thore, der letzte traurige Nachgelassene seiner Nachbarn. Diese stattliche Trümmer steht nach allen Seiten auf gähen Felsen. Schöner und schrecklicher gespalten, als die der Nordseite, habe ich keine gesehen, so grausend und klaffend springen sie thalab. Wohl stehen nun die Ruinen zu ihnen. Tief unter ihnen rauscht der Strom vorbey und gegenüber antworten ihre grauen Brüder. Gegen Osten sieht man den Wassern des

Stroms nach bis nach Muggendorf; fernherüber ragt die Spitze des Adelsteins und des Quarkenschlosses; und im Süden und Norden schimmern die Waldberge mit ihren Felsen. Im Westen das stattliche Streitberg und rund umher weiter, oder näher die unvergänglichen Burgen der Natur. Von der Nordseite unten sieht man diese Trümmer in ihrer ganzen Größe und Herrlichkeit, und einem schwindelt bey dem Anblick der ewigen Pfeiler, worauf die Vergänglichkeit nistete. Lebt wohl, stolze Ruinen! ich sehe euch nicht wieder.

Die Berggegend.

Man sieht in dieser ganzen Berggegend, von Sans Pareil bis einige Stunden hinter Streitberg auf der bayreuthischen Straße hinaus, wenig Schwarzholz. Das meiste sind Buchen und Buchenunterholz, wenige Eichen, Linden, Weißahorn, Maßholder und Haseln und anderes Strauchholz. Der Boden ist fast durchgehends lettig und leimig, und trägt hie und da, selbst auf den steinbesäeten Bergen ganz gutes Getreide. Allenthalben sieht man dieses mit Kartoffeln und Kohl durchmischt; auch hie und da mit Hanf und Flachs, den man eben erst gesäet hat, alles mit den engen, zwey Fußbreiten Rücken, wie man sie so häufig in Franken auf den Feldern sieht. Sonderbar, daß man selbst in Einer Gegend so ungleich säet. Man sieht

Gerste in den Aehren und Flachs in der Blüthe, und hat dabey dieselbe Gattung einige Zoll hoch. Eben so ist es in den Thälern, wo man schon häufiger Obstbäume aller Art in den Feldern und um die Dörfer antrifft, als vorher. Alles verräth im Durchschnitt einen fleißigen Anbau und wird bey den kleinen Ackerabtheilungen auch zum Theil mit Hacke und Spaten bearbeitet. Unten im Thale sind nun die Wiesen. Auch dieser nimmt man sehr fleißig und sorgfältig wahr, und sucht sie bey dürrer Zeit durch fleißiges Wässern fetter und üppiger zu machen. An allen Bächen und Strömen von Bedeutung sind große wasserschöpfende Maschinen, die dieses in Röhren und Rinnen gießen, welche es bis an die Anhöhen leiten, von wo es durch kleine Seiten und Quergräben überall durch und über die Wiesen fließet. Auch benutzt man überall, wo an einer Anhöhe nur ein Quell, oder ein kleines fließendes Wasser ist, dieses durch Leitungen für die Wiesen, und so tragen diese denn auch ein Gras, wovon man kaum eine Vorstellung hat. Diese wasserschöpfenden Maschinen stöhnen oft fürchterlich und menschenähnlich, daß man ernstlich zusammenfahren kann, wenn man so einsam durch das verlassene und öde Bergthal wandelt, wo alles Traurige und Fürchterliche doppelt wirkt.

Bergbau ist in diesen Gegenden nicht, sondern weiter im Fichtelberge bey Kronach und Wunsiedel,

no Eisen und Kupfererz, auch weniges Silber erbeutet wird. Sandstein giebt es viel und hie und da Schiefer- und Marmorbrüche, und der bayreuthische gelbe und weiße Marmor gehört nicht zu den schlechtesten Arten. Die Wohnungen werden hier schon immer wieder besser. Man sieht weniger Schiefer und Schindeln, und mehr Stein- und Ziegeldächer. Die Menschen haben die alte deutsche Bauerntracht, braun, oder blau, mit weniger Veränderung der unsrigen; doch tragen sie meistens schwarze lederne Hosen ohne Knöpfe und Schnallen am Knie, spitze Hüthe, das Haupthaar kurz beschnitten und statt unsrer wollenen Mützen meist mit ledernen Käppchen bedeckt. So ist der kleine Bürger in seiner Art. Die Weiber sind meist wie die Thüringerinnen gekleidet, deren Kopfputz besonders von dem ihrer nördlichern Schwestern abweicht. Sie haben gewöhnlich keine Mütze auf dem Kopfe, die die Thüringeringen doch bey dem um die Stirn gebundenen Tuche noch tragen; sondern sie schlagen sich bloß ein Tuch künstlich um den Kopf, daß der eine Zipfel hinten und zwey an den Ohren niederhängen. Sonntäglich trägt fast alles diese Tücher schön weiß, sonst von allerley Farben. Die Hemden tragen die Männer auf dem Rücken offen, so daß sie die schönere Brust nicht zeigen; wie es die Weiber hierin halten, hab' ich nicht ausgeforscht. Statt des Schnürleibes tragen die

meiſten ein Leibchen, blank Knopf an Knopf — die Männer halten es eben ſo mit ihren Weſten — bis dicht an den Hals, und über der Bruſt zugeknöpft. Andre ſetzen noch den ekelhaften thüringiſchen Bruſtharniſch darüber, der oben wie eine Kontreſcarpe vorſpringt und eine Vertiefung macht, welche den Muthwillen grade zu Eingriffen einladet. Die Weiber ſind hier meiſt beſſer gebaut, als die Männer, die in der Regel zu dürr ſind, obgleich viele gewaltig dicke Beine, wie geſchwollene, haben. Pommerſche und mecklenburgiſche Körper können ſie freylich nicht haben, da ſie wenig Fleiſch und feſte Speiſen eſſen, ſondern mehr dünne Suppen, Salat mit Kartoffeln, oder zum Brode, Gurken und andre leichte Sachen; aber treffliches Bier trinken faſt alle und laſſen ſich nichts davon abgehen. Das Bier iſt hier in Franken ſchon wieder viel beſſer, als in Thüringen, aber dafür auch theurer. Brantwein wird auch mehr getrunken, als man denken ſollte, und Kaffee, wenigſtens eine Gauche, die ſo bereitet und benannt wird, ſelbſt von den Allerärmſten. Sonſt iſt der Franke meiſtens eine muntre, freye und zutrauliche Art, die mir immer beſſer, als der feine und eigennützige Sachſe gefällt, und als der grobe Thüringer, der nicht weniger die Beutel plündert. Sie knüpfen gleich menſchlich ein Geſpräch an, lauren nicht auf und deuten nicht gern ſchlimm. Eben ſo ſind die

Bam-

Bamberger, die sonst auf einen Ketzer doch noch ein wenig scheel sehen; aber dies ist bald vorüber, wenn man nur erst mit ihnen im Ton ist.

Auf den Bergen um Muggendorf und in den Felsen sind keine Adler, aber Reiger und Schuhus; kein Hamster, aber der Billing und der Siebenschläfer, den Wunder hier zu Schrebers Erstaunen gefunden hat: der meynte, er sey nur in Böhmen. Es giebt zwey Arten, den großen und den kleinen. Der große ist wild und wird schwerlich zahm; der kleine wird es leicht. Sie schlafen vom October bis in den May, sieben Monden lang, die vier Füße gegen einander, krumm zusammengerollt, die Ruthe über Kopf und Rücken geschlagen. Wenn man sie so findet und lange rüttelt und stößt, so kommen sie endlich in eine Art Leben zurück und wimmern kläglich, wie Kinder. Doch nicht leicht ertragen sie solche Erschütterungen, sondern sterben oft daran. Ihr Nest bauen sie aus Gras und Moos, in dessen Mitte sie eine Art von Pfeiler aufführen, um welche ihre drey, vier Jungen in der Runde herum liegen. Der Schuhu legt sein Nest auf kahlen Sand und Erde, ganz bloß zwischen den Felsen. Von Tauben giebt es nur die große Ringeltaube. Sonst sind hier die übrigen stein- und bergbewohnenden Thiere; Füchse, Marder, Iltisse, Wiesel. Wein wird in diesen Bergen nicht gebauet.

Den 25. Jun.

Der Weg von Streitberg bis Erlangen, den man 7 bis 8 Stunden rechnet, geht die ersten zwey Meilen immer an der Wisend durch ein schönes reiches Thal fort, wo Getreide und Wiesen üppig stehen. Dieses Thal dehnt sich, je weiter man geht, immer mehr aus, und die Berge zu den Seiten senken sich. Der Boden ist die ersten drittehalb Meilen so lehmich und fett, daß ich bey dem Regen von gestern und heute beynahe drinn stecken geblieben bin, und ihn gern etwas magrer gewünscht hätte. Allenthalben im Felde und an den Bergen sind die schönsten Fruchtbäume, und an den südwestlichen Bergen sieht man schon, fast bis nach Forchheim hin, Weinberge. Endlich, wie man näher nach Forchheim kömmt, werden die Berge Hügel, und im Süden über Forchheim hinaus sieht man ihrer gar nicht mehr. Schöne Dörfer und zuweilen stattliche Schlösser zeigen den Reichthum und die Fruchtbarkeit des Landes. Der Boden wird nun auch immer leichter und sandiger, aber doch ist er fruchtbar. Statt der Wisend bekömmt man nun die Rednitz, die immer in den Süden hinein auf Erlangen zufließt. Man findet hier herrliches Getreide, hie und da Hirsefelder und Tabackspflanzungen. Zwey Drittheile des Weges von Streitberg bis Erlangen geht es durch bambergisches Gebiet. Dies kündigen sogleich die vielen soge-

nannten Marterpfosten und Crucifixe an, die vor den Dörfern und auf allen Kreuzwegen stehen. Ich wünschte mir oft, bey einem zweifelhaften Wege lieber einen Wegweiser, als einen Deus crucifixus. Und doch dienten sie mir zuweilen so; denn auf meine Frage hörte ich mehr, als einmal: da wo der gekreuzigte Herrgott steht, geh er nur herum.

Mein Weg führte mich dicht die kleine hannöversche Festung Forchheim vorbey, die nicht weit vom Einfluß der Wisend in die Rednitz unter lauter Wiesen und Wassern liegt, und ich machte mich sogleich hinein. Am Städtchen ist nicht viel zu sehen. Die Franzosen haben sie sogleich eingenommen, und nachher mit den Kaiserlichen, die sich an die jenseitigen Berge gelehnt haben, in der schönen Ebene geschlagen. Bey dem bayreuthischen Städtchen Baiersdorf, westwärts an der Rednitz, liegt ein altes Schloß Namens Scharfeneck, welches man schon ferneher mit seinem Gerippe sieht. Es ist in einem großen Stil erbauet und seine hohen Mauern aus gehauenem blauen Stein stehen noch fast alle ganz da, und geben auf den stillen und grünen Wiesen am Strom einen schönen und wehmuthsvollen Eindruck. Offenbar war dieses Schloß nicht in dem Sinn, noch zu dem Gebrauch der alten Burgen aufgeführt, sondern zu einem Lustschloß alter Fürsten am einsamen Strome. Die Forchheimer sollen es in einem Kriege angegriffen und

so weit zerstört haben; nach andern ist es nie ganz vollendet und ausgebauet gewesen. Nun wird es schwerlich jemand wieder ausbauen.

Der Regen, der heute Nachmittag anfing, ließ mich nicht nach Erlangen kommen, sondern trieb mich in das Dorf Bubenreuth, eine kleine halbe Meile von Erlangen. Hier war ein Leben! Alles hallte und knallte von den klappernden Krügen, den ärger klappenden Sporen, und den, wo möglich, noch ärger hallenden Sprachen und Zungen. Es war Burschenwelt aus Erlangen da, und da ist es laut. Daß die Musik, eine wahre Klappermusik, auch noch drein orgelte, hätte ich bald vergessen, aber das versteht sich von selbst auf Dörfern, wo Burschen hausen. Mir war indessen diese Wirthschaft eben recht. So sieht man Menschen und ihr Treiben, und das ist doch endlich das Merkwürdigste, was einer sehen kann, dem die Natur nicht vier Füße, oder Federn gab. Die Herren waren übrigens ordentlich und bescheiden, so gewaltig auch der Eindruck ihrer Hüte auf mich war, die sie gleich Sturmhauben mit großen goldnen Sternen und Agraffen und Kordons trugen; dabey denn geflucht und die Haare kurz abgeschnitten und das Uebrige zum Theil auch nicht zum elegantesten. So ein Bursche ist ein abentheuerliches Thier in der Regel, aber auch das muß seyn. Viele Mädel gab es dort auch; denn wo das Aas ist, da sammeln

sch die Adler. Einige unter ihnen waren Honoratioren, von denen zwey ganz leidlich waren, das Uebrige war Plebs, aber auch dieser nicht grade Ausschuß. So ward denn von 5 Uhr Nachmittags bis Mitternacht, daß ich der Gesellschaft beywohnte, geschliffen und gewalzt, während der Himmel alle seine Schläuche zerrissen und alle Schleusen geöffnet hatte. Es ging hier übrigens auf gut Jezenisch her, obgleich die Mütter und Basen den Mädchen als Zuschauerinnen saßen. Die Tänzer faßten das lange Kleid der Tänzerinnen, damit es nicht schleppte und zertreten ward, weit hinauf, klemmten sie in dieser Verhüllung, die beyde Körper unter Eine Decke brachte, so dicht als möglich gegen sich, und so ging das Gedrehe in den manichfaltigsten Stellungen fort; die haltende Hand lag hart auf den Brüsten und machte mit jeder Bewegung kleine lüsterne Eindrücke; die Mädchen waren dabey wie Tolle und Hinfinkende anzusehen. Bey den Umwälzungen an der abgewandten Lichtseite gab es dabey keckere Eingriffe und Küsse, ländlich sittlich; so schlimm ist es nicht, wie es aussieht, ruft man: ich aber begreife nun sehr wohl, warum man hie und da im Schwaben- und Schweitzerlande den Walzer verboten hat. Für mich war dieser Narrentanz des Lebens indessen eine ganz lustige Unterhaltung; ich aß und trank

gut, und legte mich um 12 Uhr auf ein Sofa, worüber man mir ein Bett ausgespreitet hatte.

Von hier wanderte ich den folgenden Mittag unter den lieblichen nordöstlichen Hügeln hin, die näher heran traten, erst durch Tannengehölz, dann in einem anmuthigen Wege, südlich zur Rechten die Rednitz, zur Linken die nördlichen Hügel, mit Eichen und Linden, und tiefer hinten mit Tannen besetzt, und von kleinen Gärten in Terrassen abgetheilt, welche Obstbäume, Gemüse, Korn und theils anmuthige Häuschen trugen. So stand ich, ehe ich mir das träumte, vor dem freundlichen Erlangen, und nahm bald bey einem freundlichen Landsmann Quartier, um ein sechs bis sieben Tage drinnen zu bleiben.

Ich besah in den ersten vier Tagen in lustigen Spaziergängen die Gegenden um die Stadt, wohin die schöne und muntre Welt gewöhnlich wallfahrtet. Bruck, Bubenreuth noch einmal, Uttenreuth mit seinem Brunnen, Marglofstein und den schönen Kranz von Hügeln, wie er von da bis Erlangen fortläuft. Uttenreuth mit seinem Brunnen und der schöne nordwestliche Berg rücken über Erlangen sind liebliche Auszeichnungen in der weiten sandigen Ebne, der indessen Nikolai mit Unrecht ein: en patria tellus! zuruft; denn nirgends in der Mark sieht man solche Fruchtbarkeit. Uttenreuth liegt östlich unter Marglofstein in einer an-

muthigen Ebne. Der Brunnen ist mit Tannenwald und näher mit gepflanzten Pappeln eingefaßt, und hat vor sich einen murmelnden Bach und schöne Wiesen, und weiterhin Kornfeld und Gebirg in der Ferne. Es ist eine gar freundliche Gegend, und mich wundert nicht, daß die schönen Erlangerinnen sich oft dahin ergehen, ein Schälchen Kaffee schlürfen und dann mit ihren Herzensverwandten sich ins anmuthige Gebüsch vertiefen. Von hier liegt Marglofstein nördlich. Wir bestiegen gleich die Spitze des Schlosses, wo sich uns eine fröhliche Aussicht aufthat. Oestlich schimmern dunkle Berge und Neuberg mit seinen Thürmen, nördlich die Gebirge der Pfalz und Schloß Rothenstein; südlich liegt die Ebene von Erlangen mit der Stadt, den prächtigen Dörfern und dem blauen Faden der Rednitz in seinen üppigen Wiesen. Auf diesen Augen- und Seelenschmauß, glitt der Kern der schönen Jägerin desto glatter die Kehle hinunter. Von hier ging es auf das anmuthige Atlitz, das selbst ein schöner Garten in einem Garten zu liegen scheint. Hier wurden während eines zweystündigen Regens Kirschen gegessen, und so ging es immer den Berg entlang, wieder näher nach Erlangen. Das Wetter ward nach den Regen freundlich, die Abendsonne schimmerte durch die Bäume, und mahlte tausend Perlen auf Zweige und Blätter. So schlenderten wir fort bis zu des Edlen von Bürette

reizenden Atzelsberg. Dies freundliche Gütchen, oben auf dem schönsten Theil des Berges, ward uns schon lieb durch die wunderschöne Promenade dahin, die wechselnd die schönsten Aussichten zeigte; noch mehr entzückte es uns durch seine eigne Lage; denn sein Aeußeres entspricht nicht der schönen Natur umher. Wir setzten uns, mit Kern und Kirschen versehen, auf die westliche Mauer, und sahen weit in die reizende westliche Ebene hinab, die im Schimmer des Abends vor uns lag. Baiersdorf im Vorgrunde mit den Trümmern von Scharfeneck, weiter hinten Forchheim mit den Bergen im Hintergrunde, hie und da schimmerte die Rednitz blau durch die braunen und grünen Gefilde. Nördlich und östlich schloß sich das Thal mit der Lehne von Bergen, zwischen denen der Weg nach Streitberg führt. Meine Gesellen zeigten mir, wie die Kaiserlichen unter Wartensleben an dem nordöstlichen Berghang, und die Neufranken an dem südwestlichen bey Forchheim standen, bis endlich die Letzten die Ersten zum Rückzug nöthigten. Damals spazierte aus Erlangen alles fleißig auf diese Berge, um das Plänkeln und Scharmützeln der Vorposten zu sehen. Späterhin standen die Franzosen einige Tage dieſſeits des Berges, wo wir saßen, unter den Mauern von Erlangen. Ihre Armee soll ein ganz disorganisirtes und zerlumptes Ansehen gehabt haben. Zum Theil ohne Kleider und Schuh, in

allerleyfarbige Lumpen und Lappen gehüllt: ohne die geringsten Gezelte, aber mit guten Waffen versehen, gingen sie mit einer Frohherzigkeit und Gewandheit in die Schlacht, wie man in einen muntern Tanz hineinspringt. Beute zu machen haben sie verstanden, und die Dukaten und Laubthaler, auf die schlaueste Art herauszuklauben gewußt; selbst aus den Finsternissen der Erde und aus Baumstämmen und Mauern, denen die Angst sie anvertrauet hatte. So viel Silber haben einige geschleppt, daß sie, um leichter zu tragen, für 6 Laubthaler den Louisd'or eingewechselt haben. Ein sonderbarer Kontrast ist es gewesen, wie sie die geplünderten Kleider angethan, oder aus geplünderten Zeugen sich deren gemacht haben. Wämser von Bettdecken, alte Ueberröcke, Bauerkittel, Weiberröcke, alles hat man in seltsamer Vermischung eyben einander gesehen. Sie hatten eine erstaunliche Menge Juden bey sich. Ihre Flucht nach der Schlacht bey Neumark war schnell, wie ihr Vordringen. Nun aber rächten sich die bambergischen und würzburgischen Bauern fürchterlich. Mit kannibalischer Wuth haben sie ganze Korps zusammengemetzelt und mit ihrer Art Waffen grausam getödtet. Sogar in die Höhlen hat man einige hinabgestürzt. So sind unmenschliche und viehische Scheußlichkeiten unmenschlich bezahlt worden.

Erlangen.

Zerfällt in zwey Hälften, in Alt- und Neu-Erlangen. Alt-Erlangen ist eigentlich neuer, als Neu-Erlangen, denn die ganze Altstadt brannte im Anfange dieses Jahrhunderts ab, wurde aber leider eben so krum und schief wieder aufgebaut, als sie vorher gewesen war: vermuthlich weil man über die Plätze sich nicht vergleichen konnte, wenn alles hätte zierlich und grade werden sollen. Die Neustadt ward 1686 von dem Markgrafen Christian Ernst erbauet, und führt auch den Namen Christian-Erlang, mit welchem die ganze Stadt zuweilen benannt ist. Diese Neustadt hat recht hübsche, breite und grade Gassen, einen schönen Marktplatz und niedliche Kirchen. In ihr liegt auch das fürstliche Schloß am Markte, welches die verwittwete Markgräfin bewohnt. Die Häuser in beyden Städten sind selten über drey Stock hoch, haben aber fast alle ein freundliches Ansehen. Sie sind meist aus gehauenem Sandstein aufgeführet. Jede Stadt hat ihre eigne Kirche, ferner giebt es hier noch eine katholische und eine deutsch- und französisch-reformirte. Das Komödienhaus, trotz seines wenig versprechenden Aeußern, ist ganz hübsch eingerichtet; das Universitätsgebäude und die Reitbahn könnten besser seyn. Neu-Erlangen ist ein vollkommenes Viereck mit schönen Mauern aus gehauenen Steinen

eingeschlossen. Es ist in einem weiten Plane angelegt, aber noch lange nicht ausgebaut, und mag es auch wohl nie werden. Viele Plätze liegen Wüste und werden zu Bauplätzen gebraucht, andre sind mit Korn besäet und zu Gärten eingerichtet, besonders nach der nordöstlichen Seite und dem Schloßgarten hin. Die Neustadt hat ein hübsches Vorstädtchen an der Nürnberger Chaussee, die Altstadt an der Streitberger, durch welche in seichten Ufern die Schwabach fließet, die nicht weit davon in der Regnitz ihren Tod findet. Die Regnitz fließt nahe in der Stadt südwestlich durch schöne Wiesen und Fluren hin, und macht hier zum Theil eine Gränze mit Bamberg. Die Stadt liegt in einer sandigen Ebene, die doch sehr fruchtbar und wohl bebaut ist. Diese Ebene läuft südöstlich und südwestlich mit ihren schönen Dörfern fort: die Regnitz durchströmt sie, und wechselnd hemmen Wälder die Aussicht. Im Nordosten aber liegt nahe an der Stadt ein schöner Bergrücken, oder lieber eine Hügelgruppe, welche östlich weiter zurücktritt. Von der Stadt aus sieht der Berg über dem Schießplatz mit seinen Gärten und Pflanzungen wie eine Rebenpflanzung aus: weiter decken ihn Tannen und Eichen. Diese Berge enthalten die reizenden Gegenden, die ich oben beschrieben habe, von Marktoffelen bis Atzelsberg. Gleich hinter den Gärten und den Schießplatz ist die sogenannte So-

litude, eine herrliche Anhöhe jenseits, wo Sitze aus Steinen und Rasen aufgeführt sind, von denen man einer trefflichen Aussicht genießt, die der von Atzelsberg nichts nachgiebt. Der Schießplatz selbst ist sehr angenehm, besonders durch seine hundertjährigen Eichen, die man schwerlich mächtiger und ehrwürdiger findet. Auf diesem Schießplatze findet man fast täglich kleine Gesellschaften, wenigstens Spaziergänger, aber besonders ist dort lebendiges Leben, die Sonnabende Nachmittags von drey, vier Uhr bis Abends. Dann findet man dort Gesellschaft alles Alters und Geschlechts, Professoren, Studenten und die übrigen Honoratioren mit ihren Söhnen und Töchtern, welche Kaffee, Wein, Bier und andre Erfrischungen genießen, und sich fröhlich unter einander herumtreiben. Lebendigeres Grün, ein schöneres Rückengelände, als das der freundlichen Hügel, und ehrwürdigern Schatten, als den der Eichen, kann man sich gar nicht denken. Von hier hat man einen kleinen anmuthigen Spaziergang zu Wels Garten. Dieser Garten, der im Kleinen wirklich viel Lustiges und Niedliches hat, und einen schönen Hinabblick auf die Stadt gewährt, gehört einem Privatmann, dem kayserlichen Postmeister Wels. Dieser wackre Mann, ein Freund des Schönen und Guten, hat zu seiner und seiner Mitmenschen Freude, mit bewundernswürdiger Geduld und Aufwand diesen Garten angelegt,

über den mancher spottet, weil er gleichsam ein Duodezformat eines englischen Gartens ist; denn er hat Grotten, Gezelte, Tempelchen, Häuschen, sogar ein kleines Wasserbecken, (worin ein Paar Esel das Wasser schleppen müssen,) Blumenbeete, Alleen und Labyrinthe. Aber man sollte doch nie über die uneigennützige Güte spotten. Er steht, ausser am Mittwoch einen jeden offen, und man findet die Nachmittage fast immer Gesellschaft darin. Auch eine Lesegesellschaft hält der Besitzer, woraus man unentgeldlich Bücher bekommen kann; und obgleich ihm manches Buch entwendet, und manche seiner schönsten Blumen zerbrochen wird, so schließt er doch sein menschenfreundliches Herz nicht zu.

Wer also in Erlangen das frohe ländliche Leben und seine Freuden sucht, der kann es leicht haben. Selbst mitten in der Stadt, in dem geräumigen Schloßgarten, weht einem schon ein ländlicher Geist an, obgleich sein Geschmack noch zu französisch und alles mit Verschneidungen und Schnörkeleyen überladen ist. Indessen sollte ihn doch seine Nähe, seine schattigen Alleen und kühlen Lauben fleißiger von den Erlangern besuchen machen, als es geschieht. Seine Lage ist durchaus flach und sein Grund Sand. Nur gegen die äussere Landmauer hin hat er eine ganz hübsche Erhöhung, mit einem offenen Häuschen, von wo man

eine ziemliche Aussicht auf das Feld und auf die Berge hat, und den Garten selbst mit seinen Spazierenden besser übersehen kann. In dem mittlern größern Gange sind mehrere Springbrunnen und die Statue eines Markgrafen zu Pferde, nach dem Muster der ehernen in Berlin; doch ist sie nur schlecht und aus groben Stein gearbeitet. Der Springbrunnen ist ein rechter Repräsentant der neueren Kunst, die nur zu oft, wenn sie recht ehrbar und handgreiflich seyn will, lächerlich und Karrikatur wird. Oben auf der Spitze der Gruppe thront der Markgraf in seiner Allongenperrücke mit mehreren mythologischen und allegorischen Personen umher, welche den unten stehenden, in die offnen Mäuler und Hände Wasser gießen. Diese Untern nun stellen französische Refugies vor, (deren viele in Erlangen aufgenommen wurden und die Neustadt mit anbauten,) die in ihren altfränkischen Kleidungen und Haarputz gar fein auf einen Springbrunnen stehn. Man führe nur einen, der seinen Sinn für Schönheit an den ewigen Mustern der Griechen und Römer genährt hat, zu den Perrücken, Zöpfen, Haarbeuteln und Kleidern mit langen Schössen und hängenden Aermeln, und er wird gewiß eben so sehr vor Aerger, als Ergötzung lachen. Die Deutung des Ganzen und besonders der aufgerissenen Mäuler, die gefüllt werden, ist sehr leicht, wenn man es wie bey den dummen

räthseln macht. Am Schlosse links und rechts am Eingange sind zwey Pavillons. Den linken bewohnt die alte Markgräfin zuweilen und hält dort Mittags- und Abendmahlzeiten.

Die Stadt soll an die 9000 Einwohner haben. Die meisten sind Fabrikanten in Baumwolle und Wolle. Die im vorigen Jahrhunderte hier aufgenommenen französischen Flüchtlinge, haben Industrie hieher gebracht und die Stadt ansehnlich vergrößern helfen. Diese sind durch die Zeit und durch Verbindungen mit deutschen Familien sehr germanisirt, wiewohl unter ihnen noch immer die Sprache der Väter herrscht, die sie denn auch gesonntäglich in der französischen Kirche hören können. Aber es geht den Erlangern, wie den meisten Fabrikstädten Teutschlands, daß sie nicht reich sind, wiewohl auch von Armuth eben keine Spuren sind. Die Leutchen haben ein fideles und munteres Aeussere und viel Lebhaftigkeit; man findet manche hübsche Weibesgesichter, besonders unter den sogenannten Bürgern, welche hierin hier, wie in den meisten Städten, ein Monopol zu haben scheinen. Diese Dinger kleiden sich auch ganz niedlich und man sieht selten mehr ein Zipfeltuch um den Kopf. Die Art des geselligen Lebens scheint hier übrigens, wie in Thüringen zu seyn, und an Sonn- und Festtagen wandert jeder, der es irgend durchsetzen kann, zu Tanz, Bier, Kirchmeß,

zum frischen Wurstschmauß oder Hammelbraten zu Dorf, und thut sich für die sauren Wochentage gütlich. Honoratioren giebt es, außer den Beamten und Professoren, äußerst wenige, da keine Kaufleute von Bedeutung hier wohnen. Einige kommen durch den Hofstaat der Markgräfin hinzu, der aber nicht groß ist. Die Geselligkeit soll trotz der allgemeinen Fidelität und Bonhomie doch lahm seyn unter den bessern. Zum Theil vielleicht trägt die sehr karge Besoldung der jüngern Professoren wohl dazu bey, und doch, wenn auch alles in Fülle wäre, die nordische Hospitalität und Lebensweise liegt lange hinter mir. Juden wohnen hier nicht, oder höchstens einige; desto dicker aber sind sie in Bayersdorf und andere benachbarten Ortschaften ausgesäet, von wo sie täglich zum Schacher und Betrügen der bedrängten Burschenwelt in Menge hereinkommen; diese fassen sie gewöhnlich dann mit sichern Klauen und rupfen sie, so lange noch ein Haar daran ist. Es ist unglaublich, wie weit sie darin die Industrie treiben, und wie sie von allem, was das Vermögen und die ganze Lage ihres Kundmanns betrift, sich zu unterrichten wissen. Sie lassen die Wechsel theils auf die spätern vollbürtigen Jahre voraus datiren, und wissen es immer so zu machen durch Abzug und Waaren, die sie ihnen für baares Geld hoch anrechnen, daß sie sogleich nur die Hälfte von dem zahlen, worüber

sie

ſie das recepiſſe empfangen. Und doch bey alle dem kann ſo ein hungriges und oft hungerndes Thier einen jammern, wenn es zerlumpt mit einem Beutel voll Hadern und Lumpen auf den Schultern einherſcherwenzelt. „Mir wollen doch auch leben“ iſt ihre Entſchuldigung, gegen die ſich freylich wenig einwenden läßt.

Der Ton ſcheint hier übrigens unter der beſſern und gebildetern Klaſſe frey und ungezwungen: ich habe in dieſer Hinſicht Erlangen lange vor meiner Ankunft rühmen hören, und es freut mich, dieß durch Erfahrung beſtätigen zu können. Im Sommer ſpricht ſich die feine Welt ſehr oft im Weißiſchen Garten und auf dem Schießplatze, ſtößt auch auf den gemeinſchaftlichen Tummelplätzen des Vergnügens, den Dörfern, zuſammen. Im Winter giebt es häufigere Bälle, als im Sommer, auch Konzerte und einen Klub, von dem aber die alte Klage geht, daß ſein weſentlicher Beſtandtheil Spiel ſey, und daß man der jüngern, frohern und freyern Welt ihren Jubel und Spas nicht recht erlaube, weil das natürlich die Andacht ſtöre. Die übertriebene Veneration des Amts und Regiments, die auf der Stirn jedes kleinſten Officianten am hellſten zu leuchten pflegt, habe ich hier weniger bemerkt, als an den meiſten Orten, beſonders denen, die unter den Flügeln des ſchwarzen Adlers ſtehen. Doch das wird ſchon kom-

men; der Subordinationsgeist liegt im preußischen System.

Die Lage der Stadt ist ihr sehr vortheilhaft, weil sie eine große Durchfahrt auf Nürnberg und Regensburg giebt. Es ist erstaunlich, was an Kärnern und Fuhrleuten hier täglich durchfährt und Halt macht; auch andre Fremde giebt es hier fast täglich. Dieß muß die Ursache davon seyn, daß fast die Hälfte aller Häuser die Schenkgerechtigkeit haben, wenigstens zählt man an 300, obgleich nicht alle dieses Recht ausüben. Der erste Gasthof in Rücksicht auf Eleganz und Ordnung ist der von Toussaint im Wallfisch am Holzmarkt. Es ist da wirklich eine so nette table d'hôte und ein so anständiger und freyer Ton, als man in wenig Städten findet. Wer bey ihm ißt, hat auch den Vortheil, fast täglich neue Gesellschaft zu sehen, manche interessante Bekanntschaft zu machen und fast immer sein Brod mit Freuden zu essen und seinen Wein mit gutem Muthe zu trinken. Für viele der Studenten ist dieß natürlich eine gute Schule, sich unter allerley Welt finden und fassen zu lernen, und auf eine gute und leichte Art den Anstrich des Lebens, und manche Erfahrungen sich an- und einschmieren zu lassen. Da sitzt alles ohne Grandezza und Auszeichnung unter einander: der Graf bey dem Amtsschreiber und der Bursche bey seinem dreymal gekrönten Lehrer. Jeder gilt, was er gelten kann,

oder will. Kein Zwang von oben, er sey denn Naturzwang, hält Kopf und Mund verschlossen, und Gespräch und Urtheil gehen frey durch den Mund der Männer.

Der Boden um die Stadt ist meist heller Sand, aber nicht von der schlechtesten Art. Dieser hier nemlich verträgt den besten Anbau, und ist jetzt mit Früchten und Getreide aller Art reichlich bedeckt. Man findet noch immer die fränkischen schmalen Rücken gepflügt, welche ich mit kleinen Veränderungen durch das Nürnbergische und Oberpfälzische bis nach Regensburg hin bemerkt habe. Ausser den gewöhnlichen Getraidearten bauet man in der Gegend hier und um Nürnberg viel Taback, der im Sande trefflich fortschießt; auch sieht man hie und da in kleinen Quadraten Hopfenpflanzungen und ganze Feldrücken mit der sogenannten Webedistel. Die Dörfer hier herum sind meistens zierlich gebaut, und einige mit Ziegeln, andre mit Schindeln gedeckt; im Wiesenbau beobachtet man die alte Aufmerksamkeit, und, wo sie nur irgend anzubringen sind, söhnen die Schöpfräder. Obstbau wird sehr aufmerksam getrieben, und an allen Anhöhen, in Wäldern und auf Wiesen findet man Kirschen, Pflaumen, Wallnüsse und andre Früchte.

Die Universität ist noch nicht viel über 50 Jahre alt, und gewöhnlich sehr unbedeutend gewe-

sen. Freylich gehört sie nicht zu den reich dotirten, und kann wegen der kargen Besoldungen und des Mangels einer ansehnlichen Bibliothek und anderer Anstalten, nicht mit den ersten protestantischen Universitäten wetteifern. Indessen hat sie seit einigen Jahren, seitdem sie unter dem preußischen Scepter steht, sehr zugenommen, und manche der zahlreichen Unterthanen dieser Monarchie, die sonst Halle und Frankfurt besuchten, ziehen nun das annehmlichere und freundlichere Erlangen vor. Man zählt jetzt beynahe 400 Studenten, von welchen denn doch die meisten Eingebohrne und Franken sind. In Rücksicht des Tons und Zuschnitts ist es hier, wie auf vielen andern Universitäten Teutschlands; doch möchten die Abschnitte und Kontraste hier leicht greller und vorschimmernder seyn, weil die Menge so groß nicht ist, und bey einer kleinern Zahl mancher eher den Kitzel fühlt, sich durch Renommiren und Sonderbarkeiten auszuzeichnen. Ich habe hier solche Renommisten gesehen, wirklich mit recht goliathischer Stirn und Knochen, mit fürchterlichen Hüthen mit Kordons, mit pfundschweren Sporen, deren Räder immer gegen einander aufrasseln mußten, und welche die Herren mit einem gewissen Avec zusammenzuschlagen wissen, daß es sich ausnimmt. Dabey sieht man Hosen und Jacken mit bunten allfarbigen Streifen besetzt, inwendig mit Leder ausgenäht, und wie

Ueberhosen, Knopf an Knopf, über die Stiefeln bis unten hinab zugeknöpfet. Welch ein Schritt und welche Miene dazu gehöre, läßt sich leicht denken. Ein Glück ist es noch, daß die Löwenhaut meist ein sehr sanftmüthiges Thier bedeckt. Dieß gilt nur von einigen, die meisten gehen anständig und elegant gekleidet, ohne daß man das Kleinliche und Stutzerige mancher Universitäten Teutschlands bemerkt, welches Müßiggänger und Schuldenmacher erzeugt, und für den Karakter oft weit schlimmere Folgen hat, als jenes herkulische Aeußere, weil es endlich allen Karakter aufhebt. Im Ganzen also kann die Erlanger Welt sich ihrer Sitten und Studenten rühmen, so selten sind Händel, Skandale und Exceße. Den ächten fidelen Ton freylich, der sonst die Jugend so leicht und so gern vereinigt, sucht man auch hier vergebens, und merkt es den verschiedenen Haufen und Gruppen, welche sich an einem Versammlungsorte sogleich bilden, bald an, daß es Partheyungen und Gesellschaften giebt, die sich natürlich zu einander halten, und alles Fremdartige von sich absondern.

Nürnberg.

Der Weg von Erlangen nach Nürnberg, der zwey kleine Meilen beträgt, geht auf einer schönen Chaussee immer durch ebnes und sandiges Land, welches links und rechts schöne Wälder

kränzen. Aber trotz dem Sande ist der Boden trefflich bebauet und äusserst fruchtbar, und man sieht allenthalben gutes Getraide, Taback, Weberdisteln und wechselnd Hopfenplätze. Schöners ziegelgedeckte und freundlichere Dörfer sah ich noch nicht, und diese wenigstens sind für das alte Nürnberger Regimen kein Vorwurf. Wir sahen links Kraftshof liegen, welches den Blumenorden an der Pegnitz gehört, und weiterhin zeigte man den Pegnitzwald, wo in dem labyrinthischen Gehäge die Sänger und Sängerinnen dieses beschuhten Ordens sich zuweilen ergehen, und die poetische Aber der geistern. Es soll da wirklich ein Athem der Begeisterung wehen; schade, daß er nicht durch die dicke Haut dringen kann. Indessen werden doch die ausgegangenen Stellen sogleich wieder besetzt, damit Apoll, wenn er einmal wieder mit seinem Neunen auf das Hansachsische Nürnberg herabkömmt, wisse, woran er sich zu halten habe.

Nürnberg selbst hat, wenn man des Weges von Erlangen einfährt, ein großes Ansehen, wenn sie mit ihrer Burg, ihren Kirchen und Thürmen, ihren Gartenhäusern und Vorstädtezierrathen in ihrer ganzen Weite vor dem Auge da liegt, und dieser Eindruck wird nicht getäuscht, wenn man einfährt; alles wimmelt da und lebt und webt, und die Häuser drängen sich an einander in die Wolken empor, als könnten sie sonst die Menschen

nicht faſſen, welche Fleiß und Thätigkeit darin zuſammengehäuft haben. Aber dieſer erſte Eindruck iſt bald ausgelöſcht, wenn man mehrere Tage in der Stadt herumgewandert iſt, und die Dinge und Menſchen etwas ſchärfer aufs Korn gefaßt hat. Da ruft man mit einem wehmüthigen Gefühle aus: fuit Ilium fuimus Troes! Die hohen Mauern und Thürme ſind denn freylich immer noch da, als Zeugen der ehemaligen Herrlichkeit, wovon viele andre Werke und Anlagen zeugen. Die Stadt mit ihren Vorſtädten gehört unſtreitig zu den größten Städten Teutſchlands, und hat um ihre Ringmauern, mit Ausſchluß der Vorſtädte, wenigſtens anderthalb Stunden im Umkreiſe. Ihre Mauern und Gräben, die gewaltigen Zwinger ſchräge gegen die Thore, die Kirchen und das Rathhaus, die Springbrunnen und Waſſerleitungen, ſelbſt ihre gebäuſelten, aber doch koſtbaren Werke der Kunſt ſind Beweiſe, welches Blüthenalters ſie einſt genoſſen haben muß. Jetzt iſt das freylich alles anders. Bis über die Ohren in Schulden, durch ſchlechte Wirthſchaft und Verfaſſung lange mit ihren Patriciern in Prozeſſe verwickelt, ſind ſie nun noch mehr in die Klemme gekommen durch den König von Preußen, der ſeine Soldaten bis an die Thore der Stadt hat rücken, und unter dem Namen des Burggrafthums von Nürnberg, als Oberlandsherr, alle ihre Dörfer und Vorſtädte hat beſetzen laſſen,

mit Ausnahme einiger Aemter, welche Bayern gefallen haben. Die Stadt selbst ist nach alter Art krumm und schief gebaut, und meistens mit engen Gassen. Alle Häuser, auch die neuen, haben etwas Schwerfälliges und beleidigen durch die Erker und vielen Schnörkel das Auge. In den lebhaften Gegenden der Stadt sind sie meistens auch zu fünf Stock hinaufgebaut. Dagegen findet man nach den östlichen und südlichen Mauern hinaus ganz erbärmliche Hütten und Schmutzwinkel, und öde und menschenleere Plätze. Daß ehedem viel Mahlerey und Geschmack an heiligen und bunten Geschichten in Nürnberg gewesen ist, das beweisen die Vorderseiten mancher Häuser, wo aus der Legende ganze Geschichten, seltener aus der profanen Mythologie, zum besten gegeben sind, mit gar zierlichen Inschriften. Dieses einfältige Gekleze entstellt auch oft ganz gute Häuser. Ich habe es schon gesagt, daß die mächtigen Zwinger innerhalb der Stadt vor den Thoren, und die Thürme der Kirchen ihr ein großes Ansehen geben; aber alles dieses verliert sich drinnen, weil man meistens wie in einem Kessel ist, und keine Aussicht über das Ganze genießen kann. Die öffentlichen Plätze sind für so eine Stadt meistens arm und enge, und die besten Gebäude zu sehr umbaut. Mitten durch die Stadt fließt die Pegnitz, worüber mehrere Brücken laufen, und die zu Mühlen und zum Antriebe einiger Gewerke und

fabriken gute Gelegenheit giebt. Sie wendet sich nachher mehr westlich, bildet vor der Stadt schöne Wiesen und manche hübsche Parthieen, und fällt etwa dreyviertel Meilen davon hinter Fürth in die Rednitz. Ein tiefer doppelter Graben umgiebt die Stadt, jetzt zu Gärten und an einigen Stellen selbst zur Weide umgeschaffen; denn Kühe graseten darin. Die Vorstadt Wöhrd, östlich vor der Stadt, könnte man allein schon ein Städtchen nennen; auch westlich und südlich hat sie noch ganz hübsche Gärten und Gartenhäuser, wo alles sich verlustiget. Um diese Vorstädte läuft ein grosser Wall, der gleichsam die Aussenwerke der Stadt macht, nie aber zur Feste gedient haben kann, wahrscheinlich ein Werk des dreyßigjährigen Krieges.

Das Nürnberger Gebiet war sonst eines der größten in Teutschland für eine Reichsstadt. Aber es ward doch so übel regiert und verwaltet; die Patricier hatten so viele Güter und Exemtionen darin, und es gab so manche andre Verschuldungen einer schlechten Verwaltung, daß die Stadt immer mehr zerrüttet und verschuldet worden ist. Nun hat vollends der neue Markgraf von Anspach und Baireuth seine Rechte als Burggraf geltend zu machen gewußt, und also ihnen ihre Einkünfte noch mehr beschnitten, weil die Oberherrlichkeit so eines Mächtigen immer ein eignes Ding ist, wenn auch die Güter, wie es natürlich ist, als

Privateigenthum der Nürnbergern bleiben. Die lura regalia und was daraus in Nürnbergs Kasse floß, oder fließen sollte, sind doch einmal verlaren. Daß übrigens das Nürnberger Joch ein sanftes seyn mußte, davon zeugen die Dörfer um die Stadt und auf dem Stadtgebiete, die so elegant und nett, wie Städte gebauet sind. Das schönste Getraide wächst auf dieser Sandebene, Tabak und Hopfen in Menge, und man findet nicht leicht schöneres Vieh, als in Nürnberg und Erlangen, so daß man oft versucht wird, an Holsteiner und Schweitzerkühe zu denken. Von der Sorgfalt und Pflege, welche diesen Thieren zukommen, zeugen die zierlichen Halsbänder und Glocken, die alle nubilis aetatis um den Hals tragen.

Das Land um die Stadt ist flach und sandig und also wenig für das Vergnügen gestaltet. Doch hat der Adel hübsche Landsitze auf mehrere Meilen um die Stadt, und in den Waldungen an den Ufern der Pegnitz sollen ganz feine Plätzchen zum Gegenden zur Belustigung seyn. Tannenwälder sperren fast allenthalben die Aussicht in größerer oder geringerer Entfernung. In dem nächsten südöstlich von der Stadt, an der regensburger und bairischen Straße rechts, liegt mitten im Walde der Dutzendbrunn. Hier ist ein großer, runder Sal mit dunkeln Tannen und dürren Riedgrase rund umwachsen. Man macht Spazierfahrten darauf in

einem lächerlich gebautem flachen Baste, sieht auch zuweilen darin. Vorn an diesem See nun hat man ein großes Gasthaus, mit mehreren kleinen Nebengebäuden angelegt, nebst Garten und Promenaden in den Wald hinein, zum Theil an fließenden Wassern recht allerliebst. Hier sind alle Arten Erfrischungen und Essen zu haben, und alle Tage, besonders Mittwochs und Sonnabends, ist Menschengewimmel da, und gewöhnlich auch Musik, und oft großer und feuriger Tanz. Ich habe dort einige fidele Nachmittage gehabt, und mich der Gefälligkeit und Freundlichkeit der guten Nürnberger gefreut. Auch unter den schönen Linden an den Ufern der Pegnitz und am Schießplatze, giebt es recht anmuthige Spaziergänge, und in den schönen Gärten und Gartenhäusern an dieser Seite vor der Stadt, sind für einen großen Theil der Nürnberger angenehme Tummelplätze des Vergnügens. Doch gefällt mir die Gegend außer der Stadt zwischen der Burg, und Wöhrd noch fast besser, und auch da sind allerliebste Gefilde und Baumpflanzungen.

Einen Nachmittag machte ich einen kleinen Abstecher von Nürnberg nach Fürth, eben als die kleine preußische Armee von 6 bis 7000 Mann ihr Lager vor der Stadt zum Generallexercice aufgeschlagen hatte. Das Städtchen war an dem Tage wegen der vielen Fremden außerordentlich lebhaft,

und das Gewimmel so groß, daß kaum unter zu kommen war. Fürth ist eine offene Stadt, wie ein Dorf, in tiefem Sande gelegen, und in den stumpfen Winkel hineingebaut, den die Pegnitz und Rednitz hier bey ihrer Vereinigung bilden. Sie hat einige sehr gerade, breite und hübsche Gassen, aber die andern haben ein desto unangenehmeres und widrigeres Ansehen und sind schmutzig, welches vielleicht eine Folge von den vielen Kindern Israel ist, die hier in großer Menge wohnen. Die Häuser sind meistens von dem gelblicht weissen Sandstein gebaut, wie die Erlanger, und, wie diese, meistens zwey, drey Stock hoch. Die Stadt ist bloß Fabrikstadt und ein Ableger von Nürnberg, denn mit dessen Sinken hat diese angefangen zu steigen, und soll sich noch immer aus Nürnberg rekrutiren. Ueber die vielen Juden klagt man bitter; sie könnten, dünkt mich, ehe über die Christen klagen. Oy, mer wolle doch läben: ist in ihrem, wie in jedes Menschen Munde eine sehr gültige Entschuldigung. Wann wird man endlich einsehen, daß es Rechte für alle Lebendigen giebt, gemeinschaftlich, wie Wasser und Luft? Was soll der Jude thun? Soll er verhungern, oder betrügen? Denn diese fürchterliche Alternative hat er meistens nur. Die Stadt ist nicht groß, soll aber sehr volkreich seyn. Von dem heutigen Gewimmel darf man eben keinen Schluß machen; auch ist in

einer Fabrikstadt ein großes Gekümmel, wie an einem Handelsorte. Hier an den Thoren von Fürth hatte mein schwarzer Kopf die Ehre von einem alten Soldaten für einen jüdischen genommen zu werden. Er begegnete mir, trat mit seinem Gewehre traulich herzu und rief: Na geb' Er mir ein paar Kreuzer, ich soll die Hebräer hier hüten. Dieß Wort war das Schiboleth, das ihn verrieth; bald sprachen wir platt mit einander, und brachten es heraus, daß wir Landsleute waren. Er ward so herzlich und geschwätzig, und sing so lang und breit von seinen Kriegsthaten aus dem siebenjährigen Kriege zu erzählen an, daß ich, so süß auch die Sprache des Vaterlandes klang, ihn endlich nur mit einigen Groschen abfertigen mußte. O was ist die Sprache für ein Band der Menschen! und der sollte nicht der härteste und grausamste seyn, der einem Volke diese raubt? Es giebt keine Gränzen der Natur, als die ihrigen.

Auch ein Schauspiel war wieder in Nürnberg. Die Truppe, die hier spielte, steht eigentlich in Augsburg, und heißt auch die Augsburger, oder Foggerische Truppe. Sie ist gewöhnlich einige Sommermonate in Nürnberg. Die Schauspieler waren so so, aber für das Publikum denn doch offenbar noch viel zu gut, und selbst die plumpen Schikanederschen und Kasperleischen Sachen, die sie gewöhnlich spielten, noch zu fein. Denn hatte

die blinde Taube auch wirklich mal ein Erbsche gefunden, und war was Leidliches an Laune und Wendung im Stücke, so wußte das keiner nachzu finden, aber Ochs und Esel und was sich in der Wiener Stücken, Schlüpfriges und Plattes findet das drang durch die dicke Haut ans Herz, und Lä chen und Klatschen aus allen Fäusten und Backen belohnte den Verfasser und die Spieler. Zuweilen ärgerte es mich, aber im Ganzen war es beluste gend, doch wünschte ich dabey, sie möchten ihre alten Schuhmachers Fastnachtspiele doch mal wie der hervorsuchen: da ist doch noch Witz und Styl darinnen. O es ist eine gar gutherzige Nation die süddeutsche! Ich meyne es wahrlich nicht im schlimmen Sinn. Ich glaube wirklich, sie lachen und und klatschen oft, weil sie meynen, es müsse so seyn, oder aus bloßer Gefälligkeit. Daß, übri gens die jungen Patricier, die hier wie die Kale kutischen Hähns herumstrotzen, auch im Schauspiel den Ton angeben, versteht sich natürlich. Die meisten sind verdorbene Stutzer mit hochfrisirten Häuptern und Brillen. Man kennt sie an dem Wörtchen Ihr Gnaden und an der hohen Stirn und Selbstgenügsamkeit, die sich unter den übrigen gutmüthigen und harmlosen Gesichtern Nürnbergs gar seltsam ausnimmt.

Die Burg, wornach der König von Preußen sich nicht umsonst auf allen Pfosten und Thüren

benennt, und die ehedem Kayser und später die kleinen Burggrafen von Hohenzollern bewohnt haben, ist eine erhabene Gegend an der Nordwestseite der Stadt, die man hoch über die ganze Stadt ragen sieht. Sie stößt hart an die Mauer an und trägt noch die alten Burggebäude, worin einer der Ersten des Raths wohnen soll, gewöhnlich aber ein Kastellan hauset. Man geht schon vom Rathhause an sanft und endlich ziemlich steil bergan, und wandelt längst der Mauer einen krummen Pfad in die Thüre ein. Als Gebäude hat die Burg gar keinen Werth, wohl aber, wenn man an die Zeiten denkt, wo die alten Beherrscher Germaniens hier zum Theil ärmlich und doch groß gewohnt haben. Man zeigt einem drinnen die Zimmer der Majestät. Besonders aber die Gemächer, welche man die der Kayserin nennt, sprechen schlecht für die Galanterie und Ritterlichkeit des Mittelalters, womit man nun in allen Legenden und Romanen spuckt. Die Damen müssen damals sehr leicht zufrieden gewesen seyn, oder ein Lug ins Land, dem man hier freylich leicht und schön hat, und der für unsre empfindsame Leselwelt was Abenteuliches ist, wie man hier spricht, hat ihnen genügt mit den Schönheiten der weit ausgebreiteten Welt, die sie unter sich liegen sahen. Man zeigt da sonsten noch alten Plunder und Raritäten, alte Bilder und Gemählde, die meisten schlecht,

Staatsactionen und Staatsperrücken. Man nannte bey einigen den Namen Albert Dürer; das ist immer möglich; konnte man sie doch vor Dunkelheit und Entfernung nicht recht sehen. Mir gefiel denn auch mit den alten Kayserinnen nichts besser, als die Aussicht von der Burg. So die ganze Stadt mit ihren Thürmen und Zinnen unter sich zu sehen, die doch wirklich von Ferne eine sehr schöne Stadt ist, dann die weiten Gefilde mit den rothen und schimmernden Dörfern, Fürth und einige Burgen und Schlösser weithin in der Oberpfalz; es ist doch was Großes und Erhabenes. Der Geist des deutschen Volkes und seiner Edlen war doch ein großer, kühner und stiller. Sollte er nicht mal wieder erwachen? Man zeigt hier in den Steinen der Mauer Rosseshufen. Das sind Hufschläge des Rosses des Ergritters und Zauberers Eppelo von Gail, der an den Ufern der Wisend seßhaft war, und in einer Fehde mit Nürnberg hier zu Pferde über die Gräben und Mauern in die Stadt sprengte. Dieß ist eines von Nürnbergs Raritäten. Dahin gehören noch die famöse Riesin mit dem Schuster, und die Juden, auf einem Schweine reitend; oder in ähnlicher schimpflicher Verbindung mit ihm, welche ich leider beyde nicht gesehen habe. Letzteres soll in haut Relief an einer Kirche angebracht seyn. Die Legende sagt: die Juden boten viel Geld, daß es abgenommen würde, zur

Zeit

Zeit der Reformation, aber der theure Mann Gottes, Lutherus schrie: mit nichten! sie haben es um unsern Herrn wohl verdient, daß sie zum Spott der Welt gemacht werden.

Die Sebaldus-, oder Dohmkirche ist unstreitig eines der schönsten altgothischen Gebäude. Man wird von einer tiefen Ehrfurcht und einem heiligen Schauder durchdrungen, wenn man in das tönende Dunkel eintritt, und die hohen und schlanken Säulen hinaufschaut, bis an die schwindelnde Decke. So steht man in einem Walde heiliger Tannen, durch deren erhabene Kronen ein mattes Licht des leuchtenden Himmels bricht. Alles hat hier den Anstrich des Alterthums und des Heiligen. Macht der kühne Aufflug der Säulen schwindeln, so versetzt die bunte Fenstermahlerey, mit den blendendsten und lebendigsten Farben, plötzlich tief in eine alte Welt, deren Sitten und Weise hier in den Personen und Dingen so lebendig dargestellt sind. Dies ist wirklich in seiner Art was Prächtiges und Seltenes, das man an keinem Orte in der Verschwendung und Pracht wiedersieht. Auch an dem hellsten Tage giebt es der Kirche, trotz der Menge ihrer Fenster, ein dämmerndes Licht. Die Wände und Decken hat man, wie es scheint, absichtlich schwarz und dunkel werden lassen, um den Gedanken des Alten und Väterlichen recht tief in das Herz zu drücken. Das Ganze zusammen macht

so einen rührenden Eindruck, als ich ihn in keiner andern Kirche je empfunden habe. Dazu tragen denn alle die übrigen Gegenstände reichlich bey. Mit vielem Vergnügen sah ich in der kleinen Emporkirche die alten Bilder des salischen Heinrichs des 4ten und seines Weibes. Es schien selbst aus dieser rohen Bildnerei jene Kraft und Treuhesziegkeit zu wehen, die aus dem ganzen Leben dieses Fürsten hervorspringt, und die ihn zu dem mächtigsten Herrscher seiner Zeit, und zu einem der größten Könige Germaniens machte. Nicht weit davon zeigt man den Taufstein, worüber Wenzel getauft ist. Natürlich machten ihn die Mönche und Nepomukianer zu einem zweyten Kopronymus; der Alte, der mich herumführte, erzählte die Legende getreulich nach mit einem Lächeln und mit der Anmerkung, es sey ein schlimmer Herr gewesen. Auch der Stifter der Kirche, der fromme Graf Sebald, liegt in dieser Kirche mit seinen Gebeinen in einem silbernen Särglein in verschiedenen Einschachtelungen verwahrt, die drüber und umher sehr künstliche Verzierungen haben. Hätten die Franzosen vom silbernen Sarge gewußt, sie hätten sicher nicht vor den heiligen Knochen zurückgebebt. Man zeigt hier verschiedene Gemählde, mit einem Schleier bedeckt, unter andern eine Abnahme vom Kreuz von A. Dürer, und ein Ecce homo! von Sandrart über einem Altar eines Kapellchens, des-

sen Kolorit sehr verbleicht und das überall gemeiner Natur gestöhlen ist. Man zeigte auch noch auf das Kruzifix, von Fischer aus Stein gearbeitet, und pries es mir als eines der berühmten Werke der Bildnerei. Das Anatomische schien auch mir wirklich trefflich, aber darüber war dem Künstler die Seele entflogen, oder hatte er sie nicht gesucht, oder auch gemeynt, das todte Antlitz brauche nicht mehr das Gehäuse eines großen Bewohners zu verrathen? — Hier brennt Tag und Nacht ein ewiges (so heißt es nur) Lämpchen, das nebst einem Altare ein Edler von Tucher gestiftet hat. Sollte man so eine Albernheit nicht dem Geist der Zeit gemäß fahren lassen und das Geld zu was Besserem anwenden? und vollends in einer lutherischen Kirche, wo es sogar nach orthodoxen Glaubenslehren weder was Nützliches, noch Verdienstliches hat.

Die Lorenzkirche ist völlig so groß und hoch, als die vorige, macht aber bey weitem den Eindruck nicht. Sie ist erstlich viel heller und lünger von Ansehen, wenn sie es gleich nicht seyn mag, auch haben ihre Säulen nicht das Schlanke und Kühne der Sebalduskirche, mit welcher sie um den Vorrang streitet; denn auch diese ist eine Hauptkirche. Man hatte mir viel Herrliches von dem englischen Gruß in dieser Kirche vorgeschwatzt, so daß ich äußerst neugierig war, ihn zu sehen. Siehe, da ich nun eintrete, sehe ich diesen Gruß hoch

über dem Altare, so hoch, daß ihn kein Mensch dort sehen konnte. Aber damit er durch das viele Anglotzen und Ankutzen (wie man fränkisch spricht) nicht zu viel verlieren möchte, hat man zur Vorsicht einen großen Sack darum geworfen; so muß der Teufel selbst ihn wohl ungesehen lassen. Ich fragte, wie man es denn anfangen müsse, um ihn zu sehen. Das geschehe nur, wenn vornehme Herren kämen, da würde es den Tag zuvor angesagt, und mehrere Leute müssen hin, um es an Stricken herunter zu lassen und den Sack abzuziehen. Ich weiß nur zweymal, daß das geschehen ist, sagte der Wiesner, ein alter Eisbart. Uebrigens soll die Arbeit vortrefflich seyn. Es ist im Anfang der Reformation von Veit Stoß in Holz gearbeitet und 6 bis 7 Ellen hoch. Noch zeigt man den Reisenden, als ein Nürnberger Mirakel, das künstliche Sakramenthäuslein von Adam Kraft, das wegen der Menge und Glätte der Figuren und Figürchen, und wegen des unendlichen Fleißes an den kleinsten und winzigsten Theilen allerdings die Art Bewunderung verdient, die solchen Zierlichkeiten gebührt, und die mit Verwunderung nahe verwandt ist. Was mit keiner Begeisterung gemacht seyn kann, kann auch keine erregen. O, schrie der Alte, das war ein Mann! mit zwey Gesellen hat er über fünf Jahre daran gearbeitet, und täglich Gott gebeten, er solle ihn nur das noch vollenden

laſſen. Als der König von Schweden hier war, den ſie erſchoſſen haben, o das war ein ſchöner Herr! der ſagte, das ſey das Schönſte, was er noch in ſeinem Leben geſehen habe. Noch iſt hier ein Abendmahl, recht gut gemahlt, mit vielem Ausdruck in den Köpfen, nur der des Herrn iſt nicht herrlich genug. Die Thürme dieſer beyden mächtigen Kirchen ſind ſtattlich, und geben der Stadt Anſehen und Ehre. Sie ſind nach alter Weiſe bis oben hinan mit vielen Schnörkeln und allerley Bas-Reliefs gezierd, wie auch die hohen Wände und Mauern der Kirchen bis an die Dächer mit allerley bibliſchen und weltlichen und mönchiſchen Hiſtorien, zum Theil mit großem Fleiß, und ſeltner Mühe gearbeitet.

Man zeigt auch nach gern die Egidien, oder Neue Kirche, welche ganz zierlich iſt, und die Spitalkirche, nicht wegen ihrer Größe oder Zierlichkeit, ſondern wegen mancher Raritäten. Vormals waren hier in einer eigen Schatzkammer die Reichsinſignien zu ſehen. Sie ſind aber in dieſem Kriege fortgeflüchtet und dies ſchmerzte meine Neugier nicht. Dafür zeigte man mir einen ganzen Plunder von Reliquien und Gebeinen, und eine Menge der koſtbarſten Meßgewänder, welche an beſtimmten Feſten die Herren Geiſtlichen anthun. Ich wünſchte, die Franzoſen hätten dies dumme Zeug zuſammengepackt und das Gold, was drau ſitzt, eingeſchmolzen.

Als Kritik mag es immer hingehn, denn es ist wirklich manche recht feine Stickerey darauf, aber daß die Geistlichen noch darin umherstolzen und sich aufblähen, das ist dumm und unprotestantisch. Dicht vor dem Altar liegt der Stifter des Spitals und der Kirche begraben; Friede sey mit seiner Asche! Im Spital übrigens war es lumpig und garstig, und ich war froh, so einer faulen Luft entronnen zu seyn. Seine Lage ist überall zu eingeengt und umschlossen. Ueber dem Altar ist die Ausgießung des Geistes zu sehen, ein Gemählde und Geschenk des Edlen von Wolkhamer, von dem sich weiter nichts Edles sagen läßt.

Noch muß ich einer Kirche erwähnen, die, wenn sie vollendet werden sollte, ein sehr schönes Gebäude werden muß. Es ist die katholische Kirche, die nahe am teutschen Hause angelegt wird. Man hat schon 12 Jahre daran gebauet und oft niedergerissen und wieder aufgeführt. Jetzt ist der Grund und das erste Säulengeschoß fertig, welches viel Einfalt und Adel hat. Ob es übrigens nicht ein Abderitenstreich sey, jetzt Kirchen, und zwar so kostbare zu bauen, da sie in manchen Orten verkauft und weggeschleudert werden, darüber kann ich nichts entscheiden.

Das Zeughaus, sonst eine große Merkwürdigkeit in Nürnberg, hat seit dem vorigen Jahre alles Interesse verloren, da beynes Kaiserliche und

Franzosen aufgeräumt haben, daß wenig Aechtes mehr zu sehen ist.

Das Rathhaus ist wirklich ein sehr schönes Gebäude, nur zwey Stock hoch über dem Erdgeschoß, und, wie es scheint, nicht ganz vollendet. Es ist jammerschade, daß es nicht einen bessern Platz hat. So wie es hier steht, sieht man es kaum, und die besten Schönheiten gehen dem Auge verloren. Es ist vor dem dreißigjährigen Kriege und zum Theil noch im Anfange desselben erbaut, und seitdem haben den Nürnbergern Muth und Lust gefehlt, es weiter durchzuführen. Im Innern ist ein offener Hof und um die Säle des zweiten Stocks läuft ein Säulengang herum, dessen Decken ganz zierlich al fresco bemahlt sind; doch sind sie zum Theil schon schimmlicht und modrig von Ansehen, und möchten mit der Zeit mit ihren Helden und Streitrossen wohl den Leuten auf die Köpfe kommen. Man wandert nun durch eine schöne Reihe Säle, worin die Herren des Raths und die übrigen Kollegien ihre Sitzungen halten, und die mit Gemählden, Schildereyen und allerley Schnurrigkeiten ausgeziert sind. Man findet hier mehrere Gemählde von A. Dürer und Sandrart. Von letzterm ist das Friedensmahl merkwürdig; ein großes Stück, welches lauter Portraits enthält, nemlich: die Fürsten, Gesandten und Doktoren, die den Osnabrücker Frieden, wenn nicht alle abschlossen, doch abschmausten;

alle im alten lächerlichen Kostum dargestellt, welches den Mahler nicht eben sehr begünstigt. Die meisten Gemählde hängen leider so übel und schattig, daß man die besten gar nicht sieht und sich tantalisch ärgert. Die beyden Menschenrepräsentanten von Dürer sind recht brav, wenn er gleich eine andre Eva hätte in petto haben können. Der Kampf des Herkules und Antäus hat einen außerordentlichen Ausdruck der Glieder, Muskeln und Gebährden. Es ist einem, als fühle man die Angst des Erstickten, so eine gräßliche Quaal, eine zu gräßliche, liegt auf seinem Gesichte. Peter der Große von Copeschi gemahlt, ist ein herrlicher Kopf, ganz die Idee gebend, wie die Geschichte diesen großen und schöpferischen Mann zeigt. Die Verhöhnung Christi ist auch ein wackres Gemählde. Besser indessen sind die unedlen und gemeinen Züge der Verhöhner ausgedrückt, als die stille in sich versunkne Kraft des Dulders.

Unten im ersten Stock sind mehrere Säle und Gemächer, unter andern der berühmte große Saal, worin Kaiser Marens Triumph abgemahlt ist. Das Gemählde ist wie der Saal, groß und ungeheuer, doch bey weitem in seiner Art nicht so schön, sondern was solche Darstellungs- und Prachtstücke gewöhnlich zu seyn pflegen, bunt und lieblich dem Auge und dem großen Haufen schmeichelnd, der in allen Dingen das Grelle und Auffallende erhascht.

Da sind Gott weiß wie viele Pferde vor dem Wagen geschirrt, denen eben so viele Tugenden mit mancherley Attributen zur Seite gehen. Abstracte Dinge und Allegorieen sind fast immer unlieblich im Gemählde, und der Mahler thut durchaus besser, Sachen und Personen historischer Bestimmtheit zu wählen; bey jenen muß man, wie man hier weislich gethan hat, immer drunter schreiben, was jede Figur vorstellen soll.

Eine Bibliothek ist ein gar zu todtes Ding für einen jeden, der nicht drin studiert. Von buntten Bänden und alten Handschriften läßt sich wenig Unterhaltendes sagen, wenn man sie selbst bloß durch das Angaffen einiger Stunden kennt. Ich sage also nichts von der Nürnberger. Besser erlustigte mich die bekannte Frauenholzische Kunsthandlung. Diese ist in Rücksicht der Mannigfaltigkeit und Auswahl und des großen Reichthums gewiß eine der ersten in Teutschland, und sowohl dieses, als die ungemeine Gefälligkeit und Humanität, womit man einen fremden Gaffer aufnimmt, gereicht der Handlung sehr zur Ehre.

So unvollständig und einzeln auch alles das hingeworfen ist, was ich bisher von der alten Reichsstadt geschrieben habe, so deutet doch alles auf vorigen Reichthum und Flor. Die mächtigen und schönen Kirchen, die Springbrunnen, die Brücken, die Thore und Thürme und Mauern, das

Rathhaus und viele andre öffentliche und private Gebäude und Anstalten weisen offenbar auf eine bessere Zeit zurück, als die jetzige ist. Man sieht es der großen Stadt leicht an, daß sie einst mehr als 30000 Menschen in sich hatten, und größeren Gewimmel in ihren Häusern und Gassen haben mußte. Jetzt sind mehrere Theile der Stadt ganz öde und menschenleer, und Plätze mit Gras bewachsen, wo vordem vielleicht thätiges Leben und Regsamkeit war. Vor einigen Jahrhunderten hieß es immer das reiche, das kluge, das kunstreiche Nürnberg. Alles das ist nun anders. Die Ursachen davon sind vielleicht mancherley, und mögen tiefer liegen, als man glaubt. Natürlich mußte Nürnberg um vieles in seinem Handel und Verkehr sinken, jemehr Nebenbuhler kamen, je aufmerksamer die Monarchen selbst auf den Handel und Kunstfleiß ihrer Unterthanen wurden, und je nachdem der ganze Handel theils durch Zufall, theils durch den Geist der Zeit, der oft auch nur Zufall scheint, eine ganz andre Wendung bekam. Dafür konnte die Stadt nicht, das hat sie mit mehreren italiänischen, teutschen und andrer Länder Städten büßen müssen, und muß sich mit der Nothwendigkeit trösten, welche die Welt und alle Dinge regiert. Als eine andre Ursache des Verfalls und der Abnahme der Stadt nennt man ihre Verfassung, die offenbar zu altfränkisch, unbiegsam und pedantisch war, und

nicht mit dem Geiste des Jahrhunderts fortgeschritten ist. Dahin rechnet man den ägyptischen Zunft- und Kastengeist, und manche Gebräuche bey den Zünften und Gewerken, welche oft die fleißigsten und nützlichsten Arbeiter aus Nürnberg jagten, und andern Städten ihre Kunst und Nahrung gaben. So entstand Fürth meistens aus Nürnberger Arbeitern, und ist immer gewachsen durch Nürnbergs Abnahme. Diese Zunftverfassung und Steifheit in alten Weisen und Gebräuchen, hat endlich der wahren Industrie und Erfindsamkeit geschadet, indem er alles zu sehr beschränkte, und nur an den alten Mustern und Handgriffen fest hielt. Immer mochte Nürnberg vor 200, ja noch vor 100 Jahren eine der ersten und vollkommensten Manufakturstädte seyn, sie ist nicht fortgeschritten, und manche Dinge, die man sonst nur in Nürnberg suchte, werden jetzt an vielen andern Orten besser und wohlfeiler gemacht. Eine gute Verfassung müßte über dergleichen Dinge seine Bürger aufklären und leiten, und die alten Gebräuche und Mißbräuche abstellen, wenn sie durch die Zeit wirklich veraltet scheinen. Aber wo ist diese Verfassung? wo in einer Stadt, die seit vielen Jahren mit ihrem eignen Magistrat in schlimmen und kostbaren Händeln liegt? Dieser Magistrat besteht aus den Patriciern, die das Vorrecht haben vom Fett des Landes zu leben. Sey es immer, daß sie ihre Landgüter im Nürnberger

Gebiet mit Fug und Recht beſitzen, ſicher iſt es eine Uſurpation, daß ſie alle beſten und einträglichſten Stellen im Staat bekleiden, und dafür obenein noch ſtolz und unwiſſend ſeyn dürfen. Gott behüte mich, daß ich alle dieſe Männer in Einen Topf werfen ſollte, es gab und es giebt biedre und geſcheidte Leute unter ihnen. Aber der Grund taugt nicht und kann nichts Gutes hervorbringen. Wenn ſo ein Herrchen ſeine jungen Jahre meiſt in Müßiggang und Stutzerey verkändelt, vielleicht nicht weiter, als Altorf kömmt, wo er des Gebrauchs wegen ſtudirt, dann noch einige Jahre herumhüpft und faullenzt, gegen nützliche Bürger übermüthig, gegen geſcheidte Leute grob, gewohnt, das, Ihr Gnaden, von allen Lippen zu hören, und den Hut von allen Köpfen fliegen zu ſehen, ſobald es erblickt wird, was kann daraus Gutes werden? So rückt es endlich in eine gute Stelle ein und immer höher hinauf, bis Alter und ſpaniſcher Mantel und Kragen ihm Grandezza geben, und Würde, die ſein Herz nicht kennt. So iſt es mit Mehrern, wenn wackre Leute klagen, die ihre Stadt lieben. Der Geiſt des zu Ende gehenden Jahrhunderts, macht freylich den Bürger und Bauer keck und oft plump und grob, und man ſieht die alte hundiſche Teutſchheit nicht mehr ſo ganz in der vorigen Form; aber das Uebel dauert und ich habe mehrere dieſer Herrchen geſehen, die hier als kleine Souverains

verehrt werden, und bey deren Miene des schaafsköpfigen Wohlgefallens und Uebermuths einem freien Manne die fünf Finger in der Hand oft unwillkührlich zusammen kribbeln. Und doch trotz alle diesen Unwesen ist Nürnberg noch immer eine der ersten Fabrik- und Handelsstädte Teuschlands, welche manche Artikel noch allein hat, und in manchen noch immer mit andern Städten wetteifert. Sie liegt so bequem zu einem Umlagsplatz für das südliche Teutschland und hat so schöne Gelegenheiten zum Handel mit Italien, daß sie in Rücksicht ihrer Waarenlager und ihres Verkehrs noch immer sehr bedeutend ist. Manche sehr unwichtige Zweige ihres Handels, die kleinen Spielwaaren z. B., sind doch durch die Menge bedeutend.

Was soll ich endlich von dir sagen, gutes harmloses Volk in Nürnberg? Ich glaube, ich thäte besser, gar zu schweigen. Hast du mir doch in den Tagen meines Aufenthalts alles Gutes und Liebes erzeigt, und mich mit der Freundlichkeit und Gutmüthigkeit aufgenommen, die ein redlicher Mensch im Leben nicht vergessen sollte. Nun laß mich immer ein Paar Worte von dir schreiben, sie werden die Beschriebenen endlich vielleicht in einem bessern Lichte zeigen, als den Schreiber, der natürlich durch das vielle Schmieren und die Wuth, zu bemerken, den Geist eines Recensenten und Richters,

wie alle Schreiber, gewinnt, und endlich die hellsten Dinge mit schielenden Augen sieht.

Man sollte denken, es sey abgeschmackt, über die äußere Gestalt der Menschen in einer Stadt, oder Provinz viel zu bemerken, weil es allenthalben häßliche und schöne Menschen giebt. So ist es freylich, aber doch mit einem erstaunlichen Unterschiede, oft mit einem so auffallenden, daß man nicht begreift, wie es in der Entfernung von 5 bis 10 Meilen möglich ist; und doch ist es dies. Man vergleiche Erlangen mit Nürnberg, und man wird sich schon wundern. Man sehe die Nürnberger in den Häusern, auf den Gassen, auf ihren Tummelplätzen des Vergnügens, im Theater, und wo sonst noch, und immer dringt sich die unangenehme Bemerkung auf, daß es keine der schönsten Racen ist. Sieht man die Männer an, wie sie meist bleich und markles dahergehen — es giebt freylich der dicken Bäuche auch, aber diese sind nicht selten ohne Mark und Kraft — mit mattem Blick und versunknen Zügen, ohne Kraft und Leben in den Gliedern und in dem Antlitz, wie sie sie tragen; wie alles so abgespannt, so ohne Keckheit und Trotz und Großherzigkeit ist; so ist das ein sehr widriges Gefühl. So sind die Frauen und Mädchen in ihrem Geschlecht, ohne Ausdruck und Lebendigkeit, ohne Wohlgemüthigkeit und Grazie, ohne die Farbe der blühenden Jugend und den freundlichen An-

ſtrich des erſten jugendlichen Lebens. Man findet mitunter manche hübſche und intereſſante Geſichter, aber dieſes meiſt nur in der Ferne. Es fehlt das Stechende und Reizende, das kleine unſichtbare und unbeſchreibliche Flämmchen, das aus einem holden Geſichte leuchten muß, wenn es gefallen ſoll. Die meiſten haben die langen hängenden Geſichter der Männer, die ſtummen Augen; wollte Gott, ſie hätten auch die ſtummen Lippen! denn ſie empfehlen ſich ſchlecht durch ihre Zahnloſigkeit, wenn ſie ſie öffnen. Dieſen Mangel tragen hier auch die meiſten Männer mit ihnen, und es iſt ein Sprüchwort im Lande umher: die Nürnberger kannſt du am Munde kennen. Ergötzend war es mir ſchon in Erlangen, wenn Fremde an der table d'hote waren, und die Stimmen flüſterten: der da und jene dort ſind Nürnberger, ſie haben keine Zähne. Daß dieſe Bemerkungen nicht allgemein ſeyn ſollen, das gegen proteſtire ich im Namen von Nürnbergs Mädchen, und ihres alten Meiſterſängers Hans Sachs, der ſich wohl auf einen feinen Körper verſtand; auch hier habe ich recht hübſche Mädel geſehen, aber das ſind Seltenheiten. Das Schminken fängt hier an ſehr gemein zu werden. Ich ſah es nachher im ſüdlichen Teutſchland überall mehr, ſelbſt in kleinen Städten, als im nördlichen, ſo wie das ſchöne Geſchlecht überall ungebildeter und doch

nicht züchtiger ist, als drunten. Woher? das weiß ich nicht, und wenn ich's auch wüßte. — — —

Woher kömmt die viele häßliche Welt in Nürnberg? Ja da antworte einer gescheidt. Vieles kann man sicher auf den Zunftgeist rechnen und die kraftlose krüppelhafte Verfassung. Die äußern Zwangfesseln des Geistes wirken gewiß mehr auch auf die äußere Gestalt, als mancher denkt, und rauben endlich allen Ausdruck von Kraft, ohne den keine Schönheit besteht. Einige meinen, das weichliche Leben thue das meiste; möglich, da es für die fleissige Klasse der sitzenden Arbeiter nicht paßt; aber es wirkt doch nicht so in Wien; indessen arbeitet man da auch nicht viel. Die Sitten sollen hier übrigens im Verhältniß gegen andre Städte Teutschlands von gleicher Größe noch ziemlich rein seyn, welches ich freudig bejahe, weil noch viel Anstand herrscht, der zu unsern Zeiten trotz aller Masken und Larven, die er verbirgt, doch gewöhnlich etwas beweißt.

Man findet auch im häuslichen Leben der Nürnberger, in ihren Kleidungen und Verzierungen noch viel Altes und Ehrbares, mehr, als man in einer Stadt erwarten sollte, wo alle Artikel des Luxus und der Mode in großer Menge, feil sind. Da sieht man reiche Bürger und Bürgerinnen im einfachsten Anzuge, sie mit der blanken Mütze der Großmutter, ihn mit einem Rock, der vielleicht 10

Jahre

Jahre aus der Mode ist, ohne Verlegenheit an den Oertern der Freude herumgehen und fahren, und es im Uebrigen den Reichsten und Vornehmsten gleich thun. Ja selbst unter diesen Reichsten herrscht in Kleidungen und Equipagen eine rühmliche Simplicität. Wagen und Pferde und Reitpferde hat fast alles, was es irgend erzwingen kann, und jeder benutzt das Leben, das den armen Sterblichen so schnell entflieht, und genießt seiner mannigfaltigen Güter aufs beste. In dieser Hinsicht sind die Nürnberger in der ganzen Gegend berühmt, und die Neigung zum Wohlleben und Schwelgen soll sich vom Kleinsten bis zum Größten erstrecken. Dieses merkt der Fremde auch bald an den zahlreichen Gesellschaften, die er täglich an allen solchen Orten, in den Städten und auf den Dörfern, findet, und an der Menge Wagen und Reiter, welche immer die Straßen auf und abgehen. Es ist sogleich bekannt, wenn in einem Städtchen oder Dorfe was Leckeres anshängt, und, sey es meilenweit, der Nürnberger muß dahin. So theilen viele von ihnen die Woche ein; nicht bloß die reichen Müßiggänger, sondern thätige Kaufleute und fleißige Fabrikanten; nicht in Dekaden, sondern in Duaden und Triaden. Wo ein junges Schwein abgestochen ist, wo ein Hammelschießen, ein Wurstbraten ausstehet, wo grade die besten Früchte und Kuchen und Fische, an diesem und jenem Tage zu haben sind, das weiß

man sogleich, und zieht gierig dem Geruch der küchen nach. Je jünger und weichlicher die Gans, je zarter das Ferkel; — es ist einem auffallend, wie sie hier und in Regensburg bey Hochzeiten zu Markte gebracht und gegessen werden — je feister der Puter und der Kapaun ist, desto mehr geht es an. Gebackenes und Süßes wird wohl an keinem Orte mehr verschlungen; dies zeugen am besten die vielen Leckbäcker und Zuckerbäcker und die zahllosen Mäuler. Es ist keine Fabel, daß so eine Familie oft an einem Tage drei bis vier Dörfer zechend und schmausend durchzieht. Nicht anders führt ein Nürnberger einem Wirthshause vorbey, ohne etwas zu sich zu nehmen. Nun der Himmel gebäte es ihnen, wenn es ihnen nur zu Fleisch und Blut würde! Aber das ist denn doch sehr lächerlich, wenn man sie nun sprechen hören muß und nichts vernimmt, als wo die besten Braten, Würste und Ferkel sind; wo das und das Bier und der und der Wein am besten ist; wo der beste Kaffe geschenkt wird ꝛc.; wenn der Geist selbst in den Freßcharakter übergeht, dann wehe einem Volke! es ist zu jeder Hudelei und Unterdrückung reif. Doch nicht weiter! ich fühle, ich werde ungerecht. O ihr habt doch ein Herz, ich muß es euch zutrauen, ihr ehrlichen und freundlichen Menschengesichter. Ihr seid wohlwollend und freundschaftlich. Man sieht es euch an, ihr wollt jeden, auch den Fremdesten,

euch so einen Spion, wie mich, so wohlgemuth und glücklich sehen, als ihr selbst euch fühlt. Was könnt ihr dafür, daß ihr keine bessere Freuden kennt? daß Verfassung und Lebensweise euch so im stillen Gängelbande halten? daß ihr durch Weichlichkeit alle starke Leidenschaften verloren habt, und der Stempel der Menschenkraft auf eurer äußern Gestalt schwach abgedruckt ist? Ihr seid dienstfertig und gefällig, ihr seid zutraulich und verdient Vertrauen. So trinkt und esset und schlafet! was kennen die meisten Menschen aller Orten besseres? Lacht über die Schwänke eurer Bühne, lacht über die ganze Welt, wenn sie euch nur in Ruhe läßt; und lebt so glücklich, als es ein gutes und wohlwollendes Herz macht, welches ihr habt. Der Himmel wird euch schon aus eurer lethargischen Ruhe schütteln zu seiner Zeit; geschehe es nur durch kein Donnerwetter oder Erdbeben.

Reise nach Regensburg.

Den 5ten Jul. wieß ich Nürnberg die Ferse und wanderte des Weges nach Regensburg fort. Der Weg bis Neumark in der Oberpfalz geht fast immer durch Nadelholz, womit einige Schenken und Dörflein abwechseln. Bey Neumark öffnet sich die Gegend, und man sieht die Stadt vor sich in schönen Kornfeldern, und fernher mit Wald um-

kränzt. Eine Viertelstunde davon liegt der Wolfsstein in seinen Trümmern, herrlich herabdräuend gegen Norden, und im Nordosten ein kleiner Weinberg. Hinter Neumark wird der Weg romantischer. Immer noch steigt die Gegend und ist doch meistens Fläche, mit schönem Getreide, auch mit Weizen bestet, immer noch mit schmalen Rücken, fleißig mit Kalk gedüngt, den einige Ortschaften aus dem Kalkstein brennen. Die Dörfer werden schlechter, mit Stroh und Schindeln gedeckt, und dem Auge, das die Nürnberger Stadtdörfer verwöhnt haben, nicht lustig anzuschauen. Die Menschen werden ebenfalls verstockter und tückischer von Ansehen, obgleich sie meist besser gebildet sind, als die Thüringer und Frankenbauern. Das Land ist sonst fruchtbar und schön. Meine Wanderung war heute heiß durch den Himmel und die Geschwindigkeit meiner Füße. Schlaf ward mir nicht gereicht; denn das ganze Haus war voll von Fuhrleuten und Fremden, die die Nacht durch polterten, indem immer die einen nach den andern reiseten. Ich war um vier Uhr auf, frühstückte gut, und wanderte lustig in einer glühenden Hitze fort. Mein Weg ward immer reizender, je näher ich den Ufern der Nab kam, und ich glaubte mich zuweilen an die Wisend versetzt. Himmlisch und entzückend war die Aussicht, deren ich genoß, als ich auf der Anhöhe über der Donau war, und Regensburg mit

allen seinen Thürmen und Zinnen sich tief unten im schönen Thale ausbreitete. Trotz der Sonnenglut des Mittags wanderte ich fröhlich den Berg hinab, durch schöne Felder und Weinberge, und so ging es unter dem Berge längst der Donau fort. Lächeln mußte ich, als ich unter einem Krucifixe am Berge einen alten kahlscheitligen Mann unter der flammenden Sonne knieen, und seine Hände auf und abrecken sahe. Ich fragte einen Mann nach ihm. O der ist hier alle Tage, die Gott werden läßt, es mag regnen oder schneyen, und wie Sie sehen, die Hitze scheut er auch nicht; noch den langen Weg aus Regensburg, denn daher ist er. Ich dachte an mich und alles ernste Wollen, wanderte über die schöne Donaubrücke durch Stadt am Hof, und nahm in einem sanftmüthigen Thiere, dem weissen Lamm, mein Quartier. Es war Mittag. Man rechnet von Nürnberg hieher 10 bis 12 Meilen.

Der Ackerbau in der Oberpfalz sieht sehr gut aus, und überall auf den Bergen fand ich herrliches Getreide. Das Vieh ist schön, die Pferde groß und stark, die Tracht der Menschen die alte, nur daß sich die häßlichen Zipfeltücher um den Kopf in Mützchen und Häubchen verwandelt haben. Die Männer haben meistens die deutsche Tracht, die mit Abänderungen zuweilen in die der Bergmänner und Altenburger übergeht. Krucifixe und

Heiligenbilder sind an allen Strassen und in allen Stuben, meistens abscheuliche. Ja selbst an den Bäumen im Walde findet man gar häufig solche Bildchen angeheftet, mit einer Inschrift ex voto; besonders oft aber sieht man das sogenannte geheime Leiden Christi, wovon die katholischen Priester viel wissen müssen; denn bald liegt er in Ketten und Banden, mit Wunden durchbohrt, bald in Verdrehungen und Torturen, bald wird er gezwickt und geschüttelköpft. Sie sollten sich nur ihr geheimes Leiden von den Pfaffen mahlen lassen, das wäre ihnen nützer.

Meine Tischgesellschaft für meine drey Tage in Regensburg, war eine der interessantesten und mir in Rücksicht mancher Notizen und Warnungen für Wien und die österreichischen Lande recht ersprießlich. Es waren nehmlich an einem Tage mit mir zwey emigrirte Familien dort eingetroffen, die in verschiedenen Richtungen auf die Zeit flüchten. Der eine seit 33 Jahren in Wien als Kaufmann ansäßig mit seiner dickleibigen und freundlichen Wienerin, hat bey dem bekannten Lärm des französischen Gesandten Bernadotte in Wien sich verdächtig gemacht, und als Franzose und Emigrè die Stadt räumen müssen, und wird sich nun in Regensburg setzen. Er war im eigentlichen Sinn ein Toller, und in Wuth über alles Nichtfranzösische, geberdete sich auch, als habe er in 40 Jahren,

daß er in Deutschland ist, kein Wort deutsch gelernt. Der andre, ein gebohrner Mayländer und seit 18 Jahren aus seinem Vaterlande abwesend, hatte sein Weib bey sich, eine hübsche Engländerin, wie er ein freundlicher Lombarde war. Vergebens hatte er in sein Vaterland zurückkehren wollen. Man hatte ihn den Eingang und den Eintritt in seine ansehnliche Erbschaft, die ihm durch seines Vaters Tod zukam, dort versperrt, und will ihn nun auch nicht als einen Ausländer in Wien aufnehmen, obgleich er 4000 Louisd'or deponiren will. Mit diesen Leuten ward nun immer politisirt, besonders mit dem Franzosen, der ein geschickter Mann, nur ein zu mächtiger Stürmer war. Der fünfte Tischgeselle und mir der liebste, nicht weil er von Thuiskon stammte, war ein wackrer Bayer, der durch sein biederes Gesicht und sein festes deutsches Urtheil gleich mein Herz gewann, noch mehr aber durch seine Worte und seinen Zorn, sobald von Recht und Unrecht die Rede war. Er reist als Kaufmann in seinen Geschäften, sein Weib wohnt zu Krems in Oestreich. Als ich den Sonntag Nachmittag abreiste, kam dieser Mensch mir wie ein guter Engel nachgeschlichen zum Schiffe. Ich hatte ihn nur bey Tische gesehen, und wenig mit ihm gesprochen, weil er nicht Französisch konnte. Freundlich trat er zu mir, und blieb wohl eine Stunde, bis das Schiff abstieß, drückte mir

dann herzlich die Hand und gab mir nun erst seinen Namen preis. Er hieß Hirschnagel. Ein fester brauner Mann, mit freyer Stirne und hoher Brust. „Wir werden uns wieder sehn“ rief er. O, es hat es mir so mancher nachgerufen, und ich habe so selten einen wieder gesehen! Meine Tage hier in Regensburg war ich immer in der Stadt und auf den Plätzen des Vergnügens herum, besonders auch in den Kirchen bey den Messen und Predigten, um Menschen zu beluchsen und spioniren.

Auch Regensburg ist eine große und dickleibige Stadt, etwa um ein Drittel kleiner als Nürnberg, und ungefähr in diesem Styl gebaut. Rund herum laufen doppelte Mauern, ausser am Strom. Die erste Einfassung zunächst an der Stadt ist mit Gärten und Bäumen besetzt, die zweyte ist an einigen Stellen Sumpf, an andere Wiesen, an andern Garten. Innerhalb der Stadt läuft, wie an einen Theil Nürnbergs und in mehrern altdeutschen Städten, fast rund herum an der Mauer eine hölzerne Gallerie, worauf man auf Treppen steigt. Auch in dieser Stadt giebt es keine einzige gute Straße, keinen einzigen schönen Platz, keine so hohen und stattlichen Thürme, als in Nürnberg. Die Häuser sind dieselben, gute und schlechte; die guten können bey den elenden engen und krummen Gassen gar nicht erscheinen. Auch hier ist das Un-

wesen mit den Erkern, wie in Nürnburg. Die fremden Gesandtschaften mit ihren Wappen, die Heiligenbilder und Klöster prunken hie und da ein wenig, aber ärmlich, und ohne das Ganze dadurch stattlicher und ansehnlicher zu machen. Der Dom ist von innen schöner, als von aussen, und hat eine treffliche Wölbung, aber nicht die schimmernde Erleuchtung des Passauischen. Er ist ganz voll von Gemählden, worunter aber nichts besonders ist. In einer Seitenkapelle zeigte man mir eine Katherina, das Gesicht einer glatten buhlerischen Bayerin: keine Idee des Ideals höherer Menschheit. Doch ist sie hier in Regensburg bey dem Gläubigen in hoher Gunst, ich denke wegen der blanken Farben und des andern künstlichen Putzes umher. Das Stift Sanct Emmeran besuchte ich den Sonnabend Nachmittag, und ward durch eine herrliche Musik und schönen Menschengesang vom Chor so entzückt, daß ich nie in einer andern Kirche solche Gefühle der Erhabenheit und zugleich der tiefsten Rührung empfunden habe. Ich hatte hier wahrlich eine recht fromme Stunde, wenn es fromm seyn ist, in dem vollen Gefühle der höheren und edleren Menschenkräfte und der himmlischen Mächte unsers Geistes von daraus zu gehen. Diese Kirche ist bey weitem die prachtvollste in Regensburg, schön gewölbt, mit leichten emporsteigenden Pfeilern.

In der Kollegiatkirche zeigte man mir mirakulum dicta! ein Gemählde der Gebenedeyeten von Sanct Lukas, welches auſſerordentliche Dinge gewirkt haben soll. Zu schön für Sanct Lukas ist es nicht, aber sicher zu jung. In noch einer andern Kirche, ich meyne, der Karmeliter, war ein heiliger Nagel in die Wand geschlagen, mit dem Ausis: Dieser Nagel ist mit jenem oft, und lange zusammengerieben worden, der vom Kreuze Christi in der Wiener Schatzkammer als eines der köstlichsten Kleinodien aufbewahrt wird.

Am Sonntag Morgen besuchte ich die Kirche des Niedermünsters, um Nonnengesichter zu sehen, welches mir denn auch gewährt ward. Ich drängte mich durch die Menge der Knieenden und Anbetenden bis dicht zu ihnen hinan. Nur Eine von ihnen hatte eine ächte Nonnenmiene, und eine jüngere schien auf dem Wege zu seyn; die andern alten sahen meist stierstirnig und rauch, gleich unsern alten verwelkten Jungfern. Zwey sehr schöne Mädchen waren unter ihnen und in der Jugendblüthe, die schon bleichte; Wie jammerten sie mich! denn ach! das rousseauische plaisir isolé wie abscheulich ist es für das ganze Leben, das für sie nicht mehr da ist! Die eine sah mit ihren schönen schwarzen Augen so traurig unter dem weissen Schleyer heraus, als wollte sie die Steine aufsehen sie zu befreyen; eine schöne, interessante Gestalt, so daß ich mein

Auge nicht von ihr wenden konnte; auch sie ließ die ihrigen oft auf den braunen unstäten Fremdling fallen, und sank verschämt auf ihr Gesangbuch nieder, so oft die meinigen ihr begegneten. Ich ging zweymal hinaus und wieder von einer andern Seite herein, um das holde betrogene Mädchen zu sehen und zu bejammern.

Die Stadt liegt hart an der Donau, von Südwesten nach Nordosten, und eine kühne steinerne Brücke verbindet sie mit dem bayrischen Stadt am Hof, welches am linken Ufer liegt. Schöner wäre es, wenn sie die Stadtmauer an der Donau nicht hätte, und dafür am Strom schöne Häuser zeigte. Um die andern Landseiten laufen schöne Promenaden von allerley Bäumen, die auch des Abends von Menschen wimmeln, und im Süden findet man den Platz unter den Linden, wo einige große Tanz- und Restaurationshäuser, einige Häuschen, Lauben, Bänke und Sitze rings umher sind. Da findet man alle Nachmittage, von 4 bis 8 Uhr Leute alles Standes, Alters und Geschlechtes, und an gewissen Tagen auch Tanzparthieen. Der Rasen hat ein üppiges und frisches Grün, die Bäume einen ausserordentlichen Wuchs und dunkeln Schatten. Es ist ein stumpfes Dreyeck und stößt an die Promenade, die um die Stadt läuft; an den andern Seiten sind die reichen und blühenden Kornfelder der fruchtbaren Ebene, die weit in den Süden und

Südost sich erstreckt. Man lebt hier sehr zwang los im Menschengewimmel, und findet sogleich Menschen, mit denen man frey und freundlich ein Wörtchen plaudern kann. Viel fährt, und spazier man nach dem nahen Dörfchen Kumpfmühl, welches nach dieser südlichen Seite eine kleine Viertelstunde von der Stadt liegt, und einige recht hübsche Gärten hat. Mich führte der Zufall mit einigen geistlichen Herren und ihren Schülern zusammen, mit denen ich eine Stunde das Kugel spielte. Die Bursche erfreuten mich durch ihren Muthwillen und Witz, und durch die obscurorisch-virorischen Brocken Latein, die sie einmischen. Mit einem oremus riefen sie den Spieler auf, an dem die Reihe war, und hatten den Kegeln, die fielen, allerley Namen gegeben; so, als einer 7 warf, schrie einer: septem dormitores expergefecit. Lächerlich war es mir hiebey, wenn die Magd etwas zur Leibesnahrung und Nothdurft brachte, und dem einen, der vermuthlich was Rechtes bedeutete, einen hallenden Schmatz auf die Hand drückte, den er mit vieler Würde anzunehmen wußte.

Die dritte und schönste Prommenade der Regensburger, ist die über die große Donaubrücke, und dann zur linken Seite über die hölzerne zu der schönen Insel Niederwöhrd, die von der Brücke in der Länge einer halben Stunde, mit der größten Breite von 400 bis 500 Schritt von Nor-

den nach Süden sich erstreckt. Vorne liegen mancherley Häuser und Gärtchen, meistens zur Lust. Besonders schön ist das des Herrn von Dittmer, dem die Insel gehört, mit seinen kleinen Gärtchen. Durch diese Häusergasse kömmt man in eine schöne Allee von Sturmweiden, Linden und Kastanien, die mitten durch die Insel bis ans Ende läuft, und zu beyden Seiten grüne Wiesen mit Schaafen, Kühen und Pferden zeigt, dann den getheilten Strom, westlich das oberpfälzische Ufer und Hof, östlich Getraidefelder und die weite Stadt mit ihrem Schiff- und Menschengewimmel. Diese freundliche Insel, wo doch oft Menschen wandeln, würde mein Lieblingsplatz seyn, wenn ich in Regensburg lebte. Das Gegenstück hiezu liegt an der andern Seite der Brücke, in größerer Entfernung von der Stadt, nemlich der Oberwöhrd, ungefähr in eben diesen Styl, zwischen Stadt am Hof und Regensburg. Die Promenade ist da nicht so schön und entfernter, denn sie liegt am östlichen Ende der Stadt, wo sie durch eine Brücke sich anknüpft, und hat mit der großen Brücke keinen unmittelbaren Zusammenhang.

Die Gegend um die Stadt ist äusserst reich und anmuthig. Am westlichen Ufer hat sie Hof und die freundlichen, mit Reben, Getraide und Gebüsch bekränzten Ufer der Oberpfalz; an der östlichen Seite breitet sich eine schöne Ebene weit und

seegensvoll mit Dörfern und Getraidsaus, u
wird ferne durch einen dunkeln Fichtenkranz g
schlossen. Zu diesem allen nenne den ersten Stro
Europens, und du hast viel gesagt.

In dieser alten Reichsstadt nun ist der imme
währende Senat des heiligen deutschen Lande
und viele andre fremde Gesandte mit ihrem Anha
ge und Gefolge. Doch giebt dieß der Stadt kei
wahres Leben, weil die meisten sehr still haushal
ten, und alles nach dem steifen spanischen Cerem
niel hergeht. Der Fürst von Thurn und Taxis al
erster kayserlicher Minister, macht denn nun eine
Art Hof, hält auch ein sehr mittelmäßiges Thea
ter. Doch hat dieses die Folge, daß in der gan
zen Stadt der altfranzösische Ton in den Sitten
zu herrschen scheint, obgleich die Regensburger dazu
eigentlich nicht gebaut scheinen. Sie dünken mir
wenigstens ein sehr zutrauliches und treuherziges
Völkchen. Ein sehr nerviges und robustes sind sie
wenigstens und ein wohl gebautes. Unter den
Weibern findet man sehr viele hübsche Gesichter,
die unter den kleinen Mützchen und Häubchen, die
oben nur das aufgebundene, oder geflochtene Haar
bedecken, mit der freyen Stirne allerliebst stehen.
Ich habe viele sogenannte Madonnengesichter gese
hen. Das kömmt von den Muttergottesbildern,
sagt Nicolai; nein, sage ich, mi domine, das
kann Er und ich nicht wissen, denn in den luther-

schen Kirchen hier habe ich diese schönen Mädel eben so häufig gesehen, als in den katholischen. Die thüringische und niederfränkische Citronenfarbe verschwindet auch immer mehr und mehr, und die meisten haben einen sehr schönen Teint, blendend weiß mit bleichen Rosen, wie die Röthe eines Mägdleins billig seyn sollte. Ich habe immer geglaubt, Schönheit sey ein Beweiß für gute Sitten; aber dieß ist wohl keine so sichere Regel, als die, daß die Häßlichkeit zum Theil dem Laster anhängt, wiewohl es an einigen Orten doch durchaus ein häßliches Menschengeschlecht giebt. Uebrigens ist das weibliche Geschlecht dieser südlichen Provinzen äusserst schwach und leicht. Ich sehe täglich Proben davon. Es ist unglaublich, wie bey gewissen Fragen und Anspielungen sich das ganze Wesen der meisten erheitert, man treffe sie auf unserm Schiffe, (ich schreibe dieses im Donauschiffe,) im Hause, auf der Gasse, wo man will. Unser Jude z. B. hier in der Gesellschaft, ein arger Bursche, und bey übrigens stattlichem Körper häßlich, wie die Sünde, hat gleich die Schönsten auf seiner Seite und schleppt sie, wohin er will, und bey manchen, schön und unschuldig, wie sie erscheinen, bedarf es nur eines ernstlichen Wortes, und sie weigern ein Rendezvous nicht.

So groß die Stadt ist, so wenig soll sie doch bevölkert seyn. Welch eine Lage hat sie, fast im

Mittelpunkt Deutschlands und der Donau zum Handel und zu jeder Art von Betriebsamkeit. Diese aber ist hier, wie im ganzen Baiern nicht zu Hause, und machten die Donauschiffahrt und die Spedizionsgeschäfte es nicht noch ein wenig lebendig, so würde man meynen, das steife diplomatische Korps hätte hier allen Lärm und alles Getöse des thätigen und schaffenden Lebens verbannt. Wer mehr von Physiognomien weiß, als ich, möchte auch einen Rechtgläubigen und Ketzer an den Falten seines Gesichts schon auf 20 Schritte unterscheiden können. Aber wenn der religiöse Glaube aus dem Herzen immer mehr entwurzelt wird, wie sollte er seine Zeichen noch so lebendig, wie vormals, in den Mienen tragen?

Der Magistrat ist hier evangelisch, so wie die eigentliche Bürgerschaft; katholische Bürger wohnen nur für ein gewisses Schutzgeld. Der Pöbel dagegen, Knechte, Tagelöhner und Arbeitsleute sind fast alle katholisch. Geistliche, Mönche, Priester und Nonnen sind hier leider zu viel, und man kann fast nicht gehen, ohne auf sie zu treten. Auch emigrirte französische Pfaffen sind hier jetzt mehr, als gut ist, und man von diesem Geschmeiß wünschen möchte. Aber bey der Menge dieser Pfleger des Gottesdienstes ist die Klage, daß die Ehrfurcht für die Heiligen abnimmt, die Klöster sich

schwer

schwer füllen, und niemand mehr recht zu der Fahne des Papismus schwören will.

Von Regensburg nach Wien.

Geschrieben den 9. Jul. an den Ufern der Donau bey Straubingen.

Eben kömmt unsre honorige Schiffsgesellschaft vom Mittagsessen aus Straubingen heim, der Wind weht stark und unser Schiffer ist feige, und nichts mit ihm anzufangen, grob und dumm dabey und ein geschworner Pfaffenfeind. Alles liegt also auf dem Rücken, und ich habe mich hier hinter eine freundliche Anhöhe gemacht, um zu schreiben und zwar einmal in verkehrter Ordnung; so führe ich den Leser recht episch sogleich in die Handlung ein. Um 10 Uhr ging es nach Straubingen, weil der vorige Kondukteur von Regensburg hier abgelöst wird, und darüber einige Stunden verfließen. Wir fanden gleich vor den Thoren eine kleine Belustigung, nemlich mehrere Schwadronen Ulahnen, die, trefflich beritten, ihre Uebungen machten. Bald aber jagte sie und uns ein Regen in die Stadt, und nun war unser erstes, Essen zu besorgen. Dieses war bald bereitet, und eben so schnell verzehrt. Dann kam ein Harfenspieler mit seiner

Donna, die zu seinem Geklimper lustig anstimmte mit dem Stücke aus den Tyrolerinnen „Du bist ja mein Schatzerl, juchheisa, juchhei! komm, gieb mir ein Schmatzerl und bleib mir getreu.“ Die Seele unserer Tafel war aber eigentlich die hübsche Kellnerin, deren Huld und Anmuth so auf die Gemüther wirkte, daß sich keiner, auch der argen' ins schlimmen nicht, Unanständigkeiten gegen sie erlaubte. Eine schöne hohe und schlanke Gestalt mit einem Gesichte voll Engellieblichkeit, mit zarten rosigen Wänglein, einem schneeweißen Stutznäschen und einem Munde, um den die Grazien spielten; und über dieses holde Antlitz leuchtete eine freye Stirne, unter der die schönsten blauen Augen funkelten; schwarze Haare flogen um die weiße Brust, hinten zierlich in Locken gerollt. O es ist unbeschreiblich, was ein schönes Weib vermag. Diese machte uns die ungeheure Zeche, den Regen, Sturm und alles, alles vergessen. Nach dem Ungeklimper der Harfe mußte sie und einige schlechtere Lückenbüßer mit den Tanzlustigen rundwalzen. Woher so ein Mädchen den Schein der Sittsamkeit und Unschuld doch in einem Gasthause nimmt? Oder giebt es auch in dieser Hinsicht privilegirte Menschen, welche die gewöhnlichen Schulden menschlicher Gebrechlichkeit nicht so hart drücken? oder endlich solche, die täglich den Verführungen aus-

gesetzt, nicht erliegen? die letzten wohl am wenigsten.

Heute Morgen um 4 schallte die Glocke, und wir wanderten aus Vater, wo wir geschlafen hatten, in allerley Gruppen dem Boote zu, lustig und poßierlich anzuschauen. Am besten nahmen sich die armen Weiber aus, alles Standes und Gewerbes, wie sie einzeln, oder von ihren Nachtgesellen und Eheherren geführt, heran kamen, besprützt und besudelt vom Koth bis über die Knöchel, und so mußten die Armen denn in ihrer fatalen Kleidung das steile, schlüpfrige Ufer mehr hinabrutschen, als steigen, und sich uns Spöttern und Spionen Preis geben. Daß man nicht so viel von politischer Selbstständigkeit des Weibes schwatze; sie sind fast immer schutzlos und des Schutzes bedürfend, und in so vielen Zuständen, ihrer Natur nach, fast unbehülflich. Billiger Weise soll man nur mit einer jungen und schönen Frau auf Postwägen und Postschiffen reisen. Gegen halb 5 stießen wir vom Lande, noch immer bey umwölkten Himmel und Staubregen. Aber allmählig brach die Sonne durch und bildete auf den Bergen am linken Ufer die magischesten und feenhaftesten Gestalten, indem sie ein Loch nach dem andern in den silbernen Schleyer riß, womit der dampfende Morgennebel die buschigten Berggipfel und die Thürme der Dörfer umhüllte. So legte ich mich aufs Verdeck hinaus, und genoß

frisch und gestärkt des wunderschönen Anblicks der Welt um mich her. So segelten oder schwammen wir langsam weiter, dem mäandrischen Strome nach, dem es hier in wunderlichen Krümmungen durch blühende Wiesen und Kornfelder hinzuspielen beliebt; zur Linken mit aufsteigenden Bergen, hie und da mit Reben bekränzt; zur Rechten immer noch die fruchtbare und kornreiche Fläche. Dörfer, mit Stroh und Schindeln gedeckt, doch alle mit schönen stattlichen Kirchen; und die weidenden Rinder- und Roßheerden erinnerten uns an Menschen, noch mehr aber die Menschen selbst, die zu zweyen und dreyen über den Strom fuhren, und zu 30 und 40 auf stattlichen Roßen saßen, und Salzschiffe, alle an einander gekettet, den Strom hinan schleppten. Sie sind stark und rüstig gebaut, meistens braun und mittlerer Statur, breitschultrig und nervig an Waden, aber mit dummen und vom Aberglauben zusammengedruckten und gefalteten Physiognomien, worin eben so viel Ehrlichkeit, als Bestialität liegt. Gott verzeihe das Wort; aber so ist es. O man möchte das alte Unwesen des Aberglaubens verfluchen, wenn man diese Menschen und dieses Land so zusammen sieht. Der Bayer, wie man ihn hier und auf den Dörfern sieht, ist grob, stumm und dumm. Anders schon die Weiber; diese haben es doch immer durch ihre Natur voraus, in ihrem ganzen Wesen nicht so

sehr verwandelt und zerrüttet zu werden, als der unbeweglichere Mann, besonders in jugendlichen Jahren. Der Weg kurz vor Straubingen ward entzückend durch die Täuschungen, womit er uns zauberisch äffte, immer in wechselnden Zickzacken der Stadt bald näher, bald ferner, bis wir um 10 Uhr Vormittags anlegten.

Den 8. Jul. Nachmittags um 2 Uhr machte ich mich an Bord des Donaubootes, das binnen 6 bis 8 Tagen für 5 Gulden für den besten Platz, der freylich noch kein guter ist, die Reise nach Wien von 60 deutschen Meilen zu machen verspricht. Es war eine schreckliche Hitze, welche die Menge der Menschen auf der Brücke und dem Verdecke noch abscheulicher machte, und so mußten wir beynahe 2 Stunden braten, ehe wir klar wurden; und dieß alles einem unsrer Passagiere zu Gefallen, der sich indessen durch seine Freundlichkeit jetzt schon uns alle wieder versöhnt hat. Unser Schiff, oder Boot, worauf wir fahren, ist ein flaches Ding, etwa 35 bis 40 Ellen lang, zu beyden spitzen Enden offen, und mit Fässern und Körben gefüllt, unten etwa 3 bis 5 Ellen hoch bedeckt, und ebenfalls mit Gütern, Bagage und Menschen vollgepfropft. Diese Menschen haben zwey Abtheilungen: die am hintern Ende, das eben so gut, als das vordere, ist, sitzen, zahlen bis Wien zwey, die andern vier und fünf Gulden. Da sitzt und liegt

und steht alles über und unter einander, wie es der Zufall und die Laune eines jeden gebietet. Zum Glück hat man das Verdeck, wenn es nicht regnet; sonst würden Hitze und Ausdünstungen es ganz unausstehlich machen. Diese Schiffe werden in Wien verkauft, wenn sie ausgeladen sind, und gehen dann mit neuen Menschen und Waaren die Donau weiter hinab, oft bis an das schwarze Meer hin. Wöchentlich, alle Sonntage, geht regelmäßig so ein großes Schiff von Regensburg ab. Für diese Donaupost sind 16 bis 17 geschworne Schiffmeister, die wechselnd fahren. Unser jetziger soll einer der langsamsten und feigsten seyn. Sobald wir hinter Niederwöhrd waren, wehte uns eine frischere Luft an, und wir erholten uns nach und nach und konnten einander in Augenschein nehmen. Es gab Leute fast aller Nationen, Franzosen, Engländer, Schweizer, Juden, Weiber und Mädchen; von letztern leider nichts feines. Die Fahrt wird sogleich entzückend schön. Die Berge des Regensburger Stifts laufen zur linken Hand dicht am Ufer mit Weinbergen, Getraide und Bäumen fort, und zur Rechten breitet sich die schöne korn- und wiesenreiche Ebne immer weiter aus. Die hohen Bäume, Linden, Ulmen, Sturmweiden stehen am Ufer alle von einem gigantischen Wuchs, und mit einem so üppigen Grün, als man es bey uns Hyperboreern nicht sieht. Bald fuhren

wie unter dem mächtigen Donguſtauff und ſeinen hohen Trümmern hin, die einen weiten Umfang haben, und rings bis zum Ufer hinab mit Gärten und Weinbergen umpflanzt ſind. So fuhren wir dann Brennberg, Kiefenholz in weiterer Ferne vorbei, ſo dem ſchönen Wörth, dem gegenüber wir landeten im Dorfe Pater, oder Vater. Die Geſellſchaft theilte ſich. Wir, die rüſtige und unbeweibte und unbepackte Jugend, nahmen ſogleich das beſte Wirthshaus ein und machten eine frohe Mahlzeit und einen muntern Kommers, beſtehend aus mir, einem Buchhändler nebſt ſeiner Gefährtin, einem Studenten aus Würzburg, einem Schweizer und einem teutſchen Kaufmann, einem engliſchen Fabrikanten und unſerm Kondukteur. Um 12 lagen wir auf dem Ohre, nicht ohne manchen Spas und eine verwünſchte Hitze; auch die Mücken ſchwiegen die ganze Nacht nicht. Der arme Engländer verſteht faſt kein Wort teutſch; ich machte ihm, ſo gut ich konnte, den Dollmetſcher; er war einem Entzückten ähnlich, als er die ſüßen Töne der Themſe hörte.

Heute Vormittag habe ich mich mit den Franzoſen unterhalten, feinen und zierlichen Leuten. Ich gab mich für einen Schweden, der ein ſechs, ſieben Jahre in Deutſchland gelebt habe, um deſto ungezwungener mit ihnen zu ſeyn, aus, und werde dieß bis Wien behaupten, um deſto weniger ver-

ächtig zu ſeyn. Der eine ſchien ein geſcheidter Mann im Geſpräch, ein vierzigjähriger und was drüber iſt, ein Emigrant; er geſtand endlich, er ſey 7 Jahr abweſend, Prieſter, und treibe jetzt Handel. Er hat was einzubrocken, 4000 Louis im Vermögen, ſagte der andre heute Nachmittag, als uns dieſer in Sträßingen verlaſſen hatte. Der zweyte, ein Breton, iſt ein wüthender Feind der neuen Ordnung der Dinge; doch gab er Gründe an, die dieſes menſchlich erklären. Mir, ſagte er, koſtet dieſe neue franzöſiſche Freyheit zwey Brüder und neun andre Perſonen meiner Verwandtſchaft, die die Guillotine gefreſſen hat, ohne das Geld zu rechnen, was ich durch ſie verlohren habe. Er führt ein artiges kleines Weib bey ſich, eine Wienerin, die aber ſeiner Lebhaftigkeit nicht entſpricht. Es ſind übrigens allerliebſte Leute, höflich und freundlich und ſich mittheilend. Das andre Ende iſt mir immer noch ein unentdecktes Land. Häßliches und Artiges iſt indeſſen nicht da, ſoviel habe ich wohl beym Ein- und Ausſteigen geſehen. Handwerkspurſche, häßliche Frauen und Mädchen, und andre loſe Leute. Eine Dirne trat geſtern Abend zu uns ſpionirend. Der Schweizer, der Buchhändler und ich ſtanden vor der Thüre. Auf Stroh könne ſie nicht liegen, meynte ſie. Wir proponirten, wie gewöhnlich. O drey Kerls iſt

nichts, das ist nicht des Anfangens werth! Wir lachten und gingen.

Fitzhofen den 10. Jul. Abends.

So saß ich und schrieb, und unsre Mannschaft trieb sich, immer günstiger Winde wartend, herum. Aber der Wind ward immer stärker, und um 6 Uhr eilte alles der Stadt zu ins alte Quartier, wo die reizende Kellnerin war, nachdem man ein Stündchen wieder den Matrosen zugesehen hatte, die sich auf dem alten Platze umtummelten. Der Abend war lustig durch mancherley Scherz und Kurzweil, den die von Officieren, Bootsknechten und Passagieren gemischte Gesellschaft angab. Zugleich gab das schöne Kind allem einen wunderbaren Reiz, und ließ den schlechten Oesterreicher selbst, endlich die Kehlen hinabgleiten. Wir kamen spät in die Betten, konnten aber nicht schlafen, weil im großen Ballhause, uns gerade gegen über, die ganze Nacht gefiedelt und getanzt ward. Um 3 Uhr Morgens ward geweckt. Ich trank eine halbe Bouteille Wein, sagte dem holden Mägdlein herzlich lebewohl und so ging es über die Wiesen, beynahe eine Viertelmeile, am Bord zurück.

Der Morgen war einer der schöneren und seltnen. Die aufgehende Sonne leuchtete wohlgefällig auf den wogenden Weyhrauchdampf, den der

Strom und die Berge den geistigen und himmlischen Mächten darbrachten. Kein Lüftchen wehte auf der Spiegelfluth, keine Kehle schallte aus den hohen Bäumen an den Ufern des Stroms. Es war eine hohe Feyer der Natur, eine Anbetung der ewigen Kraft, die kein Sterblicher erkennt. So froh stand ich auf dem Verdecke. Bald sauste unser Schiff unter der Strauhinger-Brücke fort, die man für eine der gefährlichen Durchfahrten der Donau hält, und von der Agnes Bernauerin, hoch abgesprungen seyn soll. Die Gegend wird immer romantischer und lieblicher. Die linken Ufer sind noch immer hoch, die rechten flach, mit Wiesen, Wald und Korn wechselnd bedeckt. Schöne Inseln, mit weissen Weiden, Möven und Strandläufern, sperrten zuweilen die schöne Aussicht und erinnerten mich an die lieblichern Meeresufer des vaterländischen Himmels. So kamen wir unter Bogen, wo eine entzückende Aussicht alle Blicke zu sich reißt. Hoch und hart am Ufer läuft ein Seiler und runder Berg empor mit einer stattlichen Kirche, die dem unten schiffenden auf den Kopf herabzukommen scheint, und hinten streckt sich das dunkle Tannengebirg weit in die Ferne hinaus. Um 6 Uhr flogen wir unten im schnellen Lauf vorbey, und beneideten der heiligen Jungfrau ihren stolzen Wolkensitz, der eine wahre Vergötterung ist. Es wohnt nemlich hier die berühmte Maria zum Bo-

gen, die in ihrem Bauche das Jesus-Kindlein zeigt. Zu ihrem unversiegbaren Gnadenquell wallfahrten noch jetzt jährlich eine Menge Menschen den steilen Berg hinan, was allein schon einen reichen Ablaß verdiente. Diese heilige Gebenedeyete ward in irgend einem Kriege aus ihrem Sitz vertrieben, gerieth, ich weiß nicht, ob durch Zufall, oder frevle Ketzerhände, auf den Donaustrom und schwamm trotz ihrer steinernen Ja, inertiae hier an, und bezeugte so, daß sie diesen Platz zu ihrem Sitz gewählt habe. Es fehlte nicht auf unserm Schiffe, die sie mit entblößtem Haupte und Kniebeugung begrüßten, auch nicht an Katholiken, die laut spotteten. Hinter Vogen läuft die Donau immer in Krümmungen, bald breiter, bald schmäler, bald langsamer fort. Die Berge wenden sich rechts ab und treten mehr in die Ferne zurück, auch so noch schön und lieblich. So fuhren wir an drey Stunden etwa, wo der Adamberg mit seinen großen Trümmern, auch er ein Denkmahl des Schwedenkrieges, zur rechten Hand plötzlich in der Ebene majestätisch und prächtig emporsteigt. Eine fröhliche Erscheinung bey meinem Zahnschmerz und bey der Schwüle des Tages. Bald ging es das links liegende Städtchen Deckendorf vorbey, unter einer hölzernen Brücke. Von hier wandten wir uns durch die freundlichsten und fruchtbarsten Ufer mehr östlich, und sahen nicht ferne die schö-

nen Mauern der Burg Winzer vom Berge herab dräuen, die der berühmte Franz Trenk im Krieg von 1740 abbrannte. Hinter Winzer ward die Gegend immer flacher und die Luft immer heißer, und mein Zahnschmerz böser, bis es 1 Uhr schlug und Hitze und Schmerz mit schönerer Gegend und milderer Luft sich legten. Zu beyden Seiten stiegen die Ufer wieder mit Tannen und Felsenmassen, welche den Strom einengen, und seinen Lauf schneller machen. Wir bewunderten die schönen Trümmer der Fuggerschen Burg Iggersheim, die hoch über unserm Haupte am Eingang des Berges herabhing. Um 6 Uhr schwammen wir im Städtchen Filzhofen an, wo ich nun in der grünen Tanne einsam im großen Saal sitze, und über die Donau und das menschliche Treiben und Thun weit hinausblicke. Doch der Barbier wetzt auf meinem flachlichten Bart sein Messer. Noch ein Blick auf das herüberdämmernde Iggersheim, und Adieu.

Allenthalben am Ufer ist die Aerndte, und Wagen voll Korn und Wiesen voll Vieh, das aber nicht so gut ist, als man billig bey den schönen Wiesen fordern sollte. Man wendet nicht die Sorgfalt darauf, als selbst in den ärmsten Gegenden Frankens. Die Häuser sind mit Stroh gedeckt und beschindelt, und diese reich mit Feldsteinen belegt, damit der Wind sie nicht abblättere. Alles hat ein finsteres und trauriges Ansehen, wie der Aber-

glaube und die Dummheit, die die Menschen hier unterdrücken. Und doch, da das Holz hier reichlich und so wohlfeil ist, so müßten Ziegel so kostbar nicht zu brennen seyn; aber bey allem Reichthum der Gefilde giebt es keine Industrie, wie in dem ärmeren Thüringen und Franken. Von diesem Ansehen sollen alle baytische Dörfer mehr, oder weniger seyn, gerade wie sie das arme Tyrol und Salzburg hat.

Ich hätte heute frohes Muthes seyn können, wäre es nicht so heiß am Himmel und meinen Zähnen gewesen. Der junge Breton ist ein muntrer und lieber Mann, und wir haben doch manchen Spaß mit einander gehabt. Ein andrer Alter ist ein Obersachse und im Dienste des Herzogs von Sachsen-Teschen, hat mich in Affektion genommen und mir tausend Schnurrigkeiten von Joseph, vom siebenjährigen Kriege und von Brabant erzählt. Seine Frau, ein junges Weib von etwa 30 Jahren, ist eine ächte Brabanterin aus Brüssel, und trägt ein Kind von einigen Jahren auf dem Arm, das uns wegen seines Zahnens viel vormusicirt hat. Sie ist eine anständige brave Frau, wie es scheint, beredt und muntrer, als die Flamländerinnen gewöhnlich seyn sollen. Sie gehen nun als Emigranten von Brüssel, wo die Frau ihr Erbe hat holen wollen, nach Wien. Der Alte trägt seine 64 Jahre auf dem Nacken, ist rüstig und

munter, und klug in politischen Dingen, fertig mit Kopfnicken und Schulterziehen, mehr andeutend, als wissend. Mit diesem und dem demokratischen Buchhändler politisirte ich, während unser Franzose auf Marat und Danton fluchte. Ich mußte indessen vom Norden erzählen, und log auch nicht, als meine schwedische Herkunft. Die Leute sehen mich hier nun freylich als was Seltsames und Ungeheures an, weil der Schwede hier in einem verfluchten, aber großen und tapfern Andenken steht; aber dies giebt doch einen Respekt, und bey den Glaubensgenossen eine große Ehre. „Ja Sie sind ein braver Mann, klopfte mir der Schiffmeister auf die Schulter; das sind die Schweden alle, die haben doch den Glauben gerettet.“ — Andre sagten mir, sie hätten sich die Schweden nicht so vorgestellt, wie sie mich sähen. Ich unterlasse dann nicht, die schwedische Nation zu preisen, und ihr Lob aus vollen Backen zu posaunen, so daß alles aufhorcht.

Eine ernsthaftere Unterhaltung war heute Abend die mit dem jungen Wirzburger, dem Studenten, der desperat und auf gut Glück in die Welt hinein geht. Dieser Bursche ist schlank und hager, aber sein ganzes Wesen hat sehr viel Einnehmendes, ohne zu bestechen. Sein Gesicht spricht Leidenschaft und Empfindung, seine Sprache drückt sie lebendig, sein Gesang schön und rührend aus. Die Liebe jagt

ihn nun in die Welt hinein, die ihm noch vor kurzem alles Schönste des Lebens versprach. Ein Mädchen, das mit Jugend und Schönheit Reichthum verband, das ihn innig liebte und selbst die Genehmigung dieser Liebe von einem strengen Vater erhielt, läßt sich bethören und geht mit einem glattköpfigen Violinspieler durch. Die Thränen liefen ihm über die Wangen, als er es sprach, und fest preßte er mich an sich. „Ich bin geliebt worden, wie es nie ein Mann ward. Sehen Sie hier Ihre Silhouette, war sie nicht schön? ach! schön und gut, und doch ein so leichtfertiges Herz! Es giebt nichts Beständiges in der Welt. Ich suche nun Ruhe im Weiten; das Schicksal kann mir nichts nehmen. O der ist reich, der nichts mehr von ihm bettelt!“ So lief er fort. Ich ging auf unsern großen Speisesaal und sah sehnend und glücklich über den silbernen Strom und die dämmernden Berge hinüber. Als ich in mein Schlafzimmer kam, war nebenan ein fürchterlicher Lärm. Ich hörte den alten Engländer fürchterlich toben und wüthen und ein God dam und rascals und villains! jagte das andre. Ich mit dem Lichte hinein. Da stand der Alte im Hemde vor seinem Bette in der lächerlichsten Stellung, mit geballten Fäusten und fletschenden Zähnen. See Sir these boys are rascals, they have shiten in the pot. Ich konnte mich kaum des Lachens enthalten und gebot Ruhe, schalt

die Buben, und brachte den Schäfer, den der Alte schon geohrfeigt hatte, zu Thränen: Smell but, i smells devily. Ich bejahte es in vollem Ernst, e stieg wieder ins Bette, die Bursche krochen unte die Decke und ich ins andre Zimmer, nicht ohn Lachen über den tollen Auftritt, obgleich der Al mich jammerte. Heute Morgen kam er noch zu nig heran und fluchte über Flöhe und Wanzen un Gestank und schimpfte das Wirthshaus ein Newg te und infamous house. Wir zahlten eine gut Zeche und sitzen jetzt in der Kajüte.

Donnerstag Morgens den 12ten Jul.

Ein Maß guten österreichischen Weins ist die Kehle hinunter. Mit meinem lieben Franzmann und seiner kleinen runden Frau habe ich durch Engelhardszell und längst der Donau einen Spaziergang gemacht, und sitze nun in einem Erker über den alten majestätischen Strom und schreibe.

Wir stießen gestern den 11ten Jul. halb 5 Uhr von Filzhofen ab, und landeten um 8 Uhr in Passau. Hinter Filzhofen breiten sich die Ufer wieder aus und senken sich, besonders das rechte, zu reichen Fluren und Feldern. So schwimmt man durch mannigfaltige Krümmungen nach Passau hinan, wo sie enger und enger zusammentreten, und sich

mit

mit majestätischen Felsenmassen, Buchen und Tannenwäldern erheben. Wir hatten keine Langeweile, denn alle Augenblicke kam ein Zug von 30, 40, 50 Pferden, die große Böte mit Mehl, Hafer und Ungeweinen zogen, indem kleinere mit einzelnen Menschen beladen, sich langsam den Strom hinan, oder hinüber schaufelten. Kaum in Passau angelangt, durchwanderte ich mit dem jungen berliner Kaufmann den schönen fürstlichen Park jenseits des Stroms, erstieg mit vielem Schweiß die Citadelle, ruderte dann in einem Kahn auf der Donau und dem Inn um die Stadt herum, eilte dann in den Strauß, wo die ganze Gesellschaft schon schmausend am Tische saß, darauf wurde mehrere Stunden in der Stadt herumgeschwärmt, bis wir Nachmittag um 3 Uhr vom Lande stießen.

Passau ist in einem spitzen Winkel zwischen der Donau und dem Inn eingeklemmt, und giebt einen ganz feinen Anblick, wenn man es oben von der Citadelle, oder auf der Donau vorbeyfahrend sieht. Tritt man aber hinein, so verschwindet dies ganz, und man hat häßliche enge und höckerige Gassen, und fast in der ganzen Stadt nichts, als Schindeldächer. Für diese häßliche todte Natur entschädigt nun die lebendige reichlich, und es war eine Wonne für uns Zugvögel, in den Kirchen und auf den Gassen, und selbst auf den Waschplätzen am Inn so viele reizende Weiber- und Mädelgesichter zu sehen.

In der That, Passau will ich Ihnen eine der schönsten weiberigen Städte Teutschlands nennen. Welch ein Blut haben die Weiber bey ihrer blendenden Haut! welche schlanke und doch schwellende Gestalten! wie schön und verführerisch die schwarzen und blauen Schelmaugen, wie nett die Füßchen, wie kastanienbraun die Haare! Leider soll diese schöne Natur nur zu sehr in Wien beliebt seyn, wo die Passauerinnen in vielen Häusern die kleinen Geschäfte und Kammerdienste verrichten. — Der Dom ist ein schönes Gebäude, hell und licht, mit kühnem Gewölbe und Pfeilern, und mit künstlicher Pracht, ja Ueberpracht. Daß er an allen Ecken und oben an der Decke mit Schilderein überladen ist, versteht sich. Mir war von allem nichts merkwürdig, als die Anbetung der heiligen Jungfrau mit dem Kinde. Die hohe Forderung der Kunst, zu idealisiren, erfüllt sie freylich schlecht, aber wegen der getreuen Darstellung der gemeinen Natur mag sie immer jeder bewundern. Die Gesichter der Anbetenden haben einen solchen Ausdruck von gemeiner Stupidität, Staunen und Gaffen vor etwas Großem und Unbegreiflichen, so eine dumme Hingebung des Schwärmers und Fanatikers, daß sich nichts Treffenders denken läßt; und als wirkliche Originale, die man noch täglich vor Heiligenbildern und Krucifixen knieen sieht, sind sie mit außerordentlicher Treue und Wahrheit getroffen. —

Am Dom liegt das fürstliche Schloß, ein ganz artiges, ungothisches Gebäude. Marktplätze giebt es keine. Die Geistlichen wohnen hier am besten, wie natürlich. Die Canonici regulares im Nordwesten der Stadt wohnen sehr hübsch, aber jenseits des Inn's am Gebirg haben die Kapuziner zu Mariä Hülf eine so romantische und liebliche Lage und Übersicht über die Stadt und die beyden Ströme, daß einem die Sehnsucht anwandeln kann, bey ihnen sich einzunisten. Die Häuser in der Stadt sind auch meistens schlecht gebaut, und alles deutet auf Armuth und Unthätigkeit. Und doch wie viele Städte haben so eine Lage? Die Bettler müssen hier schlimm seyn; denn man liest die merkwürdige Warnung: Jeder Bettler kömmt ins Zuchthaus und der Geber bezahlt einen Dukaten. Sollte man eine Pflicht der Wohlthätigkeit so verbieten dürfen? Sonst ist es freylich angenehm, nicht so von Bettlern überlaufen und überschrieen zu werden. Denn von Nürnberg an habe ich sie auf allen Straßen und Gassen zahlreich und unverschämt gefunden; auch der Nichtbedürftige probirt doch, ob er nicht etwas erschnappe, und schreit die Reisenden und Fremden an.

Der fürstliche Park liegt eine halbe Meile von der Stadt. Man geht über die zitternde Donaubrücke zur linken Hand gegen Norden den Berg hinan. Er gehört zu den schönsten, die ich gesehen

habe. Von der Kunst will ich nichts sagen, deren was es davon giebt, das habe ich an vielen Orten, ja an den meisten, besser gesehen, aber die Natur ist hier bewundernswürdig schön. Unten fließt der mächtige Strom, und kleine Häuschen und stolze Gebäude lehnen sich hart an sein Ufer, und lassen einen schmalen Fahrweg. Hoch über diesen steigen dann die stolzen Himmelssäulen, die Felsen, mit ihren hundertjährigen Fichten bergan. Alle Augenblicke stößt man auf schöne italienische Pappelgänge; auf rieselnde Bäche, die brausend vom Felsen ihrem großen Vater zustürzen und hie und da lustige Teiche, mit Erlen, Platanen und Weiden umkränzt, bilden, süße Asyle der liebenden und lockenden Sprosser des Frühlings, mit Grotten von Bäumen und Felsen, von kühlem und frischem Wasser umschwätzet und auf mancherley Weise von ordnenden Händen verschönert und geschmückt. Hölzerne Brücken führen über die Schlünde und Schluchten. So steigt man immer den Berg hinan und hat endlich eine Aussicht auf Gefilde, Dörfer und Wälder. Wir trafen einen ganzen Haufen Schnitter am Walde, die Roggen einfuhren. Wir gingen durch das Schloß des Parks, und seine Nutz- und Orangeriegärten wieder zum heiligen Strom hinab, nicht ohne Rührung des Spruchs eingedenk, der als Aufschrift auf einer Brücke stand, die über eine tiefe Schlucht führte: Alles ist Uebergang. So

ging es die Donaubrücke vorbey zur Citadelle hin, um der entzückenden Aussicht über und auf dem Strom in ihrer ganzen Herrlichkeit zu genießen. Man geht hier durch ein Felsenthor, das in einer Höhe von 24 Fuß durchgehauen ist. Nun kömmt man an die Ilze, einen kleinen Strom, der hier in die Donau fällt, und an welche sich ein kleines Städtchen lehnt. Wir krochen von hier in zehrender Sonnengluth den Berg hinan; mein Gefährde mußte alle fünf Schritte stillstehn, um Athem zu schöpfen. Diese Citadelle steigt schroff auf zackigen Felsen den Berg hinan, und alle Lücken zwischen diesen sind mit gewaltigen Mauern verwahrt, so daß sie von unten angesehen, ein kühnes Ansehn hat. Oben verliert sie dieses, denn hinter ihr im Norden liegen höhere Berge, und zu dieser Pulver- und Kanonenzeit ist sie dort, trotz ihrer trocknen Gräben und Zugbrücken, Mauern und Thürme nicht mehr fest. Aber wenn sie oben an ihrem eignen Platze an Ansehen verliert, so giebt sie es andern Dingen desto reicher. Ich stand hier eine schöne Stunde auf dem obersten Mauerwall, und genoß nach allen Seiten der herrlichsten Aussicht, sah die Stadt mit ihren Thürmen und Kirchen, ja selbst auf ihre krummen Gassen, und auf die Menschen hinab, die darin wandelten, sah drüber die schönen Berge mit dem Kapuzienerkloster, den schnellen Inn und die Donau, mit tausend Kähnen

und Böten befahren, und vom Getöse der Nassetreibenden Führer, und dem Klatschen der Ruder belebt. So sah ich über die schrecklichen und schroffen Felsen hinunter und wünschte mir Flügel. Die grünen waldigen Gebirge, die begrünen Felder mit den schneidenden und ärndtenden Menschen, das Gewimmel der Kähne und der Bootbauer auf und an der Ilze, alles, alles Leben und Weben gab auch mir frisches Leben und Muth in der Brust. Es liegen hier einige Soldaten, würdige Proben des Reichskontingents. Hier oben in der Luft ist das Spital. Löblich und brav; zu solchen Gebrauch können diese alten Felsennester nun nur einzig noch dienen. Unten an dem Felsenthore ist das mächtige Gebäude, welches über der Donau hängt, zu einem Strafhause geworden; auch dieses gut; denn auch sie haben frische Luft, und zugleich Unterhaltung und Belustigung durch den Blick über den wimmelnden Strom und die Stadt. Von hier stiegen wir in einem Kahn ab, und fuhren ein halbes Stündchen auf der Donau und dem Inn, und landeten dann am Thore unsers Gasthofes, wo die Gesellschaft schon bey einem lustigen Mahle sas, dem vier elende Fiedler ein widerlich gellendes Getöse machten.

Um drey Uhr stießen wir ab, und hatten zur Rechten bald österreichisches Gebiet, zur Linken noch immer passauisches. Die Berge senken sich und es

weitern ſich zum Theil zu Feldern. Aber nicht lange, und ſie heben ſich wieder. Die Donau bildet einige liebliche Inſeln. Wir fuhren um eine ſchöne Krümmung, und hatten den Krempeſtein vor uns. Dieſes kleine Schloß liegt an der Mitte des Berges auf einem abgeriſſenen Felſen hoch über dem Waſſer ſehr romantiſch und mahleriſch. Zur paſſauiſchen Seite ſtanden ihm alle 500 Schritt kleine Kapellchen mit Heiligenbildern als Gegenſtücke. Man nennt dieſe Burg auch das Schneiderſchloß, weil ein Schneider, der eine todte Gais durch ein Fenſter hinabſtürzen wollte, ſo unglücklich war, ſich dabey zu verwickeln, und den Sprung mit zu machen. Hinter Krempeſtein wird der Strom durch die zuſammentretenden Berge eingeengt, und tiefer und ſchneller, und die Berge ſteigen immer höher. Man wendet ſich aus den Norden nach Süden, ſieht das ſchöne Schloß Fürſtenſtein weiter hinauf zur Rechten, ſegelt dicht vor einem Felſenſtück in der Donau vorbey, worauf ein Kapellchen ſteht, und welches Links die Gränze des Oeſterreichiſchen und Paſſauiſchen macht, hat Links in weiter Ferne einen ſchönen alten Thurm, der wie ein Geſpenſt aus den Tannen und Buchen herabnickt, und ſchwimmt ſo an Engelhardszell an, wo ich dieſes ſchreibe. Unterwegs war der freundliche Franzmann mein Geſelle, und wir haben frohe Unterhaltung gehabt, und manchen Spaß getrieben. Er iſt Se-

kretär des österreichischen Gesandten in Petersburg, des Fürsten Dietrichstein, und wird ihm von Wien aus folgen. Jetzt kömmt er von Rastadt, und schwört, daß der Krieg wieder anfangen wird, und daß die Franzosen dann werden verwehrt seyn. Noch vielen Spaß hatten wir mit einem fränkischen Bauersmann, der nach Linz geht. Er erzählte vom französischen Kriege. Einmal packten ihn Rothmäntler und brauchten ihn zur Brustwehr gegen die Franzosen, indem sie ihm die Gewehre auf die Schultern legten, und so einen Mann nach den andern niederpurzeln machten. So ging es einige Zeit und ihm war nicht wohl dabey zu Muthe. Aber endlich hatte sich der Feind gedreht, einige Rothmäntler wurden gefangen, und sein Schulterleger hinter ihm mit einer Kugel erschossen. Die Franzosen nahmen ihn erst für einen Spion und wollten ihn hängen. Aber durch die Gefangenen klärte sich die Sache auf, er ward unser Gesichter, und mit einigen großen Thalern beschenkt, frey gegeben.

Die Mauth in Engelhartszell widerlegte das Gerücht von ihrer Strenge. Die Leute waren alle sehr artig und visitirten leicht. Unsre Pässe nahm man uns ab. Sie werden versiegelt und man bekömmt sie in Linz gegen eine Gebühr wieder. Ich wanderte um die abendliche Zeit in Engelhartszell herum, unterhielt mich mit unsrer französischen Ge-

ſellſchaft, hatte eine frohe, durch Wein und Politik begeiſterte Abendtafel, wobey der alte Burton ſehr warm ward, legte mich dann in den Erker träumend über die Donau hin, worin der Vollmond glänzte, und ging endlich zu Burton und dem Berliner ins Bette. Die Donau iſt hier ohngefähr 400 Schritte breit und fließt nicht ſehr ſchnell, muß alſo ſehr tief ſeyn. Der Grund iſt meiſtens felſigt, und hie und da ragen einzelne Felſen wie Ungeheuer aus dem Waſſer hervor; andre liegen tiefer und bilden kleine Wirbel auf der Oberfläche des Waſſers. Am Ufer hat ſie Kapellchen und Bilderchen ex voto, berühmte Kirchen mit Wallfahrten, und auf den Brücken den heil. Nepomuk mit ſeinem geſtirnten Haupte, welches oft noch mit einem Glockenſchirm gedeckt iſt. Dieſer paradirt auch oben auf der paſſauer Citadelle. Ewiglich wenn er nicht wieder ins Waſſer müßte, ſo würde der größte Theil von Teutſchland ſich noch im Schwimmen üben müſſen.

Donnerſtag den 12. Jul.

Ich war frühe auf und hielt bey einer Bouteille Wein auf einem Erker über der Donau die Morgenandacht, freute mich der ſchönen Na-

ter, und machte dann mit Burton und meinem Franzosen einen Spaziergang. Burton ist ein gescheidter, äußerst heftiger und jovialischer Mann, gut in den Lateinern bewandert, und er spricht von allen menschlichen Dingen mit der äußersten Einsicht, gesteht auch frey, seine Nation sey an Artigkeit die letzte von allen, viehisch, stolz und unruhig in den Gebräuchen anderer Völker. Mit gleichem Eifer fuhr er über den Aberglauben und Neger- und Judenmanney los, wozu die Ausschließung unsers Juden von der gestrigen Mittagstafel Gelegenheit gab, da der Schweizer ihn weggewiesen hatte. So haben wir, neun Mann hoch, heute Mittag und Abend mit unsern Damen ganz fröhliche Zeche gemacht, und endlich bis in die sinkende Nacht uns an der Gesellschaft des hintern Schiffsraums ergötzt, die unten im großen Saale ihre Orgien hatten, wo die Handwerkspursche bey Wein und Tanz laut aufjauchzten, um endlich ein jeder mit seiner schmierigen Dame bey Seite zu kriechen. Wir wollten freylich heute Nachmittag abstoßen, aber theils war die Mauth erst um fünf Uhr berichtigt, theils ward der Regen mit Donner und Blitz so heftig, daß keiner von den Schiffsleuten aus dem Quartier wollte.

Freytag den 13. Jul.

Wir haben bis Aschach, wo ich schreibe, eine wunderschöne Reise gehabt. Der Wind wehte kalt und scharf, und die Sonne konnte noch nicht über die hohen Berge vor uns kommen, doch stand ich fest auf dem Verdecke und ließ die andern in unserm Loche die schimpfliche Luft saugen. Die Berge steigen hinter Engelhardszell immer noch empor. bald kömmt man durch die schönsten Krümmungen bis unter das schöne Schloß Rheinach, welches hoch im Waldgebirge zur Linken liegt, und schauerliche Thäler, Bäche und Bergschlüchte als Verzierungen unter sich hat. Bald folgt Marsbach oben im Gebirg, welches unter sich schroff über dem Wasser auf einem Felsenzacken einen alten Thurm, und gegen sich über zur Rechten herrliche Trümmer hat, aus deren Mauern gewaltige Tannen hoch in die Wolken emporstreben. Bald sieht man wieder linker Hand einen Thurm hervorgucken, durch seine Gespenster berühmt, und selbst ein Gespenst der Schiffer und Wandrer. Der Strom wendet sich nun links um eine Bergspitze durch die engeren, steileren, felsigeren Gestade reißend fort, und man sieht den Thurm mit seinen Trümmern, vom Strahl der Morgensonne vergoldet, herabnicken, und freut sich der Felsen, die mit ihren Buchen und Tannen immer grauser und himmelansteigender hervorspringen. Diese Fahrt von Rheinach bis Neuhaus ist

entzückend, und auch dieses Schloß mit seiner Thurm und der brausenden Michel hat eine anmuthige Lage. Hinter Neuhaus senken sich die Berge wieder und zeigen Dörfer, Kornfelder, Weiden und Erlen am Ufer. Wir sind hier wegen eines kleinen Windstoßes und Regengestöbers bey Aschach gelandet, welches mit einem alten Schlosse rechts am Wasser liegt. Es ist hier jetzt ein großer Artillerypark, woran viele Hunderte arbeiten, um den menschenmordenden Kriege neue Opfer zu bereiten. Die Dörfer hier herum sind strohern und schindlich zum Theil. Man sieht schöne Pferde und Rinder, und ganz hübsche Menschengesichter, nur hie und da leider wieder in die häßlichen Kopfzipfeltücher gehüllt. Die Sprache wird immer barscher und rauhtönender, mit dem Ausdruck der Ehrlichkeit und Diminutiven in le und erl.

Hinter Aschach wird die Ebne immer breiter, wie der Strom, und man schwimmt mäandrisch durch eine Menge der anmuthigsten Inseln fort, die ihre grünen Weiden und Erlen in dem Spiegel des Stromes zeigen, und von Möven und Strandläufern schallen. Es ist ein unbeschreiblich süßes Gefühl, wenn man stundenlang zwischen engen Bergen eingeklemmt gewesen ist, und nichts als schauervolle und große Gegenstände gesehen hat, mit einem Male in die stille und sanfte Natur entrückt zu seyn. Diese Inseln mit ihren Büschen und grü-

nen Ufern, das Geschrey der Möven und das Pfeifen der Strandläufer, brachten mich mit süßen Erinnerungen in das geliebte Vaterland. An beyden Seiten zeigten sich herrlich bebaute und bunte Fluren, zum Theil gemäht und abgeärndtet, zum Theil mit ihren grünen Halmen die Sichel des Schnitters erwartend. Mit größerer Wonne und stillerem Gefühl des Lebens bin ich nie gereist. So fuhren wir einige Stunden durch die Inseln und flachen Gestade hin, sahen Schloß Ottenheim, wo der dritte Kunigundische Otto gebohren und als Kind in Stein gehauen ist, und fuhren dann wieder zwischen höhern Ufern auf das freundliche Linz zu, wo wir um Mittag landeten und uns die mancherley Fastenspeisen und den leidlichen Wein wohl schmecken ließen.

Nach dem Essen ging es zur Polizey, wo unsre zu Engelhardszell versiegelten Pässe examinirt und dann mit dem Stempel des freyen Einpassirens versehen wurden. Man hatte mir von einer Inquisition gesagt, wir fanden die Leute artig und nicht zu schwierig. Ein einziger Bäcker durfte nicht passiren, weil er durch Mainz hatte passiren und seine Kundschaft mit dem Stempel der Municipalität von Mainz stempeln lassen müssen. Nachher besah ich mit meinem Franzosen, der hier bekannt war, die Stadt und die Promenaden, ging auf ein halbes Stündchen zum hiesigen Kasperle, und stieg dann

auf einen hohen Berg, um die Reihe der Alpen umher und ihre Herrlichkeit um wenig zu besehen. Hier saß ich eine gute Stunde und genoß des reizendsten Anblicks, den man sich nur denken kann. Die Strahlen der sinkenden Sonne ergossen auf Gegenstände mit dem holden Dämmerlichte, womit die Fünfte sogern mit ihren goldbesäumten Flügeln spielt. Still floß und silbern die Donau, mit Kähnen und Böten beladen; und vom Getöse der Menge umhallt, die Stadt vorbey. Jenseits schied meine Ufer Linz längst der Brücke hin, und man sieht weit hinaus ein anmuthiges Bild des süßen Friedens, Rüben-, Kornfelder und Bäume, unter welchen das hochthronende Bestelberg sich dem Auge des Sehers als ein schöner Ruhepunkt zeigt. Gegen Westen am diesseitigen Ufer bey der Stadt sind steile Berge, woran sich wie an ewig sichern Gewölben, unten längst der Donau, kleine Häuschen gelehnt haben, und die weiter hinauf Gärten, Gartenhäuser und blühende kleine Thäler zeigen. Aber unbeschreiblich ist die Aussicht nach Süden und Osten. Die Stadt breitet sich selbst wie ein schöner Garten Gottes nach Süden hin aus, und reiche und fruchtbare Fluren mit schönen Dörfern und ferneren Wäldern laufen amphitheatralisch hinter ihr fort, und weither dämmern die salzburgischen Schneeberge mit ihren leuchtenden Gipfeln, und erregen ein Gefühl des Aufflugs in die Unendlich-

keit, das zu einem milderen Gefühle verschmolz, als meine Augen der dampfenden Donau folgten, die mit Gebüsch umkränzt ihr schönes Haupt dem sinkenden Sonnenstrahl zum Vergolden darbot. — Fröhlich eilte ich heim, und sah im teutschen Orkester unten im Saale die schönen Linzerinnen einige Stunden walzen, weihte die letzte lebendige halbe Stunde dem Strom, und sank in die Arme des Schlafs.

Stein den 14ten Jul. Abends.

Ich sitze hier im Elephanten, unter mir die Donau mit Weiden und Erlenbüschen, und das freundliche Kloster Küttwein auf seinen schön gerundeten Fichtenbergen mir gegenüber.

Linz, wenn man die Altstadt mit den Ringmauern rechnet, ist ein kleines Städtchen. Sie hat schlechte Gassen mit schönen Häusern, aber einen sehr schönen Platz, ein hinten abhängiges Oblongum, welches hohe und zierliche Häuser einfassen, und ein glänzendes Monument zu Ehren Gott Vaters und Gottmutter verziert. Die Kirchen mit ihren blanken und schimmernden Thürmen erhöhen die natürliche und künstliche Freundlichkeit des Orts. Auch an dem Flusse machen die Häuser hier bessere

Miene, als die in Paſſau und Straubingen. Ab weit ſchöner als dieſe alte Stadt, ſind die neue Straßen, die eine größere Stadt bilden, und ſü lich der Stadt nach allen Richtungen hinlaufe Hier findet man grade und breite Gaſſen, und ſo durchgehends hübſche Häuſer drey bis vier Sto hoch. Die Gräben um die alten Mauern der Stad ſind zu Gärten geworden, und an dieſem läuft ei hübſche Promenade mit einer doppelten Baumrei hin. So liegt dieſe niedliche Stadt an den Ufer der Donau von Weſten nach Oſten hin, und breitet ſich wie ein Fächer nach Süden aus, mit dem rei zendſten Hintergrunde von der Welt. Und was fehlt dem Vordergrunde? Die ſtolze Donau mit dem Gewimmel, und den Stimmen der arbeitſenden Menſchen, mit der langen Brücke und dem jenſeiti gen Uferlinz, mit der ſchloßähnlichen Kirche von Beſtelfeld, und den reichen Kornfeldern und Wein bergen; wo findet man dies alles leicht ſo wieder? Nach Oſten hin ſind an den Donauufern ſchöne Fluren und ein prächtiges Gebäude, worin eine große Tuchfabrik iſt. Schade, daß die übrigen ſchönen Häuſer doch faſt alle mit Schindeln gedeckt ſind. Oben auf dem Berge, wo ich ſo frohe Abend ſtunden feyerte, liegt eine ſtattliche und luftige Ka ſerne, hoch über den Felſen der Donau. Es giebt hier vorzügliche Fabriken in Baumwolle, vorzüglich aber in Wolle, und das Linzer Tuch iſt weit be

rühmt

rühmt wegen seiner Güte. Noch angenehmer aber und dem Auge erfreulicher sind die Menschenfabrikantinnen, deren es hier wirklich allerliebste giebt. Fast alle sind wohl gestaltet und gebaut, und haben die frische und rosenstäubige Farbe der Weinländer; doch sucht man umsonst Witz und ein Fünkchen von der Prometheusflamme, die so wunderreizend aus einer lieblichen Gestalt zurückstrahlt. Unbegreiflich ist es mir, wie ein weinländisches Volk in Wort und That so träge und feuerlos seyn kann. Doch liegt nicht vielleicht das Meiste an Religion und Erziehung? Auch die Männer sind stark und meistens wohl gebildet. In unserm Wirthshause wurden wir übrigens gut barbirt, und der wasseranwohnende Krebs faßte uns mit scharfen Klauen an, und leider hatte er mit schmutzigen vorher alles besudelt, und auch seine Dienerschaft den rückwärtigen Gang gelehrt, so daß man nach allen selbst laufen mußte, und ich mich mit dem alten Sachsen um ein Glas Wasser beynahe geschlagen hätte.

Nun noch einen Blick auf einige Personen unsrer Gesellschaft. Der Jude ist ein närrisches Thier und verbirgt unter einem gefallenden Betragen die ärgsten Gaunerkniffe, ein arger Mädchenräuber, dreist, verwegen und glücklich in seinen Unternehmungen. Er spielt mit einer Dame unsrer Gesellschaft täglich Komödie, zur allgemeinen Belustigung.

Es ist eine alte Prüde, die Ansprüche macht und gefallen will. Sie ist nie unter Menschen gewesen, wenigstens nicht in einer solchen Lage unter so gefährlichen und verwegenen Menschen. Anfangs hielt sie sich ganz gut, als ein Mann, der uns in Passau verließ, sich ihrer noch annahm. Jetzt helfen ihr die Ausrufungen und Betheuerungen der alleinseligmachenden Kirche nicht mehr, sie wird immer alberner, und spricht und handelt wie eine Unkluge, und da macht der Jude denn lustig genug, in Einer Person den Necker und Liebhaber, und führt sie noch mehr auf das Glatteis der Albernheit. Meine gewöhnliche Unterhaltung ist der kleine Franzose, der mir immer lieber wird. Auch sein kleines rundbäuchiges Weib lebt bey der Annäherung ihrer Vaterstadt Wien auf, spricht zuweilen ein freundliches Wort mit, und kann recht artig seyn. Er war im Gefolge Ludwigs des XVI. bey seiner Flucht, und entkam mit wenigen andern ins Oesterreichische. Der Engländer ist ein politischer Weltverbesserer, der mit man the greatest foe to men, und God damn my father, to have begotten me und for ten miserables there's but one happy um sich wirft. Ich half ihm gestern mit seinem Passe aus, durch Bitten und Vorstellungen und öfteres Hin- und Herlaufen, sonst wäre er schwerlich nach Wien gekommen.

Der heutige Morgen war kalt und schön.

Fernher schimmerten aus den Süden im Morgenglanze die Schneeberge, über welchen der Traunstein wie ein Riese mit rauher und furchtbarer Stirn emporragte, und eine tiefe Sehnsucht nach den Alpen der Schweitz, diesen einst so glücklichen Alpen, in mir erregte. Vor uns dampfte der Strom mit seinen grünen Inseln und Bergen, und die Wolken legten um die dunkeln Tannen den rothen Schleyer der Heiligung. So schwammen wir in mannigfaltigen Krümmen durch Inseln fort, die Anhöhen ferner vom Ufer. Bald sahen wir rechts die Traun in den Strom fallen, die am Traunstein ntspringt, und an welcher sich sehr reiche und kostbare Salzwerke befinden, ignobilis annis. Ihm folgte bald die Ens, an der freundlich das Städtchen eben des Namens liegt; stattlicher, als jener fließt er daher, und zollt sein Wasser dem König der Ströme Germaniens, der immer noch zwischen grünen Eylanden und flachen Gefilden hinfließt. Etwa 3 Stunden von Linz fuhren wir unter dem reizenden Spielberg hin, welches bald ganz mit seinen Trümmern zusammenstürzen wird. Es ist nicht hoch über dem Wasser auf Klippen gelegen und rund vom Strom umflossen, der eine waldige Insel bildet, die lieblichste, die die Fantasie zaubern kann, worauf der alte Geschmack diese schöne Burg gründete, und deren neuer Besitzer, ein Graf von Wolfenstein, durch

das Krächzen von Fasanen die Schiffer sehr unleidlich aus ihren schönen Träumen aufschreyen läßt. Bis Mauthhausen ist die Fahrt von Linz her immer durch Ebene und Inseln gegangen. Nun erhebt sich die Gegend wieder zu Hügeln, und man schifft mit einer Krümmung nordöstlich unter dem schönen dauniſchen Schlosse Waldsee hin, welches vor sich im Nordost eine äußerst liebliche Gegend hat. Man sieht weithin den graden Strom entlang, und jenseits ein flaches Amphitheater, das sich mit Feldern, Dörfern und Büschen zu einem schönen Halbmond rundet, und nach den freundlichen und stillen Inseln, die eben so fröhliche Idee des Ackerbaues und des ländlichen Lebens lebendig erregt. Nun treten die Berge allmählig näher, und man kömmt nach einer langen Krümmung unter das stolze Schloß Kreyn, welches hoch und auf schroffen Felsen da hängt, unter sich brausende Wasser an seinen Klippen brüllen hört, und hinter sich das Dorf Kreuzing als Kontrast aus der Ferne darhält. Dieses schöne Schloß gehört dem Grafen Salaberg. Das Wasser drunten bricht sich zuweilen so kraus und laut, daß es den Namen Kreyner Schwall davon getragen hat.

Hier werden die Berge schroffer, die Ufer enger, das Wasser wilder. Hohe Felsen in fürchterlicher Unordnung und Größe liegen wie Schneebälle der Titanen auf einander gehäuft. Man

merkt es an allem, daß der Strudel nahe ist. Mehrere beten und falten die Hände, und der alte helfende und führende Pilot hält seine Hand gegen die Brust und bekreuzt sich. Ich habe den ganzen Vormittag gebetet, und die brausenden Wasser schießen mit meinem Empfindungen vorwärts. Das Boot tanzt auf den Wellen, die Schiffer rüsten sich zur Arbeit. Man fährt auf dem Strudel, ehe ich es merke, daß überall ein Strudel da ist, und bald ist man auch über den Wirbel hin, ohne daß jemand hier was Schlimmes und Gefährliches geahndet hätte. Dennoch hat man hier Beyspiele, daß von diesen Schiffen durch Unvorsichtigkeit und Zufall verunglückt und von dem Wirbel an die zackigen Felsen geworfen sind, um nie wieder die Donau zu befahren. Doch wie dem auch sey, für einen halben Seehund, wie ich bin, hat so ein Donaustrudel nicht viel Großes und Merkwürdiges, aber die Natur hat es desto mehr, und man möchte, um ihre Herrlichkeit noch mehr zu heben, Strudel und Wirbel noch etwas furchtbarer wünschen. Die Donau, die dicht zwischen die steilen Ufer geklemmt ist, hat sich hier durch den harten Fels einen Weg gebahnt und einen Rücken mit einer zackigen Krone stehen lassen. Dieser Felsrücken ist nun eine grüne buschigte Insel, an den Seiten gemauert, damit das Wasser nicht zu sehr aus einander fließe und durch Seichtigkeit mit seinen

Klippen den Strudel noch schlimmer mache. Auf der zackigen Krone steht der Rest eines alten Thurms und Gemäuer mit einem heiligen Kreuz; dieser Thurm hat jenseits gegenüber seinen Bruder, der von einem gleichen Throne in die furchtbare Tiefe schaut. Durch dieses herrliche Felsenthor strudelt das Wasser nun rasch durch, und das Schiff tanzt nach. Reizende Schluchten öffnen sich links und brausende Gießbäche vermehren die Schauerlichkeit der Gegend. Auch um die andere Seite der Thurminsel kann man fahren, aber es geht langsam und seicht und nicht eben sicherer. So wie man aus dem Strudel heraus ist, kömmt man zu dem Wirbel. Dieser entsteht gleichfalls durch einen großen Felsenblock, welcher rechts hoch im Strom emporsteht und an dem das Wasser sich zürnend bricht, und unten Schlünde bildet, die es in einem weiten Kreise umdrehen und die Schiffe zugleich mit, so der Schiffer nicht Acht hat. Dieser Felsen hat auch einen Thurm, stattlicher, als das Strudelthor, ein Emblem des Unvergänglichen im Wechsel aller Dinge. Weder Wirbel, noch Strudel sind also das, was man so gern daraus machen möchte, eine Scylla und Charybdis, aber in anderer Rücksicht haben sie viel Erhabenes und Großes, und man möchte sich, wie Einige gewollt haben, die Felsenthore nicht gerne wegsprengen lassen.

Kaum waren wir aus dem Wirbel herausgetanzt, so kam ein Münchlein aus dem nächsten Dorfe mit Sankt Nikolaus, dem Seepatron, und bat um eine kleine Steuer für den Heiligen und seine Officianten, und erhielt von jedermänniglich nach Stand und Würden. Auch unsre Schiffsleute ließen einen Teller rundgehn, um etwas zur Erquickung zu haben, nach überstandener Arbeit und Gefahr. Ich faßte noch einmal meine Felsen ins Auge mit ihren Thürmen, und blickte voll von Gegenwart und Vergangenheit links an den hohen Gestalten und abstürzenden Lithen hinauf, und schwamm in eine flachere und unbedeutendere Gegend ein. So fuhren wir fast zwey Stunden hinter dem Strudel mit stillerem Strome fort, als eine himmliche Aussicht in den Ost sich öffnete. Mehrere alte Schlösser, furchtbare Felsen, schöne Thürme sieht man über die Fläche herdämmern, ohne den Strom zu sehen, und eine bunte Ebne schwimmt wie ein Paradies unter Ruinen mit einem fort. Rechts liegt eine Lobschrift des großen Kayſers Joſeph, das prächtige Armenhaus zu Ips, worin wohl Fürsten wahnen könnten. Von hier hebt sich die Gegend wieder und der Strom geht enger und schneller. Links hoch im Gebirg liegt ein altes Schloß mit seinen Trümmern, und rechts Weissenberg auf fürchterlichen Felsen. Mit einem Male wendet sich der nördlich fließende

Strom wieder östlich, und man sieht hoch im Gebirge das niedliche Mariataferl unter seinen tausend Weinstöcken. Dieses ist einer der besuchtesten Orte im österreichischen Lande, und noch jährlich wallfahrten viele Tausende mit Gaben und Gelübden zur gnadenreichen Mutter Gottes, die sich durch Wunder und Erscheinungen bey den gläubigen Christen berühmt gemacht hat. Bald kam auch Sankt Martinus in einem Boote und die heilige Jnngfrau in einem andern, und holten sich die Almosen ein. Links sind die Ufer schroff und steil, rechts abhängiger und mit den schönsten Reben bedeckt. So läuft man rechts unter einem zertrümmerten Schlosse hin, und ist, wie durch einen Zauberschlag unter Melk, nachdem man um die lange Krümme kömmt. Diese Abtey, wohin der heilige Vater, Pius der VI., einmal in seinen Nöthen ziehen wollte, gehört zu den schönsten Ansichten des Donauströms, und würde täglich von mir zum Wohnort gewählt werden, wenn nur keine Benediktiner darin hausten, und ich weiter dürfte, als seine schönen Thürme. Sie liegt stattlich da mit kecken Thürmen und Mauern und lacht gleichsam des Stroms, der so arm zu ihren ehernen Füßen zu spielen scheint. Hinten steigt ein schöner Garten empor, und südlich breiten sich die lieblichsten Dörfer mit ihren Hocken und Halmen aus.

Bald hinter Melk kommen rechts die herrlichen Trümmer von Schönbühel, die wie ein Rabennest über den Strom hinabhängen. Wir bejammerten es alle, daß so ein herrliches Schloß so ganz in Schutt und Asche zerfallen muß. Gleich daneben liegt das zweyte Schloß, kleiner, als das zerbröckelnde, auch lieblich in dem Strom sich spiegelnd, ein freundliches Kind der Sonne und des Aethers. Mögen es die Piaristen auch seyn, die darin wohnen! Die Gegend wird hier zur rechten Hand immer schauervoller und heiliger, und springt mit hohen Felsenzacken immer höher in die Wolken; zur Rechten in mancherley wunderbaren Bildungen; zur Linken sind die Berge bald steiler, bald abhängiger, und, wo irgend ein Abhang ist, mit luftigen Reben bepflanzt. Zur Rechten steht hoch ein Gefels mit neuern vorspringenden Steinklumpen, den Trümmern alter Größe, mit Tannen und Buchen durchwachsen, mahlerischer und kühner, als ich je eines gesehen habe. Ueber ihr und um sie hat die Natur in großen Massen ihre unerschöpfliche Bildungskraft geübt, und hohe Säulen der Anbetung mit heiligem Tannendunkel übergossen. Weiterhin findet man eine natürliche Felsmauer mit einigen Durchschnitten von oben bis unten hinablaufen. Sie heißt die Teufelsmauer, wie alles Schwere und Tolle auf diesen armen Verstorbenen gewälzt wird. Er wollte die Donau zumau-

ern, aber die Steine entglitten ihm immer, wen er sie zusammenfügen wollte, und der Strom spo tet noch jetzt seines eitlen Unterfangens. Hine dieser Mauer liegt das Schloß Spitz mit den schö sten Weinbergen rund umher; ein Weinberg lie da, eben kein großes Rund, der Spitz am Pl heißt, und jährlich an 1000 Eymer Wein liefer Hinter Spitz wird die rechte Seite immer kahl und schroffer, und die Felsen stehen wie zerschl gene Weltruinen dräuend da. Man sieht die sch nen Trümmer des Schlosses Thiernstein, wo d große Richard Löwenherz von seinem kleinherzige Feinde ins Gefängniß geworfen ward. Diese Schloß, fast das schönste an den Donauufern, lie oben am Gebirge, mit einer Felsenmauer furchtb schön umzackt. Diese Felsenmauern laufen nach a len Seiten hin, und stehen als eisgraue Vertheid ger in ihrer ewigen Herrlichkeit da. Die al Burg liegt zertrümmert mit ihren Thürmen i einem schönen Amphitheater, und die Felsen bilde bis zum untern Schlosse eine starke Umschanzun zu beyden Seiten, und decken mit grauen sonnen vergoldeten Spitzen seinen Rücken. Das unter Schloß mit seinen Nebengebäuden fasset Mönche die hoch über der Donau auf Felsen thronen. Wi kamen bey Gelegenheit dieser alten Burg in eine lebhaften Streit über den Platz, den der Mensch eigentlich bewohnen sollte, und schwatzten viel

über Stadt- und Landleben. Gegen Osten folgen diesem furchtbaren Naturspiele Weinberge, gegen Süden machen die grünen jenseitigen Berge einen angenehmen Kontrast. Wir wandten uns nun wieder gegen Osten, rechts grüne Berge, die zur Ebne werden, und links Weinberge, die immer weiter und weiter sich ausbreiten. Bald landeten wir in Stein, und schauten im zweyten Stock des Elephanten zum Fenster hinaus.

Die Donau fließt auf diesem Wege von Linz nach Stein, welches 20 Meilen seyn sollen, bald breiter, bald enger, aber immer an Schnelligkeit wachsend, je näher sie der großen Kayserstadt kömmt. Seit dem Inn hört man ein eignes Getöse von unten auf wirbeln, wie das des halbgefrornen Wassers, wenn der Wind die gekräuselten Eisstücke gegen einander treibt. Jetzt ist sie mit einer Menge großer Fahrzeuge bedeckt, welche Proviant führen für die Armeen in Bayern und Schwaben. Oft sind vier bis fünf mit mehrern kleinen Böten, die zum Lenken und Uebersetzen der Pferde von einer Seite zur andern dienen, an einander gekettet, und ein Zug von 40 bis 50 Pferden mit 30 und 40 Menschen zieht so Strom an. Dieß ist ein abscheuliches Fahren und Lärmen. Das Schreyen der Menschen, das Knarren der Böte, das Stöhnen der Seile und das Brausen des weichenden Wassers, macht ein wildes Getöse, das man schon lange

vorher aus der Ferne vernimmt. Diese Züge g
hen äusserst langsam, und so ein Zug braucht vo
Wien nach Regensburg 6 bis 8 Wochen. Alle Au
genblicke müssen die Pferde abgeschirrt und einzel
in kleinen Böten nach dem jenseitigen Ufer übergs
setzt werden; weil sie nicht allenthalben Pfade zum
Gehen finden, und zuweilen fast schwimmen und si
an einander und hinter einander schlimm fortarbe
ten müssen. Ausser diesen großen Schiffen, w
man sie hier nennt, laufen allenthalben klein
Böte, von ein, zwey, drey Pferden, auch Kähn
von einigen Menschen gezogen und fortgerudert
und einzelne fliegen mit ihren Schaufeln herüber
und hinüber, und unten am Gebirg, um das Gan
noch mehr zu beleben, wandern und fahren ol
Menschen. Die Häuser in den Dörfern sind meis
stens reinlich, und, wo der Ort nicht zu schlech
ist, auch zierlich von aussen und innen, meistens
gelb und weiß angestrichen, mit lichten Fenstern
doch sind die Schindeldächer mit Steinen belastet
ein trauriger und finstrer Anblick. Strohdächer
findet man in diesen Gebirgusern selten, öfter Zie
geldächer. An den Felsenbergen sieht man hier,
einige Meilen vor Stein schon fast eine schweize
rische Art. Man hat die schroffen Berghänge, da
der Regen die Erde nicht fortspüle, ummauert, und
so dazwischen Korn gesäet und Reben gepflanzt.
Eine sonderbare Mode beobachtet man hier mit den

Hocken Getreides; über vier, fünf Garben nämlich ist eine Garbe verkehrt, die Aehren nach unten, wie ein Schirm gestülpt, so daß es wie ein umgestülpter Hühnerkorb aussieht. Essen mag hier ein jeder gern gut und läßt sich nichts abgehen: man merkt es schon, daß man sich Wien nähert, und die Fastenspeisen, wie wir sie gestern und ehegestern gefunden haben, lassen diese Büßung dem lieben Gott zu Ehren wohl ertragen.

Stein ist eigentlich nur eine lange Gasse mit einigen Nebengäßchen, welche längst der Donau unter dem Berge hinläuft: eine halbe Viertelstunde davon liegt Krems, wohin eine schnurgerade Allee führt. Man kann beyde Städtchen, die in der Bauart Linz gleichen, als eine ansehen, da sie beyde auch einen Magistrat haben. Krems liegt nicht so nahe am Wasser, als Stein, sondern hat einen Vorwurf von Wiesen und Büschen an der Donau. Die Gegend umher ist sehr lustig und anmuthig. Im Rücken der Städtchen heben sich weite Weinberge mit sanftem Abhange empor, östlich fließt der große Strom und zeigt grüne Inseln und Gebüsch; gegenüber der Stadt im Süden sind Waldberge, und auf stumpfem Kegel das schöne Kloster Kuttwein, Benediktiner Regel, welches romantisch mit seinen schimmernden Mauern und Thürmen auf die Stadt hinabzusehen scheint. Im Elephanten war die Bewirthung schlecht und die Ze-

che hoch. Doch wie hoch sollte man die reitzend Aussicht über die Donau im Sternenschimmer d Abends anschlagen?

Heute Morgen, den 15ten Juli, fuhren wir u 6 Uhr von dannen, durch eine milde und flache Gegend, die in der Ferne Weinberge zeigte, und h und da waldige Hügel und Bergrücken. Alle Augenblicke fuhren wir um ein lachendes Eyland. Es war ein helcyonischer Morgen, kein Lüftchen wa auf, der Sonnenstrahl matt, und der Strom so hell, daß die Bäume und Inseln sich bis zum Grunde in ihm mahlten. Schöne Heerden am Ufer, Enten und Möven belebten die Gegend, und einige alte Burgen erinnerten an die vorigen Tage. So muß die Fahrt in der Südsee zwischen den freundschaftlichen und geselligen Inseln seyn. Gegen 10 Uhr ward der Tag heiß, und die Sonne schoß brennende Pfeile auf unsre Köpfe herab. Bald sahen wir Klosterneuburg mit höhern Ufern, volle Weinberge, bald den Leopoldberg, und einige Stimmen schrieen: Wien! Wien! Sie säumte nicht die herrliche und majestätische Stadt, die langersehnte, sich unsern suchenden Blicken zu zeigen. Weit breitete sich die Donau mit einem Male aus, sie zu empfangen, und schimmerte fernher mit ihren Inseln, die sie mit blauen und schmeichelnden Armen umfaßt. Die Stadt selbst mit ihren hohen Thürmen und Zinnen lag plötzlich vor uns. Alles

schrie Halt! und so stiegen wir bey Rußdorf unter dem Leopoldberg aus, wo ein schreckliches Gewimmel von Miethkutschen und Menschen war, die in den Gärten und Tanzhäusern hier den Sonntag zu feyern kamen: Ich hielt mich nicht auf, sondern nahm mit dem Berliner eine Miethkutsche, und rollte die Stadt vorbey zur Leopoldstadt, um in dem Adler nach langer Flucht Ruhe zu finden.

Wien und was ihm zugehört.

Geschrieben zu Wien gegen das Ende des Augusts.

Man weiß nicht besser, wie es einem in einer Gesellschaft gefallen hat, als wenn man nicht mehr da ist; nur die Sehnsucht nach den Entfernten sagt uns, ob wir sie lieben. Die Gegenwart macht in dem verwirrten Kopfe und dem satten Herzen alles gleich; nur die Vergangenheit ist gerecht. Ich stehe jetzt in dieser Stimmung. Gleich einem Sterbenden, der nichts mehr auf der Erde hat, was er hinfort sein nennen darf, dem alle Gegenstände schon durch die Leichenfackeln beleuchtet werden, stehe ich hier auf dem Grabe vieler frohen Tage, wahrscheinlich werde ich die prächtige Kayserstadt im Leben nicht mehr sehen. Nichts hindert mein Urtheil, nichts fesselt meine Zunge, als die Gerechtigkeit und Wahrheit, die ein ehrlicher Mann

nie von sich lassen soll. Diese süßen und wehmüthigen Gefühle, die sich in mir erregen; dieses bange Herzensklopfen; diese sehnende Unruhe, die ich empfinde, da sich die Zeit meines Abmarsches von Tage zu Tage nähert; alles dieses sagt mehr, als ich mit viel tausend Buchstaben sagen könnte, wie viel Schönes ich hier gesehen, wie viel Gutes genossen, wie viele treffliche und wackre Menschen ich hier gefunden habe. Ich könnte mich nun nach Art vieler Schreiber hierüber weidlich ausbreiten, und fein weitschichtig jede erbärmliche Anekdote, jeden kleinsten Vorfall berichten, der meine hohe und theure Person angeht; aber ich denke, der Pindarische Ausspruch: „Auch das Verschwiegene hat seine Grazie" behält noch immer seinen Werth, und wohl mir, wenn der Leser mir diese lieben Worte nicht selbst unter die Nase hält. Lieber möchte ich es, daß er mal fragte: warum von diesem und jenem nichts bey mir zu lesen ist? Da muß der Leser, wie der Schreiber sein Urtheil für sich haben. Meynt er, ich habe dieses und jenes aus Unwissenheit und Nachläßigkeit nicht berührt, oder es aus Furchtsamkeit übergangen, verzweifelnd, es gefällig schildern, oder schicklich darstellen zu können; oder aus einer verworrenen und kindischen Kurzsichtigkeit, die die wurmstichigen Aepfel am Boden gierig auffrißt, und die vollen und herrlichen an den Zweigen nicht sieht; glaubt

er

er dieß alles auch, so verarge ich es nicht. Auch kann ich seinem Urtheil eben so wenig wehren, als er mich zur Rechenschaft fordern, warum ich so und nicht anders, und in einer gewissen natürlichen Unordnung die Dinge erzähle und aufstelle. Er muß mir glauben, daß ich meine Gründe gehabt habe, manches zu verschweigen, was ich sehr wohl wissen konnte, und was sich vielleicht eben so lustig, als erbaulich erzählen ließ. Aus der lebendigen Natur und dem lebendigen Leben einige interessante Züge aufzufassen, war mein Hauptgesichtspunkt. Warum diese Züge nun so und nicht anders hingereiht und neben einander gestellt sind, das liegt vielleicht in dem eignen Karakter des Schreibers, wenn nicht in einem Entschlusse der Ueberlegung. Nur wenn das Ganze unbedeutend, wenn das Urtheil karakterlos, die Beschreibung lahm, die Sprache stammelnd und hinkend ist, nur dann ist der Schreiber verdammlich. Es giebt nicht in jedem Kopfe ein Hinten und Vorne und ein Erstes und Letztes, so wenig, als es dieses in der Natur giebt. Dieß sey meine einzige kleine Zugemüthführung, die ich ernstlich meyne, und nun zum Werke.

TAYLOR INST. OXFORD

Wanderungen um Wien.

Kalenberg oder Kaltenberg. Leopoldsberg.

Ich habe heute, den 19. Julius, einen entzückend schönen Tag gehabt, und mein ganzes Herz regt sich noch freudig bey der Erinnerung alle Schönheiten und Lieblichkeiten, wovon es überströmt worden ist. Ich war um 6 Uhr auf den Füßen, und wanderte durch die Rossau längst der Donau, über grüne Weiden fort, worauf die schönsten Heerden grasten: ein ganz neuer Schlag von Vieh, Kühe beynahe von Größe wie Schweizerkühe, mit schönen Hörnern, und neben an in Koppeln und Gehägen silberweiße ungrische Ochsen von einer Schönheit und einem Hörnerschlag, wie man sie im nördlichen Teutschlande nirgends sieht. Der Strom rauschte sanft, kaum wehte ein Lüftchen, und die gestreiften Flammenwolken verkündigten einen heißen Tag. Ich genoß des herrlichen Morgens und schlenderte unter den Bergen fort, fast bis Klosterneuburg, durch schöne Baumklumpen und Alleen, rechts die Donau mit ihren Inseln, die Thürme von Wien ferne mit dem Glockengetön, das wie Geisterstimmen aus der Tiefe empor zu klagen schien. Endlich wandte ich mich wieder, klomm allmählig zwischen den Weinbergen über Schluchten und Gräben empor, netzte meine heißen

kniee an einem Quell, und so ging's rascher berg-an, obgleich im adamschen Schweiß meines Angesichts. Aber auch der Lohn war groß, als ich auf dem Leopoldberg stand und die schöne Welt mit ihrer Herrlichkeit unter mir liegen sah. Ich stieg oben auf die Burg, und Auge und Herz öffneten sich den Wundern, die in Kraft und Fülle nach allen Seiten ausgebreitet lagen. Welche Aussicht über den Strom und die herrliche Stadt hin! O nie auf meiner Reise fühlte ich das liebe Vaterland mir so nahe, und doch seine Aussichten, seine Ufer und Thürme sind schöner. Es hat kein Wien, aber die Donau ist auch kein unendliches Meer. Dieser Leopoldberg liegt steil über der Donau, und ich war ihm schon vorbeygesegelt. Er ist nach drey Seiten mit Reben und gegen Westen mit Buchen bekränzt. Im Osten sieht man den mächtigen Strom, wie er mit blauen Armen liebliche Eylande umschlingt, die aus der Ferne mit seinen Wellen wegzuschwimmen scheinen. Auf den einen weiden spielende Heerden, auf den andern ist das lohnende Geklapper der hundert Mühlen im Strom, noch andre liegen still mit ihren gewaltigen Bäumen da, und erwecken die Sehnsucht, einsam, die Welt vergessend und von ihr vergessen, in ihrem Schatten sich anzusiedeln. Bald fließt der Strom breit und mächtig, wie ein See, bald verschwindet er in dünnen Streifen unter den Inseln, die er um-

schlingt, und den Wäldern, die er säugt; endlich fernerhin sieht man ihn wieder ganz den stolzen Lauf ins reiche Ungerland lenken. Der Augarten und Prater mit ihren Inseln, Wassern und Häusern, die schönen Vorstädte, die er umfaßt, und endlich die Stadt selbst, mit ihren Zinnen und Thürmen, sich kühn und herrlich an seine Ufer lehnend, geben ein großes Gefühl. Fernhin im Norden, über dem Strom hinaus, breitet sich eine weite blühende Ebene aus, von dämmernden Bergen umschlossen. Man sieht nichts, als die schönsten Kornfelder, in denen die einzelnen Dörfer wie grüne Pünktchen mit ihren Büschen und Bäumen verschwimmen. Alles war in Bewegung, und die arbeitenden Menschen gaben ein sehr anmuthiges Bild. Hier standen Hocken in langer Reihe, dort rührten sich die Schnitter, deren Jubeln und Tosen man selbst über den Strom hören konnte; hier wälzten sich schwere Wagen mit ihren Staubwolken fort, dort schnitt ein schneller Pflug das kaum abgeärndtete Feld in schwarzen Furchen durch. Ohne diese reizende Ebene wäre die ganze Aussicht nicht halb so schön. Im Nordwesten lehnt sich unter Weinbergen Korneuburg an den Strom und seine Inseln, und links liegt das schöne Klosterneuburg an der silbernen Fluth, mit dunkeln Bäumen und Alleen umschattet, und hoch empor mit einem grünen Kranz von Weinbergen umwun-

den, die mit einzelnen weissen Kornfeldern durchstreift, endlich in Tannen und Buchen sich verlieren, sanfter im Westen, schroffer und steiler im Osten gegen den Leopold- und Kaltenberg. In Süden unter diesen Bergen sieht man bis dicht an die Stadt hin, fast eine halbe Meile weit, nichts als Weinberge, in deren Schluchten einzelne Dörfer versteckt liegen. Die Stadt funkelnd und majestätisch vor einem mit ihren Pallästen und Thurmspitzen, und einem ist, als schlage das dunkle Getöse an das Ohr. Weiter hinten sieht man flaches Gefilde, schöne Wälder, Schlösser und sanftere Hügel herdämmern. Seitwärts läuft der Kaltenberg mit seinen grünen Spitzen und Wäldern fort. Dieser Kaltenberg, den einige Kalenberg nennen, und der durch eine Schlucht vom Leopoldberg getrennt ist, und von ihm im Halbmond bis zum Gallizinberg südwestlich fortläuft, giebt fast dieselbe Aussicht, zum Theil schöner, zum Theil schlechter. Manche Gegenstände gewinnen offenbar durch das Dämmerlicht, worin die Entfernung sie zeigt; aber unbegränzter nach allen Seiten ist die vom Leopoldberg und seiner Burg, weil kein Wald, noch vorliegender Berg sie hemmt. Hier sieht man die schöne Ebne nur zur Hälfte, und die freundliche Nordwestseite von Klosterneuburg und Kornneuburg ist durch den Wald im Rücken abgeschnitten. Ich wanderte auf und am Rücken des Kaltenbergs fort

durch das schöne Kobenzl mit seinen Gärten und Gefilden, durch die reizenden Berge über Siegfrieden, und ging durch dieses Dorf wieder der Stadt zu. Die Weinberge unter und am Kaltenberge, hält man mit für die besten und ergiebigsten in ganz Oesterreich. Der Wein soll viel Milde und Feuer haben. Ich habe davon die beste Art getrunken; sein Geschmack ist lieblich, aber Glut hat er nicht viel.

Gallizinberg und Annerlabend.
den 25ten Jul.

Es war heute ein schrecklich heißer Tag. Erst gegen 6 Uhr Abends machte ich mich heraus, und trat eine kleine Wanderung nach dem schönen Gallizinberg mit zwey lieben Landsleuten an. Er hat seinen Namen von dem vormaligen russischen Gesandten, Fürsten Gallizin, und gehört jetzt einem Grafen Romanzow. Er macht beynahe den Schluß der schönen Bergreihe, die mit dem Leopold- und Kalenberg anhebt, und ist nicht der geringste und verachtetste unter seinen Brüdern. Man steigt sanft durch die lustigsten Weinberge hinauf und gelangt endlich auf einen glatten und frischen Rasen, worauf unten einige Häuser zur Wirthschaft und Schenke und

weiter oben einige zierlichere gebaut sind. Die schönen Büsche hat man mit einfachen Gängen und Steigen durchschnitten, und oben mit vieler Mühe einige zertrümmerte und durchgerissene Ruinen hingepflanzt, die doch die Schönheit der Gegend eben nicht verderben. Wir lagerten uns oben an einer derselben, die Sonne war im Westen erblaßt und schimmerte mit ihren letzten Strahlen durch die dunkeln Tannen des Hintergrundes. Die Berge im Süden mit ihren Dörfern und Landhäusern sanken in Dämmerung, wie das stolze Wien im Osten mit seinen Thürmen, die durch die Nebel trübe vorragten und durch ihre melancholischen Glocken uns erinnerten, welch ein Gewimmel noch drinnen sey. Unter uns lagen grüne Büsche und Weinberge, und fette Felder und Wiesen, aber uns ging der liebe Mond auf, und goß auf alle Gegenstände einen magischen Schimmer, und zeigte sie in der milden Beleuchtung, die dem Auge und dem Herzen so wohl thut. So saßen wir und wanderten spät in die Stadt ein, wo gleichfalls ein ungeheurer Jubel uns empfing. Es war einer der schönsten Sommerabende, lau, mild und kühl nach dem heißen Tage, und fast das ganze schöne und junge Wien war auf den Gassen. Es ist heute Abend nemlich ein ganz besonderes Wesen. Morgen ist St. Annen Tag, und da die meisten Weiber und Mädchen in dieser schönweibrigen Stadt den Namen der heiligen Anne

führen, so giebt es dabey allerley kleine Scherze und allerliebste Aufmerksamkeiten, die den Nannetten, Annerln und Nannerln, wie sie hier heißen, erwiesen und zu Ehren angestellt werden. Es ist nemlich hier Sitte, nicht den Geburts- sondern den Namenstag zu feyern. Alle Buchläden, Buchbinder und Kunsthändler stehen mit Gedichten, Verslein und Souvenirs für die reizenden Nannerln aus; Kasperl und Schikaneder kündigen für morgen in ihrem Schauspielhause Belustigungen für die Nannetten an und Stuwer hat seinen Avis eines Feuerwerks an alle Ecken der vornehmsten Plätze und Straßen angeklebt. Was also nur ein Annerl ist, oder mit einem Annerl zusammenhängt, oder zusammenhängen möchte, das jubilirt billig und nutrullirt ein wenig länger, als gewöhnlich, herum. Alle Stuzer und Nichtstuzer, denen ihr Bette noch nicht zu sehr ans Herz gewachsen ist, aber was drinnen ist, opfern so einem Abend billig einige Stunden. Da sind Entdeckungen zu machen, neue Bekanntschaften zu erjagen, neue Vergnügen für die folgenden lästigen Tage einer langen Woche festzumachen und zu verabreden. Wir setzten uns am Graben vor einem Kaffehause, und ließen die Welt vorüberwallen, nachher strömten wir mit fort über den Kohlmarkt, und so durch alle lebendigsten Plätze und Gassen der Stadt. Gegen 11 Uhr huben denn die Musiken und Ständchen an, die den

Nannetten an diesem Vorabende gebracht werden. Allenthalben und allenthalbenher ertönte es durch die feiernde Stille der Nacht. Gewöhnlich lassen an diesem heiligen Abend sich die besten Spieler und Virtuosen hören, die ihren Freundinnen und Gönnerinnen damit eine kleine unschuldige Aufwartung machen, welche zugleich für jeden ist, der Ohren hat zu hören. Das war ein Jubel und Gewimmel durch die Nacht! Die Mitternachtstunde hat immer ihre Begeisterung für die Menschenherzen, noch mehr, wenn die der Musik melodisch mit einstimmt. Bewundernswürdig war die Ruhe des Pöbels, ohne alle Wache. Aber man weiß hier, daß die Polizey nie schläft, sonst mögte die amphionische Gewalt der Saiten die rohen Gemüther allein nicht bändigen. Ich ging trunken und selig. Dank sey's den schönen Annen, um 2 Uhr zu Hause, und an meinem Wunsche liegt es gewiß nicht, daß alles, was Anna heißt, nicht ein sehr fröhliches Jahr hat.

Der Brühl. Heiligen Kreuz.
den 26ten Jul.

Heute am Annentagsmorgen um 7 Uhr fuhr ich mit meinen Gefährten durch die Wieden aufs freye Land hinaus. Es war ein schöner Morgen,

kühl und unmöglich. Allenthalben war das frohe Gewimmel der ärndtenden Menschen, der Fuhrleute und Fiaker, die auf dieser großen Straße immer zu hunderten fahren, der Pflüger, die die Stoppeln gleich wieder unterpflügten, und der schönen Heerden, die man hie und da schon auf das Feld hinausgetrieben hatte. Wir fuhren über den Wienerberg, die Anhöhen vor der Stadt, und sahen die Verschanzungen, unter deren Schutz eine zahlreiche Armee die Franzosen hier in letzter Instanz hatte empfangen wollen. Rechts hatten wir Schönbrunn mit der Reihe lieblicher Dörfer, die am grünen Gebirge fort bis nach Mödling hinlaufen, mit den schönen Ruinen des Schlosses Liechtenstein auf den Bergen hinter Mödling, Links eine weite Ebene, die mit Dörfern und Gefilden bis an die Gränzen Ungerns so fortlauft. Sobald wir durch den niedlichen Flecken Mödling gekommen waren, stiegen die Berge zu beyden Seiten empor, immer höher und enger, und kamen endlich wie ein rauhes Felsenthor näher und näher zusammen. Gewaltige Klumpen von Kalkstein liegen hier in wunderbaren Massen auf einander gethürmt, die kein Grashalm, keine magere Tanne zwischen den Felsritzen schmückte. Wir stiegen aus, um diesen Wundern der Natur in stillerer Andetung vorüberzugehen, und begegneten einem schönen Regimente Infanterie, dem Kaiser Franz mit einer kleinen Begleitung folgte.

Das Felsenthor ward noch immer enger, und wir gingen durch dasselbe in Brühl ein, und ließen uns ein gutes Frühstück wohl schmecken, anfangs schon fürchtend, es möchte die marschirende Mannschaft alles aufgezehrt haben. Nun ging es bergan zu den östlich vom Dorfe liegenden Ruinen. Bald standen wir oben auf den Trümmern der alten Burg, von der nur noch einiges Gemäuer und ein fast zerbröckelter Thurm steht, und deren Steine bis unten in das Dorf hinein die Seiten des Berges bunt färben. Man hat von hier eine unnennbar schöne Aussicht, eine schönere, als ich manchen Tag gesehen habe. Die vom Leopoldberg selbst in all ihrer Herrlichkeit ist hiemit nicht zu vergleichen. Man sieht das über zwey Meilen entfernte Wien mit allen seinen Thürmen, Inseln und Donauwassern, die schönen Berge, vom Kahlenberg an gerechnet bis Mödling mit ihren Umgebungen im Norden und Westen. Oestlich hinaus öffnet sich eine gränzenlose Aussicht über fruchtbares Blachfeld, mit seinen Dörfern und Flecken, und ferner dämmern wieder dunkle Berge. Wenn der Blick lange so in die Ferne hinein geschwommt hat, läßt er sich gern durch die nähern Gegenstände fesseln, die den Brühl und seinen Felsenkessel zu einem Tempe machen. Schade, daß der rieselnde Bach im Grunde kein Strom ist. Dieses schöne, von schroffen Bergen eingeschlossene Thal verdient von jedem

Freunde und Bewunderer schöner und erhabener Natur recht oft besucht zu werden. Die Wirthe lassen es auch daran nicht fehlen; doch sind Tanz und Schmauß und ihre andern Unterhaltungen mehr der erste Bewegungsgrund. Ein Vergnügen durch Entbehren, durch Schweiß und ein kleines Bergklettern zu erkaufen, fällt diesen Menschen nicht ein. Wir stiegen hinab und wanderten durch die schönen Wiesen und Felder in die Weinberge gegenüber hinauf, und sahen noch einmal schwelgend und bewundernd zu den Wiesenbildern empor. Im Norden sieht man nichts, als kahle Felsen, hie und da mit einem Tannenschrub bewachsen. Diese lassen eine enge Oeffnung, wodurch wir einfuhren, und stiegen in Osten ich mit den Ruinen der alten Burg empor, worauf wir standen; und winden sich dann, mit sanfterer Neigung weiter zurücktretend und wechselnd, mächtige Felsenzacken zeigend, südlich herum, wo sie, oben mit Buchen und Tannen bekränzt, zu Feldern und Wiesen werden, und freundlich sich zu den Dörfern hinabsenken. Im Südwesten endlich treten sie noch weiter zurück und herab, und bilden einen reizenden Halbmond von Weinbergen, zu deren Fuße Korn und Wiesen prangen. Das Dorf hat manche niedliche Sommerhäuschen. Wir fanden fast auf allen Steigen Spaziergänger. So ist dieses liebliche Felsenthal wegen seiner sonderbaren Kontraste in der Einfas

sung und seiner unbeschreiblichen Aussichten von oben eine der reizendsten Landschaften, die man im nächsten Umkreise der Kaiserstadt findet. Wir fuhren um 11 Uhr weiter, immer zwischen Bergen und Kalkbrennereyen, kamen durch das anmuthige Dorf Larre, das in einem ähnlichen, doch nicht so tiefen und engen Thale liegt, und endlich nach einem langen Walde sahen wir die wunderschöne Abtey Heiligenkreuz vor uns, die am Fuße schöner grüner Berge liegt, und schöne Thäler und Felder unter sich ausgebreitet sieht. Es ward Mittagsessen bestellt, und wir gingen in die Kirche, wo Freund St: uns Orgelmusik machte. Hierauf ließen wir uns durch die Klostergänge herumführen, und beschauten die Gemählde, alle Legenden von St. Bernhards Wundern, das Muster der Cisterrienser, die diese Abtey bevölkern. Man zeigte uns im Schatze eine Monstranz, die auf 30000 Gulden geschätzt wird, mit köstlichen Juwelen besetzt, und unter andern kostbaren Reliquien ein Stück Holz vom heiligen Kreuze, welches natürlich nicht zu taxiren ist. Die Mönche, die wir sahen, hatten freundliche und unverdunkelte Mienen. Sie halten das Leben hier wohl aus; denn des köstlichen Weines und guten Brodes mangeln sie nicht, und wenn sie die Promenade oben ins Holz hinauf zu dem kleinen Kapellchen und außer der Abtey durch die hübsche Allee, die sieben Stationen durch oft

machen, und den schönen Hof und Garten oft durch spazieren; wie sollten sie nicht alt werden? Kloster und Kirche sind recht hübsch, licht und anmuthig, wie die Gegend. Besser indessen noch behagte uns unser Wirth, ein Fleischer, der mit seiner Weiße und seinen 9 Kindern gar stattlich auf einem großen Gemählde im Speisesaal sich darstellt, aber stattlicher in der lebendigen Person. Wir sagten ihm, daß wir für seine Person alle Mönche und den Abt obenein hingäben; er meynte indessen die geistlichen Herren müßten auch seyn, sonst hätte alles in der Welt, selbst die Kinderzucht kein Gedeihen. Ich wünschte, er hätte persiflirt. Unser Mittagstafel war froh, wie unsre Rückreise über Brühl, und unsre frohen Gespräche wurden manchmahl zuweilen vom Jubel der Schnitter unterbrochen.

Feuerwerk im Prater.

Alles hing gestern mit den schönen Nannerln die Köpfe, daß der abendliche Regen die Steuwerische Lustbarkeit so unverantwortlich vereitelt hatte. Ich konnte mit meinem Tage wohl zufrieden seyn, er gehörte zu den angenehmsten, die ich hier genossen habe. Indessen ärgerte es mich doch nicht als heute Nachmittag das Feuerwerk für heute auf allen Gassen ausgetrommelt ward. Es schlug 7 Uhr,

als ich mein Zimmer verließ. Ein Strom von Menschen, und ein langer Zug von Kutschen zeigten auch dem Unkundigsten leicht den Weg. So mußte man sich durchdrängen, und mit dem vollen Strome fortschwimmen. So weit man von der Leopoldstädter Brücke sehen konnte, waren Köpfe auf der Straße, und Kutschen und Fiaker, die langsam wie ein Leichenzug — denn die Rückkehrenden, die eben so langen Schwanz, forderten Vorsicht — zum Freudengelage zuzogen. Wolken von Staub wirbelten zu beyden Seiten empor. Dragoner hielten hie und da am Wege, um Unordnung zu verhüten, bis an das vulkanische Netz, welches Herr Blumauer gezogen hat. Dies ist kein Scherz, sondern der ganze Prater wird schon um Mittag, wo er zugänglich ist, mit einem Netze umzogen, und an dem einzigen Eingange empfängt jeder Eingehende ein Billet, das er bis um 7 Uhr zurückgeben, und seine Auslage zurückfordern kann, nachher geht dies nicht mehr an. Hie und da stehen einzelne Wachen am Netze, und es ist bewundernswürdig, wie der Wiener Pöbel diese Schranken respektirt. Am Eingange läßt man sein Billet und geht ein. Bis an das Gerüst hin, wo der vulkanische Künstler seine Hexerey treiben soll, halten am Wege zu beyden Seiten noch einzelne Kavalleristen, auch im Innern des Praters. Schon das ist ein wahres Vergnügen, unter Tausenden froher, schöner

und eleganter Menschen so mit fortzuschleudern, aber weit schöner ist es, nachher mit ihnen auf den Platz der Ruhe zu kommen, und unter ihnen ein wenig herumzusplonieren. Der Wiener ist ein ganz loses und frohherziges Geschöpf, das sich nicht gern genirt, und alle seine kleinen Begierden und Bedürfnisse anspruchlos und bequem befriedigt, wie er kann. Mir machte es tausend Spaß, zu sehen, wie gierig alles um die Tische sich lagerte, und Bier, Wein und Braten nebst Back- und Naschwerk aus den Kellern und dampfenden Küchen der Restaurateurs hervorging. Sobald der Mund in Arbeit ist, öffnen sich Herz und Lippen auch der Freude, und alle Züge schwimmen im Lächeln und Wohlwollen. Ein Wiener, der zwey Stunden verlebt, ohne daß sein Mund der köstlichen Gaben Gottes genieße, ist sicher ein rarer Vogel. Indessen ist es ein himmlisches Vergnügen alles im Genuß und zum Genuß einladend zu sehen, und ich glaube, es giebt kein Volk in der Welt, und keine Stadt, wo man dies bey einer großen Masse Volks so vollkommen fände, als bey den Wienern. Ich trieb mich fröhlich unter den Stehenden, Liegenden, Sitzenden und Gehenden herum, fand bald diesen, bald jenen Bekannten, freute mich der durch Lüsternheit und Roth des Krämers gefärbten Wangen, der schelmischen Augen, die im Halbdunkel so viel Freyheit haben, der

vielen

vielen hübschen Jünglinge und Mädchen, die in allerley Trachten und Gruppen umherwallten, und sah, wie die Paare sich für eine frohere Rückkehr hier zusammenschlossen; denn so ein Feuerwerk hat viel Erotisches und Entzündendes mit sich, besonders am St. Annentage. Man kennt die eigentlichen Töchter des Vergnügens — im weitern Sinne sind es in so einer Stadt wohl die meisten — gewöhnlich daran, daß sie allein, oder zu zweyen und dreyen ohne eine Mannsperson gehn, sie suchen Eine. Ein hühnerer Schritt, und freyerer Schwung des Körpers, und ein flüchtigeres Auge mag sie auch zuweilen bezeichnen, obgleich das hier nichts Auszeichnendes ist. Daß unter ihnen die schönsten Gestalten sind, darf ich wohl eben nicht sagen, das versteht sich am Rande. Am widerlichsten unter den Weibern ist hier der Schlag, der sich zwischen dem 40 und 50 Jahren schon mit dem Verwelken beschäftiget. Gewöhnlich sind sie bis an Augen und Ohren ekelhaft roth beschmiert, und ihr Augenspiel ist, wie das Blinzeln eines zerbrochenen Leuchtungs in einer sternenhellen Sommernacht. So war ich durch die Gesellschaft und das Gestrudel hoher Adamskinder gestimmt, als die letzten Kanonen abbrannten, und das berühmte Werk des Herrn Stuwer zu spielen begann. Schade, daß der Mond durch die Bäume schien, und mit allen Sternen des Himmels leuchtete, in einer dunkeln Nacht

wäre es freylich weit schöner gewesen. Herr Stu-
wer mag immer ein großer Feuerkünstler seyn, er
machte auch ganz hübsche Sachen, befriedigte aber
meine Vorstellung nicht, die nun freylich durch die
vielen Berichte und Erzählungen und Prahlereyen
vom Wiener Feuerwerke zu hoch gespannt seyn
mogte. Der Brief, der sich öffnete und die Worte:
Ich gratuliere, zeigte; die Landkarte von Oesterreich
mit seinen größten Städten, Bergen, Strömen und
Gränzen waren wirklich allerliebst, und die gewöhn-
lichen Begleitungen von Raketen, Knallfeuern und
Sternenschaaren recht hübsch; aber Großes und
Wunderbares sah ich nichts, nichts, das ich in
zehnmal kleinern Städten nicht eben so gut gesehen
hätte. Aber der Mensch macht alles groß und
klein, ohne ihn würde eine Sonne selbst unbewun-
dert und unangebetet ihre ewige Bahn durchwan-
deln. Bewundernswürdig ward der Anblick wegen
der schönen Erleuchtung, der Myriaden Menschen
in mancherley Stellungen und Gruppen wies; we-
gen des Jubelns und Jauchzens und lebendigen
Hin- und Herrollens dieser Tausende; und selten
war der Eindruck, als dies fröhliche Leben nun auf
einmal in Nacht versank, die Menschenkinder sich
taumelnd durch die Bäume fortdrängten, die Wä-
gen langsamer in der Dunkelheit fortstöhnten,
und die Fackeln der Magnaten mit den weißen Läu-
fern dies Alles zu einem Leichenzuge machten. Es

[illegible] der Leichenzug eines begrabenen Tages der Freude. Wie viele hat nicht der arme Sterbliche zu begraben? So schleicht endlich der letzte herbey und die Furze des menschlichen Lebens geht nicht immer so lustig zu Ende, als dieß Spiel.

Der Platz, wo die Feuerwerke gegeben werden, ist ein grüner Rasenzirkel, rings mit großen Ehrenbäumen bepflanzt und zur Seite mit kleinen Häusern umgeben, wo man lärmende Musika hören und in Speise und Trank sich gütlich thun kann. Am westlichen Ende bringt Herr Stuwer seine Vorrüstung an. Gegen über ist ein amphitheatralisches Gerüst gebaut, wo man für 20 Kreuzer Einlaß bekommen, aber nicht besser sehen und lange so fidel und frey nicht seyn kann, als draußen. In der Mitte dieses Gerüstes ist eine eigne Abtheilung für die kayserliche Familie, die heute aber leer stand. Die Meisten bleiben auf dem Freyen und tummeln sich lustig mit dem großen Haufen auf dem Rasen herum. Der Einlaß zum Feuerwerk kostet 20 Kreuzer. Gewöhnlich giebt Stuwer jährlich 5, die von den freudelustigen Wienern nie leer gelassen werden. Ueberall ist es zum Erstaunen, wie dieses Völkchen der alltäglichsten Vergnügungen und Possen nie satt wird, und wie doch bey so viel Freuden und Unterhaltungen sein Geschmack nicht eller und feiner wird. Es scheint

fast, als brauche es in allen Künsten, Musik allein ausgenommen, grade nur so viel, daß es vom Schlaf aufrecht erhalten werde, und seine platonische Magenseele, durch ein wenig Nachdenken nicht geplagt und empört, gehörigen Aufguß der gröbern Freuden ertragen könne.

Dornbach.

Dornbach ist ein anmuthiges Dorf, das in einem engen Thale zwischen dem Kobenzl und Gallizinberg, doch dem letzten viel näher liegt, und dem Fürsten Lascy zugehört. Es hat hier und da hübsche Häuser, und ein paar Gasthäuser, die durch ihr stattliches Inneres und Aeußeres darthun, daß es hier täglich munteres Gelag geben muß. Man merkt es kaum, daß man von Wien an sanft bergen geht, so allmählig ist die Neigung. Zur Rechten am Eingange hat man Weinberge, die noch hinter dem Dorfe gegen Nordwesten fortlaufen. In Südwesten zur Linken sind erstlich Kornfelder, Wiesen und Obstbäume, bis sich mit einem Male das Waldgebirg erhebt und in einem weiten Halbmonde eine Viertelmeile nach Norden umläuft. Dieser halbe Mond bindet ein wahres Tempe von Fruchtbarkeit und Lieblichkeit, und hier ist es, wo der Fürst Lascy so viel Schönes und Anmuthiges hingezaubert, oder vielmehr der unnachahmlichen Zauber dieser holden Natur spielen gelassen hat.

Wenn man links vom Dorfe gegen Westen aufsteigt, so führt eine hohe Lindenallee auf die niedliche Villa des Fürsten bergan, und diese steigt immer höher ins Thal hinauf, und hat zu beyden Seiten schöne Buchen, die links zu einem dann folgenden Gebirge aufsteigen. Von diesem Gebirge senken sich unten seine Wiesen ab, mit einem unvergänglichen Alpengrün, die weitenhin ein Kranz dunkler Eichen einfaßt und ein Bach durchrauscht. Ueber die Wiesen kömmt man in die hohen Eichen, hinter welchen Gehäge für Wild sind. Oben hat die Kunst kleine Bauershütten angelegt und bevölkert. Das gehört zu den Raritäten. Doch besucht man solchen Quark mit Entzücken, da man auch besser thäte unten im Dorfe in die erste beste Hütte eines Armen zu gehen, einige Kreuzer auszuschenken, und so mit dem Bilde auch dieses Menschenlebens und Menschengefühls wieder abzuwechseln. Schon diese rohe Gegend ist unbeschreiblich schön. Rechts an der Nordostseite des Thals sind nun die reizenden Gartenanlagen, die diesen Ort zum Paradiese machen. Es ist dieß ein sanfter Bergabhang, mit der weisesten Wahl und Mäßigkeit benutzt. Es sind freylich die gewöhnlichen kleinen Gartenzierrathen, Häuschen, Hütten, Tempelchen, Brücken, Grotten; aber alles zeugt von Geschmack, und es stößt einen nie die fatale Frage auf: warum ist dieß grade hier? Man wandelt durch Wie-

stu, mit klaren Wassern durchschnitten und durch-
rieselt, durch Blumenstücke, Baumklumpen, und
das Gestrippe, Felsenstücken, vom Wasser durch-
rauscht, an Schwanen- und Ententeichen hin-
stößt bald auf kleine Asyle der stillen Betrachtung,
bald auf Jäger-, Gärtner- und Hirtenhäuserchen,
sieht hier ein bebautes Kartoffel- und Blumenfeld,
dort einen Streifen mit Hafer und Stoppeln. Die
Berge steigen in Norden hoch über dieses Thal
hinauf, und man hat durch den Buchenwald eine
zahlreiche Durchhaue, die nun verwachsen sind. Wei-
ter östlich sind sie niedriger und weniger dunkelbe-
laubt, und unten hin mit Reben und weiter unten
mit Kornfeldern eingefaßt. Dieses ganze Thal hat
einen äußersten Anstrich von Milde und Weichwin-
genheit, und wechselnd eine romantische Erhe-
benheit und Schauerlichkeit. Man findet so vieles
beysammen. Die Aussicht ist begränzt und man
sieht etwa die Hälfte von Wien und seinen Vor-
städten von einigen Punkten. Da hat der Leopold-
berg und Kalenberg unstreitig seine Vorzüge, aber
sie gelten nur durch ihre Umgebungen. Dornbach
gefällt durch sich selbst und genügt sich allein. —

Hadersdorf und Mauerbach.

Den 7ten August um 6 Uhr des Morgens war
ich schon auf den Beinen, und schlenderte im schön-
sten Morgenschimmer über Mariahilf, Gumpendorf

Gaisberg, Schönbrunn, Mariahitzing und Penzing fort. Von hier ging es immer an den Ufern der Wien hin, die freylich jetzt seicht und kümmerlich allenthalben mit Stecken und Schuhsohlen zu passiren, aber nach dem weiten Kiesbette zu urtheilen nicht immer so ein ignobilis amnis ist. Die Gegend fängt bald hinter Mariahitzing an, sich mehr einzuengen. Links geht man unter dem schönen Kloster Sanct Veit hin, das an einer bunten Anhöhe, einen Kranz von Bergen hinter sich liegt; dann hat man das Dorf Hacknitz mit seinem lustigen Schlosse am Berge und den kleineren Sommerhäuschen, und nun kömmt an dieser Seite die hohe Forst, mit einer langen weissen Mauer umgeben, näher und näher zum Bach herab. Bald kam ich in Hirldorf und auf die Linzer Chaussee und war rings und dicht mit Wald eingeschlossen. Gleich hinter Hirldorf am Wege ist wieder eine Dreyfaltigkeitssäule, die die Kaiserin Eleonora gestift hat; freylich keine ekelhafte Pracht daran, wie an den Linzer und Wiener, aber doch immer ein unkünstliches Kunstwerk. Bey dem reizenden Mariabrunn, das man bald erreicht, dehnt sich der Wald wieder zu allen Seiten aus und bildet ein lachendes Rund; ein fröhliches Plätzchen, durch das die Wien ihre rauschenden Wellen wälzt; ein Berghal, das sanft zu seinen grünen Höhen sich hebt. Wenn man von Mariabrunn einen spitzen

Winkel schneidet, so liegen westlich und nördlich die schönen Schlösser des alten Landon und seines Weibes Hadersdorf und Tweilingau, die dem Aug einen süßen Ruhepunkt geben. An der Klosterkir che zu Mariabrunn lieſt man eine Inschrift au die Abreise von Wien weiland Seiner Heiligkeit des Pabstes Pius des VI., die ich der Rarität we gen abschreiben will; lateinisch und teutsch: Pius VI. S. P. Iosephus II. Rom. Imp. anm. Marcimi liano Arch. Austriae devote salutata Thaumatur ga fontanensi inter tenerrimos amplexus extrem adstantium lacrymis sibi invicem valedixerunt Cal. Maj. 1782. So ist der Zeiten Wechsel. Hätte euch damals einer euer Schicksal vorhergesagt, ja wäre es die Thaumaturga selbst gewesen, ihr hät tet es schwerlich geglaubt: ihr beyden größten Kronenträger der geistlichen und weltlichen Macht! Das Thaumaturga deutete auf ein wunderthätiges Marienbild, welches ehemals auf eine Quelle auf serordentlich und heilsam wirkte. Dies Kloster hat nur noch wenige Mönche; es ist einer von denen, die aussterben sollen. Acht Herren sind nur noch drin, sagte mir ein alter Bauer. Immer noch zu viel dachte ich und ging auf Hadersdorf zu, vor mals ein Sitz eines der Unsterblichen. Es liegt im Thale zwischen engen Bergen nicht an der Wien und ist ein ganz stattliches Dorf. Das Schloß ist einfach und prunklos und rings mit ei

am Wassergraben umgeben. Man geht gleich an der Hinterseite in den Garten. Auch dieser ist einfach und natürlich und der Geist seines alten Besitzers scheint aus ihm zu sprechen. Dicht am Schlosse sind Blumenstöcke und Orangerien; dann kommen schöne Alleen von Linden, Kastanien und Pappeln, und endlich Obstbäume und Wiesen, alles an der Seite des Weges nach Mauerbach. Hier links an der Wien ist nichts, als Wiesen- und Baumpflanzungen, mit wasserreichen Gräben durchschnitten. Hier sind die schönsten Bäume, Lauben und Einsiedeleyen, die ich in meinem Leben sah, und ein üppiger bunter Wiesenwuchs. Die Bäche rieseln unter dem traurigen Grün der Trauerweiden und des Seedorns dahin, und aus den Platanen, Ahornen, Linden, Ulmen und Birken säuselt der stille Geist der Betrachtung, und die schmeichelnden Flügel der Fantasie schwirren und flüstern mit den Stimmen der Liebe um die lieblichen Lauben zusammen. Wenige kleine Bildsäulen stehen hie und da, mit Weisheit und Sparsamkeit angebracht. In der Mitte dieser freundlichen und melancholischen Natur, steht eine ernste Gestalt, mit einem aufgeschlagenen Buche, worin man die Worte liest: meditatio mortis optima philosophia, ein Satz, gegen welchen ich sogleich lebhaft protestirte. Durch diesen Garten wanderte ich nun in einer Allee lombardischer Pap-

peln weisen ins Freye hinaus, meinen einsamen Pfad unter dem Wald hin und träumte von dem großen Todten, bis mich der Weg nach Mauerbach empfing. Dieser von hier etwa fünf Viertelstunden lang ist einer der angenehmsten. Er geht sanft sich hebend immer durch Wiesen hin, die die Berge zu beyden Seiten dicht einschließen. Heerden des schönsten Viehs sieht man selten, selkner eines der vernünftigen Thiere. Keine Vogelstimme, einzelne Geyer kreisen in der Luft. Etwas über die Hälfte des Weges findet man ein häßliches Kruzifix mit einem blanken Dache, und bald darauf freut man sich einer zierlichen Grotte rechts am Wege. Ich ging hastig hinein und fand ein scheußliches Kruzifix von Sandstein und einen verstümmelten Heiligen neben ihm; unten grottirte Tuffsteinstücke mit Engelsköpfen und die Worte ihnen aus den Hals geschrieben: Domine da mihi hanc aquam! Zugleich stürzte dies Wasser krystallen aus einer Röhre hervor. Warum setzte man nicht lieber den Herrn mit der Samariterin hin? Das wäre doch eine fröhlichere Idee für den Wandrer in dieser schauervollen Einsamkeit. Ich benutzte indessen die Inschrift und ließ mir das Wasser gut schmecken. Von hier geht man einen Fußsteig durch den Wald und sieht bald Mauerbach unter sich. Dieß ist eine wunderbare Gegend. So müssen Appengells graue Alpenhügel unter den matten Strahlen einer halb

mwölkten Sonne liegen, oben von Felsen und dichten Wäldern eingeschlossen. Es ist hier auch keine Spur vom Feldbau. Alles sind Weidplätze, oder Wiesen. Hier strichen Mäher auf den Berges ihre Sensen, dort weideten Kühe, tiefer unten breiteten sich Wiesen, blumig und gewässert aus. Ich ging hinab durch das Dorf, stieg hinter der Karthause auf den Hügel und setzte mich auf einen alten Baumstamm am Wald, der stillen und blumigen Gegend zu geniessen; denn eine blumigere findet man schwerlich, noch eine stillere; es ist eine Gegend der Hirten und Mönche. Unter mir lag die schöne Karthause mit ihren weiten Gebäuden und erinnerte mich zuweilen durch einen dumpfen Glockenschlag an Menschen. Eine schöne Stunde ließ ich so mein Herz spielen, dann stieg ich um 12 Uhr zur Karthause hinab. Diese Karthause war eine der reichsten und anmuthigsten, ehe Joseph ihre Bewohner zerstreute. Sie liegt dicht am Walde am Hange des Berges und hat hinter sich schöne Wiesen und Gärten. Am Eingange stehen stattliche Linden und die Aufschrift meldet, daß König Friedrich der Schöne, der durch sein Unglück und seinen Edelmuth so berühmt ist, sie 1313 baute. Sie ist nun zu einem edleren und besseren Gebrauche eingeweiht, nicht die Jugend des Landes zur faulen Andacht zu verführen, sondern Alten und Elenden ihr trauriges Daseyn

etwas milder zu machen. Man hat neulich aus der Karthause ein Spital, Armen- und Zuchthaus gemacht. Das Letzte mag aus manchen Gründen wohl nicht eben recht zu dem Ersten passen. Hälfloßigkeit und Verbrechen sollten nie mit einander vermischt werden. Im vordern Hofe des Klosters ist das ökonomische Wesen, der Verwalter, die Kanzley, das Waschhaus, Brauhaus, Wirthshaus, die Pferdeställe und der Förster zur Seite. Am Eingange des zweyten Hofes ist die Behausung der Wächter, und in den zahlreichen Zimmern mit Zellen, die in allen Richtungen nach hinten ausstossen, wohnen die Pfleglinge und Züchtlinge. Viele sind arm an Geist und Körper, und fristen ein elendes und hinsinkendes Daseyn wie Pflanzen; andere die noch arbeiten können, haben dazu ihre eigenen Stuben, die reinlich und wohl eingerichtet sind. Ich sah dort auch Kinder, Buben und Mädchen mitarbeiten. Das war mir widerlich. Die junge Alter gehört nicht unter den Abschaum und Schlamm des Lebens, den es als krank und untauglich von sich stößt. Auch die Gänge und Wohnzimmer, und das große Krankenzimmer fand ich luftig und reinlich, und mit der Freygebigkeit ausgerüstet, die alle diese wohlthätigen Anstalten Josephs auch in Wien charakterisirt. Im hintersten Theile sitzen die Züchtlinge, im Raum freylich abgesondert von den Vordern, schwerlich aber in der Meynung

Ich sahe sie nicht. Es ist hier ein eigner Chirurgus für die Kranken und Gebrechlichen, und wöchentlich kömmt ein Oberarzt von Wien. Die Kirche ist ganz artig, und mit einem großen Gemählde aller möglichen Märtyrer geziert, und aller Martern, die sie gewesen sind, oder haben seyn können eine schöne Komposition für einen Künstler. Die Höfe der Gebäude sind schöne grüne Oblonga, und geben denen, die spazieren wollen, Luft und Licht genug, so wie die Gärten nach hinten. Die Züchtlinge müssen arbeiten, Seiten schlagen, Kämmen, Wolle und Seide spinnen. Ich verließ das Kloster, und nahm noch die Legende von einem Kaiser Ludwig mit, einem der Karlinger. Dieser verirrte sich auf der Jagd von seiner Gemahlin. Sie that in der Angst ein Gelübde, in dieser Wildniß eine Kapelle zu bauen, wenn sie ihren Herrn wiederfände. Wo das Kloster steht, trafen sie einander, und das Kapellchen stieg auf. Dieser Ludwig soll hier auch begraben liegen. Ich ging mit frommen Gefühlen weg, als hätte ich noch Karthäusern Lebewohl gesagt, sprach wieder bey der heiligen Grotte an, und langte endlich wieder in Hadersdorf an. Hier sah ich am Wege Links in einem kleinen Gehäge das Denkmal des Helden. Nach dem Schlosse zu gehen, und Diener und Schlüssel zu holen, schien meiner Ungeduld zu weitläuftig. Ich sah, ob die Gegend rein war, denn als ein Einbrecher wollte ich mich doch nicht

[illegible] und schwang mich schnell über die hohe Einfassung. Dies Denkmal ist ein etwa [illegible] Ellen hoher Sarkophag mit einem flachen [illegible] und rund umher mit Trophäen in Hauts Relief umwunden, und mit einigen allegorischen Figuren Ruhm, Friede, Tapferkeit, Wahrheit gegiert, nicht von besonderer Schönheit, doch gefällig durch die Einfache. Am Vorderende ruht ein geharnischter Krieger in einer trauernden Stellung mit gesenktem Blick, sein Schild neben sich, sein Schwert [illegible] Hand entsinkend, mit aufgezogenem Visir, eine [illegible] edle und brave Gestalt. Hier liest man auf einer Marmorplatte die Inschrift:

Tiro
ad Borysthenem,
Dux
ad Moravam, Viadrum,
Boberim, Nessam, Vistritiam,
Veteranus
ad Urnam, Istrum, Savum,
Clarus Triumphis,
Simplex, Verecundus,
Carus
Caesari, militi civi.

An der Hinterseite:

Ern. Guid. Londono
Conjux contra votum superstes
ac heredes posuere 1790.

Die Masse ist leider nur Sandstein. Warum setzt ihm der Staat kein Denkmal? etwa weil er sich selbst ein ewiges im Staate gesetzt hat? Die Worte simplex und verecundus ergriffen mich gewaltig. Ich sah in ihnen den ganzen Helden und Mann, so wie sie überall wohl das wesentliche Bestandtheil eines großen Menschen sind. Ich schwang mich wieder über das Gehöge, und ging mit diesem Gedanken immer links am Wege durch einen Thiergarten mit einfachen Fußsteigen und kleinen Häuschen. Nun erst dünkte ich mir den Garten an der andern Seite zu verstehen, welchen ich heute Morgen besahe. Auch er ist einfach und bescheiden, wenn es ein andrer ist. Ich mußte ihn nachher noch einmal durchwandern, machte dann schnell meinen Rückweg durch Baumgarten, und hielt dort in einem bäurischen Tanzsal eine Milchcollation. Hier lagen unter dem großen Zelte, mit Säulen gestützt, die grünes Tannenlaub und Rosenbänder umwanden, noch die Trümmer der Sonntagsfreuden umher, verwelkte Blumen, Stücken Bänder und Flitter, Pfeifenstiele und andre Sächelchen. Mein Gefühl, welches die Freuden des Armen und Niedrigen so bewegen, war wehmüthig und süß. Ich bewunderte auf dem Glacis noch drey schöne Regimenter, die dort vor dem Kaiser ihre Uebungen machten. Der Gedanke, daß von ihnen nach zwey Jahren vielleicht nur Gebein mehr

übrig seyn wird, schickte mich noch wehmüthig in die Stadt, wo der marinellische Kasperl, und die Kasperlischen Zuhörer mir diesen Abend nicht angewinnen konnten.

Der Prater.

Dieser schöne Tummelplatz der Freude und des Vergnügens liegt eine starke Viertelstunde von der Brücke, welche die Stadt von der Leopoldstadt scheidet, durch welche eine lange Allee, zu beyden Seiten mit Fußsteigen dahin führet. Am Ende der Leopoldstadt ist man nach einem kleinen Zwischenraum unter den Bäumen des Praters, und zwei breite Wege, der eine rechts, der andre links, führen hinein, und ein dritter ganz links geht nach dem Augarten, und zur Donaubrücke der böhmischen Landstraße. Für die Fußgänger sind Seitensteige neben den Wegen, und die weiten Wiesen mit Flächen mit Bäumen bedeckt, wo sie nach Gefallen dem wirbelnden Staub der Wege ausweichen können. Man kann den Prater und Augarten füglich als eine Donauinsel ansehen, worauf zugleich die Leopoldstadt liegt, und woran weiter im Nordwesten eine Menge kleinerer Eilande gränzt. Diese große Insel, durch den mittelsten größten Donauarm, und durch den kleineren, der dicht an Wien, zwischen der Rossau- und Leopoldstadt, zwischen der Leopoldstadt und der Stadt, und zwischen dem Prater und den Erdbergen hinfließt, immer von

Westen

Westen nach Osten, und endlich nach dem Lauf einer starken Meile sich nördlich beugt, und in den großen Arm fällt, der alle die andern schon früher in sich aufgenommen hat. Von dem Augarten wird der Prater durch mehrere Häuser und Gärten, und einem Zwischenraum abgeschnitten, durch den die böhmische Landstraße geht; und ist von da an gerechnet, bis zum äußersten nordöstlichen Ende nach dem niedlichen Jägerhäuschen gewiß an drey Viertel Meilen lang; seine höchste Breite ist wohl nicht ganz eine halbe. Er besteht größtentheils aus schönen grünen Rasen, gruppenweise mit Bäumen bedeckt, meistentheils mit Ahorn und Silberpappeln, aus anmuthigen Flächen, grünen Wiesen, Erlensümpfen, hie und da mit Rohr bewachsen, und von Wasser durchschnitten. Weiter hinten hin, wo das Gewühl von Menschen nicht gar zu groß ist, weiden viele hundert Hirsche, die des Winters zu schlimmer Zeit zum Theil mit dem Heu gefüttert werden, was jetzt für sie in großen Schuppen aufbewahrt wird. Sie sind gewöhnlich zahm, und fürchten die Menschen nicht. Man sieht außerordentlich schöne Thiere. Sonderbar ist es, daß die Hindinnen mit ihren Kälbern sich gewöhnlich allein halten. Dieser große Raum, den der Prater ausmacht, hat nun wieder seine einzelnen Gehäge, und einige Plätze, wo nicht jeder reiten, gehen und fahren darf; sonst ist alles seit Josephs Zeit ein freyer

Tummelplatz, und ein schöner und freundlicher Erlustigungsort für die frohen Menschenkinder. Nach allen Ecken laufen Wege, Alleen und Fußsteige aus, die selten menschenleer sind. Die schönste Gegend des Praters ist unstreitig die nordwestliche, wo die große Donau ihn zunächst umfließt, der Theil, der Quadrat, zwischen der Leopoldstadt und der Donau liegt. Da hat man eine wunderschöne Aussicht auf eine Menge lieblicher Eilande, die gegenüber liegen, in einem Kranz von Erlen und Weiden. Auf einigen grasen Kühe, auf andern springen munter Hirsche, auf andern wiehernde Rosse, und von andern endlich klappern Mühlen ihren einförmigen und unmelodischen Gesang. Fernher schimmert der Leopold- und Kahlenberg im Westen mit seinen grünen Reben, und eine schöne Ebne dehnt sich jenseits in die Unendlichkeit gegen Norden aus. Hier habe ich oft auf einem Deiche geruht, der mit Schilfrohr bedeckt, und von Rohrsperlingen umtönt, und Eisvögeln umpiept, in den Strom hineinläuft. Hier habe ich mich von den Wellen des Stroms oft in süße Träume einwiegen, und sanft an jene Gestade hinspielen lassen, die vor einem Jahre mich oft mit süßer Wehmuth erfüllten, wenn der Schimmer des Abends auf dem unendlichen Meere floß, und seine Wellen mir in sanften Wiegenliedern vorbeyrauschten. So habe ich diesen Platz mir in Wien als meinen eigensten geheiligt, und er wird

nie aus meinem Gedächtnisse verlieren, wenn auch sonst nichts Holdes mehr durch die verhärtete Schale alles Denkens und Empfindens dringt.

Vorne im Prater, gleich am Strome, den Erdbergen gegenüber, sind einige kleine Wohnungen und Gärten, so wie an der linken Allee, unweit des Eingangs. Nachher weiter hinein liegen links und rechts in der Mitte zwischen beyden, und an ihren Seiten eine Menge kleiner Häuschen, Garküchen, Schenken und Keller, die um sich her, wie in einem Lager, große und kleine Sitze, Tischchen, Stühle, Bänke und andre Zurüstungen und Vorrichtungen des Vergnügens haben. Diese Wohnungen mit den Plätzen herum, geben eine kleine Stadt, und so können die Unternehmer sich mit ihren Sachen und Leuten darin einrichten. Des morgens ist hier nie was zu thun. Wer sich dann vergnügen und unterhalten will, der geht und fährt in den Augarten; aber des Nachmittags von 3 bis 9 Uhr findet man hier immer Gesellschaft. Am zahlreichsten indessen ist sie an den Feuerwerkstagen, und an schönen Sonntagen, wo alle Geschöpfe ruhen, und wo ein Wiener gewiß eine große Sünde zu thun meynt, wenn er seine Zeit nicht den Vergnügungen weiht. Dann ist der Weg vom Leopoldstädter Thor bis an die Allee rechter Hand in den Prater Ein Gewimmel, wie wenn Ameisen wandern. Man sieht eine lange Reihe der schön-

ſten Equipagen und Fiaker, die immer nebeneinander mit Hoo! Hoo! hin und her rollen, indem zu beyden Seiten die zahlreichen Fußgänger im Staub und Gedränge beynahe erſticken. Hier an der rechten Allee ſteigt man aus, und läßt die Wagen halten, oder kutſchirt auch weiter hin nach allen Richtungen den Prater auf und ab. In dieſer Gegend alſo iſt der Tummelplatz der hohen und beſſern Welt. Sie ſpaziert entweder in den Seitenſteigen auf und ab, und läßt ſich bewundern, oder läßt ſich unter den Tauſenden mit wohl- und hochgebohrnen Hintern nieder, nimmt geſchlagenen Obers (Kern, Rahm) Kaffe, Chokolade, Limonade, Eis, Himbeerſaft ꝛc. ein, und läßt ſich im neueſten Schmuck aus London und Paris begaffen. Da iſt ein Flattern und Fliegen und Sümſen der Stutzen der brillanten Huten, und drunter das Schreyen der Markeurs, Bedienten und Kutſcher, wovon nur eine dunkle Vorſtellung dem Träumer bleibt, wenn er aus dieſem Faſchingsſpiel in die Stille kömmt — ein flüchtiges und vergängliches Bild des Menſchenlebens, wie es ſelbſt iſt. Man glaube aber nicht, bloß hohe Welt hier zu ſehen; nein, alles iſt kraus und unter einander, nicht allein auf den Spaziergängen, ſondern auch auf den Bänken und Seſſeln, an den Tiſchen, unter den Bäumen, wie in den kleinen Zimmern. Es iſt ja alle acht Tage, oft noch öfter, ſo ein Karneval, von der Größe, wie

der Künste, gleiche Luft athmet, und oft gleiche Tassen berühret, nur daß jener endlich stolz mit ein Paar Engländern oder Neapolitanern fortrasselt, vom Schimmer der Livreen umgeben, und von einem Fackelträger begleitet, während dieser in einem Fiaker eben so schnell, oder auf seinen Füßen eben so glücklich an den Ort seiner Ruhe kömmt, wo ihn der Staub, den jener mit seinen Rossen aufwirbelt, und der Dampf nicht ärgert, den sein Fackelträger ihm unter die Nase schwingt. Es ist eine Freude, so ein wenig umher zu lauschen und zu sehen, wie jeder hier das Seine sucht. Die dicken Bäuche in ihrer ehrenfesten Ruhe, wie sie alles gewöhnlich genießen, und für das Uebrige kaum die Augen offen haben, wenn nur ein Täßchen nach dem andern die Kehle hinabgleitet, und ein Kipfen (eine Art Brod) auf den andern gepfropft wird. Die alten Weiber mit aufgespannten Busen, und doch, daß sie sich schämen mögten, wie sie wohlgefällig die vorübergehenden Herrchen mustern und recognosciren, doch mit einer Miene der Gutherzigkeit, daß man höchstens über sie lachen kann. Die jungen Dinger, die weiter in der Welt nichts wissen, noch kennen, als das schöne Wien (Widhn) und das herrliche Wien, wie sie mit ihren hübschen Geschichten umherzucken und jene Blitze senden mögten, die sie nicht haben, und wie endlich ihr ganzes Wesen sich in Einem holden Lächeln aufthut, wenn

ein Süßling mit einem faden Witz und einer albernen Frage die Langeweile des Erwartens unterbricht. Die Stutzer endlich, dieses zahllose Schöpsenheer, jetzt alle schwarz angethan von unten bis oben, und anglisirt an Köpfen und Füßen, so sehr es die Wiener Polizey gut findet, wie sie bald wohlgefällig auf ihre netten Beine, bald auf die blanke Halskette schauen, woran ihre Uhr hängt, dann mit einer Zehenhebung einen salto mortale machen, plötzlich horchen, und eben so plötzlich wieder lachen, als hätten sie was Wichtiges gehört und gesagt, und so endlich wieder, ihrer Rolle eingedenk, in die alte feinenglische etwas plumpe Stellung fallen, bis endlich die Lünetten der Nase applicirt, und die Unterröcke, wie sie Wieland zu nennen vorschlägt, eines nach dem andern gemustert werden. Auch Abbés kann man hier mit diesen Instrumenten der Galanterie sehen, mit schönen rundfrisirten Haaren und rothen Strümpfen; die ächten Pariser weiland haben selbst im Exile jetzt noch einen ganz andern Schnitt. Bey diesem Gemirre der Tausende verleugnet der Wiener sein Phlegma und seine Gutmüthigkeit nicht. Es ist wie ein Bienensumsen um die Abendzeit, was seelich zusammen ein feines Getöse macht, wovon man aber selbst in der Nähe keine Stimme erschallen, keinen Laut tönen hört. Die meisten sitzen stumm und mit abgebrochenen und zischenden Wor-

ten, wie die kraftlosen Schatten der Unterwelt bey den Mänaden, und die Sprechenden lassen es so in ihrer bequemen und stillen Manier gehen, daß sie nicht Einen Schritt weit hörbar sind. Kein Anstoßen, keine Händel, niemals lebendige Wortwechsel. Bloß die Kutscher lassen durch derbe Stimmen und herzhafte Flüche noch zuweilen vernehmen, daß es hier leidenschaftliche und beseelte Thiere giebt. Zu lernen ist hier wenig für den Zuschauer, sich zu tummeln nichts, aber gut für den sechsten und siebenten Sinn zu sorgen, und das ist doch auch eine Sonntagspflicht.

Wenn man von hier aus den Weg schneidet über dem Rasen auf die linke Allee zu, so stößt man immer auf neue Häuschen und Schenken, und die zahllosen Feuer, und der angenehme Fettduft, den man eine halbe Stunde weit riechen kann, sagen einem, welchen Göttern hier geopfert wird. Auch hier ist, wie oben, vollkommne Gleichheit, wie sie die freye Natur immer einflößt, und also auch immer behaupten sollte, gute und schlechte Gesellschaft in einer reizenden Unordnung unter einander. So laufen die kleinen Häuschen und Kasinen der Restaurateurs nach allen Ecken und Enden aus, weit über die linke Allee, und bey jedem findet man neue Arten von Spaß und Vergnügen. Kegelbahnen sind allenthalben; gewaltige Schaukeln, worin die Bürger und Bürgerinnen sich nach

den Strapazen ihrer Beine wiegen lassen, und die in einer langen Reihe geschwungen, mit ihren Sitzenden oft ein äußerst drolliges und lächerliches Schauspiel geben, wann man das Geschrey der mächtig werdenden und das Gewühl in den dicken Bäuchen, worin die gebratenen Hühner und gefüllten Kalbsköpfe sich umführen, mit dazu rechnet. In andern Häuschen laufen die Karussel rund, und allerley Volk besetzt, und türkische Trommeln und andere Pfeifen machen eine wilde Musik, die man ferne hin donnern hört. Vanden Spielen aller Art sitzen nun da auf einem beliebig aufgeschlagenen Thron und donnern in das wilde Getöse der Tanzende meistens populäre Stücke, und muntern zu Speise und Trank auf. Man sollte glauben, hier gehe es wilder und lärmender her nach der Weise des gemeinen Volks, welches hier doch häufiger ist. Aber nein, dieses auch behauptet den gemeinen Charakter, der gar keiner ist. Nie sieht man einmal Buben sich raufen, oder schelten, was in andern Städten einem Wunder gleich scheinen würde. Jeder genießt reichlich, was sein Vermögen und Magen vermag, kümmert sich nicht um seinen Nachbar, noch um die ganze Welt, und rückt kaum das Ohr von seinem Seidel Wein, gehackener Händel oder Kapaunerl auf, wenn ein ungewohntes Tosen erschallt. Da sitzt und liegt und tummelt sich das liebe Menschengeschlecht in gar mancherley Grup-

gen, und freut sich der hellodernden Küchen und der lustigen Musik, indem eine Tasse die andre trägt, und Seidel auf Seidel und Plutzerl auf Plutzerl (eine irdene Krucke von der Form eines Kümpfes, der hier Plutzerl heißt) die Nase röthen färbt, bis endlich Braten, Kuchen und Fische die Sprache ganz benehmen. Hier ist es Zeit für die Liebe genußfrohe Jugend, sich anzumachen. Die Wienerinnen sind mit Blicken sehr gütig, nehmen, wie die meisten Weiber, gewisse Anträge nie übel, und haben also einen leichten Hacken, woran man fest werden und machen kann. So wie alles zusammensitzt und sich setzen kann, läßt sich die Spitze da leicht fortstoßen. Einladend sind die Bäume, sich zur Vorrede vertraulich hinzulagern, und Büsche giebt es auch, wenn gleich die fromme Kaiserin Königin manches schädliche Gesträuch hat wegshauen, und den Prater lichten lassen, um Amors lose Diebsschliche auszurotten. Endlich kömmt denn doch das traute Dunkel der braunen Nacht, wo alles zu zweyen, dreyen, vieren sich aufmachen kann, und wo den wenig bedürfenden Sterblichen ein Baum oder Strauch allenthalben zu einer didonischen Höhle wird. Es ist ein sonderbares Gefühl, welches mich immer ergreift, wenn nun alles fortseilt. Das Tosen der Wägen, das Lärmen der Kutscher und Fiaker, das Lachen und Plappern so vieler illuminirter und froher Menschen wälzt sich wie

in einem Strome fort und rollt zu einem wilden Klang zusammen. Stiller wird es und stiller unter den Bäumen, ein Liche erlischt nach dem andern, eine Musik verstummt nach der andern, bis endlich die letzten dumpfen Töne einer einsamen Trommel oder einiger gellenden Pfeifen durch das einsame Dunkel schallen und einzelne Menschengestalten still und verloren vorüberwallen. Warum wird einem unter so einem großen Menschenhaufen, wo man keiner Seele angehört, und wie ein Tropfen in dem großen Strome fortrinnt, warum wird einem da so wehmüthig? warum erregt alle Pracht der Welt, alles was dem Ohr und dem Auge schmeichelt, alles, was die Sinne reizen und ergötzen kann, warum erregt das lebendigste und strudelndste Leben nur das große Gefühl der Vergänglichkeit?

Der Augarten.

Will man den Prater eine Lais und Phryne nennen, so ist der Augarten eine sittsame Danae, oder eine in eigne Unschuld und Milde versunkene Psyche, der man sich mit bescheidenern Blicken und ruhigerem Blute nahen muß. In der That der Karakter dieser beyden Lusthaine ist eben so verschieden als der Karakter der Vergnügungen daselbst, wenn diese gleich sehr oft einander ähnlich werden müssen. Der Augarten liegt südwestlich von der Leopoldstadt

und macht zusammen mit der Brigittau den südöstlichen Theil der großen Insel aus, von welcher die Leopoldstadt und der Prater der größere Theil sind. Er trägt durchaus das Gepräge der Lieblichkeit und Anmuth, und hat in jeder Rücksicht Vorzüge vor dem Prater, wenn man das zahlreichere Menschengewühl in diesem abrechnet. An seinem Eingange sind mehrere große Gebäude von Kaiser Joseph gebaut, in einem Viereck, und es trägt eine Aufschrift, die mehr für die Humanität, als den Geschmack dieses großen Mannes beweißt: Allen Menschen geweiht von ihrem Schätzer. Diese Zimmer hat ein gewisser Jahn gepachtet, bey dem alle mögliche Artikel des Magenluxus, oder des bloßen Leibesnothdurft wohlfeil und theuer zu haben sind. Hier ist meistens des Morgens Gesellschaft, die einen Kaffe, oder Chokolade einnimmt, und in den schönen Gängen oft bis Mittag herum wandert, und in den Sälen, oder unter den hohen Kastanien und Pappeln endlich ein weibliches Mahl hält. Auch des Abends giebt es hier oft einige. In den größten Sälen werden häufig Akademien gehalten, oder Musiken von Dilettanten aufgeführt, wie jetzt alle Donnerstage geschieht. Häufig ladet man hieher auch eine ganze Gesellschaft, und Jahn richtet die Bewirthung ein, je nachdem man prächtiger oder frugaler schmausen will. Diese schönen Gebäude sind wieder mit österreichischer Liberalität

zum allgemeinen Vergnügen hergegeben, und der Wirth giebt eine Kleinigkeit dafür, um nur desto besser und wohlfeiler seine Gäste bedienen zu können. Zu Mittage findet man meistens Musik, da oft das Orchester der Leopoldstädter Bühne. Bei diesen Gebäuden laufen nun die prächtigsten Allen nach allen Seiten der Donau, deren beyde Arme hier so weit nicht auseinander sind. Die Gänge sind durchgehauen und werden unter der Schnur gehalten, das andre Gehölz ist dichtes Gebüsch. Schönern und üppigern Baumwuchs, als hier, kann man sich gar nicht vorstellen, noch kühlere und lieblichere Schatten zu allen Stunden des Tages; deswegen würde der Augarten, wenn ich in Wien bliebe, auch immer mein Lieblingsplatz seyn. Er ist es auch für die Wiener Schönen, die man hier des Morgens, besonders an Konzerttagen, in großer Menge auf- und ab wandeln sieht, in der liebenswürdigen und schmachtenden Blässe des Morgens — das ist nicht wahr, die meisten beschmieren sich bis an die Ohren mit Roth, wie sie aus dem Bette steigen — und in den holden Negligee, worin Amor seine größten Schelmereyen ausheckt, und worauf man allen unvorsichtigen Augen und flatternden Herzen mit großen Buchstaben ein Caveat schreiben sollte. Hier also geht das große Schauspiel eines langen lästigen Tages an, läßt sich im Prater, Maria Hitzing, Schönbrunn und wo sonst

nach auf, und endet im Hofhechten, in der Oper, auf der Burgbastei, oder zum Spaß auch wohl bey Schikaneder und dem Kaspert, bis es die Gardinen und die Nacht bedecken. Die schönen Alleen sind hier aus Kastanien, Silberpappeln, auch wohl aus Ulmen und Linden. Ich habe nie so hohe Bäume, selbst auf dem Schießwall zu Regensburg nicht, und nirgends ein lachenderes und dunkleres Grün gesehen. Das Schönste hiebey ist, daß man sogleich das Freye gewinnt, und die Donau, wo sich die reizendsten Gegenden dem Blicke öffnen. Rechts vom Augarten geht die Straße nach Böhmen über eine lange Donaubrücke durch freundliche Inselchen fort, und von der Seite queer über diese Straße geht und fährt man in den Prater. Hinten im Westerende kommen nun mehrere kleine Häuschen und Küchen, wo es, wie im Prater, hergeht, nur ist Frequenz und Maß kleiner. Hinter diesen nun läuft die lustige Brigittau zwischen zwey Donauarme eingeklemmt fort, wo man die schönsten Spaziergänge und zur Seite jenseits die Rossau und den schönen Weg nach Nußdorf mit den Wiesen am Strome hat. Da kann man sich ergehen, wenn man vorne nicht müde werden kann, oder wenn man sich nach der Einsamkeit und einer schönen einfältigen und unbeschnittenen Natur sehnt. Im Augarten wird übrigens weder gefahren noch geritten.

Schönbrunn.

Dieses hübsche ländliche Schloß liegt von Wien etwa anderthalb Stunden, von den Vorstädten aber nemlich von Mariahilf und den zunächst anstoßenden etwa eine halbe bis drey Viertelstunden in einer sehr angenehmen Gegend, und hat einen Kranz lustiger Dörfer um sich, als Gumpendorf, Grünfeld, Mariahitzing und wie sie weiter heißen, unter denen es sich prächtig als Königin empor hebt. Das Schloß selbst liegt in einer Ebne, oder vielmehr in einem Thale dicht an der Wien, und hinter ihm hebt sich sogleich ein schöner Hügel, und weiterhin schimmern grüne Berge. Es ist in einem Stil mit Laxenburg, doch noch etwas gezierter und verschnörkelter gebaut, wie sie denn beyde als Gebäude nichts Schönes und Erhabenes haben. Es hat vorn einen schönen Hof zur Auffahrt, und an den Aussenseiten laufen große Reitställe hin, worin kaiserliche Pferde stehen. Die Möbeln drinnen sind fast veraltet und keinesweges prächtig. Selten kömmt der Hof hieher, öfter die jungen Erzherzöge. Hinter dem Schlosse ist der Garten. Vorn hat man einen weiten offenen Platz bloßen Sandes, den endlich ein großer Teich mit neptunischer Steinhauerey beschließt, worin zahlreiche Goldfische umherschwimmen. Zu beyden Seiten dieses Platzes laufen nun Gänge und Alleen mit schönen Bäumen nach Westen und Osten fort, ganz im alten [illegible]

gischen verwierten Geschmack. Gleich unten am Schlosse sind Blumen und Fruchtgärten in einer Abwechslung. Der freye Platz und die Baumreihen und das Innere der Lauben sind mit einer Menge Statuen besetzt, die zum Theil gut gearbeitet sind; die besten sind Kinder des Wieners Bayer. Rechter Hand vom Schlosse westlich kömmt man zu einer Menagerie von allerley Thieren, die im Garten, in freyen Plätzen, auf Höfen, in Zimmern und Ställen aufbewahrt werden. Man sieht da manches Merkwürdige, besonders aber einen schönen weissen Bären, Fasanen, Pelikane, und eine ganz vorzügliche Sammlung des kaiserlichen und scepter haltenden Vögel. Aus diesen Partieen nun steigt ein Hügel sanft empor und neigt sich jenseits eben so sanft zu Wiesen und Waldgesträuch hinab. An seiner linken östlichen Seite steht ein ganz feiner Obelisk und in der Mitte, dem Schlosse grade im Angesicht, eine niedliche Ville, aus einem grossen Saale und zwey Arkaden zu beyden Enden bestehend. Hoch breiten drüber ihre Flügel die goldnen Adler aus, die man weithin schimmern sieht. Die Aussicht, die man von hier auf das untere Gewinde und des Schlosses und Gartens, auf die reizende Gegend und auf die Kaiserstadt hat, und endlich auf die fernern südöstlichen Gebirge, ist entzückend, und diese Ville unstreitig der schönste Punkt in Schönbrunn. Hinten, wo der Hügel noch höher

steigt, hat man einen wilden Wald von Eichen u
Tannen und Fasanengebüsch. Der botanische G
ten hier gehört zu den berühmten in Europa; m
kann ich Unkundiger nicht von ihm sagen; a
hat er bloß ergötzt. Dieses Schönbrunn mit sein
Umgebungen gehört, weil es so nahe ist, zu d
von den Wienern am meisten besuchten Orten.
le Tage geht und fährt und reitet es da in hel
Haufen und es ist fast nie leer. Ja mancher W
ner hat in den niedlichen umliegenden Dörfe
vorzüglich in Mariahitzing, seine Sommerwohnu
aufgeschlagen, und mancher Fremde nahm ihm d
nach. Besonders ist es in Meidling und M
riahitzing immer voll Jubel und Gewimmel. D
Haupttag indessen ist der Sonntag. Ist dieser he
ter, so kann man von Frühmorgens von 6, 7 Uh
an alle Wege und Fußsteige voll bunter und fein
geputzter Menschen sehen. Die Fiaker nehmen di
Fahrenden ein, andre schleppt der lange Schwanz e
nes Zeiselwagens, die Person für drey, vier Kre
zer zu 15 bis 20 zusammengepackt, die doch zwey
müde Gaule immer im Trabe ziehen müssen. Vie
le endlich brauchen das natürliche Gespann der
Menschen, und trocknen sich oft den Schweiß und
Staub von der Stirne, in Erwartung der Freuden
und Belustigungen, die die Mühen und Arbeiten
vieler saurer Tage belohnen sollen. Ländliche Mu
sikanten stehen dann hie und da am Wege und

blasen

[illegible], und sehen den zufliegenden Kreuzern der [illegible]fahrenden mit Sehnsucht entgegen. Vor [illegible] Schloßthören aber harren die Fratschlerinnen [illegible] Obst, Pflaumen, Pfirsichen, Kuchen, Brod, [illegible] und Rosolio, und haben gewöhnlich ihren [illegible] vor der Zeit abgesetzt. So wimmelt und [illegible] es wie ein ewiger Bienenschwarm im [illegible] und Schloßgarten hin und her, und ist der [illegible] im Kleinen für den Morgen und Vormittag. [illegible]weise sieht man sie nun in den kühlen [illegible] auf- und abwallen, oder sich auch Paar[illegible] weiter in die Vertiefungen des Parks verlie[illegible] Andre füttern die Goldfische in dem großen [illegible]schen Behälter mit Brosamen. Die meisten [illegible] sind um die Thiere in der Menagerie her, und [illegible] scheint ordentlich eine Art von Wallfahrt zu [illegible]. Da wird durch die mancherley Späße, Ne[illegible], Urtheile und Anmerkungen für den lusti[illegible] Seher und Horcher die Menschenmenagerie [illegible] noch die lustigste. Diese Wirthschaft dauert [illegible] bis um Mittag fort, wo die meisten sich zer[illegible], und nach Meidling, Nußdorf, Gumpendorf [illegible] die fernere Unterhaltung des Mittags und Nach[illegible] ziehen. Manche aber bleiben hier und [illegible] sich in den wohlausgerüsteten Gasthäusern [illegible] Garküchen ein flottes Mittagsmahl schmecken, [illegible] die heißen Stunden vorübergehen, wohl wis-

send, daß es noch lange Zeit hat, bis der Prater mit seinen Trommeln tose, und seine dampfenden Garküchen aufthut, oder Schikaneder und der Kasperle ihre Späße aufstischen.

Laxenburg.

Dieser schöne Sommeraufenthalt der kaiserlichen Familie, liegt zwey kleine Meilen von Wien in einer schönen Ebne, die im Südosten die Berge hinter sich hat, welche von Wienerisch-Neustadt nach Ordenburg bis zum Neusiedler See in Ungern fortlaufen. Es scheint aus einer süßen und schwermüthigen Phantasie der Natur entstanden zu seyn, und die Menschenhand, die gewöhnlich mehr verdirbt, als verschönert, hat es meistens leidlich gemacht. Große und erhabne Gegenstände der Natur und Kunst suche man hier vergebens, aber von dem, was sie Sanftes und Holdes hat, was in den meisten Stunden des Lebens der menschlichen Gemüthsstimmung nicht widerstrebt, von dem findet man hier vieles beysammen. Ich will das, was einen schönen Morgen meines Lebens gemacht hat, aus der Erinnerung zusammenlesen, und eine kurze Schilderung davon entwerfen. Das Schloß ist in dem Geschmacke von Schönbrunn, leicht und anspruchlos, und auch sein Inneres, ohne Prunk und Zierde. Hieran stößt nun gleich der Garten und

Park und man geht durch das Schloß, oder einige Seitenpforten hinein. In zwey Hälften theilt ihn ein großer breiter Weg, der vom Schlosse sanft aufsteigt, und endlich in einen grünen Hügel über dem Park ausläuft. Mehrere Durchschnitte sind zu beyden Seiten durch den Wald, und Baumpflanzungen, Wiesen, Anger und Gänge wechseln ab, hie und da mit Wassern durchflossen, und in der lieblichen Mannigfaltigkeit und Unordnung, worin uns die Natur so sehr gefällt. Statüen sind sparsam angebracht, und Schnitzeley selten. Die rechte Seite vom Schlosse aufsteigend, ist die höhere, und hat hübsche Partieen und Gänge, aber die linke ist wasserreicher und zum Lieblingsplatz der kaiserlichen Familie geworden. Hier wandeln sie oft und tummeln sich herum, speisen im Freyen, und feyern kleine Feste an den bäurischen Tischen und unter den offenen Pavillons, und man bekömmt durch das Ganze eine recht freundliche Vorstellung von ihrem häuslichen Leben. Die Kaiserin selbst soll die Seele von allem, und sehr munter und herzt seyn, und selbst oft den Wagen lenken, so hoch in die Berge hinein, und so keck über holprichte und abschüssige Stellen, daß der furchtsamere Gemahl oft ernsthafte Einwendungen dagegen gemacht hat. Die kleinen Anlagen und Gebäude dieser linken Seite sind meist aus ihrem Kopfe ge-

kommen, und machen ihrem Geschmack Ehre. Gleich oben ist ein kleines Fischerdörfchen, das aus mehreren Häusern besteht, in welchen man vieles findet, was zum Fischerleben und Fischergeräthe gehört, alles freylich zierlicher und netter, als es dieses arme Völkchen gewöhnlich haben kann, oder das nasse Element es verträgt, worauf es seine mühselige Erndte hält. Indessen werden doch auf Befehl und unter den Augen der Kaiserin häufig Proben damit in der umliegenden Gegend gemacht. Nicht weit davon ist ein Teich mit einem sehr hübschen chinesischen Glockenschlößchen auf einem Ende, und einem Gezelt auf dem andern. Aber niedlicher und reeller ist weiterhin das holländische Kaffehaus mit Billard, Küche, Speisesaal und dem gehörigen Apparat, sehr simpel und geschmackvoll eingerichtet. So ist auch das sogenannte türkische Zelt und die Einsiedeley mit ihren Grotten, Gärtchen und Taubenschlage. Aber bey weitem das Schönste ist und bleibt die lebendige Natur, die kleinen Bäche, die grünen Wiesen und der herrliche Baumwuchs der alten Eichen, Ahorne und Platanen. Auch hier sind Durchschnitte auf die Ebne hinaus, auf die Dörfer und Thurmspitzen. Ganz am äußersten Ende des Parks arbeitet man ämsig an einem großen Gebäude, woraus ein Rittersaal, oder besser, eine Ritterburg werden

soll. Unser Führer sagte uns sehr naiv, die Kaiserin wolle ihrem Herrn eine Freude damit machen, wenn es nun uns einem Male, wie durch eine Hexerey da stehe. Ja, setzte er lachend hinzu, er weiß es wohl, er thut es ihr aber zu Gefallen, daß er nie nach dieser Seite des Parks hingeht. Nähen am Schlosse sind Gänge und Gärtchen im französischen Stil, und kleine Becken mit Goldfischen. Hier ist auch eine statua equestris, Kaiser Josephs, aus Bronze, kaum halbe Lebensgröße. Sie ist wohl gerathen, und der Kaiser gut getroffen, aber doch macht das Werk keinen Eindruck, weil es wirklich zu winzig ist. Um das Fußgestell sind Basreliefs, die seine Tugenden und Verdienste vorstellen, und auf einer Platte liest man die Worte: Joseph. sac. Rom. Imp. alteri parenti Franc. sec. ex fratre nepos posuit. Sie ist erst diesen Sommer aufgestellt. Laxenburg selbst ist ein nettes Dörfchen, hat einige gute Wirthshäuser, ein zierliches Kaffehaus, und alles, was ein Ort haben muß, der den vergnügenliebenden Wienern so nah ist. Von hier bis Wien fährt man fast immer in einer Allee, welche die Kaiserstraße genannt wird, und die keine andre Wagen befahren dürfen, als welche Menschen geladen haben.

Wien und was drinnen ist.

Taubstummeninstitut.

Dieses Wesen ist nahe an der Mauth bey den Dominikanern, in einem von Joseph eigen dazu bestimmten und eingerichteten Hause. Unten ist eine grosse Buchdruckerey, die verpachtet ist, und an das Institut bezahlt, allwo mehrere seiner Zöglinge arbeiten. Die Speisezimmer, die Schlafzimmer, die Betten, alles ist äußerst reinlich und ordentlich, und erregt für das Ganze gleich eine vortheilhafte Idee. Dieser Idee entspricht auch das Aeußere der Kinder, das Gesundheit und frohen Muth verräth. Sie sind meistens in Grau gekleidet; und einige reichere in beliebigen Farben. So ist es ebenfalls mit den Mädchen. Die bestimmte Zahl ist 45, und nur, wenn mehrere ausgetreten sind, werden neue aufgenommen. Die Meisten vom niedrigen Stande lernen ein Handwerk, wenige eine Kunst; einige werden auch als Schönschreiber auf den Kanzleyen angestellt. Der Direktor des Instituts, und der heutige Examinant heiße Mai, ein Mann, der alle die Freundlichkeit und Geduld zu haben scheint, die zum Umgang mit Kindern, noch vielmehr mit solchen Kindern, durchaus nöthig ist. Sonst sind mehrere Unterlehrer und Zeichen- und Schreibemeister angestellt. Jeden Sonnabend ist

von 10 bis 12 Uhr öffentliche Prüfung, wo ein jeder hingehen und sich eine Idee von der Art des Unterrichts und der Behandlung dieser armen Kinder holen kann. Bey dem Examen ging es, wie fast bey allen Examen. Es wurden Kunststücke gemacht, die die meisten Zuschauer und Zuhörer ausserordentlich, mich sehr wenig erbauten. Ein Knabe hatte erstlich ein Büchlein und las in seiner Art zu artikuliren die Worte her, indem er Zeichen dazu machte; nach diesen Worten und Zeichen schrieb es ein andrer auf die Tafel, und ein dritter mußte es hierauf wieder ablesen. Dann stellte sich der Lehrer hin und machte Zeichen, und die Kinder sprachen, wie sie konnten, die bezeichneten Worte nach, die er ihnen zum Theil mit dem Munde vormachte. Meistens waren es sinnliche und zeigbare Gegenstände, worin sie sich tummelten, und da ging es gut; bey abstrackten stießen sie mehr an; auch kamen die nicht viel vor. Ja sogar einige französische Worte, einigen gegenwärtigen italischen Flüchtlingen zu Gefallen, mußte ein Knabe aufschreiben. Das war doch bloß nach der Fertigkeit, die schnelle Fingerirung des Lehrers zu beobachten; denn hiervon verstand er nichts; nachher übersetzte er es ins Teutsche ganz richtig. Hier schrieen einige: süperb, götelich! und das ganze Mirakel, immer ein ganz artiges, war, daß der Bube sich bey der Bezeichnung der einzelnen Buchstaben und

Sachen nicht verwirrte. Nachher wurden Rechenübungen angestellt, ganz einfache, die gut ablief. Wie man aber Kindern von abstracten Begriffen nur einigermaßen richtige Begriffe beybring das begreife ich, trotz allem Geschwätz und Erklären der Lehrer, und allem Erstaunen der betäubten Zuschauer nicht. Man sollte da, glaube ich, überall, nicht so viel an ihnen künsteln, sondern ihren eignen Brüten und Nachdenken überlassen; sicher wären sie dabey glücklicher, als mit all dem Zeuge, was man ihnen nun von Dogmata einpfropft. Das ist ja gemacht, täglich viele zu verwirren, die Gehör und Sprache haben; wie sollte es denn bey diesen Armen es nicht doppelt und dreyfach thun? O es ist eine Angst, dies je einzutrichtern, als ob nicht jeder heller, oder dunkler in sich herumtrüge, und anschaue, was er von diesen Dingen zum Hausbedarf braucht! Für die alltäglichen Dinge des Lebens mag es gut seyn, ihre Sprache zu üben, und sie die Namen und Worte auch aussprechen zu lassen. Aber das, glaube ich, vergessen sie leicht nach der Schule, weil sie es nie üben, wie hier. Da wird denn doch die Zeichensprache wieder alles thun müssen, und die reicht schon hin für die meisten Dinge und Geschäfte des Lebens, und diejenigen, mit denen ein Taubstummer umgehen muß, lernen leicht in einigen Wochen ihm alles ab, so daß sie ihm alles

bekamen, und von ihm alles verstehen können. Doch hat dieser Unterricht und diese Abrichtung und Aufziehung sein Gutes und Wohlthätiges für diese jungen Menschen, weil alle Uebung den Geist weckt, und sie also nicht in thierischer Dummheit fortträumen läßt. Für alle abstrakte Gegenstände, die Artikel, das Genus und die Beugungen der Deklinationen und Konjugationen haben sie nun besondre Zeichen, die freylich in der ganzen übrigen Welt nicht gültig sind; doch mögen sie immer ein bischen Licht in ihren Kopf bringen, aber sicher nicht durch das Nachplappern der Worte. Was in aller Welt ist es anders, als ein bloßes Papageiengeschnatter, wenn man sie durch Zeichen lehrt, unbegriffene Dinge unvernünftig unterscheiden, und es richtig an die Tafel schreiben? Dies sind doch bloße Zeichen für sie, wovon sie gar keinen Begriff haben. Besser nun und nützlicher, und mehr an seinem Platze ist hier alles Sinnliche, und das begreifen sie, wie man ihren frohen Gebehrden dabey es ansieht, weil sich das begreiflich und verständlich machen läßt. Dahin gehören die niedlichen Bilder aus der Naturgeschichte, Mechanik und Baukunst, womit das Lehrzimmer ausstaffirt ist, dahin die Uebungen im Zeichnen, worin ganz hübsche Arbeiten von einigen Schülern vorgezeigt wurden, und einige es so weit gebracht haben, daß sie von hier in die kaiserliche Zeichenakademie übergie-

gangen sind: dahin gehört das Schönschreiben, Rechnen, in wie fern es bloßes Nachmahlen von Aufsätzen ist, die vor einem liegen. So könnte Kanzley- und Rathhausverwandte aus diesem Institut hervorgehen; wirklich mahlen auch die Kinder, selbst die Kleinen schon, eine recht hübsche Hand. Wenn diese Uebungen, wenn die Beschäftigung und Zeichensprache mit den Kindern bloß auf sinnlich darzustellende und darstellbare Gegenstände eingeschränkt werden, dann erst hat das Institut einen rechten Werth. Unsre Religionsunterricht, physik und Philosophie sollte man ihnen wohl bloß durch Hervorlockung des eignen Geistes und Erregung des Gefühls beybringen; auf jede andre Art verwirrt man sie sicher. Doch auch so bey allem Leyermäßigen und Dreßirartigen, was bey dergleichen großen Anstalten fast nie ganz zu vermeiden ist, ist es eine schöne und menschenfreundliche Anstalt des großen Mannes, der für seine Monarchie und für Teutschland 30 Jahre zu früh starb. Ein Vortheil wenigstens wird ihr immer bleiben, daß manche dieser armen Kinder wenigstens zu gesunden und nützlichen Menschen gebildet werden. Wenn die Natur sie nur nicht dumm gemacht hat, die ihnen die liebe Gabe der Sprache versagte, so können sie gescheidter leben, als die ihr bischen Witz ewig über die Zunge klappern lassen, und also nie zum Gedanken Ruhe finden.

Der Narrenthurm.

Auch hier giebt es Gemählde, die des Sehens werth sind, wie die Lichtenstein'sche-Gallerie, wovon ich eben komme, die aber nicht aus der wirklichen Welt heraus, sondern leider nur zu sehr hineinführen, und zwar grade in ihre unliebsichsten Partieen. Aber wer nichts Menschliches sich fremde glaubt, der findet auch hier Manches, worüber er in freyen und müßigen Stunden nachdenken soll; und was dem Menschen Nachdenken giebt, das giebt ihm seine köstlichste Weide. Dieser sogenannte Thurm liegt hinter dem großen Spital, und seitwärts vom Militärspital an der Alster und Währinger Gasse, ein starkes zirkelförmiges Gebäude, doch kein Pantheon; wieder ein Denkmal österreichischer Freygebigkeit. Alles ist mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit eingerichtet, und wird in Ordnung und Reinlichkeit gehalten, daß ich erstaunt bin, wie es unter diesen Halbmenschen möglich sey, die freylich oft nicht einmal halbe Thiere sind. Dieser Thurm hat nach allen Seiten reichen Lüftung und Himmelslicht. Unten ist ein Garten, wo die Halbtollen und Genesenden spazieren können. Diese, versteht sich, die stark genug dazu sind, müssen auch kleine Arbeiten thun, Holz und Wasser tragen, fegen und dergleichen. Die Gänge und Treppen, und selbst die Zimmer lassen es kaum vermuthen, wo man ist, wenn man nicht durch das

wilde Schreyen und Tosen der Umherstehenden und Gehenden, und durch das Gewimmer und Geheul der Rasenden und Geschlossenen drinnen zu lebhaft daran erinnert würde. Der Aufseher und Oberarzt D. North, ist ein Mann, dem man den liebenswürdigen und menschenfreundlichen Karakter, durch den er berühmt ist, aus jedem Zuge anerkennt, und seine seltne Geschicklichkeit und seinen außerordentlichen Scharfsinn in der Behandlung dieser Unglücklichen, die des edelsten Theils ihrer Selbst beraubt sind. Auch die Aufseher und Krankenwärter tragen nichts von der gewöhnlichen Rauheit und Härte an sich, das solchen Leuten freylich bey diesem Geschäfte leicht natürlich wird. Doch auch dieses hängt sehr von dem Vorsteher ab, und desto größer ist sein Verdienst, so er ein menschlicher ist. Er besucht täglich den Thurm, doch ist jedesmal eine gewisse Abtheilung der Kranken daran, doch so, daß er die, so es bedürfen, alle Tage besieht. Noch ist eine Art von Unterarzt und Dispensator, dem er die Medicin und ihren Gebrauch zudiktirt, alle Tage da.

Die Meisten dieser Armen tragen sich mit einer gewissen fixen Idee, welche auszurotten, oder auf etwas anderes hinzulenken des Arztes größte Kunst ist. Andre sind wegen menschlichen Elends, oder zerrütteter Organe entweder in einem stillen schwermüthigen, oder wilden rasenden Zustande.

so die Ursachen mannigfaltig sind, so sind es auch die Mittel, aber so wenig man immer auf den Grund der ersten kommen kann, so sehr sind die Mittel oft unwirksam, oder die rechten durch einen Zufall zu finden. Bey vielen ist alles vergeblich, und wenn auch einmal ein Schein eintritt, so sind doch sogleich wieder Rückfälle da. Bey andern ist es wegen Körperbeschaffenheit durchaus unmöglich, z. B. bey denen von zarten Jahren her epileptisch sind. Der Anblick abscheulich und niederschlagend ist es, so manche in thierische Wildheit und Blödsinnigkeit ausarten, und statt der göttlichen Vernunft einen andern Karakter als Tücke behalten, oder durch wildes Geschrey und Ränke offenbaren, es noch widerlicher und empörender, Geschöpfe zu sehen, die bloß die stille Dummheit sprechen, und deren ganze Haltung gar keine Idee von Kraft giebt. Diejenigen, denen man trauen darf, laufen auf den Zimmern und Gängen ungehindert herum, weinen, lachen und schackern, oder klagen, oder thun und treibt gewöhnlich das Seine, ohne sich um die andern zu kümmern, oder sie zu verletzen. Andre sind an den Händen geschlossen, die entweder sich ein Leid thun wollen, oder doch sonst nicht zu bändigen sind. Manche dieser Tobenden kann man übrigens frey und ungebunden lassen,

sie dessen andre ihre Tollheit nicht fühlen. In dem Zimmer wohnen zwey, jeder ist für sich, er hält sich auf dem Territorium seiner Bettseite gewöhnlich so, daß sie niemals ein Wort mit einander sprechen, wenn gleich die Zunge sehr gelöst ist. Dies möchte auch angehen bey der großen Reinigung und Sauberkeit, die hier durchaus herrscht, aber es hat in Rücksicht auf die Krankheit doch seine Nachtheile, besonders wenn der eine still, und der andre laut ist, oder der eine sich bessert, und der andre Tag und Nacht wüthet und tobt. Mir dünkt, bey so einem könnte ein Gesunder verrückt werden, geschweige denn ein Verrückter gesund. Die Gewohnheit ist freylich eine mächtige Göttin, und scheint hier wirklich so zu seyn. Aber mich dünkt doch, die gar Argen und Lärmenden müßten allein seyn. — Beyläufig, ehe ich von einigen merkwürdigen Phänomenen dieser lauten Gesellschaft eine kleine Skizze gebe, will ich denen, die sich einer Glatze schämen, und nicht Gelegenheit haben, sie, wie Cäsar, mit einem Lorbeer zu bedecken, rathen, hier einige Monate sich in die Kur zu geben. Denn D. North bemerkt, daß nach den Vesikatorien die Haare außerordentlich wachsen, und daß verschiedene, die glatzig hineinkommen, nach einigen derben Ziehpflastern krausköpfig wieder heimgingen.

Der Lotospieler.

Dieser war munter und wohlgemuth. Er erzählte uns, es sey sein größtes Unglück, daß er nicht frey gelassen werde. Alle Nacht zeige ihm sein Traum die Nummern, welche die nächste Ziehung herauskommen würden; er könne ein steinreicher Mann seyn, wenn das Schicksal ihm nicht immer mitspiele. Aber, meine Herren, wie ich Ihnen, habe ich kein Geld, und kann auch nicht spielen. Bitten Sie doch den Herrn von Roth darum, die schöne Zeit vergeht sonst. Sie sollen auch das davon abkriegen. Sollte dieser arme Mann vielleicht im Lotto das Seinige verspielt haben, und hinterdrein toll geworden seyn. Wunder wäre es nicht, daß dieses schändliche Spiel, wie Kollekturen man auf allen Dörfern sieht, hier viele toll machte.

Der Krebs.

Dieser arme Teufel glaubte, er sey des Todes, wenn er vorwärts gehe, und hat eine ganz entsetzliche Furcht, wenn man ihn so fortbewegt. Rückwärtsgehen muß er, das ist nun einmal seine Natur. Ich bin unterdrückt, schrie er, und ein Krebs muß rückwärts, darf nicht mehr vorwärts gehen. Wie viele mögten da wohl mit ihm einstimmen! Denn

schwatzte er hierauf Zeug vom Krebs, woraus nichts zu fassen war.

Der Franzose.

Eine sehr interessante Gestalt, ein schön gebildeter Mann, dessen Züge aber alle eine tiefe Schwermuth und ein düsteres Gefühl sprachen. Seine Hände waren zusammengeschlossen, weil er vorher mal versucht hatte, sich zu erhängen. Er flehte zu North im französischen Dialekt: O Gnaden, nehmen Sie mir doch die Ketten ab! Ich schäme mich fast todt vor den andern, sie lachen immer so über mich, und das kann ich nicht ertragen. Lassen Sie mich doch ein wenig in den Garten gehen, ich werde mit Gottes Hülfe schon wieder besser werden, und will mir es nicht so zu Herzen ziehen. Daran thun sie wohl, antwortete ihm der Arzt, ein entlaufenes Weib ist keiner Thräne, geschweige denn des Tollwerdens werth. Ein kleiner Bube, den North hatte kommen lassen, hätte uns unten nemlich seine Tollheitsgeschichte etwas aufgeklärt. Er hab, sagte er, mehrere Jahre als Gärtner bey meinem Vater gedient, immer still und außerordentlich fleißig und arbeitsam, und so fleißig, daß mein Vater ihn oft abrufen mußte, denn er arbeitete vom Morgen bis zum Abend und

im

im gröſten Sonnenbrande. Zuweilen trank er wohl zuviel, aber selten, und nur an Tagen, wo die unbändige Hitze ihn reizen mochte. Schon damals bemerkte man eine gewiſſe Schwermuth an ihm, die ſein Schickſal eines Vertriebenen und von einem ſeinen Vermögen Verjagten ſehr erklärlich machte, noch mehr aber ein böſes Weib, das, Gott ihm als einen Satansengel und einen Pfahl im Fleiſch zugegeben hatte. Dieſe lief endlich von ihm, und zwar ohne ſein Wiſſen, nach Mariatafel zu den heiligen und unheiligen Orgien. Er grämte ſich und ging ihr nach. Da fanden ihn Menſchen in der Gegend ohne Verſtand und Bewuſſeyn, im Begriff ſich zu erdroſſeln. Dies war einige Tage nach ſeiner Abreiſe; ſo kam er denn wieder. Wir bedauerten ihn. Vielleicht genäſe er bald, wenn man es ihn anſchaulich machen könnte und fühlbar, wie viele mit ihm aus gleichen Urſachen eine Hölle im Herzen und auf der Stirn tragen, ohne ſo glücklich zu ſeyn, von Sinnen zu kommen.

Diebswuth.

Ein muntrer lachender Kerl, der ganz vernünftig ſprach und deſſen ganze Wuth darin beſtand, daß er zuweilen einen unwiderſtehlichen Anfall zum Stehlen kriegt, und dann mit der gröſten Liſt und Verſchmitztheit ſeine Kunſt in allen

Winkeln und Kammern ausübt. Bloß deswegen waren seine Hände zusammengeschlossen. Ertappt man ihn, so kriegt er schmähliche Streiche: ohne es fruchtet nichts. Es wäre doch schade, wenn dieser lustige Narr einmal hängen müßte.

Die Hirnlose.

Diese bestätigt das, was die sogenannten Klugen von allen denen glauben, die in diesem Thurme sind, daß sie im Gehirn nicht recht verwahrt sind. Sie hat nemlich die fixe Idee, von der sie weder Hölle noch Himmel abbringen, ihr Kopf sey ohne Gehirn. So klopft und schlägt sie unaufhörlich daran, um zu fühlen, ob er hohl sey, drückt ihn und greift mit einer unbeschreiblichen Angst, die ihre hohlen und starren Augen sprechen, allenthalben auf ihm herum, ob der letzte Rest dieses Verstandesbrey's auch auslaufe. So lächerlich die Idee auch ist, so elend ist das traurige Daseyn, worin sie versunken ist.

Die Kindergebährerin.

Eine andere Gefangstete, die aber zuweilen sehr lustig und aufgeräumt seyn kann, ist die sogenannte Kindergebährerin, die schon lange hier ist. Sie schlägt sich immer an ihren Bauch, in dem eine Menge Kinder sich regen, die ans Licht der Welt wollen und die sie ungern dahin för-

dem will. Sie ängstet sich oft sehr dabey ab, wie sie zu andern Weilen wieder ganz keck dabey ist. Ich fragte sie das letzte Mal, was ihre Kinder machten und ob sie noch nicht still seyn wollten? „Ne, Ihr Gnode, sie regen sich halter immer noch und ich denke, es wäre besser, wenn man mich herausgangen ließe.“ Vielleicht wäre das einzige Heilmittel, ihr zu einer wirklichen Geburt zu helfen; doch wer würde dazu den Grund legen wollen? Dies wäre eine Frage, die vielleicht einem Sanchez schwer würde in Rücksicht des peccati aut non peccati aufzulösen.

Die Macht der Elemente.

Ein armes Weibsbild, welches glaubt, an all ihrer Tollheit seyen die Elemente Schuld, die sie mit eisernem Scepter beherrschen. Auf alle Fragen war die Antwort: das thue ich nicht, das heißen mich die Elemente thun und was kann ich dafür? Sie schlug nach einem von uns, der Doktor schalt. „Schelten Ihr Gnaden die Elemente, nicht mich.“ Sie hatte Recht. O wohl sind es furchtbare Elemente, die so über das Bischen Bewußtseyn eines Sterblichen herrschen. Kennen wir sie etwa besser, als diese Tolle.

Der Benedacht.

Eine sonderbare Erscheinung; ein vormaliger Chirurgus, dem, wie mehrere andre hier, wahrscheinlich auch eine religiöse Schwärmerey toll ge-

macht hat. Er fragte North, ob er denn nicht bald frey komme, und wie es zugehe, daß er von seiner Familie und seinen Vermögensumständen nichts erfahre. Das sey doch nicht zu verantworten; denn wenn die Seinigen auch nicht dabey zu Grunde gehen, was leide die Welt nicht? Höllische Geister, oder teuflische Menschen müssen dabey im Spiele seyn. Ich begreife es nicht, wie Gott es noch zulassen kann? Nun es wird nicht lange dauren, denn Sie sehen ja wohl, ich gehöre nicht hieher; das muß ja wohl jeder mir ansehen. North sagte ihm, das habe immer noch Zeit, da für alles gesorgt und seine Stelle schon besetzt sey. Meine Stelle besetzt? Das kann nicht seyn, hochehrwürdiger Herr von North, Sie irren sich. Die zu besetzen steht in keiner menschlichen Gewalt; und kurz machen Sie nur, daß ich hier heraus komme! denn immer kann ich hier doch nicht sitzen, und die Bosheit, die mich hieher gebracht hat, muß endlich zu Boden fallen. Und ich habe das nicht einmal zu sagen, denn Sie alle sehen ja wohl, daß ich nicht hieher gehöre. Darum machen Sie mich los, ehrwürdiger Herr von North. Man sieht aus allem diesen, daß der Alte sich für etwas mehr, als einen gewöhnlichen Menschen nimmt, für einen Aeon, oder ein Wesen, das im besondern Schutz der Vorsehung steht, und also nicht unter die gemeine Race zu zählen ist. So

viel ist gewiß, daß er den Doktor für einen Chemnitz nimmt, und ihm deswegen so freygebig das Wort ehrwürdig und mit einem besondern Ausdruck seiner Miene giebt. Vielleicht hält er sich für einen geringern und untergeordneten Geist in der Reihe der Heerschaaren, die mit den Cherubim anbeten, für einen Sanctus, oder Benedictus. Den Namen Benedacht, den er sich beylegt, wußte uns wenigstens keiner zu erklären.

Westphälischer Christus.

Ein ewig brüllendes und bellendes Thier voll der ungeheuersten Ideen, die nur in eines Menschen Gehirn kommen können. Er ist ein großer robuster Kerl aus dem Münsterschen, der in seinem halbholländischen Dialekte immer fort deklamirt, schimpft und wüthet. Er hatte ein Paar Stückchen Holz vor sich, die er wie ein Kreuz legte. Dann gafte er sie stier an und faltete seine plumpen und breiten Fäuste. Seht hier, ich bin besser, als ihr, als Er Doktor und die Jungen da. Diese Hände sind das Ebenbild Gottes, und Gott hat mir Gesundheit und Vernunft in diese Augen gegeben, wie euch, darum dürft ihr nicht lachen. Und was Gott gemacht und gethan hat, das ist gut, lest es nur in der Schrift. Und seht hier die Nägelmahle an meinen Händen, wie sie geschwollen sind. Und was Gott der Vater und un-

ser Herr Christus mir eingiebt, das muß ich wohl reden und das ist besser, als Sein dummes Zeug (zum Doktor) und Er meint, Er sey wohl klug und weiß nichts von unsern Herr Christus. Geht nur! geht, und der Teufel mit euch! hörten wir ihn uns nachbrüllen, als wir gingen. Offenbar verwirrt er mehrere Begriffe, auch in der Verrücktheit, welches sie sonst nicht zu thun pflegen; denn bald hält er sich selbst für Jesus Christus, bald unterscheidet er sich deutlich von ihm. Unter seinem Gebrülle sang er immer einen Vers platt teutsch: Und wem der Herr Christus nicht ist Armrecht, der ist ein rechter Lungenknecht.

Wien. Die Stadt.

Die eigentliche Stadt ist nicht groß. Sie liegt meist in einem Zirkel und hat bey einem mäßigen Schritt drey Viertel Stunden im Umfang. In diesem engen Raum sind über 50000 Menschen zusammengedrängt, und während des Tages mehr als ein Drittheil der Einwohner der Vorstädte. Dies giebt ein unbeschreibliches Gewühl und Leben, und wenn man die Menge der Fiacker, die herrschen Equipagen der vielen Magnaten, die hier leben, und die Müßiggänger, die hier auch mehr, als an einem andern Ort gleicher Größe, zu finden sind, dazu rechnet, so giebt es wohl nicht leicht eine Stadt, die ein ähnliches Bild der Thätigkeit

und des Gewimmels in allen Gassen und zu allen Stunden des Tages darböte, als eben Wien. Der Fremde, der sich in diesem frohen und harmlosen Gewühle umgedreht hat, empfindet wirklich eine Art von Sehnsucht und Schmerz, wenn er an einen stillern Ort, oder gar in die Einsamkeit versetzt wird. Schön kann man die Stadt freilich nicht nennen, aber wahrlich doch auch nicht häßlich, weil doch alle Häuser tüchtig gebaut sind, meist mit schönen Fenstern und zierlich abgeputzt, da man in Italien oft die herrlichsten Gebäude und Paläste mit Rauch und Schmutz bedeckt sieht. Die Gassen sind meistentheils eng und man sieht keine einzige grade durchlaufen. Dieses und die Höhe der Häuser macht sie zum Theil finster, und das Gewühl und Gedränge oft unbeschreiblich lebendig. Die meisten Häuser haben vier Stock, viele fünf, der von sechs sind wenige, und von sieben nur einige der Seltenheit wegen. Schon im ersten Anfang der Stadt muß man sehr auf die Ersparung des Raums bedacht gewesen seyn, denn man findet keinen einzigen Platz, der einer solchen Stadt angemessen wäre. Alle sind für eine kleine Stadt schon zu klein und zeichnen sich, wie in andern Orten, nicht einmal durch die Schönheit ihrer Häuser aus. Der munterste von ihnen ist der Graben, ein unregelmäßiges Oblongum, der freylich in einer andern Stadt nur eine breite

Gasse seyn würde. Hier sind auch die gröss
Häuser der Stadt, unter andern das neue Tra
nersche, von sechs Geschoß. Hier steht auch
berühmte Dreyfaltigkeitssäule, von der sich in
len kleinern Städten der Monarchie Kopien be
den. Sie verdankt, wie die Karl Borromäus
che, einem Pestgelübde Leopolds von 1679 i
Entstehung, wie die Inschrift sagt, und hat un
zwey Springbrunnen. Das Ganze ist eine ab
theuerliche Idee, und nur frommen Christen kö
nen die vergoldeten pausbäckigen Engelein und
Trinitas auf einem Monumente gefallen. Der ha
von allen Plätzen ist unstreitig der Hof, der s
sonst eben durch seine Umgebungen nicht auszei
net, denn auch das ehemalige Jesuiterkollegium
oder die jetzige Hofkriegskanzley, hat nichts beso
deres. Hier sieht man wieder ein Monument, d
von Ferdinand den Dritten in der Angst vor d
Schweden gelobt, und, wie es in der Angst g
wöhnlich geht, schlecht gewählt ist, eine Säule
Ehren der unbefleckten Empfängniß. Nahe a
Hof ist die Freyung, auch eine Art Platz. Den
hohen Markt findet man weiter nach dem nord
westlichen Ende der Stadt zwischen dem Graben
und Hof, und er prangt mit den Statuen von St.
Joseph und Maria, die auch einem Gelübde ihr
Daseyn verdanken, als der Erzherzog, nachher
Kaiser Joseph der Erste, glücklich in die Arme

ſeines hangen Herrn Vaters von der Rheinarmee zurückkehrte. Dieſer und der Neue Markt zwiſchen dem Kärnther und Burgthor ſind am wenigſten lebhaft. Auf dem Neuen-Markt iſt aber das einzige Denkmahl, das als Kunſtwerk Erwähnung verdient, nemlich eine ſchöne Nymphe aus Bley gegoſſen, von dem berühmten Donner aus Augsburg, welche das Waſſer des Brunnens beherrſcht, und ungeachtet einiger Riſſe, außerordentlich ſchön iſt.

Bey aller dieſer Enge und Beſchränktheit ihrer Maſſen hat die Stadt ſehr viele ſchöne Häuſer, öffentliche Gebäude und Palläſte, die nur leider oft zu verſteckt und eng liegen, als daß ſie dem Auge recht erſcheinen könnten. Faſt alle Großen haben in der Stadt, oder in den Vorſtädten ſtattliche Palläſte. Ich will mit dem erſten Einwohner anfangen, mit dem Kaiſer. Dieſer wohnt am Burgthor noch immer in der alten Burg, die von außen und innen gar kein kaiſerliches Anſehen hat. Schöner und in einem beſſern Stile erbaut iſt der neue Theil der Burg, wo der Sitz der Reichskanzley iſt, ein Werk Fiſchers von Erlach, deſſen Thore gigantiſche Rieſen bewachen. Ein ſchöner und äußerſt lebendiger Platz iſt der Hof, den dieſe Burggebäude einſchließen, beynahe ein regelmäßiges Viereck. In der alten Burg iſt die vortreffliche Naturalien- und Mineraliensammlung und das Münzkabinett, wel-

ches zu den ersten in Europa gehört. Nach der Schatzkammer ist hier in einem hintern Seitengebäude. Doch dieses sind alles Dinge, die entweder ausführlich, oder gar nicht, beschrieben werden müssen. Hier muß ich auch des Theaters am Kärnthnerthor erwähnen, welches von außen gar nicht scheint, aber innen fast zu zierlich und golden geschmückt, und für Wien nicht groß genug ist. Gleich hinter der Burg ist der herrliche Redoutensaal, in der Mitte dieses Jahrhunderts auf dem Platze gebaut, wo das alte Opernhaus stand, und die schöne Reitschule, die nach dem Michaelerplatz hinläuft, nebst der Bibliothek zwischen der alten Burg und der Augustinerkirche — alles von Fischer von Erlach. Näher am Kärnthnerthore ist das zweyte Theater, etwas größer, als das burgthorische, und wegen seiner Simplicität jenem vorzuziehen. Von den Pallästen will ich nur die beyden Lichtensteinischen, den Lobkowitzischen, Friesischen, Grahrembergischen nennen. Die Münze, die ungarische Hofkanzley, das Zeughaus und andere öffentliche Gebäude sind mehr durch ihre Masse als Schönheit merkwürdig. An Eleganz und Geschmack behauptet der neue Lichtensteinische Pallast in der Herrengasse vor allen Gebäuden in und um Wien sicher den ersten Platz. Alles ist mit einer kaiserlichen Pracht, und zugleich mit vielem Geschmack eingerichtet und angeordnet, und der Fürst hat es

zum Gesetz gemacht, bey dem ganzen Bau so wie bey der Auszierung, durchaus alles von österreichischen Künstlern und Fabriken machen zu lassen, und der Fremde wird es gewiß gern und mit Bewunderung gestehen, daß das Ganze der österreichischen Industrie Ehre macht. Man sehe nämlich Damaste und Haute-lisse aus der Fabrik von Klosterneuburg, schöne Spiegel aus der Glashütte bey Wienerischneustadt, und muß den Geschmack bis auf die kleinsten Arbeiten in Holz und Metall Gerechtigkeit widerfahren lassen. Im Erdgeschoß ist ein prächtiger Reitstall, und die Hälfte der zwey obern Geschosse ist zu einer Bibliothek eingerichtet, die eben so viel Geschmack in der äußern Einrichtung verräth, als die Auswahl und Kostbarkeit der Werke zu bewundern ist. Wie Möbeln und das Nebenige will Augen haben. Doch war mir bey diesem ganzen Bau nichts lieber, als das Bildniß der Fürstin, einer Gräfin von Metternich. Ich habe fast nie so viel Geist und Grazie mit himmlischer Klugheit und englischer Weiblichkeit gepaart gesehen, als in diesem sprechenden Bilde.

Das Zeughaus gehört unstreitig mit zu dem Merkwürdigsten und Sehenswürdigsten in Wien. Es liegt nicht weit von der Fechtung in der Rennegasse, und ist, als Bau betrachtet, nicht nennenswerth, aber wegen der trefflichen Anordnung und

Einrichtung möchte man es einzig nennen. Man tritt zuerst in einen geräumigen Hof, um welchen das Gebäude im Viereck herumläuft. Hier sieht man allerley Merkwürdigkeiten, besonders ungeheure Kanonen und Mörser türkischer Herkunft, und aus allen andern großen Kriegen und Feldzügen der österreichischen Monarchie einige zur Probe mit sinnreichen und witzigen Inschriften, und zum von der Art, die Mädchen lachen machen, wie mir es an unsrer Gesellschaft erfuhren, wo einige ganz junge Kinder, die vor den Leuten billig hätten erröthen sollen, dergleichen zu verstehen, oder wenn sie es verstanden, nicht davor zu erröthen, in ein lautes Geschmetter ausbrachen. Die Wände des alten Gebäudes sind gar zierlich mit Kartätschen statt der Arabesken umwunden. Rund umher in dem untern Geschoß sind die Schmieden und die andre Menge der Arbeiter und Handlanger. Man tritt oben ein, und ein alter Unterofficier explicirt alles, natürlich im guten österreichischen Sinne. Man erstaunt, in große Säle zu treten, deren Colonnaden aus Flintenläufen, und deren Decken aus Gemählden und Haut- und Basreliefs von Säbeln, Pistolen, Hellebarden, Lanzen, und wie die Mordgewehre der verschiedenen Zeitalter und Völker alle heißen, zusammengesetzt sind. Es ist wirklich außerordentlich viel Kunst und Geschmack in dieser Anordnung. Der Künstler hievon, oder viel

mehr der Anordner war der alte verdiente Fürst Wenzel von Lichtenstein, in den schlimmen Zeiten Marien Thereſiens eine ihrer ſichern Stützen. Aber nicht bloß dieſes hat man zu bewundern, ſondern die Menge und Schönheit der Waffen aller Art und aller Zeit, die herrlichen Rüſtungen, auf Automaten in allen Stellungen zu ſehen, die Menge der Bildniſſe und Statüen der alten Helden und Fürſten, und ſo vieles aus der guten alten Zeit macht, daß man hier in einer ſüßen Täuſchung und mit einem heiligen Gefühle des Schauders umherwandelt. Daß es auch an Raritäten hier nicht fehlt, läßt ſich denken. Dahin gehört beſonders die Rüſtung des Attila, die man in mehrern Zeughäuſern ſieht, und des großen Skanderbeg Schwert, wie der Koller und Helm Guſtav Adolfs aus der Schlacht bey Lützen. Das war ein ſchlimmer König, und ein gewaltiger Kriegsheld, rief der Alte, aber wir kriegten ihn doch. Die Tropäen aus den verſchiedenen neuern Kriegen ſind jede beſonders geordnet, und werden mit vollen Backen genannt. Die Preußen und Franzoſen indeſſen werden ſchon Gegenrechnung halten. Am merkwürdigſten nächſt den Waffen des Mittelalters waren mir die türkiſchen Waffen und Roßſchweife und die neuern franzöſiſchen Fahnen aus dieſem Kriege, deren friſcher Staub und Blut auch in dem Herzen des Zuſchauers noch ſo neu iſt. Eigentlich aber, um von

dicken hinkenden Decken und Säulen, von den harnischten Rittern und ihren Rüstungen einen groſsen Eindruck zu bekommen, sollte man die groſsen Säle zur abendlichen Zeit von einigen tausend Lampen erleuchtet sehen.

Das Pflaster in Wien ist vortrefflich, aus schönen viereckigten Steinen zusammengesetzt, die, so bald eine Höhlung entsteht, wieder zurechtgesetzt werden. Weil sie aber Kalkartig sind, so blättert die Oberfläche ab, und es entsteht ein unsäglicher Staub, der ungeachtet des Sprützens auf den lebhaftesten Straſsen, und des fleiſsigen Fegens nicht zu ändern ist. Aber eben so schnell ist bey dem geringsten Regen auch alles voll Dreck, dem die Fuſsgänger nicht entgehen können, obgleich in den meisten Gassen durch breitere Steine zunächst an den Häusern sehr gut für sie gesorgt ist. Die Stadt ist mit einer Mauer und Graben umgeben, und mit einem Glacis, das 6 bis 700 Schritte von den Vorstädten entfernt ist. Diese Vorstädte machen den gröſsten Theil von dem aus, was man im Ganzen Wien nennt, und mit ihnen zusammen giebt man ihr 210 bis 220000 Einwohner, wiewohl einige diese Zahl noch höher rechnen. Sie sind im Anfange dieses Jahrhunderts von den Erdbergen bis an die Rossau mit Linien und Schlagbäumen eingefaſst. Es liegen aber innerhalb dieser Linien viele Gärten und Felder, und man kann noch Jahr

hundert bauen, ehe diese Plätze alle voll werden, wenn man vollends das Glacis noch rechnet, das ja zu nichts dient, weil ja die Stadt keine Festung mehr ist. Doch besser, es bleibt nur so, wie es ist; die Stadt ist doch schon eine Pestkolonie für die Provinzen.

Die Vorstädte haben meistens schöne Gassen und Häuser von zwey bis drey Stock; die Gassen aber sind nicht gepflastert, sondern bloße Chaussee. Auch hier wird in den heißen Sommermonaten fleißig mit Wasser gesprengt; aber es reicht nicht hin. Die Wege auf dem Glacis sind dann nur Eine Staubwolke, und in den Gassen und auf den Brücken der Stadt ist es vollends so arg, daß man zuweilen ersticken mögte. Es wäre allerdings eine der ersten Pflichten, einer sonst so aufmerksamen Polizey, diesem Uebel, so sehr es angeht, abzuhelfen, und die Hauptwege nach den Vorstädten wenigstens, so wie die Hauptstraßen der Vorstädte selbst, ordentlich zu pflastern, da unter diesem heitern und gesunden Himmel, und von einer so rüstigen Nation jährlich Tausende an der Schwindsucht sterben, die sie von den Rädern der Großen und dem unendlichen Gewimmel der Frachtwagen und Fiaker sich holen, worin sie sich nicht immer setzen können. Man hat von diesem Staub nirgends in der Welt, glaub' ich, eine Vorstellung. An heißen Sommertagen ist die Luft um Wien eine halbe

Meile weit nur Eine Wolke, man sieht kein [illegible]
nes Blatt auf den schönen Bäumen, die an [illegible]
Wegen und Pfaden auf dem Glacis gesetzt [illegible]
und keine Läden und Chassis und Jalousien kön[illegible]
die Zimmer vor dem feinen Staub sichern, wel[illegible]
zunächst an den gangbaren Straßen liegen. [illegible]
Glacis selbst ist ein schöner freyer Platz um [illegible]
Stadt, der mit seinem Grün und seinen Ak[illegible]
und Kastaniengängen noch einen fröhlichern An[illegible]
geben würde, wenn der Staub es nicht zu [illegible]
bedeckte. Die Hauptwege zu den Vorstädten [illegible]
wie die Stadt selbst, Sommer und Winter erle[illegible]
tet, ohne auf die Beyhülfe Lunens zu sehen, und
gewähren mit den Lichtern der Vorstädte und den
hohen Häusern der Stadt einen wunderschönen
blik. Man giebt der Stadt gewöhnlich mit
Linien der Vorstädte und der Leopoldstadt
Meilen im Umfange. Sie hat wohl nicht ganz
viel, wo man nicht den Augarten und einen
des Praters mitrechnet; aber viel wird auch dar
nicht fehlen. — Die munterſten Vorstädte sind
Leopoldstadt, die Wieden und Mariahilf nebst der
Alstergasse, besonders auch wegen der vielen
straßen und Wege, die in die Monarchie,
Teutschland, oder auch nur in die Oerter des
fentlichen Vergnügens führen. In der Stadt
der Kohlmarkt und der Graben nebst der Kärnth
gasse am munterſten. Dieſe und die Wollzeile und

Herren

Hermengasse von Burg, bis zum Schottenthor gehören außerdem, auch zu den schönsten Gegenden der Stadt.

Vorstädte.

Ich will mit der Leopoldstadt, der nächsten und lebendigsten Vorstadt anfangen, und so von ihr mit der Sonne von Osten nach Westen bis zur Nasen um die Stadt herumlaufen, und einiges, was mir einer kleinen Erwähnung werth scheint, kurz hinwerfen.

Die Leopoldstadt.

Man kann sie füglich die erste der Wiener Vorstädte nennen. Sie ist unstreitig die größte und bestgebaute von allen, wenn man im Ganzen rechnet, obgleich hier keine besondre Paläste und öffentliche Gebäude sind, sie hat bey weitem die gradesten Gassen, und durch ihre Lage längst der Donau eine Munterkeit und Lebhaftigkeit, die den meisten andern fehlt. Es wohnen hier daher auch viele Kaufleute, unter andern Griechen und Raizen, und die Donauschiffahrt und die Menge Böte und Barken, die mit Holz und Lebensmitteln täglich anlanden, geben eine eigne Munterkeit. Ferner gränzt diese schöne Vorstadt an die ersten und lebhaftesten Promenaden Wiens, an den Augarten und Prater, ein Vorzug, gegen welchen die

andern nichts aufzustellen haben. Ja wegen ihrer Nähe an der Stadt, von der sie bloß ein Arm der Donau scheidet, kann man sie beynahe wie einen integranten Theil derselben ansehen. Diese Vorstadt wächst auch von Jahr zu Jahr an Häusern und noch jetzt wieder waren neue im Bau.

Zu ihren Merkwürdigkeiten gehören erstlich die barmherzigen Brüder. Diese wohnen etwa mitten in der Stadt in der schönsten Gasse, grade über von der Donaubrücke nach dem Augarten. Sie haben sich bekanntlich der Verpflegung der Kranken gewidmet, und sind in dieser Rücksicht als ein nützlicher und wohlthätiger Orden anzusehen. Die Kranken werden in einem langen und hellen Saale verpflegt, wo zu beyden Seiten die Betten, doch eben nicht zu dicht, neben einander stehen, und durch die hohen Fenster und Gewölbe Licht und Luft gehörig streichen kann. Alles ist sehr nett und reinlich eingerichtet und hat ein heiteres und fröhliches Ansehen, so wie die guten Brüder selbst, die freylich ein erfreuender Geschäft haben, als die meisten ihrer gleichfärbigen Mitbrüder. Man sah auch nichts Mönchisches zur Unzeit hervorstechen, sondern alles war frey, und dicht bey dem heiligen Marienbilde spielten ein Paar Genesende Karten. Man glaubt immer, daß die Brüder alles nach eigenem Kopf dirigiren, verschreiben, Aderlassen und was ihnen einfällt, aber das ist

nicht so, sondern es ist ein eingener Arzt, der seine gewissen Ordinationsstunden hat, und nach dessen Vorschrift sie sich denn doch meistens richten müssen, und insofern geht es dieser Anstalt, wie jeder andern, nachdem ihr ein guter, oder schlechter Direktor zufällt. Die Apotheke freylich ist in ihren Händen, und manche andre von den kleinern Dingen. Hier werden nun fremde Handwerksbursche und andere verlassene Kranke unentgeldlich aufgenommen, und bey ihrer Wiederherstellung entlassen, und wer weiß, wie gute Pflege oft mehr, als alle Arzneyen, ist, der wird mit mir diese Anstalt bey allen Mängeln, die sie haben mag, doch immer segnen. Daß sie Zutrauen hat, oder vielmehr, daß genug sind, so ihrer bedürfen, zeigte das am besten, daß fast alle Betten besetzt waren, und das schönste Lob für ihre Wohlthäter legten die wiedergenesenden und herumsitzenden Kranken durch ihre zufriedene Miene ab.

Vom Marinellischen Theater und dem Kasperl auf einer andern Stelle; aber des Huglmannischen Kaffehauses kann ich nicht unerwähnt lassen. Dieses liegt hart an der Brücke, worüber man aus der Stadt kömmt links am Wege nach dem Prater, und hat den ganzen Tag eine große und unterhaltende Frequenz. Es ist freylich nicht prächtig, aber doch groß und hell, und auch die obere Etage ist zu demselben Gebrauch eingerichtet. Die Bedie-

nung ist gut und schnell, und die Gesellschaft freylich aus allen Klassen gemischt, aber eben darum die unterhaltendste. Hier und in dem gegenüber liegenden findet man viele Griechen und Raizen und Fremde, die aus Ungarn kommen, oder dahin wollen; ich glaube auch, hier die einzige ungrische Zeitung gesehen zu haben, die in Wien gehalten wird. Wenn man vollends an die Lebhaftigkeit auf der Brücke, dem Strom und den beyden berühmten Straßen des Vergnügens denkt, so zieht man dieses Kaffehaus allen selbst in der Stadt vor. Gleich unter diesem Kaffehause diesseits der Brücke liegen die Schiffe, die auf der Donau nach Ungarn und von da weiter auf das schwarze Meer zugehen, und werden hier befrachtet, welches noch die Lebendigkeit des Ortes vermehrt. Die Obstweiber verstehen sich sicher auf ihre Plätze, und grade hier haben drey ihre reichen Buden neben einander aufgeschlagen.

An der andern Seite der Donaubrücke, und zwar am jenseitigen Ufer zwischen der Stadt selbst und dem Strom ist der erste und vorzüglichste Obstmarkt der großen Stadt, und dort landen ganze Böte mit allen möglichen Früchten, so schön und üppig, als sie dieses reiche Land nur hervorbringt. Es ist ein gar freundlicher Anblick, wenn so Boot an Boot liegt, von unten bis oben mit Pflaumen, Nüssen, Weintrauben, Pfirsichen und

Aepfeln angefüllt, und was die gütige Natur sonst noch alles den Menschenkindern giebt. Aber lustiger noch ist das Gedränge der Käufer und Verkäufer, und das Geschrey der Buben, Hunde, Bettler, die, jeder in seinem Geschäft, sich hier tummeln. Die Fratschler und Fratschlerinnen, die im Grossen kaufen, haben natürlich den ersten Platz, den sie sich auch nicht nehmen lassen. Von ihnen kaufen dann sogleich die andern wieder, oder warten, bis auch an sie die Reihe kömmt. Diese, die bessere Gesellschaft, spaziert längst dem Ufer hin und her, oder sitzt schmausend und schauend auf einer Reihe von Bänken, die oben längst einer Mauer stehen. Hier liegen auch die Holzschiffe und Flößen, und auch da ist eine kleine Welt versammelt. Einige baden sich die Füße, die sie zwischen den Balken durchstecken, oder von den Seiten herabhängen lassen, andre stehen und wandern darauf, und richten ihre Pudel ab, aus dem Wasser zu apportiren. Alte Weiber endlich und Kerle baden Hunde, die durch das Lärmen und Tosen der Buben ängstlich heulen, und noch andre sitzen und benutzen diese vergänglichen Brücken zu Waschplätzen. Nicht weit von hier ist ebenfalls dicht am Ufer ein niedliches und wohleingerichtetes Badehaus, wo man immer Morgens und Abends Menschen findet, die zum Theil bloß die Erfrischungen, die dort gereicht werden, sich schmecken

lassen. Vor dem Häuschen stehen grüne Akacien mit zierlichen Bänken, wo man ausruhen und das Gewimmel des Stromes und seiner Ufer betrachten kann. Aber hier ist eine interessante Welt gleich unter den Füßen der Sitzenden. Auf der Donau nemlich sind Fußbäder angelegt, fünf, sechs Reihen von Sitzen über dem Wasser mit Durchschnitten, die grade für das dickste Bein weit genug sind. Da wimmelt es von Menschen an warmen Tagen, die ungenirt neben einander sitzen, alles Alters und Geschlechts, Strümpfe und Schuhe ablegen und sich bis auf die Kniee aufstreifen. So plätschern und schlagen sie neben einander mit den Beinen im Wasser und an einander, und oft vielleicht führt diese Bekanntschaft der Füße zu einer höhern, wie im Theater die zufällige Nachbarschaft der Hintern so manches süße Abentheuer veranlaßt. Man kann hier umsonst manche schön gebrechselte Wade und Knie sehen, besonders beym Heraussteigen, wo sie sich abtrocknen, oder langsamer von Luft und Sonne trocknen lassen. Diese sind freylich nicht die einzigen Bäder, sondern beym Augarten giebts noch weit größere an einem Donauarm, und auch in der Währinger und Alservorstadt findet man kalte und warme. Aber die lustigsten sind diese hier bey weitem, und mir hat dieses harmlose und ungenirte Menschengewimmel vom Obstlandungsplatze bis zum Bade-

häuschen, mehr als einmal, einen muntern Abend gegeben.

Die Erdberge, Landstraße, Wieden, Mariahilf, Leimgrube, Gumpendorf.

Wenn man aus dem Prater unweit der Leopoldstadt über die Donau fährt, so ist die nächste Vorstadt die Erdberge, die schlechteste und unansehnlichste von allen. Sie besteht meistens aus Gärten und hat häßliche Straßen und viele eben so häßliche Häuser. Dafür aber werden hier viele Küchenkräuter und Gemüse für die Stadt und für eigenes Bedürfniß gebaut. Das einzige Schöne ist ein großer Garten des Russischen Gesandten, Grafen Rasumowsky, der eine lange Strecke längst der Donau mit seinen Anlagen und Gebäuden einnimmt. Zunächst an diese Erdberge stößt die Landstraße, wohin aus der Stadt das Stubenthor führt. Hier ist gleich am Glacis das stattliche Invalidenhaus, wo eine Menge alter Krieger verpflegt werden. Auch dieses ist gut eingerichtet und wird äußerst reinlich und nett gehalten. Die Einwohner aßen unten in mehrern Zimmern an großen Tischen beysammen, und hatten was Gutes vor sich, und machten mit zufriednen Mienen ein frohes Gesumse um die Tafel herum. Am äußersten entgegengesetzten Ende der Landstraße gegen die Linien hin, findet man ein eben so ansehnliches Gebäude, das große Waisenhaus, das anfangs von Pater

Pärrhammer ganz soldatisch eingerichtet war; doch hat diese Disciplin viel von ihrer Strenge nachgelassen. Ich kam zu einer unglücklichen Stunde hin, und konnte von dem, der mich herumführte, nichts recht erfragen. Die Kinder, die ich sah, waren gut gekleidet und sahen nicht verhungert aus, wie man es sonst leider bey den meisten ähnlichen Anstalten findet. Hier sind auch große Kasernen für die Kavallerie, die bis zu den Wiesen fortlaufen. Aber eine andere Anstalt für die Kavallerie muß ich noch erwähnen, dies ist die Roßarzneyschule, die sich gleichfalls auf der Landstraße befindet, wo ein Professor und mehrere Gehülfen angestellt sind, die junge Fahnenschmiede bilden sollen, und zugleich praktische Uebungen bey den Pferden anstellen, die in mehrern Ställen kurirt werden. Man findet in dem Hauptgebäude mehrere Apparate, chirurgische und andere Instrumente, Skelette und andre Raritäten; draußen sind auch Weideplätze, Zelte und Schmieden für das jedesmalige Bedürfniß, aber das Ganze, so wie auch die Ställe, entsprechen nicht der Freygebigkeit und Pracht, die man bey dergleichen Anstalten in Oesterreich sonst gewohnt ist. Mitten in der Landstraße etwa befindet sich der vortreffliche botanische Garten, der nebst den Pflanzen in Schönbrunn zu den reichsten und vorzüglichsten in Teutschland gehört. Auf der Landstraße hätte ich

bald das Merkwürdigste vergessen; dieses sind die Elisabethinerinnen, die Schwestern der Barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt, gleichfalls der Verpflegung und Wiederherstellung armer und nothleidender Kranken gewidmet. Die Einrichtung ist dieselbe, wie bey den Barmherzigen, und auch sie haben einen dirigirenden Arzt, der gewisse Stunden des Tages die Ordination verrichtet. Ich weiß nicht, ob ihr Geschäft es macht, oder was die Ursache ist, sie hatten alle etwas sehr männliches und barsches in ihren Gesichtern, und keine, selbst der jüngern nicht, konnte einen leicht vergessen machen, daß sie geheiligte sind, und das Gelübde der Keuschheit abgelegt haben. Diese Geschäfte sind dem weiblichen Geschlechte allerdings sehr fremdartig. Denn wenn sie gleich die gebohrnen Pflegerinnen der Kindheit, des Alters und der Krankheit sind, so fallen hier doch manche Dinge in ihre Pflichten hinein, die Weiber zu hart machen müssen, wenn sie gleich im Ertragen, so wie überall an Geschmeidigkeit uns Männer unendlich übertreffen. Ich sah es wirklich mit Erstaunen, wie beherzt sie zur Ader ließen, und chirurgische Verbande vornahmen. Doch der merkwürdigste dieser weiblichen Galene war unstreitig der Apotheker, die äußerst keck und klug aussah, und mit der größten Fertigkeit die Ordination des Arztes beynahe immer schon errieth, und eben so schnell zu Papier gab, und trotz einem Ga-

lenus ſtolatus mit ihm Latein ſprach. Ihre Apotheke iſt ſehr nett eingerichtet, und das Ganze ſauber und blank, wenn gleich der Gang bey den Barmherzigen geräumiger und höher gewölbt iſt. Auch hier ſcheinen die Kranken einen guten Pflegen zu genießen, wozu der Arzt redlich das Seinige thut, der als ein Brownianer fleißig nährende Fleiſchſuppen und Wein verſchrieben hatte. Die Priorin ging als Oberaufſeherin immer mit um umher, und auf ihre Hand, wie auf die der ältern Schweſtern, regnete es Küſſe, die ſie mit gebührender Grandezza entgegennahm. Nun gleichviel; wer was Gutes thut, und wirklich aus freundlichem Herzen, wie es hier erſchien, verdient die Achtung andrer. Freylich die Hände hätte ich doch lieber ein Paar hübſchen Rekonvaleſcentinnen geküßt, als dieſen Veſtalinnen. Denn daß es hier keine Hoſenträger giebt, das verſteht ſich am Rande; die könnten doch bey der Geneſung Unheil machen.

An die Landſtraße nun ſtoßen die Alten und Neuen Wieden, eine der größten und munterſten Vorſtädte, wodurch die Straße nach Grätz, Baden und Laxenburg, und allenfalls auch ins Ungarland geht. Hier findet man ſchöne Gärten und Pallaſte, unter denen ich nur Belvedere, und den des Fürſten Schwarzenberg nennen will. In der ſogenannten Stahrenbergiſchen Freyung, einem Gebäude

worin allein einige tausend Menschen leben, ist das Schikanedersche Theater. Aber das Merkwürdigste nächst Belvedere in dieser Vorstadt ist die Karlborromeokirche. Sie steht ganz frey auf einer ziemlich erhabenen Gegend gleich am Glacis, und erhebt sich mit ihren beyden zierlichen Säulen, und ihrer prächtigen Kuppel hoch vor ihren Schwestern. Sie ward von Karl dem 6ten im Anfange dieses Jahrhunderts in der großen Pest von 1713 gelobt, und 1716 fingen die Fischer den Bau an, der ihnen und dem Gelober Ehre macht. Auch das Innere dieser schönen Kirche ist meistens geschmackvoll und nicht so mit Prunk überladen, wie man es sonst gewöhnlich findet. Sie steht ihrer ältern und mächtigern Schwester, der Stephanskirche, fast gegenüber zwischen dem Kärnther- und Burgthore, doch dem erstern näher.

Die Gegend zwischen den Wieden und Mariahilf und der vordere Theil der Wohnungen an der Straße, die zu der letztern führt, heißt die Leimgrube. Sie wird von der Wien durchströmt, einem lqualidus und ignobilis amnis, der bey den Erdbergen in die Donau fällt, und der Stadt ihren Namen giebt. Hier sind gleich vorne die kaiserlichen Reitställe, und höher hinauf Kadettenhäuser. Das Kaffehaus links am Eingange der Straße, gehört zu der munterſten und lustigſten in den Vorstädten. Es liegt ziemlich erhaben, und man über-

sieht alles, was aus dem Burgthore kömmt, das ganze Glacis mit seinem Gewimmel von den Wä- den bis zu der Josephstadt, und was vollends durch diese besuchteste Straße nach Schönbrunn fährt, nach Mariahitzing, nach Linz und ins Reich hinein muß hier unter den Augen vorbey. Hier habe ich manche frohe Nachmittagsstunde die getümmelvolle Welt und mich wie ein Stäubchen in all ihren Staub angeschaut und verloren. Wenn man diese Straße immer bergan in die Vorstadt steigt, so kömmt man an die Haupt- und Pfarrkirche von Mariahilf, die nun den folgenden Gassen bis an die Linien ihren Namen giebt. Diese Kirche ist durch Wallfahrten und ihre Jungfrau durch Wunder berühmt, sie zählt auch immer eine Menge frommer Beter. Die Jungfrau ist zwar nur eine Kopie der Mariahilf zu Passau am Berge, aber sie hat doch auch ihre Gaben erhalten, und so ihre Filialherkunft ziemlich in Vergessenheit gebracht. Hier ist die höchste Gegend, ich mögte sagen, aller Vorstädte und eine sehr gesunde Luft. Man findet viele schöne Häuser, und es wohnen selbst viele Große und Reiche hier, die es in der Stadt zu enge finden. Nicht weit von der Kirche ist der schöne und edle Pallast des unsterblichen Kaunitz mit einem ganz hübschen, doch zu sehr verschnörkelten Garten. Hier ist er gestorben, und ein eben so großes und braves Weib, die Erzherzogin Christine,

die beste und würdigste Tochter der großen Kaiserin. Sie hat nur ein Lob in aller Mund, und Eine Klage, daß die Götter ihr nicht auch hier schon unter den Menschenkindern unsterbliches Leben gegeben haben, wie sie durch Wohlthun sich unsterbliches Gedächtniß unter ihnen gestiftet hat. Man findet hier auch eine ganz hübsche Sammlung von Gemählden und Kupferstichen.

Die Josephstadt. Alt- und Neulerchenfeld. Die Alster- und Währingergasse. Die Roßau.

Von hier kömmt man an die Josephstadt, an die die Vorstädte Alt- und Neulerchenfeld stoßen. Ein weiter Raum, der am Glacis und vorn hinein nur lustig ist, weiter hinaus aber wenig Schönes, sondern nach Wiener Art, schlechte Häuser hat. Das einzige schöne Gebäude hier ist der Pallast der ungrischen Nobelgarde, gleich am Glacis, von Fischer von Erlach für einen Fürsten Totson erbaut, von dem es Maria Thereſia zu diesem Behufe erstand.

Angenehmer und interessanter für den Fremden wegen mancher Dinge, die sie in sich enthalten, sind die Alster- und Währingergasse, und endlich die Roßau, die letzte Vorstadt, die wieder an die Donau sich anschließt, und die Leopoldstadt, mit der wir anfingen, sich gegenüber hat. Die Alster- und

Währingergasse sind vorzüglich für die Aerzte merkwürdig, und hier wohnt auch gewöhnlich eine Menge junger Aerzte, die bey den berühmten Aufsehern der Spitäler entweder noch Unterricht haben, oder doch im Praktischen sich üben, und vieles hier sehen können, was an kleinern Orten unstreitig nie so vollständig, noch häufig anzutreffen ist. Hier hat Joseph, durch so viele Verdienste um seine Monarchie unsterblich, auch um die Leidenden und Elenden sich unsterblich verdient gemacht. Das große Spital war sonst in der Stadt zwischen dem Kärntherthore und der Burg, wo es nun besser zur Wohnung für die Gesunden dient. Gleich am Glacis fängt die große Kaserne an, die vorzugsweise die Kaserne heißt, da es sonst ähnlicher Wohnungen für die Soldaten noch mehrere giebt, ein Gebäude, worin ein 3 bis 4000 Soldaten und ihre Officiere wohnen, groß und stattlich, mit eben so viel Pracht als Bequemlichkeit gebaut, mit einem schönen geräumigen Hof, mit Maulbeeren und Pappeln bepflanzt. Damit unter so vielen Menschen keine Unordnungen einreißen, so ist eine strenge und weise Aufsicht, die nicht nur für ihre Diät, sondern auch dafür sorgt, daß keine zu große Ausschweifungen einreißen, obgleich sie ganz zu verhindern, unmöglich ist. In der Terrasse sind große Schenk- und Speisezimmer, wo sie so wohlfeil, als es hier möglich ist, für ihre Bedürfnisse gesorgt

finden. Das brave Aeussere, und die Gesundheit dieser schönen Soldaten ist das beste Lob der Anstalt und Aufsicht. Gleich hinter dieser Kaserne ist das große militärische Lazareth, welches weiter hinten nach der Währingergasse hinausläuft, und freye Luft und Himmel im Hintergrunde hat. An dieses gränzt endlich das große Spital, das bis gegen die Pfarrkirche hinläuft, und diesen kostbaren Einrichtungen die Krone aufsetzt. Es besteht aus zwey großen Vierecken, die schöne Höfe mit Gängen und Alleen von Pappeln und Maulbeeren einschließen, in deren Zwischenraum der lieblichste Rasen grünt, worauf die Wiedergenesenden sich sonnen und ausathmen können. Dieses große Spital kann über 3000 Kranke fassen, ohne daß sie dick auf einander gepackt würden, wie die Häringe. Es sind mehrere Oberärzte und Chirurgen, die wieder ihre Assistenten haben, und das Präsidium über das Ganze führt der berühmte Frank. Die Zimmer der Patienten gleichen Sälen in Palläften, und sind mit allem Nothwendigen, und selbst manchem Zierlichen versehen, und meistens merkt man es der Luft nicht an, daß hier Menschen leben, die Pest aushauchen, und Fiebergift athmen. Die Aerzte selbst haben in diesem herrlichen Bau ihre Wohnungen, und halten bey ihren Besuchen zum Theil Vorlesungen, wo jeder nach dem Vertrauen, das er einflößt, oder dem Bedürfnisse, das die Zuhörer

haben, sein Häuflein um sich sammelt. Frank aber hat vor allen andern bey seinen klinischen Vorlesungen den meisten Zulauf. Ein herrlicher Alter von festem und stolzen Bau, und ein eben so guter Lateiner, als eleganter Teutscher; doch ist er für einen großen Mann nicht bescheiden genug. Obgleich nun die mancherley Aerzte jeder nach seinem eignen, oder fremden verschiedenen System kuriren, so preisen doch alle die Anstalt über die Maßen, und rühmen es, wie die meisten Kranken geheilt von dannen gehen. Ein Beweis, daß es am Ende doch wohl die Mutter Natur ist, die ihren Kindern selbst hilft, wenn die Aerzte nur nicht gar zu tiefe Eingriffe in ihre heiligen Rechte wagen. Wann sie ihnen nun vollends nicht mehr das Blut abzapfen, und brav Fleisch und Weinsuppen vorsetzen, so müssen sie schon gesund und froh herausgehen. In der Mitte des ersten Hofes steht für die Wiedergenesenden eine Kirche, und ganz hinten zuletzt der Narrenthurm, dessen und seiner lustigen Bewohner ich schon erwähnt habe. Ich habe durch meine Freunde diese Sachen öfter und genauer gesehen, als mancher andre Reisende. Besonders lehrreich aber und merkwürdig ist mir nächst den Narren die venerische Abtheilung und ein Kranker gewesen, der einige Tage vor meiner Abreise starb. Dieser, ein Jüngling von 17 Jahren, war bey einem Schuhmacher in der Lehre, bekam Anfälle von Wuth

und

und Wasserscheu, und ward in eines der Zimmer gebracht, die für diese elendesten unter allen Kranken dienen. Er war anfangs ruhig und still bis auf einige Zuckungen, empfand einen brennenden Durst und forderte zu trinken; sobald er aber was flüssiges sah, ward er wild, und seine Gebehrde verstellte sich aufs gräßlichste. Eben so wenig war ihm Arzney beyzubringen. Nachher lag er wieder ruhig auf seiner Schlachtbank, wie ein Lamm. Er erzählte, er sey vor 9 Wochen von einem Hündchen, das er durch Necken zornig gemacht habe, ein wenig über der Nase geschrammt worden, und habe es weiter nicht geachtet, heute früh habe er Anfälle der Wuth gespürt, und wisse wohl, daß er ohne Rettung sterben müsse. Eine furchtbare Idee, die keinem glaublich war, der seine frische und schöne Jugend sah, als er hereingebracht ward. Aber wie ganz anders war er des Abends um 9 Uhr schon! Er lag an Händen und Füssen festgeschlossen auf dem Lager und schäumte; der Schweiß floß wie Thau von seiner Stirne, und mit brennendem Aug' und wildem Blick sah er die Neugierigen an, die durch sein Guckloch auf ihn schauten. Den folgenden Morgen ging ich wieder hin. Nun war die Wuth aufs äußerste gekommen, doch hatte er immer noch ein dumpfes Bewußtseyn, und schrie: Helft mir! Kommt herein, ihr Doktoren! aber ihr seyd feige Schurken und verlassen muß ich sterben.

Der Schaum und Geifer floß aus seinem Munde, und er spie wüthend gegen die, so durch das Loch guckten, doch sah er noch lebenskräftig aus; allein der Krampf riß um eilf Uhr den Faden seines jungen Lebens. Eine alte Frau saß da als Wärterin. Sie war mehr als 20 Jahre bey solchen Kranken gebraucht worden, und erzählte uns ihre Erfahrungen mit folgenden Worten: „Von allen, die mit der Wasserscheu hieher gebracht sind, ist auch kein einziger gerettet, sondern alle, Kinder, Jünglinge und Greise haben ihr Leben unter den fürchterlichsten Zuckungen endigen müssen. Einige haben wir gehabt, denen der Krampf Löwenkräfte gab, die alle Bande zerrissen, und alle Thüren zerschlugen, und Schlösser durchbrachen. Das Beste aber ist, daß solche Wasserscheue, sobald sie ins Freye kommen, ihre Kraft verlieren, und wie ohnmächtig zu Boden fallen, so daß man sie wieder einfangen kann. Alle Arten haben wir hier gehabt, bis zu dem Grade, daß sie wie Hunde gebellt, und wie Katzen miaut haben. Die vom Katzenbiß Tollgewordnen waren viel wüthender, als die vom Hundsbiß.“ Mit einer Art Grausen las ich in den andern leeren Zimmern die Namen einiger solcher Unglücklichen, und zwar einiger, die von wienigen (so nennt man hier wüthend) Katzen gebissen, und in die Wasserscheu gefallen waren. So viel weiß ich, spürte ich den ersten Anfall dieses Uebels, ich hielt

es für recht, mir das Gehirn mit einem Schuß Pulver zu verbrennen; denn es ist kein gräßlicherer Anblick, als dieser, für ein empfindendes Herz. Wer spricht den Schmerz der Mutter aus, zu der der Jüngling den ersten Mittag sagte: „Mutter, Sie besucht mich, aber ich muß sterben.“

Dem Spital gegenüber liegt das Findelhaus, so gut eingerichtet, als solche nothwendige Mördergruben der jungen Menschheit eingerichtet seyn können. Auch hier sterben bey der besten Aufsicht zwey Drittel der Kinder. Der alle Findelhäuser zerstörte, wäre vielleicht ein Wohlthäter der Menschheit. Es wäre besser, man überließe diese hingeworfenen Pflänzchen dem Zufall und dem menschlichen Gefühle des Finders. So würden mehrere zum Leben erwachsen, als hier, denn auch die Ueberlebenden werden meistentheils elende und jämmerliche Menschen, deren viele wieder noch vor dem 20ten Jahre wie die Fliegen hinfallen. — Am Ende der Alster vor den Linien liegt das niedliche Dörfchen Herrenals, wohin eine berühmte Wallfahrt zum heiligen Grabe mit 13 Stationen ist, welche gleich vor den Thoren Wiens anfängt, und noch immer ihre Besucher hat. In dieser Gegend giebt es viele hübsche Gärten und Gartenhäuser, öffentliche und private. Doch alle Gärten und Gartenhäuser in den Vorstädten übertrifft bey weitem der schöne Garten und Gartenpallast des Für-

ſten von Lichtenſtein in der Roßau, wo man eben die Eleganz und den Geſchmack wieder findet, die man in dem neuen Lichtenſteiniſchen Pallaſt in der Herrengaſſe bewundert.

In der Währingerſtraße iſt ein großes Gebäude, welches mediciniſchen und chirurgiſchen Vorleſungen geweiht iſt, und wo zugleich mancherley Inſtrumente und Präparate aufbewahrt werden. Auch hier ſieht man die Pracht und Fülle, welche alle Anſtalten und Stiftungen der öſterreichiſchen Monarchie karakteriſiren, ſo wie die Humanität, mit der alles zur Belehrung und zum Vergnügen der Fremden und Einheimiſchen Preis gegeben wird. Zu dieſer ſchönen Einrichtung ſind mehrere große Säle hergegeben, alle äußerſt prächtig und geſchmackvoll ausgeziert. Ueber der Thüre prangt gewöhnlich der Kopf und Name eines Helden des epidauriſchen Gottes, im leichten Umriſſe gemahlt, und rund umher ſtehen die Schränke, worin Mineralien, Bücher, Inſtrumente, Skelette, Seltenheiten, Misgeburten und Naturſpiele in großem Reichthum aufbewahrt werden. Auch ein ſchöner Hörſaal iſt hier, wo Vorleſungen gehalten werden. Die anatomiſchen Wachspräparate ſind in großer Mannigfaltigkeit, und mit bewundernswürdiger Genauigkeit und Schönheit gearbeitet und gemahlt. Jeder Theil hat ſein Gläſernes Schränkchen mit grünen Vorhängen von Taffent und an

Mahagonienholz gearbeitet. Eine kurze Ueberschrift lateinisch oder italisch sagt dem Unkundigen, welchen Theil seiner künstlichen Staubmaschine er vor sich sieht. Die meisten dieser Wachspräparate sind aus Florenz, doch sollen auch hier einige unter der Aufsicht des verstorbenen Hunczowsky gemacht seyn. Unter der Beschreibung oder Ueberschrift ist gewöhnlich noch eine Zeichnung ad vivum fein und genau. Es giebt hier schöne und kraftvolle männliche Körper, und zarte und reizende weibliche. Ja man war keck genug, den einen ein Nachbild der mediceischen Venus zu nennen. Er war ganz hübsch, aber dessen Ideal muß nicht weit hergeholt seyn, der sich so grob misgreifen kann. Interessanter indessen war es hier noch, an den öffentlichen Tagen, wo Menschen alles Geschlechts einströmen, die Lebendigen zu betrachten, als die todten Bilder. Es entschlüpften manche naive Worte, manche Gefühle ließen sich wenigstens von der Oberhaut des Gesichts nicht zurückdrängen, wenn gleich von den Lippen, die unendlichen Spaß machten. Ob alles allen offen seyn sollte, weiß ich nicht. Manches ist offenbar zu scheußlich und häßlich, als daß es die junge Phantasie eines 14, 16jährigen Mädchens nicht beflecken sollte, oder gar zerstören. Und es ist eine Frage, die nicht schwer seyn mögte zu entscheiden, ob eine zerstörte, oder eine zu sehr gereizte Phantasie den Menschen elender mache.

Schöne menschliche Körper in allen Stellungen mit allen seinen Theilen zu zeigen ist gewiß lehrreich und gut, wenn nur der Zeiger ein Mensch von Herzen und Sitten ist.

Zwischen der Roßau und Währingerstraße sind große Gewehrfabriken, und in der Roßau selbst die berühmte kaiserliche Porcellanfabrik, worin an 1200 Menschen Arbeit und Brod finden. Die Erde kömmt von der Passauischen Gränze her, und man hat davon noch immer einen unerschöpflichen Vorrath. Diese Fabrik ist im besten Gange und hat einen reißenden Absatz, so daß der Vorrath immer äußerst gering ist. Die Zeichnungen und der Schmelz der Farben sind so schön, als ich sie weder in Berlin, noch Dresden sah, und der Geschmack so simpel und antik, daß es diesen schönen Arbeiten nie an Absatz fehlen kann. Es giebt Services zu allen Preisen, doch keine den Teller unter drey Gulden, die kostbarsten kosten der Teller 36 bis 45 Gulden österreichisch. Der Vorrath der in den Schränken steht, ist meist alte Waare, im türkischen und chinesischen Geschmack. Doch sieht man viele allerliebste Arbeiten en biscuit, ganze Gruppen von Menschen und Thieren und viele mythologische Geschichten, mit einer Leichtigkeit und Natürlichkeit vollendet, die erstaunt. Ihr größter Absatz ist nach Rußland und England, wenig ins Morgenland, was auch Herr Nikolai sagt.

Nun zeigt dem Fremden alles ohne Aengstlichkeit; er bedarf bloß eines Erlaubnißscheins, den man ihm ohne Bedenken ertheilt.

Der Stephansthurm und Kirche.

Ich hatte nebst meinen Freunden im ungrischen Keller zuviel vom Georger Durchbruch zu mir genommen und wir fanden also allesamt gut, dieses aufsprudelnde Leben in uns durch eine tüchtige Motion niederzuschlagen und zwar mal eine Spazierfahrt in die Luft anzustellen. Da lag uns nun der heilige Stephan mit seiner ganzen Stattlichkeit vor Augen und bald war der Entschluß einmüthig, seine Höhe zu ersteigen. So gingen wir denn vier Mann hoch hin, hohlten uns ein Billet, und die Fahrt ward in Gottes Namen angetreten. Zum Glück hatten wir einen kühlen Tag und einen alten phlegmatischen Vortreter, sonst sollte es uns doch sicher manche Schweißtropfen mehr gekostet haben. So ging es stufenweise hinauf, und stufenweise will ich es beschreiben. Unten im Thurm, wo er etwa mit dem Gewölbe des Dohms gleich steht, sind die herrlichen Einrichtungen für die Sicherheit dieses alten erlauchten Gebäudes. Da stehen nicht weniger, als tausend Eymer Wasser in großen Kufen, und sobald ein Gewitter aufsteigt, müssen acht Mann hinauf und an ihrem Platze stehen. Alles andre, was zur Sicherheit der Menschen und der Vorräthe, die hier reichlich sind,

dienen kann, ist wieder mit österreichischer Freygebigkeit da. Von hier aufsteigend trifft man als die erste Merkwürdigkeit die große Glocke, die im südlichen Teutschlande, der Erfurter im nördlichen an Berühmtheit die Wage hält. Sie ist ein stattliches Thier, im Anfange dieses Jahrhunderts 1711 aus türkischen Kanonen gegossen und wird nur an Sonn- und Festtagen von acht Mann geläutet. Ihr ganzes Gewicht mit dem Anhang und Umhang von Eisen und Holz ist 525 Centner, ihr eigenstes 373; der Klöppel wiegt 15 und ein andrer 17. Ihre Höhe ist 10 Schuh wie ihr unterster Diameter. Sie hat nicht den silbernen Ton von der Erfurter Susanne und ist viel dicker. Außer dieser Glocke sind noch mehr andre, als die gewöhnliche Läutglocke, die Feuerglocke und das Zügenglöcklein, das geläutet wird zum Trost der Sterbenden, die den letzten Kampf arbeiten, sich von dem süßen Leben loszureißen. Von hier steigt man noch eine ganze Höhe zu der Wohnung der Wächter hinauf, die ganz luftig den unteren Erdenwürmern über den Köpfen wohnen. Welch eine Welt öffnet sich einem hier! Man genießt einer der gränzenlosesten Aussichten über den lieblichsten Fleck der Erde. Unter sich hat man die große Stadt mit allen ihren Vorstädten, mit den blauen Adern der Donau, die sich durch die grünen Eilande hinschlingen, und fernher begegegnet ei-

nem ein Kranz schöner Berge mit ihren Schlöſſern und Dörfern. Sehnend läuft das Auge dem stolzen Strome nach und findet ferne seine Ruhe an einem hohen Berge, an den sich ein kleinerer stützt, auf dessen Hange man das Schloß von Preßburg in Ungern herüberschimmern sehen kann. Wir genoſſen stumm und staunend dieſes himmliſchen Anblicks eine gute Stunde, bewunderten die freundlichen und netten Wohnungen der Wächter, freuten uns, daß ein König von Neapel und ein Großherzog von Toskana hier auch gestanden, ist nicht höher, als wir und steigen dann immer noch höher, bis es oben endlich dunkel und umſchloſſen ward. Man glaubt die Höhe dieſes ſchlanken Porcellanthurms (denn ſo bunt erſcheint er von unten) nahe an 500 Fuß, und er ſoll nur um ein geringes niedriger ſeyn, als der Münſter in Straßburg.

Auch die Kirche, ein ſtolzes gothiſches Gebäude, macht dem Thurm, der über ihr ſteht, keine Schande. Man tritt mit einer Art von Grauen in ihre düſtern Hallen ein, und fühlt ſich wie in einer fremden Welt. Größer noch würde der Anblick ſeyn und mächtiger ergreifen, wenn nicht das ewige Geplärr der Betenden und die Fußtritte der Durchgänger einen ſo ſchnell aus der ſüßen Welt der Ideen herausſtießen. Der Dohm iſt kühn gewölbt und herrlich ſeine Säulen, doch muß ich

fugen, hat der Paſſauer einen weit kühnern und majeſtätiſchern Schwung, und auch die Sebalduskirche in Nürnberg. In der Kirche ſind die gewöhnlichen Verzierungen, auch ein großes Altarblatt von Sandrart, das viel Kraft und Ausdruck der Stellungen und Leidenſchaften, aber kein großes Menſchengepräge hat. Die einzige unten zum Kreuze hingebeugte Mutter mögte ich ausnehmen. Abſcheulich iſt übrigens das gewählte Moment, das wohl nicht in der Freyheit des Künſtlers lag, drey gekreuzigte Menſchen den Augen der Zuſchauer darzuſtellen. Sollte ein Mahler Quaal und Verzweiflung im höchſten und fürchterlichſten Ausdruck den Geſichtern darſtellen dürfen? — Von außen muß man die Kirche anſehen, wenn ſie Effekt machen ſoll. Die kühne Höhe der Kuppel, das bunte Dach ſelbſt, die kleinen Thürme, die wie Porcellanaufſätze da ſtehen, alles das vereint ein Alterthum und eine Großheit! und nun der große, ſchöne, ſchlanke Thurm, der ſo leicht in die Wolken aufſteigt — da mögte man niederfallen und anbeten, nicht vor den elenden Fratzen, die draußen, von Knieenden umringt, zum Ekel der Kunſt und Vernunft aufgeputzt da ſtehen. Die Kirche iſt in der Mitte des 12ten Jahrhunderts gebaut und im 14ten vollendet. Sie hat die bekannte Maria von Pötſch auf dem Altare, die täglich angebetet wird. Sie kam im vorigen Jahrhun-

derte nach langem Umherwandern in Ungern hieher, hätte sich auch nicht leicht einen bessern Ort wählen können. Oben zeigte man uns noch mehrere Schnurrigkeiten, Löcher in den Dächern von türkischen Bomben geschlagen und nun mit bunten Steinen ausgelegt, den Platz auf dem Thurm, von wo der Kommandant Stahrenberg das türkische Lager rekognoscirte, und alte jämmerliche Schaafstallschlösser an der Feuerfahne, weil nach der Tradition auf diesem Platze vor dem geistlichen ein leiblicher und leibhaftiger Schaafstall stand.

Gasthäuser, Kaffehäuser, Miethe ꝛc.

Gasthäuser findet man in Wien wenige von der Eleganz und Größe, wie man es erwarten sollte, und etwa zwey ausgenommen, haben die übrigen sehr mittelmäßige Zimmer und Bedienung. Dafür aber ist es in Wien nach Verhältniß des Orts auch bey weitem nicht so theuer, als oft in viel kleinern Städten, wo alles prachtvoll und äußerst vollständig eingerichtet ist, und man sich von den durchziehenden Reisenden als Zugvögeln bezahlt machen muß. Die meisten Gasthäuser sind zugleich Speisehäuser und zwar so, daß zu Einer Seite, oder unten im Zimmer Plätze für die niedere Klasse, und zur andern mehrere für die bessere bestimmt sind. Man nimmt von den leeren eilen beliebigen Platz ein und hört nun aus dem Munde des Markeurs den Küchenzettel herhaspeln, oder

findet ihn auch auf dem Tiſche und ſucht ſich heraus, was einem gefällig iſt. So kann man, den Wein mit eingeſchloſſen, recht gut zu Mittag eſſen für einen halben Gulden, und drey Gerichte, und allenfalls noch einen Kuchen obenein haben. Dies iſt die gewöhnliche Art und table d'hôte, wo die Preiſe ein für alle Mal beſtimmt ſind, und man alle Gerichter mit durchmachen muß, findet man in der Regel nicht. Auf dieſe Art leben eine Menge Einheimiſcher und Fremder hier, und man kann ſo in einer Woche jeden Tag in einer andern Geſellſchaft ſpeiſen, leider kann man hier nicht ſagen, in einer neuen. Das Zeichen dieſer Speiſehäuſer, die zugleich Weinhäuſer ſind, iſt ein Büſchel, oder ein ganzer Regenſchirm von Tannenzweigen. Die zweyte Klaſſe machen die Bierhäuſer mit einem Büſchel feiner Späne, die oben zuſammengebunden, wie Schilf in Geſtalt einer Glocke über den Thüren hängen. Auch hier wird geſpeiſet, Würſte, Käſe, Suppen und was es ſonſt giebt, doch alles dem Bierhauſe angemeſſen. Noch iſt eine dritte Klaſſe von Bier- und Weinhäuſern, meiſtens in den Kellern, wo auch die erſten Lebensmittel zum Anbiß zu haben ſind, und die Menge der Fiacker, Kutſcher, Bedienten und dergleichen Schlag Leute frequentiren. Dieſe finden auch in Buden in den engern Straßen und in den Vorſtädten ihre Gaſtküchen, wo immer Würſte,

Geschlinge und Gekröse, auch wohl besseres Fleisch über dem Feuer schmören und lieblich durch die Nase zum Herzen dringen. — Die Bereitung der Speisen ist hier freylich besser, als in Sachsen und Thüringen und den meisten Gegenden Frankens, aber doch findet der nördliche Teutsche sie schon zu weichlich und zugleich nicht raffinirt genug, so lecker der Wiener sonst auch seyn mag. Man findet fast alle Speisen durchaus auf dieselbe Art immer wieder bereitet, alle Kuchen, alle Näscherenen immer eben so wieder, als man sie gestern und ehegestern gegessen hat. Der gewöhnliche Wein ist weißer österreicher und rother ungrischer, meistens ofener, die für 24 Kreuzer, das Maaß schon recht gut sind. Gewöhnlich mischt man den Wein hier mit Wasser, oder besser, man trinkt das Wasser mit Wein. Der alte österreicher ist ein recht braver Wein, und sogar die Ungern trinken ihn bey sich, wie man uns auf der Palatinusinsel bey Ofen welchen vorsetzte. Jung ist er herb und wässerig, und selbst dem alten ziehe ich den ofener als Tischwein immer vor. Will man aber eigentlich trinken, so muß man nicht in diese Häuser, sondern auf die Keller gehen, wo alle Arten ungrischer Weine und viele italische zu haben sind, und mit Salamis, Parmesankäse und andern Zubissen recht gut gleiten. Auch das Bier ist hier ziemlich gut, das beste aber auch theurer, als der junge

Wein. Man hat zwey Sorten, das Mailänder und Horner, von den ich das erste vorziehe, dessen gewöhnlicher Preis das Maaß 8 Kreuzer und drüber ist.

Der Kaffehäuser ist in der Stadt und den Vorstädten eine unendliche Zahl, aber ich wüßte kein einziges, das sich durch seine Nettigkeit und Feinheit vorzüglich auszeichnete, wie man sie in kleinern Städten, z. B. in Ungern, oft findet, sondern fast alle haben ein sehr gewöhnliches Ansehen, obgleich sie immer wimmeln und von den besten Leuten in der Stadt besucht werden. Die lebhaftesten sind das am Graben und Milano am Kohlmarkt, und in den Vorstädten das Hugkmannische und eines auf der Leimgrube und auf den Wieden. Hier geht man hin, wenn man grade eine leere und verlorne halbe Stunde auszufüllen hat, oder jemand sprechen will, den man meistens nach so einem sichern dritten Ort hinweist. Gesellschaft ist immer da, aber selten Unterhaltung und vergebens sucht man das Leben und die Munterkeit, die man in Berlin und in den freyern Cassini und Caffes der Italiäner und Franzosen findet. Man trinkt seinen Kaffe und Chokolade, ißt sein Gefrornes und liest eine Zeitung nach der andern, oder spielt sein Billard, (denn Billards sind fast bey allen) und so geht man weiter, und hat zwar Menschen genug gehört, aber keinen gespro-

chen. Denn was gesprochen wird, bleibt unter zweyen und dreyen, und in der Furchtsamkeit des Flüsterns. Das einzige also, was man hier hat, sind die Menge der verschiedenen Menschen, fremder und einheimischer, die wie Erscheinungen im Schattenspiel vorübergehen, und doch zuweilen selbst als Taubstumme noch Lust machen können.

So wohlfeil nun auch Speise und Trank in Wien ist, so ein kostbarer Artickel wird die Miethe denen, die in der Stadt und zwar nicht an einem ganz todten Orte wohnen wollen. Hier wo alle Hauptgeschäfte des Lebens, aller Handel und aller Verkehr doch meistens koncentrirt sind, ist es natürlich am theuersten zu leben, und wird nach dem Verhältnisse wohlfeiler, nach welchem man sich mehr von dem Mittelpunkte entfernt. Außer den Speisen ist hier alles zwey und dreyfach theurer, und Kleider, Wäsche und die andern Artickel des täglichen Bedürfnisses stehen mit ihren Preisen mit der Größe der Stadt im genauen Verhältniß, und man fühlt den Unterschied zwischen einem Ort, wie Erlangen und Altenburg, oder Wien. Bey weitem das theuerste aber ist die Miethe. Man bezahlt in den besten und muntersten Gegenden der Stadt im ersten und zweyten Stock für ein gutes Zimmer 15, 20, 24 Gulden, und im dritten und vierten Stocke selbst ist für ein sehr mittelmäßiges mit eben so mittelmäßigen Möbeln und Bet-

ten doch der Preis von 8 bis 9 Gulden aufs Monat gewöhnlich. Diese Preise sinken nun, wie man sich von der Stadt weiter entfernt, und in einigen Vorstädten kann man wohl um 3, 4 Gulden monatlich ein eben so gutes Zimmer haben, als um 12 bis 16 in der Stadt.

Alle ersten Bedürfnisse des Lebens sind hier vortrefflich und im Ueberfluß, und eben so wenig theuer. Das reiche Ungern schickt Ochsen, Schweine, Korn, Wein und Mehl in Menge, und die Provinzen umher gehören selbst mit zu den gesegnetsten des teutschen Reiches. Man sieht es auch allen selbst den Armen und Niedrigen an, daß sie nicht hungern müssen, wie dieses leider in den meisten Städten der Fall ist, wo der größte Luxus und Glanz herrscht. Das Brod, dieses erste und nothwendigste Nahrungsmittel, ist hier so schön und so wohlfeil, als nur irgendwo in der kleinsten Stadt, und von allen Dörfern und Flecken umher, wird es an Markttagen auf großen Wagen eingeführt, damit die städtischen Becker es nicht übertheuern können. Auch das Fleisch ist nicht theuer, wohl aber manches Gemüse, z. B. die Kartoffel, die man in diesen Gegenden und überall im Oesterreichischen wenig anbaut und isset. Die Hauptplätze für den Einkauf in der Stadt sind der Hof und der Neue Markt, und außer der Stadt eine große weite Strecke auf dem Glacis nach der

Karl-

Karlborromäuskirche, und der Obstmarkt an der Donau an der Leopoldstadt. Ein eigner Artickel dieser weichlichen Fresser des südlichen Teutschlandes sind die kleinen Ferkel, die jungen kaum befiederten Gänse, und alles Geflügel in diesem Geschmacke. Die Fische sind sehr theuer, gehören nicht zu den besten Arten und werden schlecht bereitet.

Fratschler und Fratschlerinnen.

Zu dieser Klasse kann man eigentlich alle die rechnen, durch deren Hände die gewöhnlichen Nahrungsmittel, entweder im natürlichen Zustande, oder zum Theil schon bereitet und verändert gehen, und ihre Anzahl muß also in einer Stadt, wie Wien ist, besonders in einer Stadt, die so gute Magen hat, schon ziemlich bedeutend seyn. Dies ist allerdings wahr, aber sie zeichnen sich doch wenig aus, und man findet diese Klasse ganz anders in den Seestädten Teutschlands, oder in den größern Städten Italiens, wo sie ganz andre Geschäfte machen. Ob die Polizey hier wacht, oder ob der Wiener selbst alles noch mehr aus der ersten Hand nimmt, soviel ist gewiß, man sieht ihrer gar nicht eine so ungeheure Zahl. Jene Geflügelputzer und Ebaucheurs aller ersten Materialien des Magens, die man bey tausenden in den großen Städten Italiens trifft, findet man hier noch äußerst selten, und die Wirthe und andre kaufen wohl un-

mittelbar von den Märkten, oder von ihren Kunden vom Lande. Das Einzige, was in ihren Händen ist, und was auch immer eine eigene Klasse Leute haben will, die es vertheilen, sind die Früchte, und alle jenen kleinen Leckereyen und Näschereyen, die damit verwandt sind. Leider sind auch hier, wie an den meisten Orten, größtentheils alte schmutzige Weiber im Besitz dieses ansehnlichen Monopols, denn bey manchen geht es wirklich ziemlich ins Große, und sie mögen wohl zuweilen ein 20 Gulden den Tag über einnehmen. Aber sie sind weder in ihrem äußern Aufzuge, noch in ihren Taschen so vermögend, wie Herr Schulz sie machte, der bey'm Wechseln unter den Kreutzern Dukaten und Souverain'ors in Menge fand. Ich habe sie sicher oft die Taschen umrühren lassen, aber solche Münze ist mir auch nicht ein einzigesmal in die Augen gefallen. Sie sind meistens alte gutherzige und freundliche Kreaturen, aber ohne Pracht, weder an sich, noch an ihrem Warenlager, welches gegen die Fruchtstapel der neuen Italiäner sehr absticht. Diese Weiber haben ihre Grade in den Preisen nach den Orten, wo sie ausstehen. Am theuersten sind sie mitten in der Stadt am Graben und auf dem Hof, wohlfeiler vor den Thoren, am wohlfeilsten in der Leopoldstadt, wo auch die besten Früchte sind. Doch ist dieser Wechsel überall theurer in Wien, als man bey der

großen Zufahr und der Wohlfeilheit mancher andern Zweige des täglichen Lebens erwarten sollte.

Die Fiaker.

Die Menge der Equipagen und Reitpferde ist bey den vielen Großen und Reichen, die in dieser Residenz leben, sehr groß, so wie sie auch sicher zu den schönsten und kostbarsten gehören. Aber doch bleibt noch immer eine große Zahl, die nicht zu Fuße gehen mögen, noch können, und für diese ist denn der Fiacker eine wohlthätige Einrichtung. Man rechnet ihrer mit einer runden Zahl an 700, die Nummer 670 habe ich gezählt. Man findet sie an allen Thoren, wie an allen Plätzen der Stadt, und in allen lebhaften Gassen, und sie bieten sich mit dem gewöhnlichen Gruß: Fahren mer, Ihr Gnaden? an. Ihre Wagen sind größtentheils sehr bequem, oft auch zierlich, und so Pferde und Geschirr, wenn es gleich auch lumpigtes Zeug giebt, und alle haben das Verdienst, daß sie eben so rasch, als geschickt fahren. Sie wissen in vollem Galopp sich einander so geschickt vorbeyzustreifen und auszubeugen, und doch dabey der Fußgänger wahrzunehmen, daß es eine Lust ist anzusehen; und man hat fast kein Beyspiel, daß in den engen Gassen und bey dem ungeheuren Gedränge der Equipagen und Menschen jemand übergefahren würde. Diese Geschicklichkeit kömmt freylich den Fuhrleuten, aber eben so sehr der Polizey zu Gu-

te, die auf alles, was das Leben und die Sicherheit der Bürger angeht, ein sehr wachsames Auge hat, und bey der geringsten Schuld unerbittlich strenge ist. Ein Appendix der Fiacker sind die Treselwagen, die auch weit über Land kutschiren, und mit denen die Person um ein Paar Dukaten 40 bis 50 Meilen machen kann, weil sie Menschen auf einander zu packen wissen. In diesen läßt sich keiner der Honoratioren, nicht einmal ein ehrsamer Bürger in der Stadt und den Vorstädten gerne sehen, weil er gar zu offen unter allerley Gesindel da sitzen muß. Die Fiacker haben keine bestimmte Taxe, und dies ist auch unmöglich, weil die Zeiten und Entfernungen sich nie genau abmessen lassen, am wenigsten das Wetter. Man muß immer mit ihnen akkordiren und man thut wohl, wenn man es recht bestimmt thut, denn sonst sind sie, wie alle Fähr- und Fuhrleute, trotz ihrem Ihr Gnade, am Ende die unverschämtesten Schlingel in der Welt. Der gewöhnliche Preis für eine halbe Stunde ist ein halber Gulden, oder zwey Siebenzehner; das hängt vom Wetter ab. An schönen heitern und kühlen Tagen müssen sie schon wohlfeiler Kauf geben. Man hat Beyspiele, daß sie bey schlechtem Regenwetter, wann viele grade von Einem Platze haben abfahren wollen, ihren gewöhnlichen Preis vier, ja sechsfach gesteigert und Dukaten gefordert und erhalten haben, wo man

sonst einen Gulden giebt. Aber auf diese Art wissen die meisten Menschen die Noth ihrer Mitbrüder zu taxiren, und ich will also dieses den Fiakern nicht zum Verbrechen machen.

Die Polizey.

Die Wiener Polizey ist weit und breit berühmt und sie verdient diesen Ruhm vollkommen, wenn man die Polizey bloß auf das bezieht, was zur Sicherheit und zum Unterhalt des Lebens der Einzelnen und des Ganzen gehört; denn auch der Staat ist als ein einzelnes Leben anzusehen, das nur zu verletzlich und zu leicht zu tödten ist. Freylich ist und bleibt es immer eine sehr verwickelte Frage, was Polizey sey. Keiner hat noch recht zu sagen gewußt, was sie eigentlich solle, und wie weit ihre Grenzen gehen; und diese schwere und verwickelte Frage bleibt noch dem größten Staatsmanne, der aber auch der größte Mensch seyn muß, zu lösen übrig. Alles also was zunächst zum Körper gehört und zur Leibesweide, zur Sicherheit und Bequemlichkeit der Bürger, alles dieses leistet die Wiener Polizey vollkommen, und in dieser Rücksicht ist sie vortrefflich. Viele wollen aber behaupten, daß sie auch in das Gebiet eindringt, wo die Geistesweide angeht, und zwar tiefer, als löblich ist. Das könne sich nun freylich eher sagen, als beweisen lassen; aber soviel ist gewiß, daß die Wiener Polizey allenthalben ihre Diener hat, und

ſicher, wenn zwey, drey Menſchen verſammelt ſind, einer von dieſen unter ihnen iſt. Manches mögen die jetzigen politiſchen Umſtände entſchuldigen, wenn dieſe Hülfe nur nicht zu unwirkſam und wirklich gefährlicher, als zweckmäßig wäre. Denn die meiſten Menſchen ſind ſchon zufrieden, wenn ſie nur ſagen dürfen, was ſie meinen, daß ihnen fehle, und laſſen es damit meiſt gut ſeyn; aber wer löſcht ein Feuer, das, zurückgehalten, endlich furchtbar auflodert und ſeine Unterdrücker zuletzt verzehrt? Nur die Böſen ſollten die Polizey fürchten; aber hier verſtummen die bravſten und redlichſten Leute bey Dingen, worüber man ſonſt in der ganzen Welt laut ſpricht und lacht. Eben daher iſt auch mit einem Wiener an einem öffentlichen Orte kein vernünftiges Geſpräch möglich, weil er deſſen von Jugend auf entwöhnt iſt, und nur in einem engern Kreiſe ſeinen Verſtand umzutummeln weiß, der ſogleich ſtolpert, ſobald er über dieſe Gränzen hinauskömmt. Doch hierüber weiter unten. — Auch in Rückſicht der Fremden iſt die Polizey eben ſo ſtrenge, als gerecht, und das finde ich billig. Es ſchleichen ſich in große Städte doch immer genug Vagabunden ein, die auszutreiben, oder nur erſt auszuwittern die beſte Polizey verzweifelt. Daß man Fremde aus verdächtigen Gegenden auch mit mehr Strenge examinirt, oder gar aus der Stadt weiſet, mag die heilloſe Zeit

und das Beyspiel entschuldigen; denn geht es anders her in Rom und Paris, wo man so laut über Despotismus schreit? Sobald man ankömmt, reicht der Wirth einen Zettel ein, worauf man sich und seine Sachen haarklein aufschreiben muß. Den folgenden Tag geht man auf die Polizey, wo man seinen Paß findet, der einem an den Linien von einem Polizeybedienten abgefordert ist. Dieser bleibt auf der Polizey und man erhält einen Schein, daß man ihm abgeliefert hat. Reiset man ab, so erhält man gegen diesen einen neuen kaiserlichen Paß, den zu erhalten man die Länge einiger Stunden durch mehrere Instanzen nach der Kriegskanzley und endlich nach der Regierung gehen muß, wo er von vielen Augen visirt und von mehrern Händen unterschrieben wird. Aber alles dieses nur gegen Vorzeigung eines Scheins vom Grundrichter, daß man sich bey ihm als dem Wirthe nichts schuldig legitimirt, und überall keine Klage gegen sich habe. Dies ist allerdings etwas langweilig, aber man wird überall mit Artigkeit und Höflichkeit, wie ein Gentleman, nicht in dem soldatischen preußischen Erton behandelt, und kann sich also für alle Sicherheit und allen Schutz, den man so lange an einem lieben Orte genossen hat, dies wohl gefallen lassen. Hohe und privilegirte Personen sind hievon freylich ausgenommen, so wie die Reisenden, die nur einige Tagen bleiben, weil die wirk-

lich Urſache hätten über eine ſolche Einrichtung zu klagen; ſie werden es doch über die Formalitäten thun.

Lotto.

Dieſes heilloſe Uebel, das doch keine gute Regierung dulden ſollte, ſitzt hier recht auf ſeinem Thron, und wird in einer fürchterlichen Ausdehnung befördert und zeigt durch die Menge der Kollekturen, daß es reichlichen Abgang findet. Wenn man doch nur bedächte, daß es meiſtens die ärmere Klaſſe iſt, das Heer der Bedienten und Mägde, und eine Menge andrer junger Leute, die ſich vom Glücke äffen laſſen; daß dieſe zu Diebſtählen und Spitzbübereyen verführt werden, um den Spieltrieb zu befriedigen, und oft den letzten Groſchen hieher tragen, während ihre Kinder daheim um Brod ſchreyen; wenn man bedächte, wie dieſes Spiel nicht nur der Ruin ganzer Familien, ſondern auch der Moralität iſt, ſo würde man es ſicher abſtellen. Nicht bloß in den Städten iſt dieſes Weſen ſo im Gange, ſondern jedes Dorf hat ſeine Lotteriekollektur, und immer mit der ſchönen Aufſchrift: heute iſt der letzte Tag, als wenn der Verluſt unerſetzlich wäre, wenn jemand dieſes Glück ſo entſchlüpfen ließe. Ja man treibt die Methode ſo weit, daß bey dieſen Kollekturen auch häufig Traumbücher angekündigt ſind. Wie doch die praktiſche Pſychologie durch ſo eine edle Anſtalt wächſt! Vielleicht

aber ist dies keine Erfindung Wiens; denn auch in Florenz und andern Städten Italiens fand ich bey den Nummern fast immer ausgehängt: qui si vendono libri di sogni. —

Wissenschaften, Universität, Künste ꝛc.

Joseph war auf dem Wege was Gutes zu machen, aber er fuhr zu rasch dahin, wie sein Leben, und mit ihm sank das Meiste wieder in Nichts und Nacht zurück. Ich will nicht sagen, daß unter ihm schon alles herrlich gewesen sey, das war nicht möglich; aber es war doch vieles im Werden, und manche Geister warfen alte Ketten ab, und suchten sich selbst und andern einen Schwung zu geben, und dieser Schwung machte sich endlich schon fühlbar. Der Mensch hat schon viel gewonnen, wenn er nur erst einsieht, was ihm fehlt. Es traten Männer auf, die, unter seiner Aegide, freylich nicht ganz gedeckt, die Stimme erhuben gegen die alten Geburten des Aberglaubens und Pfaffenregiments. Seine Nachfolger wollten den Kampf mit der Hyder nicht erneuen, welchem er erlag. Entweder fühlten sie sich den Muth nicht, oder die großen politischen Händel hießen sie dies an die Seite setzen, und Kardinal Migazzi, Censur und Pabst traten wieder in ihre alten Rechte ein. So ist es auch noch, und was bey der Zeit, wie sie mit einem gewaltigen Strome gegen alles Alte

läuft, nur irgend haltbar ist, das suchen sie wieder fest zu machen. Vielleicht haben sie den Regenten auch mit Gespenstern der Revolution und des Umsturzes aller alten Verfassungen mit dem Sturz der Hierarchie eingeschreckt. Freylich sind viele, die, durch den Geist der Zeit ergriffen, und von jenem Lichtfunken erleuchtet, der unter Joseph ausgestreut wurde, freyer und kühner denken, aber sie dürfen nicht frey und kühn sprechen; allein dann ist das Denken wie der Leib einer Jungfrau, die Helden und Virtuosen gebohren haben würde, wenn ihr der mitschaffende Leib eines Mannes fehlt. Wer findet es z. B. nicht ehrwürdig, wenn er Menschen das Bedürfniß eines höhern Wesens fühlen und sie diesem gemäß handeln sieht, wie anders er selbst vielleicht hierüber denken mag? Aber so den grassesten Aberglauben, die kindischesten Possen in der Hauptstadt Teutschlands, und am Ende des 18ten Jahrhunderts vor aller Augen zu sehen; zu sehen, wie Menschen, die klüger seyn sollten, zu Tausenden vor einer Hostie sich in den Koth werfen, und götzendienend knieen vor einem ekelhaften Bilde, das Schweine scheu machen könnte, das empört bis ins Innerste; zu sehen, wie ganze Heerden von Bauern und Handwerkern über Land ziehen nach Herrenals, Mariazell, oder Mariatafer!, und mit ihren dummen Geplärr Gott und ihrer Arbeit den Tag, ihren Kindern aber das Brod stehlen, und

selbst für allerley Liederlichkeit Gelegenheit und zugleich auch Ablaß finden. — Hierüber klagen selbst eifrige Katholiken, die wohl einsehn, daß der Mensch in jeder Religion Anleitung zur Tugend und Glückseligkeit findet, wenn er nur erst von den Possen der Priester und den Satzungen finstrer Jahrhunderte sich losgemacht hat. Wenn man nun vollends sieht, wie diese Uebungen des Aberglaubens bey aller Stierheit des Blicks und aller Rohheit der Begriffe bloß etwas Aeußeres sind, womit sich so bequem der Schmutz der Sünden abwaschen läßt, wobey man mit seinem Nachbar liebäugeln, und allerley fremde Spiele und Gedanken treiben kann, wenn nur der äußere Takt mit Augen und Händen und Knieen seine Begleitung erhält; zu sehen, daß für 100, 1000, ja 10000 Tage vollkommner Ablaß ertheilt wird, wenn man sich ferner einige Stunden so zerarbeitet hat; und wie dies nicht bloß auf allen Tafeln zu lesen ist, sondern in gedruckten Ankündigungen, Zettelchen, Büchelchen, Predigten noch täglich dem Volke vorgekäut wird, das kann einem die Laus über die Leber laufen lassen. Wundert man sich dann noch über den plötzlichen Umsturz alles Alten, und schreyt: ungeheuer!? das ist es nicht! sondern das natürlichste. Nur durch Fortschreiten zum Bessern kann das Gute der alten Religionen und Verfassungen erhalten werden. Der Sklave, von seinen Ketten

gelöst, ist ein Tyrann, und wer für Religion nur Aberglauben hat, jagt seine Priester aus dem Lande, wenn er plötzlich in Licht alles verwandelt sieht, ohne selbst ins Licht sehen zu können. So ist hier nun alles wieder beym Alten, nur die ausgejagten Vögel hat man in ihre Nester nicht wieder einsetzen können, weil sie ohne Futter doch verhungert wären, und das Singen verlernt hätten.

Wie es nun um die Wissenschaften stehe, und was unter diesen Umständen für sie sich thun lasse, das sieht ein Kind ein. Die gewöhnlichen sogenannten Brodstudien gehen zwar ganz gemächlich ihren alten Weg so hin, und man kann es da immer zu einem hohen Grade von Gelehrsamkeit bringen. Aber alles was ins Gebiet des Unbestimmten und Unerforschten einschlägt, vielleicht sollte ich sagen des Unerforschlichen und Unbestimmbaren, worüber der Mensch doch so gern grübelt und nachdenkt, und worüber er nachdenken soll, alles was die Philosophie mit ihrer Fackel beleuchten soll, hielte man hier so gern unter ewiger Nacht begraben, wenn es sich nur halten lassen wollte. In diesem ewigen Graben und Suchen nach dem Ungewissen und Entfliehenden, daß er was Gewisses finde und hasche, in diesem liegt der schönste Trieb des Menschen, der dem flüchtigen Leben selbst Festigkeit, und dem Festen und Sicher-

deſſen er ſo wenig hat, ſüßeren und daurendern Genuß giebt. Wo man dieſen heilſamen Strom, der die ſtockenden Sümpfe der Menſchheit ableiten ſoll, eindämmt, welche unſägliche Peſt entſpringt da mit der Menge ihrer Uebel, die ſich hinterdrein erſt recht offenbaren? Man ſehe nur den Katalogus der verbotnen Bücher nach, wie er auf jedes Jahr zu einem dicken Bande anſchwillt, und wie die Cenſur oft lächerliche Bocksſtreiche macht, und bloß nach dem Titel ausſtreicht, da mancher gefährliche Wolf ſich doch unter einem frommen Schaafskleide einzuſchleichen weiß. Doch alles dies würde ſo viel nicht ſchaden, wenn nur die menſchliche Zunge ihr heiliges Recht behielte, aber auch die Stimme des Lehrers und des Klugen, oder Thoren wird verſperrt. Und alle dieſe gehören doch nothwendig zur beſten und freyſten Welt, und müſſen im ewigen Kampfe ſeyn, wie die Stürme des Himmels, wenn etwas wachſen und gedeihen ſoll. Dies iſt ſo ſchlimm, daß der Hörer, wie der Lehrer, bloße Nullen ſind, die ſich einander was vorlügen und vorlügen laſſen. Denn da von 1000 Menſchen nicht zwey überein denken, über Eine Sache in allen Rückſichten, woraus man ſie anſehen kann, ſo lügen ja alle Tauſend, wenn ſie dieſe Sache gleich anzuſehen ſich ſtellen, und ſie aus des einen Munde grade ſo klingt, wie ſie der andre in die hohlen Eſelsohren der gähnenden Zuhörer hin-

einechoet, die Eselsohren werden müssen, wenn der Geist wie ein Esel sich mit Folianten beladen, und mit dem bunten Rüstungen der Autorität behängen läßt, ohne sie unwillig abzuschütteln, uns lieber Streiche zu dulden, als diesen schimpflichen Schmuck zu tragen. Was so eine Eselträgerey der Wahrheit auf alle Disciplinen für einen verrätherischen Einfluß hat, das weiß ein jeder, der die Welt ein bischen ansieht, oder die Geschichte, ein langes Register von Sünden und Narrheiten, nur mit flüchtigen Händen vom Staub der Jahre gesäubert hat. Was also Philosophie und Theologie in Wien heißen, das begreift sich hieraus sehr leicht. In der Jurisprudenz, wie sie einmal ist, kann einer auch ohne alle Philosophie zum Reichshofrath und Reichskanzler sich aufschwingen, und die Mediciner wissen ihre Arkana schon so zu verstecken, daß ihnen nicht leicht jemand was anhaben kann. Diese letzte Wissenschaft wird hier nach dem allgemeinen Geständniß der Lernenden am besten gelehrt, und hat durch die großen Lazarethe und die berühmten Vorsteher derselben eine praktische Beyhülfe, der sie sich an wenigen andern Orten rühmen kann. Die schönen Wissenschaften hängen mit der Philosophie am engsten zusammen, weil sie nur durch Schwung und Enthusiasmus des ganzen denkenden und empfindenden Wesens bestehen. Die besten Köpfe, die unter Joseph auflebten, sind unter

der Erde, und der alte Denis gräbt nun in Manuſkripten und ſchilt als ein frommer Katholik über die heilloſen Zeiten, die er hat erleben müſſen. Auch in den übrigen ſchönen Künſten, in der Bildhauerey und Mahlerey ſoll der alte Eifer ſehr erkalten. Vortrefflich ſind ſonſt die Muſter und die Abgüſſe der Meiſterſtücke des alten Griechenlands, die noch übrig ſind, welche auf der Kunſtakademie in ſchöner Ordnung, dem jungen Künſtler, wie dem Liebhaber, ausgeſtellt ſind, ſo wie er in Belvedere und im lichtenſteiniſchen Pallaſt Nahrung für ſein heiliges Feuer finden kann. Aber es fehlt der waltende Geiſt, der Feuer über die Köpfe, und, daß ichs recht ſage, Brod in die Mäuler gießt; denn wenn die Kunſt nach Brod gehen muß, ſo ſteht es übel aus, und ohne Aufmunterung erliegt endlich die lebendige Kraft.

Die Univerſität ſelbſt iſt ſehr zahlreich und zählt über 4000 Studenten. Die Einrichtung iſt bey weitem anders, als auf den übrigen Univerſitäten Teutſchlands, und die Subordination, nicht bloß bey den Theologen, die gemeiniglich ſchon unter ihren Obern ſtehen, weit größer. Daher kömmt es, daß man die Studenten in Wien nicht bemerkt, wo ſie freylich doch keine der erſten Rollen ſpielen würden, wie in den kleinern Städten Teutſchlands. Sie ſind aber nicht allein unbemerkt, ſondern auch ungeachtet, und das iſt wieder ein ſchlimmeres

Ding, als das Großthun und Bramarbisiren ihrer Brüder im übrigen Vaterlande. Denn wenn dem Jüngling die Flügel lahm geschlagen, so bleiben sie es gewöhnlich für immer. Es ist hier noch schlimmer, als in Leipzig. Es sind zwey Universitätsgebäude, das alte und das neue nächst dem Stubenthore bey den Dominikanern. Das neue ist 1756 von M. Theresia erbaut, ein stattliches Gebäude. Ihre eigne Bibliothek ist nicht vorzüglich, doch haben sie die kaiserliche zu benutzen, die aber doch mehr für die reifen Köpfe, so wie für die ist, die außer den schnellern Jahren des Studierens noch Mittel haben, an einem Orte, wie Wien ist länger auszuhalten.

Das vortreffliche Bibliothekgebäude ward im Anfange dieses Jahrhunderts unter Karl dem Sechsten von Fischer von Erlach erbaut. Es stößt hinten an die Burg, und kann, wenn man will zu ihr gerechnet werden. Vorn hat es einen schönen freyen Platz, der der Josephplatz heißt und steht den frieſischen Pallast, einen der neuesten und stattlichsten in Wien an. Es ist ein Hauptgebäude mit zwey Flügeln. Das Hauptgebäude ist eigentlich die Bibliothek; an den rechten Flügel stoßen die schöne Reitbahn und der prächtige Redutensaal am Michaelerplatz, und der linke enthält das sogenannte physikalische Kabinett, Instrumente und allerley Vorrichtungen der physischen und mathe-

matischen Wissenschaften. So schön indessen dieser Bau anfangs auch in die Augen fällt, so erregt er doch endlich ein Gefühl des Schweren und Unbehülflichen, welches, wie mich dünkt, auch den besten Werken Fischers nicht ganz fehlt. Die Bibliothek ist in dem Hauptgebäude in einem großen Saal im zweyten Stock, und in mehrern Nebensälen und Zimmern aufgestellt. Sie soll jetzt über 200000 Bände an gedruckten Büchern und Manuskripten enthalten, ungerechnet manches, was hie und da noch ungeordnet und unentstäubt über einander geworfen liegt. Der große Saal ist ein herrliches Werk und zwey Stock hoch. Seine schöne von Gran gemahlte Decke ruht auf zierlichen Säulen, und die Wände sind mit weißem Marmor ausgesetzt. Mehrere Büsten aus dem Alterthum und Köpfe zieren ihn, und wohlgearbeitete Statüen der Habsburge, vom ersten Rudolf bis auf Karl den Sechsten. Schade, daß die Zierrathen und Vergoldungen und andre Schnörkel, wofür Fischer nicht kann, den einfachen Eindruck dieses prächtigen Zimmers zu sehr stören. Von Codices, die zum Theil noch ununtersucht sind, und von alten Drucken ist hier eine sehr stattliche Sammlung. Dies gehört aber für den Beschauer bloß zu den Raritäten. Dahin kann man auch das schöne Kunstwerk des Baierschen Künstlers Nösfeld rechnen, der das Kopernikanische System sehr künstlich

und sauber aus Meßing gearbeitet hat. Hier ist ein eignes großes Zimmer für die so hier lesen, nachschlagen, oder excerpiren wollen, zu welchem Behufe die Bibliothek täglich 8 Stunden Sommer und Winter offen ist.

Unten am Eingange im linken Seitenflügel ist das herrliche physikalische Kabinett, das einen Tag in der Woche für jedermann, der sich ein Erlaubnißbillet hohlt, offen ist. Auch das Naturalienkabinett und der Schatz sind in der Nähe. Das erstere soll an Mineralien und Versteinerungen eins der ersten in Europa seyn. Das andre Schöne nicht einmal gerechnet. Man findet hier auch viele Tische und andre Arbeiten im florentinischen Geschmack von zusammengelegten Steinen und Scagliola, auch kleine Gemählde in Mosaik: eine Büste Josephs des Zweyten aus Bley, sehr ähnlich, aber widerlich, wie alles Bleierne; auch Leopold steht auch in Lebensgröße in Mosaik, und Laudon und Joseph in kleinerm Maße. Den Schatz zu beschreiben muß man einen Schatzgeschmack haben; das wäre etwas für Weiber. Mich dünkt, solche Kostbarkeiten, Kunstwerke und Raritäten, wie die seinigen, wollen nur gesehen werden, obgleich es sonst ein leichtes wäre, von seinen Schnurrigkeiten und Seltenheiten mehr als Einen Bogen zu füllen. Das schönste sind unstreitig die Gefäße aus kostba-

an Steinen und die kleinen Kunstarbeiten von dem berühmten Donner.

Unter dieser Rubrik kann auch sehr gut eine kleine Skizze von Belvedere und der lichtensteinischen Gemähldesammlung stehen, die mir während meines Aufenthalts in Wien so manche seelige Stunde verschaft haben, und die unstreitig von allem, was hier zur lebendigen Erweckung und Förderung der Kunst ist, den ersten Rang einnehmen. Man hat von beyden Katalogen, und ich werde den Leser nicht mit einer tödtenten Aufrechnung aller Stücke martern, sondern nur von einigem, was ich am lebendigsten durchdrang und ergriff, ein schwaches Bild meiner Empfindungen zu geben suchen. Man möchte so gern, was einem selbst gefiel, im Besitz der Bewunderung aller sehen.

Das liebliche Belvedere, eine Ville des grossen Eugen, liegt auf den Wieden und hat eine weite Aussicht über die Stadt und die Vorstädte hinaus. Es ist leicht und lustig gebaut, und liegt mitten in einem schönen Garten, der freylich etwas zu sehr französirt ist. Man hat dieses Belvedere benutzt, die Gemähldesammlung des Kaisers darin aufzustellen. Diese ist während des ganzen Sommers und Frühlings drey Tage in der Woche von 9 bis 12 und von 3 bis 6 Uhr jedem offen, und Bediente sind da, einem unentgeldlich alles zu zeigen. Für junge Künstler ist es nicht blos in

diesen Stunden offen. Man hat von den italischen und niederländischen Gemählden jetzt ein Verzeichniß von Joseph Rosa, das zugleich Nachrichten und Fingerzeige enthält, und 1796 bey Schmidt in Wien herausgekommen ist. Der Garten selbst ist zu allen Tageszeiten offen, wird aber, weil er so entlegen ist, wenig zum Spazieren benutzt.

Aus der lombardischen Schule, die der Reihe der Säle nach die erste ist, bemerke ich:

Marc Antonio Franceschini. Die Mutterliebe. Ein schönes blühendes Weib hält mit der einen Hand eine große Frucht empor und ruht mit der andern, einen Blick unaussprechlicher Liebe auf ihre Kinder geheftet, deren drey, liebliche Geschöpfe, auf ihren Knieen und in ihrem Schooße ruhen, und sich zur Frucht und zu ihren Fuß anklammern. Alle Figuren sind nackt und über Lebensgröße. Franceschini ist vorzüglich glücklich in unbekleideten Figuren.

Annibale Caracci. Adonis, ein schöner männlicher Jüngling tritt mit seinem Bogen und seinen Jagdhunden aus dem Hain hervor und schaut auf die ruhende Venus, eine üppige, wollüstige Gestalt, die einen Blick voll Sehnsucht und Liebe auf den geliebten Schäfer wirft. Schalkhaft steht ihr Amor mit einem Pfeil zur Seite und deutet auf ein kleines rothes Fleckchen auf der wogenden Brust, das dieser Pfeil gegraben hat.

Guido Reni. Magdalene vor dem Kruci-fix, eines der holdesten weiblichen Wesen, die je aus der Idee eines Sterblichen geflossen sind. Welch ein Geist, der so einen Geist empfangen und darstellen konnte! Alles was Empfindung Süßes, was Liebe Holdes, was Anmuth und Weiblichkeit Unnennbares hat, ist in dieser Gestalt vereinigt, und das Ganze mit einer stillen Ruhe und süßen Schwermuth überschattet, die dies Bild mit un-auslöschlichen Zügen ins Herz brennt. Ein bloßes Bruststück.

Guido Reni. Die Reinigung im Tempel, wieder ein gar süßes Stück. Die Jungfrau kniet am Altar, in ihre eigne Huld und Sittsamkeit versenkt, gar ein wunderliebliches und freundliches Wesen, jugendliche Zartheit und Reinheit athmend. Der alte Simeon hält mit frommer Inbrust den jungen Sohn des Himmels dankend und preisend empor, und mehrere heilige Personen stehen zur Seite. Ein liebliches Bübchen spielt mit den weißen Opfertauben, nach denen er sich in kindischer Unschuld emporstreckt. Schon dieser kindliche Bube wäre eines Lorbeerkranzes werth; aber wo sah man eine Weiblichkeit, als in der Mutter Gottes?

Augustin Caracci. Einige Gemählde voll Lust und Kraft des Pinsels, die die süßen Praeludia Amoris und einige das Vollbringen ausdrü-

cken in mancherley Stellungen und Gruppen, die an kleinen und großen Figuren reich sind. Die Aengstlichkeit hieß sie mit einer Decke umhängen. So reitzen sie gewiß die Neugier eines jeden, diese aufziehen zu lassen, um sie recht zu beantlitzen. An der andern Seite des Zimmers hängen von demselben Augustin ein Paar ähnliche, auch mit nackten Figuren, und zwar weiblichen, deren einige den fröhlichen, die andern den rasenden Amor darzustellen schienen.

Amor. So ist die Aufschrift dieses kleinen Buben, der in der Rechten einen Pfeil und in der Linken einen Bogen hält, und Flügel hintenauf trägt. Man will ihn zu der himmlischen Liebe machen und läßt ihn aus Guido's Schule kommen. Immer ist es ein feiner, lieblicher Knabe, aber als himmlischer Amor müßte er anders aussehen, und hätte ihn Guido, oder seine Schüler auch sicher anders gemahlt. Warum soll er nicht einer der vielen irdischen seyn? nicht grade den Erzscheim meine ich, sondern einen der leidlichen, die es mit Göttern und Menschen nicht gar zu arg machen.

Anton Corrèggio. Jo sitzt auf einem Rosenhügel voll süßer Wohllust und läßt sich von einer Wolke umfangen, indem sie ihre trunkne Blicke aufwärts richtet. Eine herrliche Gestalt und Stellung.

Correggio. Der bogenschnitzende Kupido,

den ich für den Preis der ganzen Sammlung erklären mögte; wenigstens nähme ich ihn, wenn wir die Wahl frey stünde. Er stemmt sich mit seinem Messer auf einen Stock, den er unten auf Folianten gestellt hat, worauf er selbst steht. Ein reizender Knabe, näher dem Jüngling, mit ein Paar Augen, die einen allenthalben wieder finden. Die ganze Gestalt athmet Grazie und Wohllaut des Daseyns und Empfindens, und ist mit einem unaussprechlichen Zauber übergossen. Hinter ihm ist eine kleinere Ausgabe von Amor zu sehen, ein Erzaushecker aller Schelmerey und Tücke. Er kneipt ein kleines Mädchen, das zu schreien scheint, und sein Lächeln drückt Muthwillen und Schelmkniffe unaussprechlich aus. So ein Stück muß den jungen Künstler den Muth in der Brust gewaltig beklemmen.

Ludwig Caracci. Ein schönes Gemählde, wenn nicht voll aller der Huld, deren der Gegenstand fähig war, doch durchaus die süßeste Gewalt der Lust athmend. Venus liegt auf einer Decke, eine wohllüstige Figur, in einer fröhlichen Neckerey begriffen. Mit der einen Hand hält sie nemlich einen Pfeil, mit der andern den Bogen empor, und der kleine Schalk Amor, strebt umsonst, sich hinaufzuarbeiten und sie ihr zu entwinden. Er verräth in seiner Miene und Haltung eben so viel Unmuth und Aerger, als der lauschen-

de Satyr, der lachend den Vorhang von hinten wegzieht, Schalkheit und Lüsternheit.

Correggio. Ganymedes, von Jupiters Adler entführt. Sein Hund sieht ihn traurend nach. Es ist die Gestalt eines feinen Knaben, der scheu und leichtschwebend mit dem stolzen scepertragenden König der Vögel emporfliegt. Korreggios Reitz und Leben in der Darstellung leuchtet kräftig aus allen Zügen hervor.

Aus der florentinischen Schule:

Andrea del Sarto. Die Gottesmutter mit ihrem Knaben und dem kleinen Johann. Ein Meisterstück in Rücksicht des Kolorits, wie die Meister sprechen. Die Kinder sind auch recht brav, aber an der Mutter vermißt man das Ideal des Guido und Carlo Dolce, welches Andreas auch selten und in seiner Madonna del Sacco in Florenz nur einmal in vorzüglichem Grade hatte.

Fra Bartolomeo. Mariens Opferung, nicht unwürdig des Mannes, den zu studieren und im Kolorit zu bewundern, Raphael nach Florenz ging.

Allessandro Allori. Christus mit Maria und Martha. Wenn dieser Mahler gleich oft in der Komposition fehlt und im Kolorit keiner der ersten ist, so verstand er es doch, den Geist auszudrücken. Jesus sitzt in stiller Größe da, Martha steht mit Trinkgefäßen, und Maria ruht zu seinen

ßen, ein Salbengefäß neben sich habend und auf ein Buch gestützt, indem sie ihr schönes Haupt voll Inbrunst forschend und bittend zu ihm wendet. Ein Paar schöne schlanke Gestalten. Eine schöne Bayerin die ich in Straubingen sah, ist das lebendige Bild Mariens.

Carlo Dolce. Zwey kleine Madonnenköpfe in all seiner gewöhnlichen Milde und Lieblichkeit, mit der stillen Wehmuth der Betrachtung übergossen. Dies ist sein Feld. Sein Christus, der das Kreuz trägt, ist nur das stille Bild der Unschuld, nicht das starke Symbol der Manneskraft.

Horatio Gentileschi. Die Reise nach Aegypten, eine Scene unterwegs. Joseph liegt und schläft. Maria sitzt und reicht ihrem holden Säugling die Brust. Ein gar sanftes Stück. Die stille Zärtlichkeit der Mutter, die auf ihr Kind blickt, und das kindliche Wohlgefallen des Knaben, besonders der Ausdruck seiner kleinen Augen, sind unübertrefflich und der schönsten Natur abgestohlen.

Horatio Gentileschi. Eine ruhende Magdalena, meine Lieblingin, die ich oft stundenlang mit Sehnsucht angeschaut habe, und die an Ausdruck und lebendiger Empfindung das Meiste in dieser Sammlung übertrifft. Sie hat nicht die süße Ruhe und stille Sehnsucht der Guidoschen Maria vor dem Kreuzbilde, sondern ihre Stirn

umwölkt ein leiser Zug tieferer Trauer, aber die süßeste Schwermuth, die trunkenste Schwärmerey eines holden weiblichen Gesichtes ist lebendig darauf ausgedrückt. Man mögte sagen, sie wolle ganz mit dem Himmel in Eins zerfließen, nach welchem sie so brünstige und heiße Blicke sendet.

Andrea del Sarto. Mehrere schöne Stücke dieses großen Künstlers, dem nur oft Kraft fehlt, um einer der vollendetsten zu seyn.

Carlo Dolce. Maria und ihr Bübchen. Ein sehr süßes Gemählde in seiner zarten und weichen Manier.

Aus der römischen Schule:

Einige vortreffliche Stücke des unsterblichen Mengs. Der Apostel Petrus sitzt auf einem Stuhle und deutet mit der einen Hand gen Himmel, indem er mit der andern ein Buch und seine furchtbaren Kommandoschlüssel hält. Eine Feuersflamme geht aus seinem Haupte, und eine mächtigere des Geistes aus seinem Gesichte und aus der ganzen Stellung und Gebehrdung seines Körpers, die äußerst ausdrucksvoll sind. Der Engel erscheint Joseph im Traum und heißt ihn nach Aegypten fliehen. Ein schöner Engelskopf. Mutter und Kind und zwey Engel ihnen zur Seiten. Auch diese Engel mögte man Raphaelisch nennen, aber der vorige behält den Preis. Mutter und

Kind sind idealisirt und voll Unschuld und jener Stille und Mäßigung, die den Genius spricht.

Nicolas Poussin. Salomos Urtheil in kleinen Figuren, ein treffliches Gemählde an Zeichnung, Kolorit und Karakter. Welch ein Ausdruck in der Mutter, der man ihren Liebling zerhauen will! Es ist reich an Köpfen; denn im Hintergrunde sitzt der König noch, von einer Menge von Hofleuten umgeben.

Giulio Romano. Maria und Sankt Anna mit einer heiligen Jungfrau und dem kleinen Johann. Anna streckt ihre Arme nach dem Kinde aus, das ihr Maria hinreicht. Schöne, freundliche Gestalten. Es soll Kopie nach Raphael seyn.

Sasso Ferrato s. Joh. Bapt. Salvi. Der schlafende Säugling Jesus auf dem Schooße seiner Mutter, ein liebes Gemählde. Das Ideal dieses holden Weibes ist unnachahmlich schön. So eine Demuth und Milde, mit Geist gemischt, wo findet man sie wieder? Man vergißt selbst Carlo Dolce darüber, wenn der gleich einen größern Schmelz des Pinsels hat.

Raphael. Sankt Margaretha tritt den häßlichen Wurm, den Drachen, nieder.

Raphael. Eine heilige Familie. Maria mit ihrem Knaben, den sie dem kleinen Johann hinhält. Dieser bringt ihm Früchte, und Joseph steht hinter ihm, und scheint ihn hinanheben zu wollen.

Die Mutter ist ein feines Weib voll unschuldiger Grazie. Guidos und Titians Kinder mögten wohl schöner seyn.

Raphael. Die Mutter Jesu mit ihrem Kinde und Johann, der ein kleines Kreuz statt eines Rohr hält. Dieses Gemählde trägt noch das Steife seines Lehrers Pietro Perugino. Es soll in seinem 23. Jahre schon von ihm gemahlt seyn.

Einige schöne Stücke von Michel Angelo di Caravuggio, Salvator Rosa und Jakob Courtois, Bourgignon.

Die venetianische Schule

ist außerordentlich reich; von allen ihren berühmtesten Meistern giebt es Proben; vorzüglich schöne Porträts von Titian.

Paul Veronese. Die Vermählung Katharinens, ein sehr schönes Stück. Die Gottesmutter im Schatten eines Baumes. Ein Engel faßt Katharinen bey der Hand, und das Kindlein steckt ihr den Brautring an. Neben ihr kniet die züchtige Agnes.

Titiano. Christus wird dem Volke von dem Landpfleger vorgestellt. Ein großes Stück, das für eines der Meisterstücke des titianischen Pinsels gilt. Es giebt freylich keine Ideale, aber ein schönes Kolorit, eine herrliche Komposition der vielen Figuren, die in mancherley Stellungen, Handlungen und Gebehrden sich zeigen. Unter diesen sind viele

Porträts; so hat Titian sich selbst, den Pordenone, Karl den Fünften und Solyman den Großen dargestellt.

Titian. Maria mit dem Kinde, das vor ihr auf dem Tische steht, unnachahmlich schön gemahlt, wenn die Mutter gleich nicht Guidoisch noch Dolcisch ist. Titian ist überall wegen seiner schönen Kinder berühmt.

Titian. Maria, Joseph, Joachim und die beyden heiligen Kinder, von denen der älteste dem andern Erdbeeren reicht. Ein herrliches Stück; die Kinder mögte man den Triumph der Kunst nennen.

Titian. Danae, auf ihrem Polster hingestreckt. Der goldne Regen strömt herab und wird von einer Alten in ein Becken aufgefangen. Ein schönes wohllüstig ruhendes Weib, deren ganzes Wesen Fülle und deren Blick eine seelige Trunkenheit spricht. Der Zauber des titianischen Pinsels offenbart sich vorzüglich in diesem Stücke. Die Wiener vergleichen es so gern mit seiner Venus in der Tribune zu Florenz; aber diese Danae hat keine Idee davon, und wenn jene zwischen der Venus Pandemos und Uränia in der Mitte steht, so fällt diese durchaus mit der ersten zusammen.

Giorgione. Dieser große Meister der Kraft und des Kolorits hat hier mehrere vorzügliche Arbeiten aufgestellt. Sein schönstes mögte ich zwey

Soldaten nennen, deren einer den andern von hinten anfällt, und ihn scheint niederbohren zu wollen.

Außer den nach den Schulen geordneten Gemählden giebt es noch ein letztes 7tes Zimmer, wo Stücke aus mehreren Schulen und auch solche, die man nicht zu klassificiren wußte, unter einander hängen.

Die Niederländer

Sind in den Zimmern links vom Eingange in den großen Saal. Es ist einem unmöglich, die meisten Gemählde dieser Schule, so schön und vollendet auch manches daran seyn mag, mit Wohlgefallen zu betrachten, wenn man einige Stunden zur rechten Hand unter den Italiänern verweilt hat. Sie haben allerdings auch große Meister, wie Rubens, Rembrandt, van Dyk, aber selbst bey den besten, sogar bey van Dyk, vermißt man die italiänische Zartheit und Grazie der Körper und Leidenschaften. Sie fassen meist nur die gröbern und stärkeren Züge der Leidenschaften, die freylich außerordentlichen Effekt machen, aber nicht die Stille und Mäßigung haben, noch sie geben können, wodurch die Kunst auf das Gefühl des Guten und Schönen vormals solche Wunder gethan haben soll, und, wie man behauptet, noch zuweilen thut. So wie es einem bey vielen der Venetianer auffällt, daß sie nicht die alles gewinnende

und fesselnde Grazie haben, die aus den Idealen der Römer und Lombarden dem Auge sogleich entgegen springen und es fest auf sich heften, kann man es sich hier gar nicht ableugnen, daß die meisten historischen Gegenstände, oder die auf irgend eine Weise höhere Kraft und Lieblichkeit athmen sollen, als die traurige Wirklichkeit zeigt, gewöhnlich verfehlt und zur gemeinen Natur herabgewürdigt sind. Das widerliche Gefühl, das sich dabey aufdringt, wenn man überall dabey fühlt, kann durch kein Kolorit und keine Macht des Pinsels wieder gut gemacht werden. Man sieht meistens bloß niederländische Natur. Aber bleiben sie bloß bey dieser niederländischen Natur, bey ihren Sitten und Lebensweisen, wollen sie nicht mehr, als diese, schildern, so sind sie meisterhaft, und drücken ihre lebendigen Originale treffend und mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit aus. Freylich wird ein Teniers und Mieris, so trefflich sie auch in ihrer Gattung sind, sich nicht mit einem historischen Mahler messen wollen. Auch diese Darstellungen sind gut. In Landschaften, Thier- Jagd- Blumen- und Seestücken haben die Niederländer außerordentlich viel geleistet; und darin gesteht man ihnen mit Freuden ihren Vorrang zu. Auch mit niederländischen und einigen teutschen Gemählden sind 7 Zimmer angefüllt, und zwey kleine Kabinette mit lauter kleinen Duodezstücken,

fast alle in der ächt holländischen Manier. Das dritte, vierte und sechste Zimmer sind reich an herrlichen Rubens und van Dyk, zum Theil aus niederländischen Kirchen und Klöstern genommen. Joseph hätte wohl gethan es mit allen so zu machen, die im jetzigen Kriege den Louvre in Paris haben beziehen müssen.

Van Dyk. Simson und die Philister. Die Köpfe sind alle Porträts und voll individuellen Ausdrucks. Simson ist hier fast zu passiv von Ansehen, und Delila eine wohlbeleibte Hure.

Van Dyk. Die heilige Rosalia kniet vor der Madonna und dem Kinde, das ihr ein Kreuz reicht. Apostel stehn zur Seite des Thrones und ein Engel mit Rosen. Der Engel und Rosalia sind edle Gestalten, besonders die irdische. Zu einer solchen Heiligen mögte ein Ketzer auch wohl mal einige Stufen hinauf und herabrutschen.

Van Dyk. Sankt Herrmann, Prämonstratenser, empfängt von der heiligen Mutter einen Ring, ein Engel steht bey ihr, und ein rüstiger Jüngling, van Dyk selbst, sieht von hinten her zu. Auch wenn man mich nicht mit der Nase darauf gestoßen hätte, würde dieses Gemählde sich sogleich als das erste der Vandykischen angekündigt haben. Es ist wirklich ein wunderbares Gefühl, das einen unwillkührlich ergreift bey all dem Vortrefflichen. Welch ein Karakter erhabner Menschheit in dem Heiligen!

Heiligen! und wie himmlisch ist Mutter und Engel! Dieß Gemählde soll Rubens fast eifersüchtig auf seinen großen Schüler gemacht haben.

Rubens ist vielleicht nirgends so, als in Wien, in allen Gattungen zu sehen, worin er immer das Große und Originelle seines Geistes darlegt, wenn er gleich selten die zartere Grazie im Fliehen erhascht.

Ignaz von Loyola heilt die Besessenen und segnet die Kranken. Sowohl der Priester, als die Rasenden, haben einen gewaltigen Ausdruck. Man möchte sagen, er sey zu stark. Denn nie hat Verrücktheit und Wuth rasender und treffender dargestellt werden können. In jedem Zuge entdeckt sich ein Riesengeist, der die Dinge bey ihren ersten und letzten Enden zu fassen weiß. Auch sonst rechnet man dieß große Gemählde wegen der Gruppirung und des Kolorits zu seinen besten Arbeiten. Seine Körper sind hier, wie fast überall, riesenmäßig und kolossalisch.

Xaver predigt und erweckt einen Todten. Eine Menge Zuschauer. Die Religion schwebt hoch oben. Wieder ein hoher Ausdruck der Leidenschaften auf den Gesichtern der erstaunten Menge. Da ist Rubens in seiner ganzen Glorie.

St. Ambrosius mit seinen Pfaffen vor dem Dom versetzt dem Kaiser Theodosius wegen des thessalonischen Blutbades den Eingang in die Kir-

che. In diesem Heiligen ist ein großer majestätischer Karakter und das Kolorit trefflich. Viele erklären dieses Gemählde für das schönste in diesen reichen Zimmern.

Eine fröhliche Gartengesellschaft, worin Rubens mit seinem Weibe und seinen Freunden sich umtummelt; und wobey es Amorn, und Genien giebt.

Das Venusfest, ein großes Figuren- und Lebenreiches Gemählde, das zu den schönsten seiner Hand gehört. Der Tempel der Göttin steht hoch am Hügel und ihre Bildsäule in Idaliums Hain, welcher Bachanten in muntern Reigen zueilen. Kleine flatternde Genien hängen Blumen auf und Früchte oben in den Zweigen. Amoretten schlingen einen Ring um die Säule, und Weihrauch wirbelt vom Altar, von einer frommen Priesterin angezündet. Faunen und Satyrn mit ihren Nymphen machen im Vordergrunde lüsterne Gruppen, und Amor tändelt mit einem kleinen Mägdlein im Grünen. Es ist die freundliche Stunde des sinkenden Tages und das Abendroth schimmert durch die Bäume. Das Ganze athmet Freude und Liebe, und hat eine unübertreffliche Lebendigkeit des Pinsels.

Angelika Kaufmann. Thusnelda bringt dem Römersieger Hermann knieend einen Lorbeerkranz. Andre Jungfrauen und andre Kränze. Krie-

ger stehen im Hintergrunde, und ein Greis hebt seine Hände zu den Göttern empor.

A. Kaufmann. Aeneas, über Pallas in trauernder Stellung gebeugt, will den Helden mit einem Gewande bedecken, der in einem Rosenkorbe liegt. Trauernde Frauen weinen um ihn. Mir haben Angelikas Stücke in Kupferstichen besser gefallen. So lebhaft auch das Kolorit ist und so edel zum Theil die Ideen sind, so vermißt man doch das richtige Verhältniß und die anatomische Richtigkeit der Zeichnung. Man möchte sagen, man sehe es den Figuren an, daß ein sanftes Weib sie gemacht habe, so weich, so weiblich und ungezeichnet von Muskeln und Nerven sind die schlanken und überschlanken Körper.

Der Saal am Eingange.

Dieser enthält mehrere Portraits des habsburgischen und lothringischen Hauses. Hier sitzen wegen der Helle und Geräumigkeit gewöhnlich junge Künstler, welche zeichnen und mahlen, und die Bedienten stehen und gehen von hier, als ihrer Hauptwache, durch alle Säle. An Portraits sind hier:

1) Karl der 6te und seine Familie von Solimena gemahlt.

2) Joseph der 2te neben ihm über dem Kamine, von dem Wiener Anton von Maron.

3) Erzherzog Leopold Wilhelm, den man als den Stifter dieser Sammlung ansehen kann, gehärnischt und zu Pferde, von Johann von der Höcke.

4) Maria Thereſia über dem andern Kamin, auch von Anton von Maron.

Noch iſt im zweyten Geſchoß eine treffliche Sammlung, vorzüglich älter niederländiſcher und deutſcher Gemählde, von Dürer, Kranach, Sandrart, von Eyk und andern, die ohne Ordnung zum Theil aufgehängt ſind, zum Theil umherſtehen und liegen, und, die geordnet, eine Sammlung machen würden, die ſich der unteren nicht zu ſchämen hätte. Auch neuere Gemählde aus allen Schulen, ſo wie ältere italiäniſche, ſind noch da, die nur die Einrichtung ihres Lokale und den Zuſchuß einiger tauſend Gulden erwarten, um die gehörige Verzierung und Einfaſſung zu erhalten. Jetzt iſt freylich die Zeit des Eiſens hier, und an dergleichen nicht zu denken.

Die Lichtenſteiniſche Sammlung.

Dieſe ſchöne Gemählde-ſammlung, die in mancher Rückſicht ſelbſt vor der kaiſerlichen im Beſondere Vorzüge hat, befindet ſich in dem lichtenſteiniſchen Pallaſt bey den Schotten und der Böhmiſch-ungriſchen Kanzley. Sie iſt vorzüglich von dem wackern Fürſten Wenzel geſtiftet, und alle Tage

mit österreichischer Humanität, den Künstlern, die dort arbeiten, wie den Liebhabern, die schauen wollen, offen. Die Gemählde sind im dritten Stock in 12 schönen Sälen aufgestellt, denen es weder an fürstlicher Pracht, noch an himmlischem Lichte fehlt. Ich erwähne aus dem Reichthum nur einiges Weniges, und fange hinten mit dem großen Saale an, der auf die Gasse sieht.

Marc Antonio Franceschini. Von diesem wackern Künstler sind hier mehrere Scenen aus der Geschichte Dianens gemahlt, und einige der Cypris und des Adonis. Seine Hauptstärke besteht in der Darstellung nackter Körper. Weil aber der alten Fürstin Wittwe, der Mutter des jetzigen Besitzers, hierin vieles anstößig war, so hat sie im frommen Eifer viele seiner Körper ganz, oder zum Theil begewändern lassen, wodurch die Gemählde oft ihren meisten Werth verloren haben.

Guido Reni. Die Anbetung, voll Kraft und Grazie des Pinsels. Es ist eine Wahrheit und ein Leben in den Köpfen, und eine Sanftheit und Grazie in der heiligen Mutter und dem Himmelskinde, daß man sich daran gar nicht sättigen kann. Auch wegen des Kolorits und der Zeichnung pries es der große Bildhauer Canova, der eben die Runde hier machte, als mein glücklicher Stern mich hieher führte.

Correggio. Venus und Amor. Es ist nicht

Uranie, nicht Anadyomene, sondern die schalkhafte, die mit ihrem Bübchen herumschäkert, und mit Sperlingen und Tauben tändelt, die reizende und schelmische Göttin der Huld und Anmuth, deren Stirn nie ein Wölkchen trübt, deren Auge nie eine Thräne benetzt, deren Wangen nie ein Aerger gebleicht hat. Ihr Auge flammt schalkhaft und siegreich umher, von welcher Seite man sie auch sehe, und eben so steht der kleine lose Schelm mit dem Bogen neben ihr. In welche Glüt tauchte der Mahler seinen Pinsel, um ihr dieß überirdische Feuer einzuhauchen, diese ewige Jugend und Freudenfülle, die sich in keiner Erdentochter offenbaren konnte?

Luca Giordano. Dieser Neapolitaner gefällt sich oft in ähnlichen Gegenständen, als sein Namensgenosse, der Niederländer Jordans, in Bachanalien und wilden Gelagen, ohne doch leicht in die ekelhafte Gemeinheit auszuarten, worin sich die Niederländer so oft behagen. In dieser Gattung sieht man in dieser Sammlung mehrere Stücke von ihm.

Carlo Maratti, ein Zögling der römischen Schule, die sich auf ihn immer etwas zu gute thun kann. Eine Bathseba, eben aus dem Bade gestiegen, wie sie ihre schönen schwarzen Haare kämmt, welche die Schultern hinabrollen. Der ganze Körper hat viel Grazie, und Auge und Mund,

Anmuth und Ueberredung. Vor ihr ſtehen Dienerinnen, die das Gewand bereiten, und weit oben auf ſeinem Söller, der gefährliche Sultan David.

Guido Reni. Die ſchlafende Venus. Dieſes Gemählde gehört wieder zu den großen und iſt eines der ſchönſten der ganzen Sammlung. Welch' eine Geſtalt iſt dieß nachte Weib! welche ſtille Ruhe und Größe ſpricht aus allen Zügen, und welche ſüße Begierde und Wohlluſt weht ſelbſt um die ſchlummernde her!

Turchi. Drey ſchalkhafte braune Mädchen. Ich denke, es ſollen die Grazien ſeyn. Immer ſind es hübſche Dingerchen, wenn ſie gleich die Idee dieſer Huldinnen nicht erfüllen. Ihr Karakter iſt Muthwille und Schelmerey. In eben dieſem Karakter ſind auch ſeine Venus und Amor, die freylich nichts Ueberirdiſches und Göttliches, aber doch viel Liebliches und Reizendes an ſich tragen.

Raphael. Eine heilige Familie. Das Weib iſt bewundernswürdig. Eine himmliſche Anmuth und ruhige Größe ſpricht einem aus allen Zügen an. Man fühlt und ſieht es, daß keine Erdgebohrne ſo erſcheinen kann; daß dieſe Geſtalt aus den höhern Regionen des Lichts und der Schönheit zu uns herabgekommen iſt, um uns eine Idee von einer beſſern Welt zu geben. Hier ſchämt man ſich des Ausdrucks Mutter Gottes kaum. Das

Göttliche kann wohl einen Gott gebähren; auch sind die Kinder werth von ihr gebohren zu seyn.

Franceschini. Diana und Endymion, gehört zu den schönsten Werken Franceschinis, obgleich auch es durch die Bekleidung einiger Theile verloren hat. Er liegt ein reizender Jüngling da und scheint süß zu schwärmen, oder zu träumen. Die Nymphen stehen lauschend umher, und freundlich, wie Luna, schwebt Diana über ihm, und haucht schon mit lüsternen Lippen an seinen wollüstig geschloßnen Mund.

Nolens volensque, eine schöne weibliche Gestalt, die sich schwach zu sträuben scheint, einen flammenden Blick auf ihren schönen Räuber gehestet, der über ihr stehend den letzten Theil der Decke, worauf sie ruht, ihr zu entreissen droht. Lebendiges Kolorit, Ungezwungenheit der Stellungen, Liebe und Lust aus allen Zügen schimmernd. Eine schöne kraftvolle Mannsgestalt und ein zärtes Weib, dem ein andrer wohl die Decke abzuziehen für eine der erlaßlichen Sünden hielte.

Guido. Eins der ersten Stücke dieses himmlischen Genius; dafür erklärte es der berühmte Venetianer. Sehen Sie, rief er, die Zeichnung, die Ungezwungenheit der Stellungen, die Natürlichkeit der Gewänder und das Kolorit, worauf man freylich bey so einen Mahler zu merken vergißt. Wer hat feurige und trunkene Andacht, wie

Feuereifer und Kraft in einen Akten je beſſer ausgedrückt. Der ganze Körper endlich, alle Züge und Muskeln ſcheinen der Natur abgeſtohlen, und der Engel kann er an Leichtigkeit und Lüftigkeit der ſchwebenden Stellung, kam er an himmliſcher Grazie, an Ausdruck von Seligkeit und Begeiſterung der ganzen Geſtalt übertroffen werden? — Das Gemählde iſt nemlich St. Hieronymus, wie er ein offnes Buch vor ſich liegen hat, und brünſtig mit gefalteten Händen gen Himmel ſchaut; hinter ihm ſchwebt ein Engel, der ſeelig ihn zu begeiſtern, oder zu belauſchen ſcheint.

Antinous. Ein Abguß in brauner Bronze dieſer berühmten Statue, die einmal im Beſitz der Lichtenſteiniſchen Familie war, und jetzt in Potsdam iſt.

Nicolas Pouſſin. Noahs Opfer, ein ſehr ſchönes Gemählde. Viel Adel und Kraft in den Köpfen, eine ſchöne Zeichnung und Kolorit, und eine meiſterhafte Stellung der einzelnen Figuren, alles mit ächt römiſcher Mäßigkeit und Nüchternheit.

Nicolas Pouſſin. Vier Kinder. Wenn man mir zwiſchen dieſen beyden ſchönen Gemählden die Wahl ließe, ſo griffe ich doch nach dieſem, ſo eine holde und ungezwungene Natur lächelt einem aus den zarten Weſen an, die hier noch unentwickelt im reinen Gefühle der Unſchuld und Unbe-

fangenheit spielen. Pouſſin iſt nächſt Titian unter den Heroen der neuern Kunſt wegen ſeiner ſchönen Kinder berühmt.

Leonardo da Vinci. Chriſtus, ſein Kreuz tragend. Man hält dieſen Kopf für eines der Hauptſtücke der Sammlung, ſo vorzüglich iſt er durch den Glanz der Mahlerey, und durch die ſtille Größe und Majeſtät der Gedult und des Vertrauens, die lebendig aus allen ſeinen Zügen hervorſpringt, und den Zuſchauer mit Ehrfurcht und Erſtaunen für zwey große Geiſter erfüllt, für den des Darſtellers und den des Dargeſtellten.

Battoni. Herkules auf dem Scheidewege zwiſchen Tugend und Laſter, ein Stück voll Kraft und Ausdruck. Das Laſter ſollte aber etwas ſchöner ſeyn, um ihm die Wahl ſchwer zu machen.

Carlo Dolce. Eine wunderſchöne Madonna von dieſem lieblichen Kanterfeyer der Mutter Gottes, deren zarte Züge er mit einer Weichheit und Sanftheit der Empfindung, und mit einer Süßigkeit der Freude und des Lebens ausgeſtattet hat, die unwiderſtehlich den Blick hinreißen und die Seele bezaubern. Er hat vielleicht nicht das Hohe des Ideals eines Guido und Raphael, aber an ſtiller Demuth, an zartem Gehorſam und Ergebung der Weiblichkeit übertrifft er alle.

Robuſti ſ. Tintoretto. Eine kraftvolle männliche Figur, die einen Fallenden herunter zu

werfen zu haben scheint, zieht eine schöne weibliche an dem weichenden Gewande empor. Sie scheint sich gern ziehen zu lassen, und legt mit lüstern ihm zugewandten Auge die eine Hand auf die Schulter des Gestemmten.

Guido Reni. Noch eine schöne Magdalena und ein Kind, zwey liebliche Stücke, besonders das Kind.

Poussin. Eine Madonna mit Engeln, eine Scene aus der Flucht nach Aegypten, und die Heilung des Aussätzigen.

Rembrandt. Eine heilige Familie, ein Stück, das wunderbar interessirt, wegen der schönen Zeichnung und der Wahrheit in allen Zügen der Mutter und der Kinder. Ich konnte mein Gesicht nicht davon wenden, obgleich sie ja gar keine himmlisch schöne und idealische Wesen sind. Die Kindlichkeit und das frohe Lebensgefühl der Kinder und die Wonne der mütterlichen Liebe, die gleichsam in sich selbst still betrachtend versinkt, reißt unwiderstehlich hin.

Seit dem sechsten Zimmer folgen Niederländer, von denen gilt, was ich eben bey Gelegenheit des Belvedere gesagt habe. Man findet vortreffliche Rubens, Vandyks, Crayers, Rembrandts und Vanderwerfs, so wie Jagd- und Thierstücke von Snayers, Bachanalien von Jordaens; und andre herr-

liche Sachen von Wouvermann, Huysum, Teniers ꝛc.

Rubens. Er selbst mit seinen drey Frauen, die er mit dichterischer Licenz sich hier zugleich anvertraut hat. Ein treffliches Stück in Kolorit und Lebendigkeit. Immer aber hätte er seine drey theuren Ehehälften, ohne ihnen die Aehnlichkeit zu nehmen, ein wenig idealisiren können. Es sind feiste, flamländische Schönen, und um so eher kann man sie als wahre Porträts ansehen. Ein großes Gemählde, etwas über Lebensgröße.

Brockhorst. Vier schöne üppige Weiber, von denen die eine im Vorgrund ruhende die personificirte Wohllust heißen könnte. Die schönste und wirklich unflämische Figur ist die, welche leichtschwebend, mit einem Angesichte voll Lust und Leben das Tympanum schlägt, und dazu tanzt. Vielleicht sollen es Venus und die Grazien seyn; ist dies, so hätte er etwas höher fliegen sollen.

Hoeck. Der Kindermord. Es ist ein starker Ausdruck, aber ein gräßlicher, der Wuth und des Entsetzens in dieser Arbeit, und eine bewundernswürdige Wirkung des Kolorits. Aber wie kann ein Mahler darauf verfallen, so etwas darstellen zu wollen? Mich dünkt immer, solche Gräßlichkeiten muß der Dichter schon sehr fein und behutsam schildern, der doch nur dem geistigen Auge schildert; wie vielmehr muß es der Mahler.

Rubens. Die Himmelfahrt. Hier bewundert man den Riesengeist des großen Künstlers, und seine Kraft der Karaktere und des Kolorits. Welch ein Leben, welch ein lebendiger Ausdruck der Verwunderung und des Erstaunens mahlt sich auf allen Gesichtern! welche bewundernswürdige Mannigfaltigkeit der Stellungen und Leidenschaften, und welche weise Haltung des Ganzen zu Einem großen Eindruck! Einige sind halb zur Erde gebeugt vom heiligen Entsetzen, andre sehen verwundernd dem Schwebenden nach. Es ist zugleich ein Porträtstück, denn der Mahler selbst hat sich vorne, und seine letzte blonde und runde Schöne zur einen Seite angebracht. Ein großes Stück oder Lebensmaaß.

Rubens. Die Grablegung, das wegen der Sanftheit und Stille des Schmerzes und der Ruhe, die gleichsam über alles ausgehaucht ist, unsre Aufmerksamkeit, und wegen der Größe der Karaktere unsre Bewunderung verdient.

Van Dyk. Die Grablegung, in einem großen Stil, vortrefflich kolorirt und gezeichnet, rechnet man mit zu den besten Arbeiten dieses großen Mannes.

Rubens. Zwey herrliche Köpfe voll Genialkraft und Prometheusfeuer, so scheinen sie fortzueilen. Ein Studium für junge Künstler, die frey

lich ohne innern Schwung die Seele und die Nerven des Ausflugs nicht so haschen werden.

Van Dyk. Porträt einer Fürstin von Parma. Ein bewundernswürdig schönes Weib. Man könnte es wohl ein Porträt der Cypris nennen. Es gilt hoch unter den Jüngern der göttlichen Kunst. Lawyer und Reynolds, Porträts dieser Meister.

Rubens. Sieben Darstellungen aus dem Leben des großen Decius Mus, von dem Anlegen des Kriegskleides, bis bis zum Wegtragen der traurigen Aschenreste in der Urne. Er zeigt sich hier wieder in der Größe und dem Ungeheuren seines Riesengeistes, der doch die Natur und das Leben so fest hält, daß man zittert, ihm aus Schwäche zuweilen Unrecht zu thun.

Den Stifter dieser Sammlung, den alten wackern Fürsten Wenzel Lichtenstein, den Rath und Freund Marien Theresiens kann man im sechsten oder siebenten Zimmer als Brustbild in Mosaik sehen.

Vergnügungen.

Hiemit ist vielleicht keine Stadt so reichlich versorgt, als Wien, und keine benutzt sie besser. Im Sommer sind täglich Spazierfahrten nach Schönbrunn, Laxenburg, Mariahitzing, Dornbach, dem Brühl, und allen jenen schönen Dörfern und Landhäusern und Schlössern, womit das herrliche

Bergthal umgeben ist, in welchem die Riesenstadt liegt. Näher hat man den Prater und Augarten, deren Lust ich beschrieben habe. In der Stadt stehen die Kaffe- und Speisehäuser aufgethan, und die lustige Promenade und Abendgesellschaft auf der Burgbastei, und vier Schauspielhäuser und die Oper sind fast immer im Gange und reichlich besucht. Für die Liebhaber giebt es außer den großen Winterkoncerten, eine Menge Privatkoncerte, so wie das der Dilettanten im Augarten während des Sommers, wo es nicht schwer hält, Eintritt zu bekommen. Der Nachtmusiken, Akademien, Gassatianen, Feuerwerke und andrer außerordentlicher Lustbarkeiten nicht einmal zu gedenken, die auch wohl mal so einfallen. So geht es im Frühling und Sommer, und jeder hat allerdings den Willen zu genießen, und die Orte und Arten des Vergnügens, bis auf die sonntäglichen Tanzplätze in Meiding und in der Roßau, sind reichlich besetzt. Mit dem Winter erhalten nun Schauspiel und Oper erst recht ihren Glanz und ihre Zeit. Nun werden auch von Zeit zu Zeit die großen Musiken aufgeführt, die in Teutschland nach allgemeinem Urtheile in Wien noch immer einzig sind. Aber der Gipfel und die Blüthe aller Freuden beginnt mit dem Karneval, wo alles wild und lustig durch- und unter einander geht. Dann öffnet sich der prächtige Redutensaal, dieser Tummelplatz der

Amoretten, und jeder kann an diesem glänzenden Vergnügen Theil nehmen, der die Ergötzlichkeit und ein anständiges Kleid mitbringt. Ich bin bisher so glücklich nicht gewesen, diese Zeit hier zu erleben, die die Wiener ihre goldne nennen, und die bey der Pracht und dem Luxus dieser reichen Stadt es wohl seyn kann. Alle indessen behaupten, daß es dann nur Einen Redutensaal gebe, der werth sey, besucht zu werden.

Die Musik.

Schon bey mehreren Gelegenheiten habe ich es erwähnt, daß das einzige, was der Wiener mit einigem Interesse liebt und übt, und worauf er sich selbst etwas einbildet, die himmlische Tonkunst ist. Der Geschmack ist einmal herrschend, daß jedes junge Mädchen und jeder junge Mann, der auf Erziehung Anspruch machen will, Musik lernen muß. Wenn nun gleich nicht alle Anlage zu dieser Kunst haben, und wenige Meister aus diesen Jüngern hervorgehn, so bekommen doch viele einige Kenntniß und Lust zur Kunst, und die andern thun, als sey es auch mit ihnen so, und das ist schon wirklicher Gewinnst für die Kunst. So können viele junge Künstler hier von Information leben und sich weiter ausbilden. Die zahlreichen Kirchenmusiken, die Orchester bey den Theatern, die Oper, und manche der Großen unterhalten auch eine große Anzahl, und viele der ersten Männer in

der

der Komposition lebten und leben hier, die wieder ihre Schüler und Verehrer nach sich ziehen. Man braucht nur den einzigen Haydn zu nennen, den Esterhazyschen Kapellmeister, der tausend große Namen tief unter sich sieht; und außer ihm leben hier so viele andre verdiente Männer, Beethoven, Wranitzky, Krommer, Kozeluch. Aber auch die bloße Klasse der Dilettanten ist so groß, daß sie an jedem andern Orte, als Wien, eine Kapelle bilden würde. Diese geben gewöhnlich des Sommers wöchentlich einmal in dem großen Saal des Augartens Koncerte; und außerdem sind im Winter und Sommer ähnliche Koncerte und Akademieen in Privathäusern. Auf den Theatern werden im Winter die großen Stücke von Haydn, seine sieben Worte und seine Schöpfung, und Stücke von andern Meistern gegeben; und von den sämmtlichen Virtuosen, Komponisten und Professoren Musiken zum Besten der Wittwenkasse, die sie unter sich errichtet haben, und worin ein jeder mittelst eines gewissen Zuschusses eintreten kann. Ferner giebt es an einzelnen Lieblingstagen, z. B. am St. Annenabend, öffentliche Nachtmusiken und Gassationen, die immer wieder Feuer in die Herzen werfen, wenn sie anfangen sollten zu erkalten. Die Orchester der Theater und Oper haben doch auch ganz geschickte Direktoren, welche wieder junge Genies ausbilden helfen: und endlich die allgemeine Stimme des

Publikums, die sich für diese Kunst erklärt, wie sollte sie nicht mehr thun, als alles Uebrige, sie, die eigentlich die lebendigste und wirksamste Pflegerin alles Guten und Schönen ist, wenn es einen rechten Schwung bekommen soll. So ist es denn Wahrheit, daß Musik hier das einzige ist, was recht kultivirt und verstanden wird, und was man an keinem Orte Teutschlands, und jetzt auch Italiens, so gut nicht findet. Ich habe es oben schon gesagt, in den Musiken des Augartens muß man die Schönen Wiens sehen, wenn sie gefallen sollen. Da sieht man Männer und Weiber ganz anders, als sonst. Ein süßes Gefühl röthet ihre Wangen — wenn sie nicht schon geschminkt sind — und Munterkeit von ihren Augen, und die Männer selbst wandeln lebendiger und geistiger einher. O holde Kunst, wärest du, was du seyn sollst, was könntest du nicht aus den Menschen machen? Ohne dich bleibt er ewig ein Barbar; nur wie deine Sprache ihm vernehmlich wird, nur wie er alles Schöne und Anmuthige des Lebens mit Kraft und Mäßigkeit zu fühlen und zu genießen weiß, nur so und in diesem Grade wird er ein Mensch, und kömmt zum vollsten und reinsten Besitz auch seines sittlichen Vermögens in Eintracht mit dem Sinnlichen.

Als der verstorbene Fürst Esterhazy von Galantha einmal auf den Einfall kam, seine ganze Ka-

pelle außer Haydn abzudanken, und dieser große Künstler einen Wink davon bekam, so heckte er einen seinen Einfall aus. Er machte eine Symphonie, sehr vollständig mit allen Instrumenten besetzt, und hatte sogleich das ganze Orchester in Bewegung, aber er hatte es so eingerichtet, daß die Instrumente eines nach dem andern ausfielen. Nun ward diese, als der Fürst einer großen Gesellschaft zu Ehren seine Kapelle in Bewegung setzen ließ, aufgeführt. Die Spieler waren unterrichtet. So wie sie ausfielen, löschten sie ihr Licht, nahmen ihre Instrumente und Musikalien, und packten ein. Dies ging so fort, bis zuletzt nur noch ein Einziger spielte, das letzte Licht löschte und den letzten Stuhl wegschob. Der Fürst merkte die Satire, lächelte, und behielt die Kapelle ganz. — Haydn ist trotz seiner 70 Jahre ein muntrer und jovialischer Mann voll Witz und Einfälle. Er ist ein gebohrner Salzburger, wo sein Bruder Kapellmeister ist. Gewöhnlich lebt er in Eisenstadt in Ungern; wenn er hier ist, zu Gumpendorf, wo er sein eignes Haus hat. Als Spieler auf dem Forte Piano ist er verlegen, und läßt sich selbst unter Freunden nicht gerne hören.

Mozart war nach der allgemeinen Stimme wohl das größte musikalische Genie des Jahrhunderts; aber sein ganzes Wesen war auch auf diese Eine Kunst beschränkt. Von nichts hat er sonst

sprechen mögen, noch können, noch für irgend et was in der Welt Interesse gehabt, als für Musik. Das Feuer seiner heftigen und ungebändigten Leidenschaften hat ihn früh ausgebrannt; er starb im 36ten Jahre. In Rom hat er das berühmte Oratorium des Pergolese, bloß nach dem Gehör, nach Einer Anhörung herausgebracht, dieses ungeheuer große Werk, was jeder Spieler schwören mußte, es nicht zu stehlen. Er hat es darauf mit vollständiger Musik aufgeführt; und als alles über Diebstahl und Verrath schrie, erklärte er ihnen zum Erstaunen den Diebstahl, und gab seine Arbeit zurück. Jetzt ist wahrscheinlich dieses glorreiche Werk Pergolesens, das man sonst nur, wie viele andre alte treffliche Musiken, in der quondam regina terrarum Roma hören konnte, nach Paris gewandert, wo es vielleicht eben so an seiner Stelle ist, wie vieles andre aus Italien Entführte. Der berühmte Kreuzer aus Paris ist neulich hier gewesen, aussagend, daß die Franzosen auch alle alte Musiken längst verstorbener Meister, die man sonst nur in Italien hören und studieren konnte, zusammengesucht und weggeführt haben. Wegen der Musik also darf fürs Erste wohl keiner zu dem Stiefel der Jungfrau Europa hinabsteigen.

Als Leopold Joseph einmal besuchte, wurden die beyden Helden der Kunst, Mozart und Clementi, die auch als Spieler groß waren, geladen,

und jeder mußte eine eigne Symphonie spielen und spielte sie brav. Darauf wurden die Noten gewechselt. Clementi exekutirte Mozarts Stück wacker. Mozart spielte Clementis Stück, das in E gesetzt war, aus H an. Clementi meinte, es sey ein Misgriff, und zitterte für ihn und für sein Stück. Aber Mozart setzte es sogleich im Kopfe um und spielte es ohne Anstoß bis zu Ende durch. Da fühlte Clementi seinen Sieger und gestand ihn ein.

Daß Mozart fremdes Verdienst zu schätzen wußte, bezeugt folgende Anekdote, die zu schön ist, als daß sie nicht wahr seyn sollte. Es ward ein Stück von Haydn aufgeführt, wo mehrere große Künstler zugegen waren. Ein Neider Haydns macht bey einem Geniesprung, sich zu Mozart wendend, die Anmerkung: das hätte ich nicht gewagt! Ich auch nicht, sagt Mozart. Jener denkt nach und ist über Mozart's Sinn verlegen, rückt wieder zu ihm und frägt: Aber warum hätten Sie es nicht gewagt? „Weil das nur einem Haydn einfallen konnte.“

Theater.

Wie ich eben des Wiener Publikums in Rücksicht der Musik mit so vielem Vergnügen erwähnt habe, so sehe ich mich gezwungen, gleich hier eine Palinodie zu singen, und geradezu zu gestehen, daß sie wohl den Kasperl und die Hetze seeligen Anden-

kens, aber kein ernsthafteres Spiel des freyen Geschmacks zu schmecken wissen. Doch ich will nicht vorgreifen, sondern schildern, wie es ist.

Das Nationaltheater.

Dieses sogenannte teutsche Nationaltheater, oder Hoftheater, wird vom Hofe besoldet, und steht unter der Direktion eines Baron von Braun, vielleicht jetzt auch etwas mit unter dem Einfluß des Theaterdichters, Herrn von Kotzebue, der freylich eine sehr misliche Lage in diesem doppelten Posten hat, da auch einige der Schauspieler muthige dramatische Dichter sind. Dieser Herr von Braun nun, mit Zuziehung der Veteranen und angesehener Mitglieder der Bühne, engagirt die neuen Mitglieder, die erst vor dem Publikum einige Proben durchlaufen müssen, um zu sehen, wie sie gefallen. Man pries mir diese Gesellschaft als die erste in Teutschland, und als der Berliner in jedem Stücke vorzuziehen. Ich muß aber gestehen, daß ich von einer ziemlichen Höhe der Erwartung herunter fiel. Es ist wahr, ich würde sehr Unrecht haben, nicht zu gestehen, daß sie oft vortrefflich spielen; aber oft sind sie auch unter aller Kritik, und zwar, wenn sie in Wien am meisten gefallen. Wenn sie in ernsthaften Rollen nicht die Sprache würgen, nicht auf Stelzen gehen, wie die Sentenzen, die gleich Schneeflocken aus dem Munde fliegen, nicht in einem Pathos reden, das selbst

der gespanntesten Empfindung unnatürlich ist, so werden sich schwerlich Hände zum Klatschen erheben und Lippen, zum Bravo öffnen. Alles, was recht fein, recht leicht und natürlich ist im Dialog, wie in der Sprache, gefällt doch nicht, wenn der Schauspieler es nicht einige Grade höher zu schrauben weiß. Aber Stücke, wie sie Herr Ziegler so leicht aus seinen Fingerspitzen schüttelt, die von moralischen Sentenzen und seinen Regeln strotzen, übrigens aber weder Richtigkeit des Dialogs, noch Feinheit des Witzes, oder Gewandheit der Darstellung haben, solche Stücke, die ihnen alles so recht, wie warme Torten, ins Maul fliegen verfehlen, hübsch weinerlich und erbärmlich gespielt, wie den Beyfall des großen Haufens, wenn auch einige wenige Vernünftige den Kopf schütteln. Ich will damit eben nicht sagen, daß die Wiener das Gute und Feine gar nicht fühlen, noch unterscheiden. O ja, sie ergreifen oft recht hübsch den feinen Witz des Dichters, die zarte Hand des Künstlers, wie das leichte und durchdachte Spiel des Schauspielers; aber was hilft das, wenn sie das Schlechte nicht eben so schnell ergreifen und bestrafen? Und das können sie nicht, sondern die goldne Mittelmäßigkeit bleibt in ihrem Besitz, eben so ruhmvoll, als das Schönste und Beste, und Herr Ziegler ist klug genug mit einigen Katzenbuckeln dem Publikum zuzurufen: „bleibt mir nur

der Beyfall meines verehrungswürdigen Publikums, so ist der Dichter und Schauspieler belohnt genug, und kann über alle andern Kritiken und Schmähungen lachen.“ Die Stücke und das Spiel dieses Mannes sind auch gleichsam das Echo des großen Haufens, der durchaus alles verzerren und überspannen will; der das Trommelfell seiner Ohren, wie die Fühlhörner des Herzens, durchaus mit Donnerwetter der Deklamation, und Kartätschenschüssen der Moral erschüttert und zermalmt wissen will. Die meisten Schauspieler, selbst die guten, die hieher kommen, lernen diese Stimmung des Publikums bald, und fallen aus dem leichtesten und ungezwungensten Spiele in ein affektirtes und hyspanntes. Hierüber klagen die wenigen Einsichtsvollen genug, aber sie können nicht gegen den Strom. Dieses Nationaltheater wechselt mit der Oper, und spielt bald am Burg-, bald am Kärnthnerthor, wo die Bühnen ungefähr gleich sind. Unter den Veteranen, und ich sage, unter den ganzen Gesellschaft steht oben an der berühmte

Brockmann, der jetzt anfängt zu altern, und die ernsteren Rollen des mittleren Alters zu spielen. Dieser vortreffliche Schauspieler, der als Mensch eben so liebenswürdig seyn soll, als er als Künstler ist, hat von der Natur einen männlichen und rüstigen Körper, ein schönes, braves Gesicht, mit ein paar funkelnden Augen, und ein treffliches Organ erhal-

ten. Er spielt die reine Natur, und wenn die andern nur halbwege könnten, was dieser Eine, sie würden Wunder thun. Immer sich gleich, rührt er eben so furchtbar in heroischen Rollen, als er in stilleren und sanfteren des häuslichen Lebens ergötzt. Ihm ist es sogar gegeben, daß er Pfuscherenen des Dichters durch sein Spiel verbessert und überkleidet, und Dinge gefällig machen kann, die, von einem andern gespielt, unerträglich seyn würden. Das Publikum schätzt ihn, doch die meisten sicher nur auf fremde Autorität, und er kann sich darauf nichts einbilden, wenn es diejenigen, die gerade seine Antipoden sind, mit eben solchen Beyfall aufmuntert, noch tiefere Wunden in die gesunde Natur und das reinere Gefühl hinein zu hauen.

Bergopzoomer hat vor ein 15 bis 20 Jahren, damals mit Brockmann zugleich, geglänzt, und ist nun zu den Rollen des zweyten Grades gesunken. Freuen muß es ihn doch, daß der pathetische, handschlagende und stolpernde Geschmack, der in seinen Glorietagen gegolten hat, auch bey den Kindern seiner Beyfallklatscher wieder aufzuleben anfängt.

Müller der Vater gehört ferner unter die besten Schauspieler dieser Gesellschaft, und verdient den Beyfall vollkommen, welchen er allgemein genießt. Er spielt ernste, wie launigte und frohher-

zige Alte mit einer unnachahmlichen Natur, und weiß durch einzelne Töne und Stellungen bis zu Thränen zu rühren, und ans Mark zu dringen, während die andern sich bäugen und zerarbeiten, um die Leute fühlen zu machen, was sie selbst nicht fühlen. Ich habe ihn den Alten in der Privatkomödie von Schröder vorzüglich schön spielen sehen.

Herr Stephanie gehört auch noch zu denen aus der alten Zeit, weil er seine Laufbahn zuerst in Wien begann, und zuerst durchgespielt hat. Man kann eben nicht sagen, daß er seine Rollen verdirbt, und durch Prezioſität und Pretenſionen dem Zuſchauer unleidlich wird; aber er hat auch nichts, was ihn zu einem vorzüglichen Schauſpieler macht, und wird es nicht übel nehmen, wenn er höchſtens unter denen vom zweyten Range ſeine Stelle bekommt.

Zu den Lieblingen des Publikums gehören nun noch zwey junge Männer, Herr Lange und Klingmann, von denen ich durchaus einige Worte ſagen muß, da ſie, wenn man nach den erſten Schauſpielern fragt, ſogleich von den Wienern genannt werden. Klingmann hatte ſich ſchon in Hamburg den Ruf eines guten Schauſpielers erworben, und erfüllte auch die gute Meynung vollkommen, die man von ihm hatte, als er hier auftrat. Ein ſchöner Mann mittlern Wuchſes, mit einer weiſſ

chen Stimme. Aber so brav er auch meistens spielt, und so sehr er dann gefällt, so hat ihn doch der Geschmack des Publikums schon bestochen, und er fällt oft in eine so feyerliche Deklamation, schrenkelt oft so waghälsig und beinbrüchig einher, daß einem ganz übel werden mögte, und so wird auch er leider endlich dahin kommen, daß er für die holde Sprache der Natur, Affektation, und für Gefühl, Wind und Luftstreiche zum Besten hat. Seine Rollen sind die ersten Liebhaber, Officiere und andre Jünglinge wackern Schlags. Herr Lange, obgleich kein häßlicher Mann, hat weder sein Aeußeres, noch sein Organ. Ich habe ihn nie schlecht spielen sehen, das muß ich gestehen, aber er steht immer um einige Noten höher, als die Person, die er spielt, und selbst da, wo es einen dünkt, er habe die Natur ergriffen, ist endlich so ein kleines Aber, das nicht vollen Beyfall geben läßt. Mich dünkt, ich habe noch nie einen Naturton aus seiner Stimme gehört, und am wenigsten dann, wenn alle Hände auf dem Parterr und in den Logen sich zum Klatschen heben.

Herr Ziegler ist zugleich ein fleißiger Schauspieldichter, der da immer mit vollem Ruhm bekränzt wird. Mir kömmt es wahrlich bisweilen vor, als thun die guten Wiener dies aus bloßer Gnade und Barmherzigkeit, weil sie wirklich, wenn sie es auch fühlen, daß einer falsch spielt, zu gut

muthig sind, ihr Misfallen ihm laut merken zu lassen. Als Schauspieler ist er zuweilen in imponirenden Rollen recht gut, und hat lange nicht den erlernten Paßgängerschritt, den er als Dichter nun einmal beliebt findet, und worunter sich dem unerfahrnen und leicht getäuschten Auge manche Makel und Fehler so leicht verstecken lassen.

Herr Roose, ein neuangagirter, den ich etwa vier Mal habe spielen sehen. Man scheint ihn für die lustigen Wildfänge und liebenswürdigen Impertinenten bestimmt zu haben, die er auch oft sehr gut ergreift. Wenigstens hat er noch seine natürliche Sprache am Leibe, und noch nichts von dem Hochtrabenden und Halsbrechenden, von dem zu wünschen ist, daß er es den Günstlingen des Publikums nie ablernen möge.

Von den Schauspielerinnen steht die berühmte Adamberger im Ruf und Verdienste hier noch immer oben an. Sie spielt aber so selten, daß man sie für die Bühne wie eine verstorbene ansehen muß. Ich wenigstens habe in einigen Monaten, die ich hier zubrachte, sie nicht auf dem Theater gesehen. Diese also abgerechnet, oder auch mitgerechnet, ist an guten Schauspielerinnen wahre Armuth. Freylich wüßte ich keine, die ganz Ausschuß wäre, aber das heißt doch immer wenig zum Lobe der Gesellschaft gesagt. Die Lieblingin des Publikums, welche die ersten Liebhaberinnen, edle

Weiber, kurz alles in allem spielen muß, ist Madame Weissenthurm. Sie hat mich selbst oft durch ihr vortreffliches Spiel bezaubert, und weiß oft so unnachahmlich die feinen Züge der Natur und die leisen Striche des Gemüths aufzugreifen, so das beredteste Spiel der Bewegung darzustellen, daß man glauben sollte, sie studiere mit einem Meister ihre Rollen ein, oder die Meisterin Natur habe sie zu einer vorzüglichen Spielerin bestimmt. Dies Letzte ist denn wohl der Fall, und man muß es wirklich bedauern, daß die Kunst nicht mehr Antheil an ihrem Spiele hat. Denn sie wird dagegen auch oft wieder so nachlässig, so unausstehlich süßlich und affektirt, so wackelnd mit dem Kopfe und um sich fahrend mit den Händen, daß einem bange werden kann, und man keinesweges das Weib wieder erkennt, was uns den vorigen Abend entzückt hat — Aber eine Acquisition machte die Bühne während meines Aufenthalts in Wien, wozu man ihr Glück wünschen muß, eine Mamsell Stolmers, die in Liefland und Preußen ihre Proben gemacht hat. Es ist ein junges 18jähriges Mädchen, ein kleines drelles Ding, ohne Wuchs und auch von Bildung gar nicht hübsch, aber doch weiß sie in ihrer Gattung immer zu gefallen. Ihr Antheil sind die naiven und unschuldigen Mägdlein, die sie vorzüglich trifft. Ich werde mich ihrer lange erinnern, als Margot, in dem kleinen Stücke nach

Thümmel, und als Gärtnermädchen in den Lorbeern in Ungern von Kotzebue. Ihre Sprache, ihr Gang, selbst ihre Kleidung bleibt so sehr als möglich der Natur getreu. Die Wiener fühlen dies recht gut und geben ihr einen ungetheilten Beyfall.

Man sieht aus alle diesem recht gut, daß es dem Theater nicht an vorzüglichen Subjekten, wohl aber an einen leitenden und lenkenden Geist fehlt, der alles immer im rechten Takt erhält, der sich freylich so leicht aus der zarten Mitte der Musen und Grazien verirrt. Es fehlt hier ein Mann, wie weiland Schröder, oder Iffland; oder, wenn er auch unter ihnen wäre, so fehlt ihm die Autorität. Das Publikum ist freylich noch immer an den meisten Orten ein Kind, das geleitet werden muß; ein Glück, wenn sich solche Leiter finden. Hier ist es offenbar auf dem falschesten Wege, und wer ihm irgend positiven Geschmack beylegt, der erzeigt ihm eine unverdiente Ehre. Es fühlt einzelne Schönheiten, das habe ich mehr, als einmal gesagt, es erhascht oft feine Züge in den Stücken, wie in ihrer Darstellung, sehr gut; aber was soll man hievon denken, wenn man sieht, wie es das verschrobenste Spiel beklascht und dem alltäglichsten Gewäsch seine Ohren und sein Zwergfell zum Besten giebt. Kotzebue fing an, kleine Kritiken in die Wiener Zeitung einzurücken; es hätte doch sei-

nen Nutzen haben können; aber man hatte ihm das zum Verbrechen gemacht, und so ist es unterblieben. Viele behaupten, das Theater, wie alles andre, habe seit 10 Jahren unendlich verloren. Das begreift sich. Der menschliche Geist hat nur Eine Kette. Sobald einige Glieder zerbrochen, oder nur verbogen werden, so geräth er ins Wackeln und sein richtiger Zeiger lernt auf falsche Zeichen deuten.

Vorstädtische Theater.

Das Schikanedersche, nächst dem Hoftheater das erste, ist auf den Wieden in der vortheilhaftesten Gegend einer großen Volksmenge, nahe am Glacis, und also auch für die Städter nicht zu entfernt. Es ist in der großen Stahrenbergischen Freyung, einen Bau, worin allein viele tausend Menschen wohnen. Das Theater ist recht hübsch und gewöhnlich auch reichlich besetzt. Sein Direktor, Herr Schikaneder, ist ein unermüdlicher Opernfabrikant, und sein schöpferisches Genie und seine Erfindungskraft haben ihn durch ganz Teutschland einen berühmten Namen gemacht, das er jährlich mit neuen Arbeiten aus seiner Fabrik beschenkt. Er hat das Glück gehabt, durch Mozart gehoben zu werden, und hält sich auch jetzt noch immer ganz leidliche Komponisten an der Hand. Hätte er gespart, er müßte ein reicher Mann seyn; so aber steht er unter der Vormundschaft seiner Gläubiger.

die ihm ein Gewisses auswerfen und die Truppe bezahlen, deren Direktor er noch immer ist. Man kann ihm wirklich das Verdienst eines thätigen Mannes nicht absprechen, der immer durch frische und aufgewürzte, oder doch etwas anders bereitete Speise die Leute anzulocken weiß. Dieser nun fröhnt geradezu seinem Publikum, und haut durch allen Geschmack und alle Sitten durch, wenn er nur weiß, daß sein Stück wienerisch ist. Es ist unglaublich, welche Zoten man für Witz und Albernheit verkauft, aber grade faßlich für das liebe Publikum, das recht bequem alles mit den Zähnen fassen muß, was ihm behagen soll. Tolle Ritterschauspiele, travestirte Hamlets, und wie das tolle Zeug heißt, das diese Vorstädter Theaterdirektoren mit ihren Theaterdichtern ausbrecken — alles geht hier reißend ab, und das spielt man auch am besten. Sind sie aber mal so unglücklich, wirklich ein gutes Stück zu wählen, so gähnt das Publikum, nicht bloß, weil es dergleichen überhaupt nicht schmecken kann, sondern auch, weil die Spieler diesem nicht gewachsen sind; denn diese haben sich aus der schönen und edlen Natur so herabgespielt, wie man gemein und närrisch wird, wenn man immer mit dem Pöbel, oder Verrückten umgeht. Das Orchester ist sehr gut, und für die Oper hat er ganz brave Leute. Ich habe dieselben Opern zum Theil hier und auf dem Nationaltheater gese-

hen

hen und muß gestehen, daß mir Schikaneder oft eben so sehr genügte. Er spielt selbst zuweilen mit, mit seinem dicklichen und bäuchigten Körper, und macht Zoten und Schweinereyen, wofür er nur zu gewöhnlich beklatscht wird. Er hat nun auch den zweyten Theil seiner Zauberflöte herausgegeben, von Winter komponirt, ungeheures Geschmier, was aber von den Wienern vergöttert wird, und die Leute beynahe bey jeder Vorstellung einander auf die Köpfe stellt. Es ist als wenn ihnen bey seiner Hetze von Papagenos der Himmel aufgeht, und ihn selbst als den jungen Papageno, der den Liebhaber machen muß, können sie nicht genug beschreyen und beklatschen.

Das Leopoldstädter Theater wird von Marinelli dirigirt, und ist der Sitz des Kasperles, der noch immer in Ehren und Würden ist, und den die Wiener selbst auf dem Nationaltheater noch gern sehen. Herr Marinelli ist durch diesen Kasperl reich geworden und befindet sich ganz wohl dabey, ihn nicht aus der Mode kommen zu lassen. Er lebt noch immer, der alte berühmte Kasperl, la Roche, und spielt seine Rollen wirklich allerliebst, so daß man ihn einige Male mit Vergnügen sieht, besonders aber um der Freude willen, die man an dem ganzen Publikum hat, welches sympathetisch, alle kasperlische Falten seines Gemüthes in einem entzückten Gesichte entdeckt, und durch witzige Be-

merkungen, Nachempfindungen und Nachgespräche, oder durch ein lautes Klatschen sie offenbart. Aber öfter ist es auch gar nicht auszuhalten, und es ist mir der sicherste Beweis für den Wiener Geschmack, daß die Bühne immer voll ist, und nicht bloß vom Pöbel, sondern von Herren und Damen aus den besten Ständen. Auch seine Opern hat Herr Martinelli, und an Wenzel Müller einen allzeitfertigen Komponisten. Diese sind meistens nach dem Kasperle modificirt, und die übrigen Stücke, die ohne ihn eines großen Reizes entbehren würden, lenken alle diesen Weg ein. Jedes dieser vorstädtischen Theater hat seinen wohlgerüsteten Dichter, der aus einem Ritterroman drey, vier Machtstücke producirt, die dann als erster, zweyter, dritter Theil nach einander hier gespielt werden: ja fast jeder Schauspieler dieser Bühne würde es für eine Schande halten, wenn er nicht in 8 Tagen so ein Stück Arbeit fertigen könnte. Da sind Parodien, komische Trauerspiele, Gespenster- und Geistergeschichten und was die tolle Zeit nur irgend tolles und abentheuerliches ausheckt, und die Herren Hensler, Perinett, Gieseke, Schikaneder sind in Wien berühmte Namen.

Das Josephstädter Theater endlich, das letzte in der Ordnung und Celebrität, ist unter aller Kritik. Die andern haben doch noch einen Schatten von Kunst, und bilden sich selbst noch was

darauf ein; aber hier fehlt selbst unter den Spielern das Vertrauen, und sie beschehen sich gern, ihre Obscurität zur Schau zu tragen, und mit den erbärmlichsten Jämmerlichkeiten ihre Nacktheit einzugestehen. Die andern wagen sich doch noch zuweilen an was Gutes, aber diese spielen immer ihre eigne Fabrik fort, und haben doch ihr Publikum, wovon sie subsistiren können. O ihr Teutschen, was für Speise könnt ihr ertragen? Ein französischer, oder italiänischer Bauer würde sich solcher Possen, nicht Possen, sondern solches hölzernen Wortstapels schämen, und ex tempore das erste Mal besser spielen.

Auch das Leopoldstädter Theater ist recht hübsch in der Praterstraße, von welchem es nicht weit entfernt ist. Die Hauptstücke hier sind das lustige Beylager und die Schwestern aus Prag, worin der berühmte La Roche seine Hauptstärke hat. — Diese Theater sind besonders die Rendezvous und Tummelplätze der Huren, die man hier aus allen Klassen und nach allen Rubriken des Alters und der Preise sehen kann. Dies lockt dann eine Menge alter und junger Lecker her, auch Fürsten und Grafen nicht selten, die auf die Witterung ausgehen. Diese Sachen werden dann während des Stücks betrieben, und man hat die Lust, wenn es munter geht, ein Paar nach dem andern abfliegen zu sehen, wie dieß denn durch Worte, Winke, oder

Gesandschaften in Ordnung gebracht wird. Oft auch giebt es lustige Prellereyen und Foppereyen, die den Neutralen ergötzen, und so hat man doch nie umsonst seinen halben Gulden ausgegeben, wenn man nur ein bischen Gehirn und Lust sich zu freuen, mitbringt. Aber auch ohne diese Geschäfte kommen hier besternte und bebänderte Männer und Damen mit 136 Ahnen in Menge her, um sich an Kasperles und Schikaneders feurigen Opern zu ergötzen, wenn man ihnen in Wien selbst die Sachen zu ernsthaft, oder gar einmal zu witzig einrichtet. Hier lachen sie sich doch einmal wieder aus ganzer Seele aus, und schütteln das innere Räderwerk mal recht wieder in seine Fugen. Und was soll ich es nicht gestehen, auch mich hat der Kasperle ergötzt, mehr durch seine Wirkung auf die Zuschauer, als auf mich. So sah ich oft mit unsäglichen Jubel für mich eine Komödie aus Albernheiten entspringen, und können denn nicht mehrere seyn, die auch über das zweyte Schauspiel im Schauspiel sich lustig machen wollen? Es wäre schlimm, wenn dieß nicht wäre.

Die Oper.

Ich habe oben schon bey mehrern Gelegenheiten geäußert, daß die Neigung, wie der Geschmack für die Musik das einzige sey, was man bey den Wienern herrschend nennen könne, und es läßt

ſich alſo wohl erwarten, daß die Oper ſich beſonders ihres Beyfalls und eines richtenden und lenkenden Urtheils zu erfreuen haben werde. Beyfall hat ſie freylich genug, ich will aber darum noch nicht behaupten, daß ein leitender Geſchmack des Publikums da ſey. Es fällt einem auch hier wieder ein, daß der Wiener aus bloßer Gutmüthigkeit vieles nicht fallen laſſen und zurückweiſen mag, von dem Kenntniß und Gefühl ihm ſagt, daß es äußerſt mittelmäßig ſey. Es iſt wahr, er kennt ſeine beſten Stücke, wie die beſten Spieler, aber, wie er leicht ergötzbar iſt, nimmt er mit mittelmäßigem Spiel und Kompoſition vorlieb, und es müßte etwas ungeheuer elendes ſeyn, was unbeklatſcht von dannen ginge. Die Operiſten ſpielen, wie ich oben ſchon erwähnt habe, mit dem deutſchen Theater wechſelnd bald am Kärntherthor, bald am Burgthor. Sie beſtehen aus Italiänern und Teutſchen, doch behaupten die italiäniſchen Spieler meiſtens den Oberrang, ſo wie auch gewöhnlich italiäniſche Opern gegeben werden. Man weiß, was eine Oper als Kunſtwerk des Dichters gewöhnlich ſagen will, da mögten ſich die beyden Nationen nicht viel vorzuwerfen haben, und Schikaneders Ungeheuer mit den neuern komiſchen Opern der Italiäner immer ſiegreich in die Schranken treten können. Die Opera buffa iſt eine Menſchenwelt, wie ſie nirgends unterm Monde exiſtirt hat,

und gehört mit den Puppen- und Marionettenspielern in eine Klasse, nur daß diese oft noch ergötzlicher sind. Ich weiß nicht, warum die Narren nicht, wie die Franzosen in ihren kleinen Stücken, die bey den Italiänern und im Theatre de Vaudeville gegeben werden, der naiven und gewöhnlichen Natur des gemeinen Lebens näher treten. Aber dazu gehört Salz und Witz; Albernheiten und frostige Possen finden doch ihren Liebhaber, die nichts weiter, als Lärm und Gepolter im Handeln und Reden, verlangen. Hier muß alles in Kleidung, in Sitten, ja in der Sprache selbst, um einige Jahrhunderte zurück seyn. Die Meisten finden das ganz belustigend, und die tollen Sprünge und Streiche, wie man sie nie im Leben sieht, dünken sie nicht unnatürlich, vielleicht weil sie nicht teutsch sind. Wenn man aber auf die lebendige Darstellung auch selbst der bessern Stücke, auf Leichtigkeit und Gewandheit sieht, so erkennt man den Italiäner leicht vor dem Teutschen. Wie die Oper ein Kind seines heitern und lustigen Himmels ist, so scheint er selbst auch dafür gemacht, und bewegt sich mit aller der Possierlichkeit und Laune darin, die dieses launenhafte Geschöpf selbst zu fordern scheint. Man sollte denken, das Beyspiel könne wirken, aber die Teutschen, die hier mitspielen, sind steife Stöcke, und nehmen sich wie Gliederpup-

pen und Stelzentreter aus, besonders wenn alles flink und toll unter einander gehen soll.

Der berühmteste Spieler der italischen Nation war diesen Sommer der Kastrat Marchesi, der bisher in Italien, in mehr als 29 Jahren, sich ein großes Vermögen gesammelt, und für diesen Sommer in Wien engagiert hatte. Er ist über 40 Jahre alt und hat bey einer großen Höhe eine bewunderswürdige Tiefe des Gesangs, und sein Talent ist um so außerordentlicher, weil er erst im 18 Jahre sich hat entmannen lassen. Zugleich ist er sowohl gebaut, so schlank und jugendlich an Körper und Miene, so leicht und zugleich so lebhaft und feurig in seinem Spiele, daß man ihn durchaus vortrefflich finden muß, sobald man Eines vergißt. Er hat mich mehr als einmal fühlen lassen, daß alle Musik, alle Melodie nichts ist gegen die Gewalt der menschlichen Stimme, die wie ein flammender Pfeil zum Herzen dringt.

Angrisani ist der Held der komischen Oper und zugleich ein guter Sänger. Das Publikum hat ihn einmal in Schutz genommen, und er darf sich alles erlauben, und thut es oft nur zu sehr. So leicht, so natürlich und wie auf dem Theater gebohren er sich zeigt, so ein Hanswurst wird er oft, und erniedrigt sich zu Possen, die nur Kinder ergötzen können, und oft noch zu schlimmeren Zo-

ten, die ein gesittetes Publikum durchaus verbieten müßte.

Ein Gegenstück zu ihm ist Cipriani, der freylich nicht ganz sein komisches Talent, aber doch immer viel Gefälliges hat, und im Guten, wie im Schlimmen, ihm ehrlich nachstrebt. Aber auch so wie die beyden Männer sind, ziehe ich sie der teutschen Bocksartigkeit bey weitem vor.

Die Tomeoni ist die erste Operistin, ein kleines drolligtes und niedliches Wesen, das in einer heitern Laune der Natur gemacht seyn muß. Sie bleibt, wie es Weiber leichter thun, in den Linien der Sitten und Schicklichkeit, und gefällt immer gleich sehr, sie mag nun in ernsteren Rollen ihren Schalk verstecken, oder in muntern alle ihre natürliche Drolligkeit und Naivität aufbieten. Sie ist ganz auf dem Theater zu Hause und bringt gewiß nie das Bewußtseyn mit, als sey sie auf einem ungewöhnlichen Boden, welches den Teutschen fast nie verläßt. So darf sich Madam Willmann vor keiner schämen im Gesange; aber wo ist das freye Spiel und das natürliche Herrscherleben des Genies?

Unter den Teutschen ist noch Herr Simoni ein guter Sänger; aber man muß ihn bloß hören, denn stolpernder und stockigter, als seine Aktion, läßt sich kaum etwas denken. Herr Loos ist ein guter Bassist und spielt grade weg. Aber eine

Tochter hat er, ein junges feines Mädel von 16 Jahren, die durch Leichtigkeit, Figur und Gesang viel verspricht. Sie gehört noch nicht zum Theater, und hat erst einige Mal in der Hochzeit des Figaro den Pagen gespielt, und allgemeinen Beyfall mit von der Bühne genommen.

Was diese Oper indessen Vorzügliches hat, beruht doch meistens auf die gute Besetzung des Orchesters. Der Geschmack des Publikums hat auf die Wahl der Stücke und ihre Ausführung nur zu vielen Einfluß, und dieser, so wie die Sparsamkeit und Einschränkung vielleicht, welche die Zeit nothwendig machen, ist wohl Schuld, daß man fast nie die Arbeiten der Gluck und Salieri, selten einige Mozartsche, sondern meistens die leichtere und magerere Kost der Opera buffa findet, die durch die ewige Plattheit und Einerleyheit, die dem Geist nicht Größeres giebt, endlich ermattet und ausleert.

Das Ballet.

Man behandelt dieses an den den meisten Orten, wie eine Nebensache, so eine kleine Augenbelustigung, einen Tanz, der etwas besser ist, als der gewöhnliche, und damit ist man zufrieden, weil man nicht mehr erwartete, noch forderte. Man will nur Leichtigkeit und Stärke des menschlichen Körpers sehen, und sieht selbst diese nicht einmal. Daß aber diesem Menschenkörper in der bloßen

Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit seiner Bewegungen die beredteste und verständlichste Sprache gegeben sey; daß in dem Rythmus und Schwung seiner Glieder, in der Kraft und Gewandheit des Leibes eine der schönsten Künste verborgen liege, wie viele können dieß ahnden, und wie viele empfinden diese Kunst, selbst wo der Tanz, wie man ihn gewöhnlich nennt, zu ihr sich erhebt? Nur wer eine Seele mitbringt, faßt die Seele; das Fleisch sieht nur das Fleisch, ihm schimmert durch die Hülle die schöne Psyche nicht durch, die sie belebt. Man kann wohl mit Recht sagen, daß das Ballet in Wien sich zur Kunst erhoben habe, und den vorzüglichsten Beyfall verdiene, dem es genießt. Vigano und sein noch größeres Weib (wie alle behaupten, die beyde als Künstler gesehen haben) gaben dieser schönen Unterhaltung, die vor ihnen auch hier noch in ihrer Kindheit war, einen höhern Rang, und erwarben sich einen Ruhm und eine Bewunderung ohne Gränzen. Wohin sie nur kamen, flogen ihnen alle Herzen entgegen, und alle empfanden zum ersten Mal etwas, das ihnen vorher kein Tänzer hatte abgewinnen können. Madam Vigano ist leider, ich weiß nicht, durch welches Mißgeschick, durch Kabale, oder durch eigne Schuld aus Wien entfernt. Ihr Mann ist noch immer die erste Zierde des Ballets, obgleich er viel verloren hat bey dem launischen und unver-

ständigen Publikum, das immer nur nach neuen und seltsamen Dingen haſcht, und die ruhige Stille und den heitern Himmel der Kunſt nicht lange ertragen kann. Zwar weiß er ihnen auch jetzt noch durch die Wahrheit und Natur ſeines Spiels, durch die tiefe Empfindung und Seele, die er auszudrücken weiß, und, was wollen ſie es läugnen? durch ſeinen ſchönen Körper oft lauten und ungeſtümen Beyfall zu entlocken, aber doch kann er es bey mehrern Gelegenheiten ſehen, daß ſie ſeinen ganzen Werth nicht ſchätzen, noch in den Geiſt ſeines Spiels eindringen können. Davon habe ich den ſicherſten Beweiß gehabt bey der Ankunft eines Engländers du Quesnel. Dieſer Mann trug ſchon ſeinen Ruhm, wie ein Panier, vor ſich her, und alles war geſpannt, als er erſchien. Man ſah einen der ſchönſten und kraftvollſten Körper, die die Natur nur aus der Fülle ihres unerſchöpflichen Lebens hervorbringen kann, und dieſer Körper begleitet mit einem kühnen Angeſichte, einem flammenden Auge und mit der Geſchwindigkeit und Kraft, die Uebungen, von Jugend auf fortgeſetzt, natürlich geben müſſen. Er könnte mit dieſen Vorzügen kühn auftreten, auch als ein mittelmäßiger Künſtler, und die meiſten Bühnen Europens, und ſelbſt die guten Wiener würden ihn nicht ohne Beyfall entlaſſen. Offenbar hat er mehr Stärke und Nerven des Körpers, als

Vigano, mehr Schnelligkeit und Kühnheit in seinen Bewegungen, mehr große und gewaltige Stellungen; man möchte ihn ein koloſſaliſches Genie nennen, das wild und durchfahrend, wie die Natur, eben ſo oft erſchreckt, als entzückt. Er iſt der Sturm, der mit den Wipfeln der Tannen hinfährt, jener der Zephyr der über Blumen hüpft. Seine Bewegungen waren oft zu eckigt und hart, ſeine Gliederanſtrengungen oft ſo ſichtbar, daß es einem war, als wolle er Hände und Arme von ſich ſchleudern, und wie ein Schmetterling aus ſeiner Haut fahren. Wenn man ihn alſo mit Vigano als Künſtler vergleicht, wenn man das Weſen der Kunſt in der Vereinigung aller menſchlichen Gefühle zu ſtiller Mäßigung und Wonne ſetzt; wenn ſie nur in ſofern den Namen der Kunſt verdient, als ſie ein ſchönes Ganzes iſt, und das Gemüth zu einem großen Gefühle zu ſammeln weiß, ſo wird man nicht lange zweifeln, wem von beyden der Preis gebühre. Die Wiener indeſſen vergaßen über dieſem neuen Wunder das alte ganz, und ihr Vigano däuchte ihnen nur ein Pupperl.

Unter den Tänzerinnen ſteht die Caſentini bey weitem oben an, ein Mädchen, nicht ſchön, aber ſchlank und geſchmeidig von Körper und mehr noch von Seele. Sie entzückt durch tiefe Empfindung, durch Zärtlichkeit und Lebenskraft, wenn man ihre Geſellinnen nur ſpringen ſieht. Sie und Vigano

zusammen, und Himmel und Erde, und sich selbst kann man über ihnen vergessen. Doch wer kann beschreiben, was nur gesehen werden muß, um an das Gefühl zu kommen? wer kann die Seele vom Körper trennen, diese zarte Blume unsers Dornstrauchs, die so wenige Augen sahen, auch wo sie sich zeigt, und die nur in glücklichen Stunden wie ein Traum verschwindet und erscheint, selbst den Kindern, die an Sonntagen der Schöpfung gemacht und gebohren sind. Es ist nur Eine Stimme, daß sie die Vigano beynahe ersetze, und das will viel sagen, wenn man bedenkt, daß jene viel schöner ist.

Die zweyte nach ihr und im leichten Scherz vielleicht ihre erste ist die Venturini, ein kleines muntres und sylfenartiges Dingelchen, die sie, möchte man sagen, als Tänzerin übertrifft, aber nicht die Höhe und Tiefe ihres Spiels erreicht. Wo aber Kraft und Leichtigkeit, Kühnheit und Schnelle der Bewegungen und Stellungen, wo ein muntres und flatterndes Spiel, wo Geniesstreiche seyn sollen, da muß man sie sehen und sie wird entzücken. Ich sage damit nicht, daß sie nicht auch in ernsteren Scenen, wo höheres Gefühl, wo die Quaal und Wonne der Liebe und der süße Kampf der Zärtlichkeit geschildert werden sollen, an ihrem Platze sey. Man würde sie vortrefflich finden, wenn die Casentini nicht verwöhnt hätte.

Was nun von diesen Helden und Heldinnen der Kunst gilt, das muß ich auch von den Spielern des zweyten und dritten Ranges sagen. Jeder füllt als ein würdiges Glied seinen Platz aus, und würde auf andern Bühnen glänzen. Auch die Springer und Springerinnen sind vorzüglich, obgleich man ihrer hier vergißt, wo man bloße körperliche Stärke und Kühnheit und Gewalt seines Baues nur als eine Nebensache bewundert.

Die Huren.

Es giebt in Wien keine Bordelle, wie in Berlin, und Aerzte beschuldigen die Polizey überall, daß sie in Rücksicht dieser Geschichten für das Wohl ihrer Mitbürger viel zu nachlässig sey, und meynen, es sey weit rathsamer, solches unabänderliche Ding unter besserer Aufsicht gleichsam zu privilegiren, als so ganz die Augen zuzuthun, um nicht sehen zu wollen, was ein jeder sehen kann. Ich finde das auch ganz vernünftig, wenn die Sitten einmal dahin gekommen sind, daß daß die Sache selbst nichts Schändliches mehr ist, und jeder es beynahe frey und öffentlich thut und gesteht, und wem alles bloß noch an der Art, es zu thun, sich stößt. Die Moralität, die nichts mehr ist, kann durch so eine Einrichtung auch nichts verlieren, und die Gesundheit mancher Mitbürger gewinnt vielleicht dabey. Jetzt treibt jede Hure ihr

Welt, wie sie kann, ganz auf ihre eigne Hand, und man findet freylich von allen Klassen, unter den äussersten Dachböden, wie im untersten Erdgeschoß, während die bessern in schön möblirten Zimmern im dritten, vierten Stock ganz nett wohnen, und ihre Besuche annehmen. Es giebt zwar einige vornehme und berühmte hier, aber doch keine einzige, die rechtes Aufsehen machte, wie sie in Paris und London so häufig sind. Wenige werden bey der Art, ihr Gewerbe zu treiben, reich, wo ihnen nicht ein Großer ins Netz fällt, wovon man einige Beyspiele erzählt. Die meisten haben so ihr tägliches Brod, während noch ein wenig Reiz da ist, und steigen oder sinken dann unter die Dächer und in die Keller, und von da —

Man hört hier von keinen gefährlichen Geschichten mit diesen Kreaturen, wie sie unter den schlaueren Völkern Europens so alltäglich sind; sondern der ehrliche und schlichte teutsche Karakter behauptet sich selbst in der Ausartung, und dieß ist wohl die Ursache, warum so wenige von ihnen auf einen grünen Zweig kommen, welches wahrlich vielen nicht fehlen könnte, wenn sie so viel List und Schlauheit zu dem Gewerbe brächten, als sie Reiz und Schönheit haben. Man sieht sie übrigens überall auf allen öffentlichen Plätzen, auf den Promenaden, in den Schauspielen, und sie geben an Eleganz und Feinheit den Besten nichts

nach, so wie sie viele durch Schönheit und Lieblichkeit beschämen. In den Sommermonaten ist ihr Schlachtfeld, wo sie ihre siegreichen Waffen ausbreiten, gar häufig die Burgbastey, wo beynahe alle regenlose Abende Musik und matte Erleuchtung ist, und die lüsterne und munitre Jugend mit den verführerischen Gelüsten der Halbnacht im Herzen sich herumtummelt, oder auch eigentlich gleich etwas aufzusuchen kam. Da sitzt und schäkert und flüstert und spaziert alles vergessen und vergessend unter einander, und nicht bloß bey diesen armen Geschöpfen, sondern bey zwey und drey Helmbüschen kann der Lustige und Kühne sein Glück machen. Man erkennt sie übrigens überall leicht, selbst der Fremde, wenn er nur einmal die Art gesehen hat. Fast immer ist es eine sichere Regel, die selten in Verlegenheit bringt, wo Eine mit einer gewissen Freyheit allein, oder höchstens in Gesellschaft einer andern unter einen ganzen Haufen Menschen geht, da mache dich dran, wann dich der kosen Speise gelüstet. Wie beredt übrigens, Winke, eine aufgehobne Hand, ein plötzliches Stillstehen, ein Pst! sind, das habe ich tausendmal mit Vergnügen gesehen. Wenn man vollends Gelegenheit hat auf der Bastey, oder im Parterr bey einer zu sitzen, so hat man das Ganze gleich weg. Leider sind die armen Dinger eben so dumm, als unverschämt, und das ist eben ihr Unglück,

glück, ſonſt würden ſie dieſes Geſchäft, wie es nun einmal iſt, mehr methodice treiben. Man ſage ſo einem Thierchen nur einen unſchuldigen Scherz, ſo ſchlägt ſie gleich mit der Plumpkeule drein, oder mit einem: „Sie ſind ſehr ſchlimm, Sie ſehen frommer aus, als Sie ſind,“ eine kleine Aufforderung, daß man bey ihr immer ſchlimm und gottlos ſeyn darf. Nein, auch die ſchönen und braven Wienerinnen ſind nicht zu Huren gemacht, und thäten beſſer, ſie überließen die ganze Geſchichte ſchlaueren und geſcheidteren Weibern.

Das Militär.

Ich will und darf mich hier auf nichts weiter einlaſſen, als auf die äußere Erſcheinung, und das Innere dem Kenner überlaſſen, der tief in die Geheimniſſe der Taktik eingedrungen iſt, und Vergleichungen unter den berühmten Kriegsheeren Europens anſtellen kann. Ich ſchildre die Dinge bloß, wie ſie erſcheinen, greife allenfalls die nächſten Verhältniſſe und Urſachen auf, die ſo nahe liegen, daß man darüber ſtolpern muß, das andre laſſe ich gut ſeyn, und jeden ſehen, was er ſehen mag. Der öſterreichiſche Soldat gehört gewiß zu den ſchönſten und bravſten Leuten von der Welt, und ich fordre einen jeden auf, mir im preußiſchen und franzöſiſchen Heere ſchönere Regimenter zu zeigen, als die Tauſende ausmachen, die ich dieſen Som-

mer täglich habe exerciren sehen. Sie haben nicht allein eine brave Miene, sondern sind auch brav, und besser mondirt und verpflegt, als die meisten andern Heere; und selbst ihre Feinde legen ihnen das Zeugniß tapferer Krieger bey. Ja, wenn man nach den Körpern schließen sollte, so erstaunte man, wenn man sie mit den Franzosen vergleicht, welche sie doch besiegt haben. Aber freylich ist es was besseres, als der Körper, was Heere siegreich macht, und dieses bessere, dieser Geist fehlt, soviel ich bemerkt habe, in der ganzen österreichischen Armee; er fehlt grade da, wo er ausgehen sollte, bey den Officieren. Da ist kein Gemeingeist, kein Ehrgefühl, das auf Einen Punkt ausläuft und das Ganze zusammenhält. Oesterreich hat das Unglück gehabt, seit Jahrhunderten keinen Regenten zu haben, der Soldat war: selbst Joseph hatte vom Kriegstalente kein Aederchen. Nur einzelne große Männer gaben dem österreichischen Heere auf einige Zeit einen Schwung, der aber sogleich mit ihnen wieder hin war. Wie ganz anders ist dieß im Preußischen, wo der alte Geist des Muthes und der alte Ruhm von Vater auf Sohn erbt. Da genießt das Militär der ersten Achtung, weil der Regent immer der erste General ist. Diese Achtung sollte es allenthalben haben, weil der Soldat nächst den Bauern der zweyte Stand ist, und weil nur die Ehre ihn fähig macht,

seine Pflichten gegen Vaterland und Regenten würdig und tapfer zu erfüllen. Da genießt der kleinste Subalternofficier, ja der Gemeine selbst mehr Auszeichnung, als im Oesterreichischen die Ersten. Wenn dieses gleich den preußischen Officier zuweilen etwas keck und hochfahrend macht, so ist das ein kleiner Uebelstand, der in den meisten Ländern so ist. Hier aber scheint man den Officier mit zu den Untersten zu rechnen, und jeder Bube, der mit ihm gleich bezahlen kann, genießt allenthalben gleicher Ehre mit ihm. Auch im preußischen Dienste giebt es mehr arme, als reiche Officiere, aber wer würde darum seiner Ehre was vergeben? wer würde nicht nett und keck, wie der reichste erscheinen müssen? Hier gehen sie zum Theil wie die Schuhputzer einher, ja so lumpig und schlotterig, daß es eine Schande ist. Kein Markör, kein Träger macht ihnen Platz, oder räumt ihnen einen kleinen Vorzug ein, und sie selbst scheinen diese Behandlung auch nicht zu fühlen. Freylich wäre es fein, wenn die Officiere in allen Ländern sich nicht ein ungebührendes Oberrecht und Vorrecht vor allen Ständen herausnähmen, sondern im Bewußtseyn ihres großen Berufes gern mit den übrigen Bürgern auf gleichem Fuß ständen, und bescheiden und still wären, wie ein andrer. Dieß sind die Oesterreicher wirklich, aber sie sind auch nichts von dem, was sie seyn sollen; da ist kein

Anstand, keine Kühnheit und Freyheit der Person, die so wohl steht, kein Bestreben, durch die äussere Erscheinung Eindruck zu machen, was doch durchaus bey dem Soldaten seyn muß; kein Gefühl für das Unschickliche, wie ein gemeiner Schlucker einherzugehen. Der Soldat muß nett und zierlich seyn, wenn auch das Glockenspiel seines Magens und seines Geldbeutels hohler als das jüngste Gericht erklingt. Auch das Point d'Honneur fehlt ganz, und sie gehen mit einander eben so gemein um, als sie von andern behandelt werden. Und doch, wie die Dinge nun einmal sind, ist dieses durchaus nothwendig, und man gebe dafür einmal was besseres. Der Soldat muß glauben, jedes faule Wort, ja jeder Verdacht schon beflecke ihn, weil bey ihm ja alles auf die Person ankömmt. Ich muß es aufrichtig sagen, die Unterofficiere gefallen mir weit besser. Sie halten sich nach Verhältniß viel neiter, als ihre Officiere und sind in der Regel gebildeter, als man es hier erwarten sollte. Ich will keinesweges die Preußen in Schutz nehmen, die wieder zu hölzern und steif sind, aber als bessere Soldaten erscheinen sie wirklich, und genießen auch bey ihren Untergebenen und im ganzen Staate einer größern Achtung. Im Preussischen ist jeder gemeine Soldat schon eine geehrte Person und muß es seyn; hier steht er unter dem untersten Pöbel. Wo bleibt der Heroismus

und Enthusiasmus bey 5, 6 Kreuzern täglich? So behandelt man seine Krieger im Lande, in der Hauptstadt selbst, und entrüstet sich dann noch, wenn sie auswärts verachtet werden, und wundert sich, wenn sie ohne Ehre aus dem Felde heim kommen. Sonst ist der östreichische Officier gewiß eben so gebildet, und ich möchte sagen, nach Verhältniß mehr, als als der preußische, und es sind hier, wie in den Provinzen, Kadettenhäuser für alle Zweige der Kriegskunst, woraus doch immer einige gute Köpfe hervorgehen. Die Polizey und Oekonomie der Armeen rühmt man übrigens außerordentlich. Die Seele dieser Einrichtungen war Lascy und jetzt Mack, der freylich auch das Taktische sehr dirigirt, ein Mann, dem das schon zur Empfehlung dient, von einem Gemeinen sich so hoch aufgedient zu haben. Jetzt ist es im Werke, eine neue Montur einzuführen, die mir ganz zweckmäßig scheint, nemlich lange graue Jacken mit ungrischen Hosen, um so für Leichtigkeit und Bequemlichkeit zugleich zu sorgen. Im Felde tadelt man das viele Gepäck, das die Officiere schleppen, das die Märsche außerordentlich erschwert, und die Oesterreicher gegen die leichten Franzosen zu einer persischen Eunuchenarmee macht. Ich habe einen alten, verwundeten Officier das Ding sehr gut aus einandersetzen hören. Unsre Armee, sprach er, verliert fast täglich einen halben Marsch gegen die Franzo-

ſen, deren Gemeine doch mit den unſrigen dieſelbe Laſt tragen. Aber welch eine Arbeit, ehe wir in Bewegung kommen! Der franzöſiſche Officier geht allenfalls ſelbſt zu Fuß mit, und trägt ſein Bündel, wenn es ſeyn muß. Bey uns hat jede Kompagnie einen ganzen Schwanz von Wagen, die bloß das Gepäcke der Officiere ſchleppen, welche, wenn es möglich wäre, noch gern einen warmen Ofen und einen Lehnſtuhl mitführten, um ſo recht bequem dem Feinde unter die Augen zu treten. Was giebt das für Muth bey dem Gemeinen, und wie lernt er ſelbſt von ſeiner Pflicht denken, wenn er eine Vergleichung zwiſchen ſich und ſeinem Officier anſtellt? Daher, und weil unſre Officier im Treffen nicht mit voran ſind, daher gehts oft ſo unbegreiflich zu, wenn man ſonſt denken mögte, unſre gewaltigen Soldaten müßten mit dem Bajonett gegen Rieſen ſtehen können.

Die Menſchen.

Die Oeſterreicher im Durchſchnitt, nicht allein die Wiener, gehören ſicher zu den ſchönſten Menſchen, die es in Teutſchland giebt, wie ihre Provinz eine der reichſten und fruchtbarſten iſt. Man mag in die niedrigſte Hütte des Landmanns, oder in die Palläſte der Großen treten, überall findet man große rüſtige Körper mit ſtarker Bruſt und Schultern, und ſchönen Beinen. Ihre Miene iſt brav, und verräth viel Ehrlichkeit und Zutrauen,

und ihre Wangen sind so schön mit Fleisch und Blut gemischt, als man sie sich nur denken kann. Dieser Wuchs ist fast allgemein, und erhält sich sogar bey den niedrigern Handwerkern, wovon manche sonst die Körper so sehr zerkrüppeln. So sieht man das Aeußere, und freut sich; aber beobachtet man näher, dringt man etwas tiefer ein, so hat man es auch gleich weg, daß diesen schönen Automaten das Leben fehlt, und sie nur zu sehr mit Unbehülflichkeit und Ungeschmeidigkeit gepaart sind; man hat es gleich weg, daß Gemächlichkeit und Sorglosigkeit ein Hauptzug im Karakter dieser guten Menschen sind, und daß alles, was eine große Anstrengung erfordert, was Aufopferungen ihrer gewöhnlichen Freuden und Vergnügungen nothwendig macht, und den harmlosen Kreis ihres heitern Lebens verrückt, nicht ihre Sache ist. Sie sind gefällig, dienstfertig, höflich, ja sogar munter, aber alles nur bis auf einen gewissen Punkt, über den sie nicht hinausgehen. Der Wiener will gut essen und trinken, will auch wohl lachen, ein öffentliches Spiel sehen, aber alles ohne Mühe. Er kauft die Freude nicht gern durch ein Kopfbrechen, oder einen Schweiß, wenn sie auch zehnmal süßer dadurch würde. Man will dies erst nicht glauben, wenn die Menschen, diese wohlgebildeten schönen Menschen, vor einem erscheinen mit einem so muntern und lebenfrohen Blick, und mit dem Lächeln der

Freude, wie man sie in wenig Städten findet. Aber man lebe einige Monate unter ihnen, und sie werden einem eben so langweilig, als man ihnen wegen ihrer Gutmüthigkeit und Harmlosigkeit zugethan seyn muß. Da ist auch gar keine herrschende Leidenschaft, keine vorstechende Neigung zu irgend etwas, kein lebendiges Interesse, was den Menschen sonst aller Orten zu etwas zieht, und eben dadurch ihn andern gemeßbar macht. Man sieht selten Extreme, weder im Guten, noch im Bösen, und selbst das Vergnügen und Wohlleben, das der Wiener so sehr liebt, kann ihn nicht in Schwung bringen. Sie essen viel und gut, sie trinken gern, aber fast nie betrinkt sich einer. Sie lieben Schauspiel und Musik, aber es giebt wenige Kenner, noch weniger Enthusiasten, obgleich man bey der Musik eine Ausnahme machen muß. Fast täglich müssen sie ihr Vergnügen haben, und Festtage zu versäumen ohne ein Wohlleben würden sie für eine der größten Sünden halten. Dies alles gönne ihnen wahrlich keiner mehr, als ich, und es freut mich, daß sie es haben können. Aber man sollte denken, daß so vieles Reiben untereinander endlich einige Funken aus dem kalten Stein herausschlagen würde, aber vergebens. Sie sitzen und wandeln neben einander, wie die kraftlosen Schatten gestalten der Unterwelt; der Teufel nein, belebt und kräftig genug von Ansehen sind sie — ich wollte

nur sagen, stumm und unbeweglich, und genießen der köstlichen Gaben des Himmels und der Erde, und der heitern Luft und schönen Gesellschaft, die um sie her Trudeln, oder sitzt. So sieht man den Wiener im Prater, so in den Kaffehäusern, so im Schauspiel. Auch sprechen sie genug, aber gar oben und von gar ebenen Dingen, wie vom Wetter, von der gestrigen Unterhaltung, wo die Henderl am besten, wo der Obers am fettsten, wo das Stich und Donaukarpfen am delikatesten waren, und wo heute oder morgen, oder künftigen Sonntag der beste Tanzplatz und Unterhaltung aufgethan werden wird. Dies ist so eigen, daß Unterhaltung bey einem Wiener nichts anders heißt, als gut essen und trinken, und allenfalls einen Tanz machen, oder einem Schauspiel und Feuerwerke zusehen. Daß zwey oder drey Menschen dieses alles im Kern haben, und darüber diese Freuden alle vergessen können, das kömmt ihnen nicht in den Sinn. Man kann auf ein Kaffehaus gehen, wo mehr als hundert Menschen beysammen sind, und ich bin ein Schelm, wenn man sich vor Langeweile zu lassen weiß, es sey denn, daß Zeitungen zu lesen sind, oder irgend eine närrische Gestalt durch ihr Aeußeres vergötzt. Da ist nie ein allgemeines Gespräch, nie eine laute Stimme, sondern alles saußet und flüstert unter sich, oder döhnt von so alltäglichen Dingen, daß man in zwey, drey Malen den Kreis

ihrer gewöhnlichen Unterhaltungen durchgemacht hat. Wagen sie sich vollends einmal über diesen Kreis hinaus, so hat man meistens ungewaschnes Zeug, aber die Lust hat man selten. Ein Wunder ist es, wenn sie einmal warm werden über Dinge, worüber an andern Orten die unberufensten selbst in Enthusiasmus gerathen. Ich habe oft darüber gedacht, wie dies alles doch so seyn kann, und bin auf manche Dinge gefallen, unter andern auch auf die oben erwähnte Wollzey. Es ist unmöglich, daß kraftvolle und schöne Menschen in dem nächsten Lande, unter dem schönsten Himmel, in der Fülle der Vergnügungen und des Lebens solche Stöcke seyn könnten, wenn nicht eine Wiege wäre, die sie in der zartesten Kindheit närrisch wiegte und so fort; wenn nicht eine Augenverkleisterung und Stirnbebretterung vorgenommen würde, die sie so weit nur sehen und laufen läßt, als man grade will. Hier wäre der Ort, etwas darüber zu sagen, wie weit eine Regierung, und wie weit sie berechtigt sey, in das Gebiet des Geistes einzugreifen, und diesem Feuerelement ihr erkaltendes und löschendes Wasser zuzugießen. Es ist ungezweifelt daß sie den Wiener so im Gängelband führet, daß er das Bewußtseyn seiner Kraft verliert, und endlich nicht mehr ahndet, daß der Mensch bessere Angelegenheiten habe, als essen und trinken und sich schlafen legen. Die Gespenster, die der rei-

giöse und politische Aberglauben allenthalben sehen, haben dieses künstliche Werk erzeugt. Der Wiener weiß nur zu gut, daß es gefährlich ist, über gewisse Dinge nur zu denken, geschweige denn zu sprechen, und so hält er das Maul, aber eben diese Maulsperre macht ihn endlich zu dem, was er ist, und sein Geist verliert alle Gewandheit und zugleich alle Lust, sich zu tummeln. Für seinen Leib und seine übrige Freuden findet er durch eben diese Polizey gut gesorgt, findet sich endlich zufrieden, und lebt so ganz harmlos und glücklich in dem Wahn, daß er der klügste und glücklichste sey, und Wien die Königin aller Städte des Erdbodens. Denn davon ist der Wiener überzeugt, daß es keinen bessern Ort gebe in der Welt, als das schöne Wien, und das superbe Wien, und welche Schmeichelnamen er ihm sonst noch alle giebt. Ich will darüber nicht streiten; Wien ist immer einer der schönsten und lustigsten Orte, die ich gesehen habe, ich werde seine Bewohner und ihn selbst immer rühmen. Aber was würde Wien seyn, wenn zu allen seinen Vorzügen noch Geistesfreyheit und Freyheit des Geschmacks hinzukäme, die doch den Menschen erst zum Menschen machen?

Dieses Fade und Geschmacklose der Unterhaltung, dieses Nichtbewußtseyn des Edelsten, was im Menschen lebt und wirkt, fällt nun bey keinem Geschöpfe der großen Kaiserstadt mehr auf, als bey

den Jünglingen, die die Feinen und Eleganten machen. Freylich sind diese an den meisten Orten sehr leichte und arme Kreaturen, aber sie haben doch eine gewisse quecksilbrige Gewandheit, eine gewisse Geläufigkeit des Körpers und der Zunge, die der Jugend wohl steht. Aber der Wiener, schön und wohlgebaut, wie er immer seyn mag, ist doch der ärgste und traurigste Bock, den man sehen kann, besonders wenn er in dem neuen Geschmack des englischen Ernstes, oder richtiger, Plumpheit auftritt und mit steifem Schritt und großem Auge die Leute anstarrt. Denn ein bedeutungsloses Thier wird dies nie mehr, als wenn es was bedeuten will. Da ist nichts von der Keckheit und Freiheit, nichts selbst von der liebenswürdigen Impertinenz, die jungen Leuten so leicht verziehen wird, nichts von dem Aufbrausen und Ausschlagen, was man anderswo sieht. So gehen sie durch die Jahre der Zier in die der Ruhe über, und werden endlich gute ehrliche Bürger, aber selten feine und gebildete, oder nur für das Feine und Bildende sich interessirende Menschen.

Die österreichische Regierung ist von mir mehr als einmal, wegen der Liberalität und Humanität gerühmt worden, mit der sie sowohl, als ihre Großen, alles öffentlich und gemeinnützig zu machen sucht, was sonst unter Schloß und Riegel, und meistens nur für den Genuß des Reichen gehalten

wird. Ich habe es mehr als einmal gepriesen, daß alles Schöne und Merkwürdige dieser Stadt und ihrer Umgebungen jedem zum Vergnügen und zur Belehrung und Bildung offen steht; wie der Fremde und Einheimische mit Artigkeit behandelt wird, wo an andern Orten die Grobheit zu thronen pflegt; wie sorgsam die Polizey für alles wacht, was für die Bequemlichkeit und das Vergnügen des Publikums dient. Aber alles dieses, was ist es, wenn man dem Menschen sein Erstes vorenthält? was ist es, als eine lange Gängeley, die seiner Regierung erlaubt ist, als Einschränkung seiner edelsten Kräfte, und Unterdrückung des heiligen Rechts, was jeder Mensch hat, sich seines eignen Daseyns lebendig und vollständig bewußt zu werden, ehe er daran denkt, daß ein Staat in der Welt sey? Ehe man dem Wiener diese Freyheit wieder giebt, ehe man ihm erlaubt, sich auf den unermeßlichen Gefilden des Geistes zu tummeln, ehe wird er nicht anders werden, man mag so viel an ihm flicken und bilden, als man will, und über die guten öffentlichen Anstalten und Einrichtungen in alle Länder hinein posaunen. Sie helfen nichts, wenn der Mensch sich nicht über alle Dinge vom Isop bis zur Ceder laut machen und mittheilen darf, und das ist in Wien seit Joseph wieder Kontrebande. Freylich hatte man mir es übertrieben, und ich fand es so arg nicht, als das Gerücht sagte, aber eine

allgemeine Behutſamkeit und Furcht vor der Polizey war offenbar da; und bey Worten, die an andern Orten von den gemeinſten Lippen hervorbrechen, ſpitzten die Leute hier die Ohren, und riefen: c'eſt un grand mot à Vienne. Man vermeidet wohlbedächtig, über Religion und Politik zu ſprechen, oder über die großen Gegenſtände des Tages, und eben ſo behutſam geht man mit der großen Schöpferin der Dinge, der Philoſophie um. Wenn nun über dieſe Dinge der Mund verſtopft iſt, ſo erſtarrt der Geiſt allmählig, und ſo wird die Gelaſſenheit der Wiener erklärlich, wie ihre Unbehülflichkeit im Urtheilen über feinere Gegenſtände auch des gemeinen Lebens, oder gar des Geſchmacks. So bleibt ihnen Schauſpiel und Oper, ſo das zahlreiche Heer der öffentlichen Fremden, die die Menſchen ſonſt bilden, unwirkſam, und ſie genießen es faſt mit gleichen Sinnen, wie die gebackenen Hendel und gefüllten Kapaunen.

Man glaube aber nicht, daß dieſe Polizey übrigens die Wiener zu Sklaven, oder gar zu mistrauiſchen und niederträchtigen Schurken und Spionen gemacht habe. Nein, ſie ſind ein biederes und braves Volk, dienſtfertig und frohherzig, gutmüthig und vergnügenliebend, wie es nur eines giebt, und man ſehnt ſich oft unter ſo gute Menſchen wieder zurück, wenn man einmal aus ihrer Mitte geſtoßen iſt. Man macht es ihnen im nördlichen und hung-

rigen Vaterlande gewöhnlich zum Vorwurf, daß sie Vergnügen und Wohlleben zu sehr lieben, und nicht genug arbeiten. Das finde ich lächerlich. Da sie leben und gut leben können, wie sie leben, so wären sie Thoren, sich unnütz abzuarbeiten, wie freylich in den Sandwüsten der Mark und in andern hungrigen Gegenden der arme Bürger thun muß, der am Ende doch nicht so viel übrig hat, daß er des Sonntags sich einen frohen Tag machen kann. Auch das Vergnügen ist Pflicht, und wird bey den meisten Menschen durch das Bedürfniß seine rechte Gränze finden. Ich vertheidige damit die reichen Müßiggänger nicht, die im ererbten Gelde ein Vorrecht zu haben meynen, nichts zu thun, als es zu verzehren. Sie haben ihre Strafe bey sich, die sie nicht so leicht durch das Leben schleudern läßt, als die Unerfahrnen meynen.

Nun zu euch, ihr holden Geschöpfe, die das Leben erst zum Leben machen, und allen Freuden die rechte Würze geben, zu euch, ihr schönen Wienerinnen, nachdem ich euren Männern die Wahrheit gesagt habe. Ihr habt nichts zu fürchten; wie ihr immer sagen mögt, doch hört ihr nie auf, liebenswürdig zu seyn, und mit süßen Waffen eure Gegner zu besiegen. Doch ich muß umlenken, weil man sein eignes Lob nicht gern so geradezu hört, und in der dritten Person von euch reden. Ich habe die Männer in Wien schön genannt, wie

sollten es denn die Weiber nicht seyn? Ja sie sind es und können keck die meisten Städte auf die Schönheit ausfordern. Fast alle Mädchen und Frauen in den Jahren der Blüthe sind schön gewachsen, voll und schlank, und wissen ihren Leib wohl vor der Welt zu tragen. Ihre Wangen blühen frisch wie die Rosen, und ihren Augen fehlt es nicht an Feuer zu zünden und zu erwärmen, was auch Herr Nikolai sagt. Aber bey ihrem gewöhnlich so schönen Teint, selbst wenn er etwas ins Bleiche fallen sollte, haben die meisten die Unart, sich zu schminken, und die alternden thun dies mit einer abscheulichen Impertinenz, so daß man über ihre Röthe roth werden mögte. Es ist eine Lust, so an einem öffentlichen Orte, z. B. im Prater, still zu stehen und so viele schöne und lustige Gestalten vorbey passiren zu lassen. Da findet man sie denn aus allen Klassen und in allen Altern, die zarten Schößlinge, die holden Knospen, denen man einen heitern Himmel und milde Luft wünschen muß, und die, welche in tausendblättriger Schönheit prangen, wie die, welche die welkenden Blätter schon zusammenlegen und überstreichen müssen, damit ihre Blöße nicht so durchscheine. Aber immer, wo man auch sey, bringt man die Bemerkung mit, daß Wien mit Recht den Namen einer schönweibrigen Stadt verdiene. Wenn man nun aber fragt, wie es mit

dem

dem Geist dieser holden Geschöpfe aussieht, so ist die Antwort, eben so gut, als an den meisten andern Orten, wo doch immer das Weib auch in Rücksicht des Wissens noch unter Vormundschaft gehalten wird, und selten an der Bildung der Männer gleichen Theil hat. Freylich wenn die Männer sind, wie ich sie eben geschildert habe, so kann man davon eben keinen günstigen Schluß auf die Weiber machen, und diese dürfen ihren Herren unmöglich so weit voraus seyn, daß sie sich zu schämen hätten. Die schönen Kinder lernen meistens französisch und Italiänisch, wie man diese Sprachen an den meisten Orten lernt, und Musik fast ohne Ausnahme, weil diese Kunst hier durchaus zur Bildung eines Fräuleins gehört, und diejenige, die nicht ein Bischen klimpern könnte, eine schlechte Rolle in der Gesellschaft spielen würde. Diese und die gemeinen kleinen Weiberarbeiten sind hier die Hauptsache, und an Erleuchtung des Kopfes und Bildung eines feinen Geschmacks ist hier nun freylich gar nicht zu denken, und die Klage, die man bey den Männern führt, gilt auch bey den Weibern, daß sie bey aller Schönheit viel Leere haben, immer aber doch mehr Leben und Munterkeit, als die Männer; wie denn das Weib von der Natur einmal den Vorzug hat, von der äußern Lage der Dinge nicht so sehr mitgenommen zu werden, als der Mann, und im Sturm der

Welt und des Lebens ihre Eigenthümlichkeit und Weiblichkeit rein zu bewahren. Eine Kunst verstehen die schönen Wienerinnen sehr gut, sich geschmackvoll zu kleiden, mit der größten Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit in den Anzügen. Will man sie an ihrer Stelle sehen, so muß man die schönen Sommermorgen in den Augarten gehen, wo sie ihre Morgenandacht halten, besonders an den Tagen, wenn die Akademien sind. Auch des Abends auf der Bastey hat man einen guten Standort, aber da laufen bey den Lichtern manche geschminkte Gesichter auf Kosten der übrigen mit durch, und das sollte nicht seyn.

Was hier von den Sitten zu sagen wäre, weiß jeder schon vorher, der große Städte und die Denkungsart der Zeit über diesen Punkt kennt. Sie sind natürlich ziemlich lose bey Männern und Weibern, und es finden sich, die aus dieser Losheit der Sitten ein förmliches Gewerbe machen. Da kann man Wien nicht mehr zur Last legen, als was von andern großen Städten gilt. Zahllos ist hier übrigens die Klasse hübscher Stubenmädchen, die auch ihre Tage haben, wo sie als Damen im feinsten Musselin und in atlassenen Schuhen erscheinen, und in Fiackern kek durch die Straßen rollen. Diese werden meist aus den Provinzen rekrutirt, aus Linz, Passau und andern Städtchen wo es feine Mädel giebt. Man sieht dies ganze

Geschlecht, die Köchinnen und Wäscherinnen in einer schönen Schlangenhaut, an Sonntagen im Prater und auf den Dörfern, nachdem sie den Staub der Woche und die Küchenschürze und Haube abgelegt haben. Sie sind nicht der unbelustigendste Theil des schönen Gewimmels, und mancher fehlt es an nichts, als dem Zufall, um in der glänzendsten Equipage, von 6 Schimmeln gezogen, als Königin unter den Frauen zu schimmern. Sie thun es übrigens in Feinheit der Stoffe und Aufsätzen und Pracht den ersten Damen gleich.— Die ehrbaren Bürgerinnen und ihre Töchter, die noch auf alte Sitte halten, gehen nach Art der Großmutter in Rock und Schürze und einen feinen Kamisölchen und einer Mütze auf dem Kopfe, deren Spiegel fast aus purem Golde besteht. Ihre Kleider sind übrigens kostbar seidene, oder aus den feinsten baumwollenen Zeugen, und auch die Schuhe reich mit Gold und Silber gestickt. Man glaubt nicht, wie schön diese Tracht den schöngewachsenen Bürgerinnen steht, daß man selbst oft versucht wird, sie dem leichten Schwung des griechischen Gewandes vorzuziehen, was unsre vornehmere Welt aus den Händen der Grazien empfangen zu haben meint. Diese goldmüthigen Frauen und Mädchen hüten sich übrigens wohl, mit den Kammerjungfern und Dienstmädchen in eine Klasse ver-

mischt zu werden, ungeachtet diese sie an modischer Eleganz und Verfeinerung überhohlen.

Der Ton hier ist übrigens so gezwungen nicht, als man nach der Steifheit der Leute denken sollte — ich rede hier von den gewöhnlichen Zirkeln des Mittelstandes — sondern es geht ziemlich leicht her, und man ist durch die ewige Vermischung aller Arten auf den öffentlichen Plätzen einmal gewohnt, keine Umstände zu machen, noch zu erwarten. Gastfrey ist man und gefällig, wie man es seit der Ostsee nicht findet, und alles wird gleich wie ein alter Freund vom Hause und in jeder Hinsicht mit dem Größten und Vornehmsten gleich behandelt. Doch ist Eines hier, was vielleicht von der ehemaligen spanischen Grandezza und der Menge Magnaten aller Art herrührt, die sich hier eingenistet haben; man macht nämlich in ächt aristokratischen Sinn lächerliche Klassifikationen, die den titelreichen Teutschen überall so sehr auszeichnen. Alles was von guten Mittelstande ist und zu den gebildeten Klassen gehört, Kaufleute, Künstler, Gelehrte, Beamte passiren unter dem Namen Herr von, und ihre Weiber und Töchter heißen Gnädige Frau und Fräulein; von dem untern Theil gerufen, hört man immer nur Ihr Gnaden. Damit nun aber die wirklichen Edelleute hiebey nicht verlieren, so nennen sie sich Edler von, welches freylich in der Unterhaltung wegfällt, wo man mit

dem Herr von allenthalben durchkömmt. Die nun hieran zunächst gränzen, oder die man nicht recht zu nennen und zu klassifiziren weiß, laufen alle unter dem Namen Monsieur, der daher wenig beliebt ist. Herr übrigens ist das gemeinste, was es giebt und so nennt man jeden Unbekannten, den man anredet, sey es auch der lumpigste Sackträger. Das Wort der Herr ist hier ungefähr synonim mit dem Er im untern und mittlern Teutschlande.

Der Hof. Die Großen.

Die kaiserliche Familie lebt ganz still und eingezogen, ohne den Schwarm eines glänzenden Hofes immer um sich zu haben und die Sklavin vieler Sklaven zu seyn. Den Sommer bringt sie gewöhnlich in Laxenburg zu, von wo der Kaiser des Morgens sich an Audienztagen, oder bey wichtigen Angelegenheiten in die Residenz fährt. Auch wenn sie ins Schauspiel kommen, bringen sie selten die Nacht in der Stadt zu. Ich habe an einer andern Stelle von Laxenburg eine kleine Skizze entworfen, die ihr Leben so ziemlich schildert. Im Winter leben sie gewöhnlich in Wien und wohnen den Vergnügungen und Festen bey, die diese kurzen und traurigen Tage verjagen helfen. Aber auch dann leben sie, wie man sagt, außer den solennen Tagen ohne Prunk und Etiquette. Mehr Gepränge und Pracht machen nun die Magnaten

Ungerns, Böhmens und Oesterreichs, die in dieser großen Stadt entweder ihre Einkünfte verzehren, oder durch Bedienungen und Würden daran gebunden sind. Es ist bekannt, wie reiche und mächtige Häuser es unter diesen giebt. Doch ist der reichste Magnat Ungerns Esterhazy flügellahm geworden, und hat so mit seinen Reichthümern haushalten, daß er etwas einhalten und eine Zeitlang auf dem Lande, oder auswärts leben muß, um seine Finanzen zu verbessern, denn in Wien selbst könnte er das nicht vor den Augen der Welt so zeigen und mit einem Male kleiner anfangen, als die Leute von ihm gewohnt waren. Doch lebt er in Ungern immer noch mit einer Art von fürstlichen Hoffaat, obgleich er seine Kapelle abgedankt hat, und auch kein Schauspiel mehr hält. Die Lichtensteine, Auersberge, und Dietrichsteine sind nächst diesem die ersten, und eine unzählige Menge andrer vom zweyten Range lebt hier, die an jedem andern Orte den ersten einnehmen würde. Diese nun und die vielen Fremden, die hier eine Zeitlang von großen, oder kleinen Renten leben, die Reichen, die Handel und Industrie, oder Zufall in einer großen Stadt zu versammeln pflegt, helfen den äußern Prunk und die Freude und den Glanz der öffentlichen Tummelplätze vermehren, und bringen auch wirkliches Blut in die Adern des Staats, die durch sie desto schneller umlaufen. Ich habe von diesem

Gewühle bey mehrern Gelegenheiten ein kleines Bild entworfen, was freylich die Lebendigkeit des wirklichen Lebens nicht erreichen kann. Uebrigens zeigen die Großen keinen Uebermuth und Stolz, und maßen sich an keinem Orte Privilegien an, als die ihnen ihre vollere Börse giebt. Man sieht sie allenthalben unter allerley Menschenkinder gemischt und erkennt sie nur, wann die Fackelträger vorn laufen und die schimmernden Heiducken hinten auf den Wagen springen. Sonst hält der Fiaker mit ihnen gleichen Schritt, und sie dürfen kein Vorrecht erpochen, was man ihnen nicht freywillig einräumt. Uebrigens bemerkt man gar keine Tendenz des Volks zu einer Revolution, noch zu gefährlichen Anmerkungen über die Vorrechte der Edlen und Großen, wenn es gleich richtig genug ist, daß Bernadotte nicht so ganz unschuldig seine Fahnen ausgehängt hatte. Wegen dieser Geschichte sind manche Familien, die 20, 30, 40 Jahre in Wien gewohnt haben, verbannt worden, und viele freylich auf bloßen Verdacht. Man urtheilt über solche Vorfälle immer einseitig, ich will also schweigen und nur das dem Schreien gegen die hiesige Regierung und ihre Maßregeln entgegensetzen, daß die Franzosen es aller Orten eben so und noch ärger machen, und mit Feuer und Schwert verfolgen, die nicht sogleich ihrem Systeme fröhnen. Ist die Sache vielleicht anders, wenn sie eine Demokratie

thut? ist die Censur und der Geistszwang weniger groß, wenn der Wind von 500 Regenten herwehet! O wir Kindsköpfe mit unsern Urtheilen! Wann lernen wir doch konsequent seyn? wann werden wir gerecht richten, so verschieden auch die Meynungen seyn mögen?

Ein Weniges über den Bauernstand um Wien.

Oesterreich selbst ist sicher eine der schönsten und reichsten Provinzen des teutschen Reichs, und bringt beynahe alles hervor, was die Menschen selbst zum üppigen Leben bedürfen. Es ist also wohl zu erwarten, daß die Bewohner eines so schönen Landes sich im Wohlstande und in Wohlgemüthigkeit befinden. Es ist bekannt, daß der größte Theil der schönen Dörfer und Güter, die man in Oestreich sieht, meistens dem hohen und niedern Adel gehören; um so mehr muß es auffallen, daß dieser nicht so wuchernd und fleißig die Säfte des Landes an sich saugt, wie es immer bey der Uebermacht war und seyn wird, sondern auch den Baum, der ihm seine Früchte giebt, den Sonnenschein und Regen des Himmels nicht mißgönnt. Wie ganz anders ist dieses größtentheils im nördlichen Teutschlande, wo dieser Theil der Staatsbürger, der erste und ehrenvollste, noch immer sehr negerartig, wenn nicht behandelt wird, doch behandelt werden kann. Man sehe hier den Bauer

in Oesterreich im Durchschnitt Wohlseyn und Freude. Er trinkt seinen Wein, ißt sein schönes Brod und seine fette Milch, ohne vor seinem Tyrannen zittern zu müssen, daß er vielleicht in seine Schüssel gucke und mit der Bemerkung von dannen gehe: siehe das ist zu viel; der Bauer ist gebohren zu arbeiten und sich satt zu essen; was darüber ist, das ist von Uebel, und gehört nach dem Recht der Bibel und Natur seinem gnädigen Herrn. „Nein, dafür haben hier die Gesetze gesorgt. Die Dörfer sind meistens nett und zierlich, und laufen nach sächsischer Art in einer, oder mehrern langen Gassen hin. Die Häuser sind fast alle von unten auf gemauert, oder aus Bruchsteinen aufgeführt, mit hellen und leichten Fenstern, oft Fensterläden und Chassis, und innen und außen so geputzt, daß man sich recht froh darin fühlt; dagegen fehlen Ziegel- und Strohdach, und man sieht meistens nur Schindeln nach der Art des ganzen Landes, die nur in Wien eine Ausnahme macht. An diese schließen sich denn die Ställe, Korn- und Heuschober eben so nett an; vorne stehen Schattenbäume, oder ein lustiger Kranz von Reben windet sich um die weißen Mauern, und hinten ist meistens ein kleines Gärtchen zu Gartengewächsen und Obst. Gewöhnlich hat der Bauer nach dem Verhältniß seiner Besitzungen ein Paar Pferde, einige mächtige Ochsen und mehrere Kühe, alles brav und stattlich von

Wuchs, wie er selbst. Denn auch von ihm und seinen Weibern gilt, was ich von der Bildung der Oesterreicher bey Gelegenheit der Wiener gesagt habe. Man sieht meistens starke und schöne Leute, und so hübsche Weiber und Jungfrauen, als man sie sonst selten unter Bauren findet. Dies ist immer unter vielen andern zweydeutigen Beweisen der sicherste für den Wohlstand der Menschen. Nur mäßige Arbeit und Anstrengung in den Jahren des menschlichen Frühlings macht schöne Körper. Wer immer im Schweiß seines Angesichts den Stock in der Nähe, und kaum ein heißes Brod und in der Ferne ein kümmerliches und frostiges Alter sieht, dem tritt die Gebehrde der Seele endlich zum äußern Körper heraus, eben so wie die Weichlichkeit und Ueppigkeit ihm ihr ekelhaftes Fett und ihre schwammige Gleichgültigkeit anhängt, die nur immer einsaugen, nie sich auspressen lassen will. Freylich wirft man dem Oestreicher, wie dem Bayer, mit Recht vor, daß er noch immer ein zu bigottes und priesterliches Geschöpf sey, und meint also, er müsse, weil er solchem Vieh sich so unterbeuge, auch in andrer Rücksicht mit dem Ochsen- und Eselgeschlechte noch sehr verwandt seyn; aber doch ist dies nicht so; die Menschen sind hier weiter in Kultur, als in ärmeren Norden, ihr äußerer Zustand ist besser und der verbessert auch den innern; viel trägt nun auch die nahe Hauptstadt

dazu bey. Sie sind ganz vernünftig, bis auf diesen Einen Punkt, und sonst ein eben so guter Schlag Menschen, als die Wiener, dienstfertig und gefällig, aber auch zu langmüthig und bequem, und dem Wohlleben vielleicht zu sehr ergeben. Industrie suche man nicht unter ihnen, noch den Fleiß und die Arbeitsamkeit des Sachsen und Pommers, oder die Gewandheit des Thüringers und Franken. Sie haben beydes so sehr nicht nöthig! Auch ist ihr Ackerbau, soviel ich davon gesehen habe, bey weitem nicht mit dem des nördlichen Teutschlands zu vergleichen, und wer da gewesen ist, muß sich hier nothwendig ärgern. Ein anderes ist es mit dem Wein- und Obstbau, und leichteren Arbeiten des Landmanns, die sie recht gut betreiben. Die Viehzucht wird vielleicht nach dem Lande nicht genug getrieben, noch nach dem Vortheil, den sie um Wien bringen könnte. Luxus ist hier allerdings mehr, als wo mehr Armuth und Arbeit ist, aber man fühlt seinen schädlichen Einfluß auf die Sitten und Gesundheit der Menschen nicht recht, obgleich der Bauer hier so gut lebt, als in Sachsen und Thüringen der Edelmann. O da ist doch die Arbeit und Bewegung ein schönes Gut des Menschen, und wir wollen ihm seinen Kaffe, seinen Reis und Braten herzlich gern gönnen und sein gebachenes Hendel alle Sonn- und Festtage, wenn er sie haben kann. Seine Kleidung hat eben nichts

ausgezeichnetes vor der gewöhnlichen teutschen Bauerntracht, es sey denn, daß man zuweilen Haarflechten und Zöpfe bey den Weibern, und meistens Strohhüte bey den ärmeren Männern sieht. Die Konskription liegt leider auch hier fast ganz auf diesem Stande, und das ist freylich hart, weil auch in Oesterreich meistens nur ein privilegirter Offizierstand ist, aber doch ist es nichts gegen das Preußische, wo der Nichtedelmann fast ohne Ausnahme Gemeiner bleibt, und etwa in 20, 30 Jahren zur untersten Officierstelle rückt, wo Knaben im 12ten, 14ten Jahre stehen. Es läßt sich hierüber manches sagen, das tiefer in das Wohl des Staats eindringt und mit verlornen Schlachten zusammenhängt, als die glauben oder denken mögen, denen man von Jugend auf Brillen auf die Nase zu setzen, und auf gut Samojedisch ein Brett um den Kopf zu falzen pflegt.

Eine Sonderbarkeit, und zwar eine recht liebe, ist in Wien, daß man lumpigen und unverschämten Pöbel fast nicht findet, sondern alles einen gewissen Grad des Bürgerlichen hat. So ist es auch beynahe mit der Sprache, die ächt österreichisch und karakterzeichnend ist, und durch alle Stände von Sackträger bis zum Magnaten ihre volle und träge Dicktönigkeit behauptet. Ueber diesen sogenannten österreichischen Dialekt ließe sich allein ein

Buch schreiben, das belustigend genug seyn würde. Ich will nur Eines sagen, daß die schmeichelnden Diminutiven durchaus für die Dinge sind, die dem fünften und sechsten Sinne dienen.

Verbesserungen.

Man bittet den Leser, nachfolgende Druckfehler, welche sich durch die weite Entfernung des Verfassers vom Druckort eingeschlichen haben, gefälligst zu verbessern.

S. 4 Z. 4 von oben lies sanften Fällen für sanftem Fallen.
" 4 " 11 von oben l. Site für Seite.
" 4 " 11 von unten l. gepfuscht f. gefuscht.
" 4 " 3 von unten l. Kleobis f. Kiebis.
" 5 " 10 von oben l. im Südosten, im Westen für in Südosten, in Westen.
" 5 " 10 von unten l. bergichten f. bergischen.
" 7 " 6 von oben l. nach einem Sprung f. nach einen Sprung.
" 12 " 4 von unten l. Altar f. Adler.
" 13 " 7 von oben l. aus Eichen f. aus; Eichen.
" 14 " 6 von unten l. Knieender f. Knieenden.
" 15 " 14 von unten l. ein Vogelbauer f. einen Vogelbauer.
" 15 " 8 von unten l. sein Vogelbauer f. seinen Vogelbauer.
" 17 " 6 von oben l. einen stillstehen machen f. einem stillstehen machen.
" 23 " 14 von oben l. dem für den.
" 25 " 4 von unten l. einem runden f. einen.
" 29 " 11 von unten l. Streitberg f. Strittberg.
" 29 " 8 von unten l. vom Adelstein f. von.
" 32 " 12 von oben l. oben für eben.
" 33 " 11 von oben l. aus diesem f. aus diesen.
" 34 " 10 von oben l. Strom f. Stamm.
" 34 " 15 von oben l. im Osten f. in Osten.
" 38 " 9 von unten l. drinn f. drein.
" 44 " 14 von unten l. Rippen f. Ribben.
" 44 " 13 von unten l. an meinen f. an meinem.

S. 46 Z. 9 von unten l. Halbwiſſers f. Halbwiſſens.
S. 49 S. 3 von oben l. ſchleppender f. ſchlappender.
S. 49 S. 9 von unten l. gekielbyhlt f. gekeilhohlt.
S. 56 S. 1 von oben l. Vorläufer f. Verläufer.
S. 56 S. 7 von oben l. im Süden f. in Süden.
S. 56 S. 5 von unten l. von ſchönem f. von ſchönen.
S. 56 S. 1 von unten l. über den Trümmern f. über die Trümmer.
S. 57 S. 13 von oben l. im Keim f. in Keim.
S. 57 S. 17 von oben l. Marvens f. Morrens.
S. 68 S. 7 von unten l. An der f. Um der.
S. 58 S. 1 von unten l. natürlichem f. natürlichen.
S. 60 S. 11 von oben l. in den Norden f. in dem Norden.
S. 64 S. 14 von unten l. daran f. davon.
S. 77 S. 8 von oben l. einem jeden f. einen jeden.
S. 77 S. 10 von unten l. weht einen an f. weht einem an.
S. 78 S. 10 von unten l. auf einem f. auf einen.
S. 79 S. 13 von oben l. je ſonntäglich f. geſamtäglich.
S. 80 S. 14 von unten l. andern f. andere.
S. 86 S. 8 von oben l. dem Blumenorden f. den Blumenorden.
S. 89 S. 11 von oben l. erluſtiget f. verluſtiget.
S. 90 S. 2 von unten l. dürrem f. dürren.
S. 95 S. 2 von unten l. ſonſt f. ſonſten.
S. 108 S. 8 von unten l. wie f. wenn.
S. 109 S. 4 von oben l. allem f. alle.
S. 119 S. 7 von oben l. ihm f. ihn.
S. 120 S. 9 von unten l. an einem f. an einen.
S. 120 S. 11 von unten l. andern für andere.
S. 122 S. 10 von unten l. rauh f. rauch.
S. 125 S. 11 von unten l. dieſem f. dieſen.
S. 131 S. 8 von unten l. unmoſikem f. unmoſſten.
S. 140 S. 12 von unten l. auf meinen f. auf meinem.
S. 144 S. 10 von unten l. über dem f. über den.
S. 147 S. 9 von oben l. einen anwandern f. einem.
S. 148 S. 14 von oben l. Aſhle f. Aſſyle.
S. 149 S. 2 von oben l. auf den f. auf dem.
S. 149 S. 9 von oben l. Geſährte f. Geſährde.
S. 151 S. 12 von unten l. aus dem f. aus den.

S. 152 Z. 11 von oben l. nach dem f. nach den.
" 158 " 10 von oben l. der Stadt vorbei f. die Stadt vorbei.
" 158 " 13 von oben l. Reben f. Rüben.
" 159 " 7 von unten l. heitres f. hintres.
" 161 " 11 von unten l. nach allem f. nach allen.
" 163 " 1 von oben l. aus dem f. aus den.
" 165 " 6 von oben l. meinen f. meinem.
" 169 " 9 von unten l. über ihnen f. über ihr.
" 173 " 4 von unten l. Kätzewein f. Kurtwein.
" 174 " 9 von oben l. halcyonischer f. helcyonischer.
" 175 " 2 von oben l. Nußdorf f. Nußdorf.
" 175 " 7 von oben l. der Stadt vorbei f. die Stadt vorbei.
" 180 " 9 von oben l. über den f. über dem.
" 181 " 4 von oben l. im Süden f. in Süden.
" 189 " 5 von unten l. Weines f. Seimes.
" 197 " 2 von unten l. einem f. einen.
" 202 " 12 von unten l. aus dem Hals f. aus den.
" 209 " 6 von oben l. einen f. einem.
" 215 " 2 von oben l. beim Mäoniden f. den Mäoniden.
" 220 " 9 von oben l. Schur f. Schnure.
" 220 " 7 von unten l. in dem holden f. in den holden.
" 232 " 9 von oben l. ihrem eignen f. ihren eignen.
" 241 " 11 von unten l. ihm f. ihn.
" 269 " 2 von oben l. Ein Lob f. ein Lob.
" 282 " 8 von unten l. auffliegt f. auftiegt.
" 286 " 5 von unten l. ißt f. ist.
" 288 " 11 von oben l. geseegnetsten f. geseegentsten.
" 308 " 13 von unten l. zu ihrem f. zu ihren.
" 311 " 13 von unten l. dem jungen f. den jungen.
" 312 " 4 von oben l. ihm — nach f. ihn — nach.
" 321 " 2 von unten l. versagt f. versetzt.
" 325 " 5 von oben l. himmlischem f. himmlischen.
" 327 " 7 von oben l. nackte f. nachte.
" 328 " 2 von unten l. so einem f. so einen.
" 329 " 1 von oben l. einem Alten f. einen Alten.
" 329 " 5 von oben l. kann f. kam.
" 350 " 6 von oben l. allem diesen f. alle diesem.

S. 350 Z. 8 von oben l. an einem f. an einen.
» 351 » 13 von unten l. einem Bau: f. einen Bau.
» 351 » 8 von unten l. ihm f. ihn.
» 352 » 10 von oben l. welche Zoten und Albernheiten man für Witz verkauft.
» 365 » 8 von unten l. Gehlestreiche f. Genieſtreiche.
» 366 » 5 von unten l. wenn f. wem.
» 368 » 10 von unten l. unter einem f. unter einen.
» 383 » 6 von unten l. seyn f. sagen.
» 387 » 14 von unten l. einem feinen f. einen feinen.
» 388 » 11 von unten l. aristokratischem f. aristokratischen.
» 388 » 9 von unten l. von gutem f. vom guten.
» 391 » 12 von oben l. freiwillig f. freiwillich.
» 394 » 3 von unten l. im ärmern f. in ärmern.

Reisen

durch einen Theil

Teutschlands, Italiens

und

Frankreichs

in den Jahren 1798 und 1799

von

Ernst Moriz Arndt.

Zweyter Theil.

Leipzig 1801.
bey Heinrich Gräff.

Bruchstücke

aus

einer Reise

durch einen Theil Italiens

im

Herbst und Winter 1798 und 1799

von

Ernst Moritz Arndt.

Erster Theil.

Leipzig 1801.
bey Heinrich Gräff.

Wegen der Entfernung des Verfassers vom Druckorte bittet man folgende Druckfehler, die mit Vorbeigehung unbedeutender und der Fehler der Interpunktion angemerkt sind, zu berichtigen.

S.	5	Z.	7 statt Sirocco lies Siroco.
—	11	—	11 f. macht l. mähe
—	12	—	7 f. Arau l. Straw.
—	16	—	17 f. Scharrsteins l. Schornsteine
—	20	—	27 f. von denen l. von denen
—	25	—	3 f. meinem l. meinen
—	26	—	3 f. Kriegstein l. Krieglach
—	35	—	20 f. einen recht l. einem recht
—	41	—	15 f. Kummerlinge l. Kümmerlinge
—	50	—	14 f. alle vorbei l. allen vorbei
—	51	—	3 f. listig l. lustig
—	—	—	23 f. hohe l. heiße
—	58	—	18 f. Himmelsthau l. Himmelthaues
—	61	—	14 f. von Weydischen l. vom Wendischen
—	63	—	18 f. davon l. daran
—	75	—	7 f. Blauderhosen l. Bluderhosen
—	79	—	24 f. den alten l. dem alten
—	80	—	1 f. gratzu l. gratza
—	83	—	3 f. den Pallast l. dem Pallast
—	88	—	2 f. einem l. einen
—	90	—	17 f. Für einem Architekten l. Für einen Architekt
—	95	—	14 f. dem Vegalio l. den Vegalio
—	—	—	22 f. Sansorino l. Sansovino
—	96	—	24 f. Nein ganz l. Wie ganz
—	102	—	11 f. unter diese l. unter diesen
—	103	—	14 f. tafften l. taffetne
—	108	—	2 f. muladotto l. maladetto
—	121	—	4 f. auf einem l. auf einen
—	136	—	4 f. phantontischen l. phaetontischen
—	148	—	25 f. ihren netten l. ihrem netten
—	155	—	18 f. das Palais l. des Palais
—	158	—	11 f. losen Gesindel l. losem Gesindel
—	—	—	15 f. um dem l. um den

S. 160	Z.	10	f. haben l. heben
— 167	—	19	f. Idoln l. Idole
— 168	—	15	f. in lombardischen l. der lombard.
— 176	—	22	f. Olizetaner l. Olivetaner
— 195	—	5	f. kreuzten l. kränzten
— 200	—	20	f. Buontulenti l. Buontalenti
— 201	—	4	f. ungeheuer l. ungeheurer
— 205	—	4	f. Girolano l. Girolamo
— 219	—	27	f. Leibwohnung l. Landwohnung
— 227	—	28	f. Tugend l. Jugend
— 232	—	7	f. Rebhühner l. Rebhühnern
— —	—	—	f. und andern l. und anderm
— —	—	18	f. phantontischen l. phaetontischen
— —	—	24	f. über einen l. über einem
— 250	—	24	f. loverscio l. roverscio
— 253	—	16	f. hinter binae l. aures
— 270	—	5	f. außerordentliche l. außerordentlich
— 275	—	7	f. Thuem l. Thüren
— 287	—	6	f. Harmen l. Hermen
— 292	—	14	f. Corniole l Carniole
— 301	—	20	f. den Fra l. dem Fra
— 308	—	12	f. gezücken l. gezückten
— 320	—	20	f. Beinen l. Steinen
— 324	—	9	f. andere l. andern
— —	—	14	f. Meldini l. Naldini
— 326	—	6	f. Brazino l. Bronzino
— 328	—	5	f. den Schooß l. dem Schoß
— 330	—	1	f. Thurm l. Thüren
— 350	—	1	f. Fassanen l. Fasanen
— 356	—	21	f. in dem botanischen l. in den botanischen
— 369	—	3	f. Sybylla l. Sybilla

TAYLOR INST. OXFORD

Reise von Wien bis Venedig.

Es war der eilfte September des 1798sten Jahres, als ich meinen wackern Freunden zum letzten Male die Hand drückte, und um die 9te Stunde, in brennender Hitze, über die Wiener Berge, durch die wohlbebaute und wohlbekannte Ebne, auf Neudorf zuging, wo ich mein Herz mit Wein stärkte, und bald rechts seitwärts über Pfarrhofen nach Baden gelangte, das ich noch einmal begrüßen wollte. Dieses Baden ist ein kleiner unansehnlicher Ort, etwa drey Meilen von Wien entfernt, und durch seinen Brunnen und seine Bäder auswärts bekannter, als im Lande selbst. Das öffentliche Badehaus an der schönen Promenade und den Weinbergen, ist sehr nett eingerichtet. Jedes Bad hat seinen besondern Namen, der meistens irgend einem Heiligen gestohlen ist, und sein eignes zierliches Gemach. An Erzählungen von Wundern und seltnen Wirkungen fehlt es natürlich hier so wenig, als anderswo; aber doch fehlen die Gäste selbst dieses Jahr, da der Kaiserliche Hof hier bey den Augu-

Rinern eingezogen ist, um zu baden. Das Gewimmel, das hier oft von Spielern und Huren zu sehen ist, ist nichts Bleibendes, sondern ephemerisch, wie die Fremden, die hier dem Magen und Ohre eine gute Unterhaltung geben, oft auch noch einem unedleren Sinne, und dann wieder dem schönen Wien zufahren. Und in der That verdient der Ort zur Unterhaltung, wenn sie nemlich nicht blos im Wiener Sinn genommen wird, wohl einen Besuch, so schön und lustig ist die Gegend umher. Gegen Norden und Osten breitet sich die weite Ebne aus, mit manchen freundlichen Dörfern, aber südlich und westlich liegen Hügel und Berge in so romantischen Gruppen, daß man gern einige Sommermonate hier wohnen mögte. Schon die Promenade an dem obern Brunnenhause ist ganz hübsch, so wie die Weinberge drüben. Aber man vergißt sie alle, wenn man den Kalvariberg mit seinen Häuschen hinansteigt, und von seinen kahlen und grauen Felsensteinen die Gegend überschaut. Ich ward sehr unangenehm durch die Knieenden und Betenden gestört, die hier in der Sonne krieten; denn meine Anbetung war eine ganz andre, als die ihrige: doch zum Glücke konnte ich aber sie und ihre Gebet zum höheren Berge mich aufschwingen. Doch selbst den Kalvariberg vergißt man, wenn man in den schönen Waldgrund eingeht und bergan steigt, dessen beyde Bergschlösser der Doppelhof heißen. Ein

Städtlein vielfalt zur Seite, und dunkle Tannen rauschen; so steigt man hoch und höher, bis man selbst die alten Schlösser mit ihren Burgen unter sich hat. Die lieblichste Ebne, mit einzelnen Weinhügeln und Meefeldern durchgrünt, und mit schönen Dörfern durchsäet, breitet sich wie ein Teppich aus. Aus der östlichen Ferne kommen die ungrischen Grenzberge herüber, mit Wienerisch Neustadt, und weit im Süden schimmern im Strahl der Sonne die Schneegipfen der stairischen Gebirge. Ich genoß dieses Anblicks, wozu ein Wiener wohl selten Füße und Augen mitbringt, der auch hier seinen Tisch und sein Mädchen, und auf dem Sommertheater allenfalls auch seinen Kasperl wieder findet. Dem Aeußern des Städtleins sieht man das Leben nicht an, das doch zuweilen darin herrscht: seine Häuser sind nicht elegant, und meistens nur beschindelt, und seine Gassen kothig und schlecht gepflastert. Unten am Bache, am südöstlichen Ende der Stadt, ist noch ein Häuschen zu Fußbädern eingerichtet, wo Bauern und Knappen, ein Pfeiferl im Munde, bis auf die Knie aufgeschürzt, auf langen Bänken im Wasser sitzen. Gegen Abend wanderte ich durch Weinberge und Wäldchen auf das anmuthige Dorf und Schloß Holtingbronn zu, das, wie die folgenden Dörfer, von Bäumen und Wassern sehr angenehm umschlossen, liegt. Es ward Abend, ich sah den Mond noch auf einen spiegelglatten Teich seitweges

schimmern, ruhte einige Augenblicke in süßen Träumen, und dann ging ich in Günselsdorf zum Schlafe ein.

Mittwoch den 12. September.

Um sieben Uhr war ich auf dem Platze, und ging voll Entzücken über den schönen Morgen vorwärts. Die Berge und Wiesen dampften, und silberne Wolken flossen um die hohen steirischen Schneewolken, deren ehrwürdige Scheitel ein glücklicher Sonnenstrahl zuweilen dem Wanderer zeigte. Die Sonne stund im Osten, wie ein großes Feuerrad, noch still und unbeweglich, wie sie am frühen Morgen so gern erscheint. Meine Schritte waren Flügel. Bald war ich in dem langen und niedlichen Dorfe Theresienfeld, und von da eben so schnell in Wienerisch Neustadt. Dieses Städtchen ist von mittlerer Größe, schlecht gebaut und gepflastert, mit schindlichen Dächern und mit einer altfränkischen Mauer eingefaßt. Es hat ganz ein ungrisches Ansehen und liegt tief in Wiesen und Wasserbächen, die nach der Wiener Seite einen angenehmen Vordergrund bilden. Die Gegend vor- und nachher wird unfruchtbarer, und man sieht große Strecken unbebaut und mit Steinen bedeckt; und einzelne Streifen hie und da mit Heidekorn besäet. Ja zwischen hier und Neukirchen waren ganze Felder Heide,

mein, nur nach Lüneburger Heideart, eine Menge von Binsenstöcken, für den süßen Raub ausgestellt hatte. Es war eine glühende Hitze, als ich aus der Stadt ging, die etwa Dreyviertel Meilen an einem solchen Grade der Beklemmung sieng, daß ich nie so etwas erstickendes gefühlt habe. Der Wind, der mich anwehte, war ein Sirocco, und dörrte die Quelle meines Athems noch mehr aus. Es war, als trockne das Mark in meinen Gebeinen aus, und meine Kniee wollten nicht mehr fort. Gottlob, mich nieder, so war auch da keine Rettung; ich ward nicht erquickt, kein Haus, kein Baum bis vor Neukirchen. Hier wäre ich beinahe verzagt, und sehnte mich kindisch nach dem Thurme, den ich nicht mehr ferne erblickte, wohin ich aber mit wankenden Knieen nun fortkümperte. Endlich um Mittag erreichte ich das vermünschte Schloß, und that mir gütlich. Bald rollten Donner und Blize, und kühlten mit Regen die Gluth. Neukirchen ist die vierte Station von Wien nach Grätz, ein nettes Dorf an einem Flüßchen, der Schwarze, die nachher in die ungrische Grenzleita fällt. Ich ging Nachmittags um 4, als der Regen aufhörte. Mein Weg ging nun immer bergan, und endete sich endlich zu einem anmuthigen Thale, mit schönen Wiesen und Feldern, ein. Ich kam durch Neulock und Würth. Hier wird die Gegend mahlerisch. Die Berge traten näher zusammen, und

rechts hat man Weinberge und eine Menge von Pflaumen- und Wallnußbäumen. Gilgnitz, der letzte Ort vor Schottwien, liegt äußerst lustig, besonders sein Kloster, mit Weinbergen eingefaßt, und links die schöne alte Burg Bartenstein, am Mittelberge, unter sich mehrere kleine Hügel und grüne Alpen, und über sich dunkles Tannengebirg. Dies war eine holde Erscheinung des einbrechenden Abends, und so schlang sich mein Weg unter Weinhügeln und Gärten und an fließenden Wassern fort, bis die grauen Steinmassen von Schottwien wie Riesen im Nebel vor mir auftraten, und ich in die dunkeln Felsenthore einging.

Mariazell Freitag den 14. Sept.

Mein Eingang war hier lustig genug. Wie ich eintrat; fand ich alle Tische unten in der Wirthsstube breit besessen, und kaum für mich einen Platz an der Thüre. Alles schmauste, trank und lachte. Ich sah bald, daß es Pilgrimme setzten, manches Gewerbes und Ortes. Allein neben mir saß ein armer Teufel, der erbärmlich den Kopf hing, und immer die Uhren im Zimmer anglotzte. Ich mußte auch bald merken, daß er den Uhrwurm hatte; denn er fing sogleich mit meiner Uhr an, und besahe sie, und so die andern nach der Reihe, stellte und rückte daran, und führte sehr gelehrte Diskurse,

[illegible] ich leider nichts begriff. Denn die Sprache [illegible] fehlten ihm, und überall zeigte ein gewisses [illegible] Lächeln und Hinstarren ins Blaue, er [illegible] der Natur vom Deichsel geglitten. Dies war [illegible] mein Tischkumpan. Ich ließ mir einen guten [illegible] Wein auftischen, und trank tapfer drauf. Dies reizte meinen Alten auch, doch bekam er nur [illegible] meißen. Nachher hauten wir ein, ich [illegible] tüchtigen Braten, er in Kalbsknorpel, die er aus einer Wasserbrühe heraus fischte, in Salz [illegible], und mit einigen Löffeln voll des bleichen [illegible] hinabspühlte. Wir wurden aber in unserm [illegible] Schmauß sehr unangenehm unterbrochen. Die andern vier Tische, die mehr als zwey Beisitzer zählten, waren fertig, und fingen nun ein heilloses Geplärr an. Endlich ging es auf die Kniee und Stühle und Schemmel dienten zu Vorhaltern. Ich sah mich um, ob ich nicht auch mit zu Boden müßte, und ward zu meiner großen Freude gewahr, daß einige der sogenannten Klugen noch hinter dem Tische saßen. Ein ave Maria und Maria, Mater Dei, salve, salve, salve! überschrie das andre, und dies dauerte so lange, daß Braten und Suppe mir erkalteten. Es waren unter den Knieenden drey bis vier hübsche Weiber und Mädchen, die mit Lächeln und Winken, die grade nicht überirdisch waren, eben so freundlich zunickenden Nachbaren barmherzig dienten. So ging es, bis alles auf-

sprang, und die ganze Sache sich in wildes Getöse und muntre Scherzreden auflöste. Die meisten gingen von dannen zur Ruhe. Ich unterhielt mich mit meinem Alten, oder vielmehr er sich mit mir, und mit den schönen und süßlächelnden Augen der Wirthin, und so empfing mich nach einem halben Tage und drey Seidel Wein das Bette. Ich wachte heute Morgen früh, und hörte etwa nach einer halben Stunde, um 5 Uhr ungefähr, die Frühmette tönen. Mein Stubengeselle, ein rüstiger Jäger, ward munter, und war schnell auf den Füßen. Man pochte an: „Steht auf! es ist fünf“ und zugleich vernahm ich es in allen Zimmern und Kammern oben rumoren. Doch ich ließ mich das nicht kümmern, sondern drehte mich noch bis Sechs in den Federn — und schreibe nun.

Gestern, den 14. September, um 9 Uhr, ging ich von Schottwien aus. Der Gebirgpfad war von vielem Regen schlüpfrig; doch spannerte ich frohen Muthes weiter. Es ist dies unstreitig einer der schönsten Gründe der Welt, und diese schöne Natur und die dampfenden Gebirge umher, schwellten meine Brust mit Muth und Leben. Tief unten liegt der Marktflecken Schottwien an rauschenden Wassern, eine länglichte Gasse, zwischen schroffen Felsenspitzen eingeklemmt, die in mancherley Gruppen empor steigen. Eine Mauer, mit einem Thore zu beiden Enden, schließt den Ort ein. Man sieht, wenn man

nimen ist, immer nur einzelne Theile der schönen Gegend, so springen an allen Seiten die Felsenstücken vor, näher so wie man den Schneckenweg um den Ort hinaufkömmt, und höher und höher den Gesichtskreis erblickt, so springen auch die lieblichen und furchtbaren Naturgebilde immer größer und majestätischer vor's Auge. Man hat links das anmuthige Kloster Maria Schutz am Mittelberge auf grünen Alpenrasen, und hoch hinauf ferner Waldgebirg mit Einschnitten, die die Hand des fleißigen Menschen gemacht, und zu Viehweiden und Kornfeldern bereitet hat. Unten am Bergfuß ist ein freundliches Thal, von rauschenden Bächen gewässert, reich an Wiesen und Feldern; aber hoch thürmt sich das Felsengebirg mit himmelanstrebenden Zacken in die Wolken, die zum Theil dunkel auf seiner Scheitel ruhen. So wanderte ich die steile Straße hinan. Die Sonne vergoldete pechschwarz die fernen Gebirge, und hüllete aus den dampfenden Rauchsäulen des Morgens Feuersäulen; bald bedeckte wieder eine dunkle Wolke alles mit Nacht, und zeigte blos einzelne Durchsichten. Regentropfen erfolgten von den Blättern der Bäume und aus den Wolken des Himmels auf die Stirne des Wanderers, den nur das Läuten des Viehs am Berge und einzelne Hahnenschreie erinnerten, daß er unter Menschen wandle. Ich kam höher den Berg hinan, zu einem kleinen Capellum mit einem

Gemählde der Madonna al fresco, und der Aufschrift: Die wahre Abbildung der gnadenreichen Mutter Maria Schutz am Berg Sinning. Ich kniete nieder, und kühlte meine Brust mit dem lebendigen Bergkristall, der im Häuschen aus einer eisernen Röhre rann. Bald verschwand das Thal, und ich fand mich in engen Bergen eingeschlossen. Der Weg geht immer steiler hinauf, und ist hie und da durch mächtige Balken gestützt; rauschende Wasser brausen meistens an seinen Seiten. Endlich erreichte ich die Spitze, die ein steinernes Denkmal ziert, ein geschnörkeltes spitzauflaufendes Viereck, mit einer Kugel zum Andenken des Grafen Sinzendorf und anderer Rüche des [illegible] Landes, die im Anfange dieses Jahrhunderts bey der Bahnung und Anlegung dieses Weges sich vorzüglich thätig bewiesen haben.

Der Weg geht ziemlich gleichförmig fort, durch einzelne kleine Wohnungen über Seeinhaus und Spital nach Merzzuschlag. Zu beyden Seiten hat man immer hohe Berge, woran sich kleine Hütten oft sehr romantisch lehnen. Zuweilen treten sie so eng zusammen, daß kaum für den Weg Raum ist; dann bilden sie wieder kleine Thäler mit grünen Bergweiden, Wiesen und Kornfeld. Diese scheinen alle sehr fruchtbar. Man mähte das Heu in dicken Schwaden, und ein Kornhaufe stand bey dem andern auf dem Felde, in der Form eines zackigen

Zuckerhuts, oder, wenn man will, eines chinesischen Tempels. In der Mitte steckt meistens ein spitziges Stab, und einige Garben machen die Decke, Hanf sowohl stehend, als zum Röthen ausgebreitet; Kohl und Möhren sah man hie und da, und Hafer und Weitzen in Hacken; von Weinstöcken keine Spur. Die Pflaumen, die ich sah, waren klein und noch ganz braun, und so das übrige wenige Obst im Verhältniß. Häuser und Scheunen sind fast ganz von Holz, wie in den Wäldern Thüringens. Man macht mit unsrer pommerschen Sense Heu und Korn, und bindet das letzte gleich hinter der Sense. Kühe und Ziegen haben einen schönen und großen Bau. Merzzuschlag ist ein Marktflecken, wie Schottwien, und ganz hübsch für eine so rauhe Gegend. Ich trat ein und empfing vom dreinasigen Wirth das Kompliment, wie lange ich schon zurück sey? (man spricht hier: hinein,) denn er habe mich in mehrern Tagen nicht gesehen. Ich erwiederte: ich habe ihn und sein Haus in meinem Leben nicht gesehen, müsse aber doch wie ein Mensch aussehen, weil er mich für seinen Bekannten halte. Diese Bekanntschaft aber half mir nicht einmal so viel, daß er mir guten Wein vorgesetzt hätte. Doch trank ich einige Seidel und ging fürbaß, und hörte schon am Fenster, wie man über mich stritt, und der eine aus der Gesellschaft rief: es muß halt sicher ein Franzos seyn. Diese Worte, die hier mit

Räuber und Mörder gleich klingen, hießen mich meine Schritte verdoppeln, und so wandelte ich von der Landstraße ab nun in den Wasser hinein, auf das berühmte Mariazell zu, das ich zu erreichen hoffte, obgleich man mir sagte, es sey eine Tagereise. Eines der schönsten Thäler öffnete sich hier nun wieder, und der Aran Mirz floß im Wege und neckte meine Schritte bald hie, bald dorthin, und ich bin in einer Weile von drey Meilen gewiß dreyßigmal über seine vielen Holzbrücken gegangen, die Stamm an Stamm nach der Weise der Teufelsbrücke gefertigt, und mit einem eben so natürlichen Geländer versehen sind. Er ist, wie alle Bergströme, sehr romantisch, und strudelt pfeilschnell, bald über seichten Grund, bald über zerfressene Felsstücken und alte Baumstämme fort; bald zeigt er ein reines grünlichtes Bette, bald gräbt er tiefe Strudel, die drey Mannslängen nicht messen. Der Pfad ist äußerst romantisch, und die Berge thürmen sich wilder und schroffer, und sogleich hinter Merzzuschlag sieht man die weißen und grauen Spitzen der gewaltigen Schneewolben aus der Ferne herschimmern. Man kommt einzelnen Sacellen vorbey und kleinen Waldwohnungen, die ihre kleine Wirthschaft, ihre Kühe und Ziegen, Felder und Wiesen, zu beyden Seiten des Berges haben. Wie im Fluge kam ich nach Kapellen, dem ersten Dorfe, und flog eben so rasch durch. Nicht weit

hinter dem Dorfe traf ich am Wege ein kleines Cacellum, aber nicht von der gemeinen Art. Ich träumte von allerley Dingen, und sprach eben so verbar genug die Reminiszenzen aus einem Spötter der Geistlichkeit: non pastores, sed praestigiatores, als mir das heilige Häuschen ins Auge fiel, und eben so schnell in meine Seele der Gedanke, der hieher paßte. Aber nie ward ich überrascht. Da war kein Bild, kein ecclesiastes Gemählde hingestellt, sondern ich las die einfachen Worte: Dem, der ist, der war und der seyn wird, zur Ehre, und denen, die im vorigen Jahrhundert an der Pest verdorben sind und unter diesem Hügel ruhen, zum Andenken errichtet von Sebastian Heidenreich 1722, erneuert von Joseph Heidenreich 1782. Es ergriff meine Seele wunderbar, hier in diesem großen Tempel der Natur, vor den ewigen Altären des Unerforschlichen so das Unvergängliche mit dem Hinfälligen in Einer großen Idee zusammengestellt zu sehen: die heiligen Geheimnisse des Lebens und des Todes in dieser Einsamkeit gleichsam wie ein Räthsel ausgestellt. Mir war, als könnten die Berge über mir zusammenstürzen und mich unter ihren Trümmern begraben, ohne daß ich dadurch verlöre. O Wanderung nach Marienzell! Wir sind wahrlich sehr unbillig und sehr dumm obendrein, alles zu verschreien, was nicht unsrer Sitte, noch unsers Glaubens ist. Der Re-

tholik versteht es wohl, wo sich recht anbeten läßt. Seine Klöster und Heiligthümer sind meistens gegründet, wo die Natur selbst sich Tempel erbauet hat, und man sieht aus diesem Denkmahle, daß er auch nicht immer das Wie verfehlt. Ich ging desto größer und seliger an meinem brausenden Strom und unter meinen rauschenden Tannen und Buchen hin. Der nächste Ort war Neuberg, wo ich mich nicht aufhielt, der Tagereise eingedenk. Auch hier ist ein Kloster, aber von Joseph entvölkert. Nun wird die Gegend groß und erhaben. Die rechte Seite des Gebirgs springt schroff in die Wolken, und zeigt ihre weißen Himmelszinnen, die man die Schneewalben nennt. Das Thal tritt eng zusammen, und das Rauschen der Mirz wird immer lauter. Unten am Wege stehen gleich Thürmen zackige Felsspitzen; auf einem hat die fromme Andacht ein Kreutz errichtet. Man sieht nun lange keine Spur vom Ackerbau, höchstens eine kleine Wiese und einige Hocken Korn, desto öfter aber kommt man auf Köhlerhütten, Eisenhämmer und Sägemühlen. Gleich hinter Neuberg am Wege sind Eisenbergwerke. So geht der Weg nach Mirzstege, (oder Merzstege, von der Mirz) dem letzten Dorfe vor Mariazell. Ein großes Felsenthor, das nur dem Fluße und einem engen Wege Raum läßt, verschließt es den Blicken, eines der schönsten, die die Natur nur wölben kann. Kaum ist man hie-

durch, so ist links ein erhabener Pfeiler Gottes, aus weissem Gestein gewölbt, in der Ferne. Der Pfad geht nun immer bergan, vor Holzrechten und Mühlen vorbey, bis man zuletzt nicht einmal das Wasser mehr rauschen hört, und ganz einsam durch die hohen Tannen wandelt. Keichend erstieg ich die Höhe des Gebirges, freundlich ging ein blühendes Weib mit ihrem Knaben an der Brust mir vorüber; ich sah im Abendmantel die Bäume und die Schneewolken herüberdämmern, hörte noch über mir an der andern Seite das Pfeifen der Hirten und das Läuten ihrer Heerden. Luna stand zunehmend vor mir, und ein Bübchen begegnete mir mit einem Pferde, das er hier auf den grünen Alpen hüte. War mein Weg hinauf ermüdend, so war es der hinunter noch mehr, besonders, weil ich dem kleinen Buben nicht nachbleiben wollte, der wie ein Hase über die Baumwurzeln und Steine hinhüpfte. Unten nahm ich von meinem Bübchen Abschied. Er hieß Görgel, und war etwa 9 Jahr alt. Sehr naiv sagte er: I go hom, will Er mit hinein? und so sprang er ab in eine kleine ländliche Wirthschaft. Diese und Mühlen traf ich hinfort am Wege, und sah sie oben am Gebirg, bis es ganz dunkel ward. Wasser rauschte an meinem Pfade, und war leider auch darauf. Ich ging indessen kühn durch, und kam in solche Engen und Verfinsterungen, daß ich meinen Säbel zog, wenn mir noch was plötzliches aufstieße. Schon riß mir

die Geduld, das verwünschte Schloß vor der sinkenden Nacht zu erreichen, und ich bedauerte es, nicht mit Görgel gegangen zu seyn, als ich mit einem Male auf ein zierlicheres Sacellum stieß, als ich bisher im Walde gesehen hatte. Wenn man den Strom hat, kommt man auch schon ans Meer, dachte ich, und bald leuchteten mir tausend Lichter entgegen. Ich stand vor dem Gasthause in Mariazell, und war bald hinein.

Man merkt es auf dem Wege an allem, daß man im Walde und Gebirge wandelt, so ganz anders ist die Gestalt des Lebens und der Dinge. Selten findet man ein Dorf, oder doch nie ein großes, desto mehr kleine Häuser aber an den Wassern und quellenreichen Abhängen der Berge. Diese sowohl, als die Ställe, Köhlerhütten und Mühlen sind meist von Holz, die hohen Schornsteine etwa ausgenommen, die bey vielen hoch hinausgemahrt wie Pfeiler aufsteigen. Man legt Balken auf Balken und hängt sie ganz meisenfallenähnlich an den Spitzen in einander, so werden die Innen- und Außenwände fertig. Nun ein gutes Gebälk und Schindeldach drüber, und die kleinen Ritzen mit Moos gestopft und Fensterlucken drin gesägt, so ist die menschliche Wohnung fertig. Dies giebt in der That sehr warme und reinliche Häuser. Sie haben so ein einfältiges und doch zugleich anmuthiges Ansehen, und sind unter dem weit überhängen-

den

den Dache gewöhnlich so lustig mit den Geräthen der Aerndte und des Ackerbaues dekorirt, daß mir der Gedanke sehr natürlich war, ihre Bewohner müßten wohl glücklich darin seyn. Sie sind meistens weit ansehnlicher und bequemer, als die in den thüringischen und fränkischen Bergen, die viel niedriger und unfruchtbarer sind, als diese, und zum Ackerbau nur einige kleine Stiere haben, ja wohl oft die Kuh selbst bejochen und vor den Wagen spannen. So eine kleine Wirthschaft liegt hier meistens allein, wie auch die Aecker und Wiesen gewöhnlich durch Wald und Gebirg, oder durch Wasser von einander geschieden sind. Die Gebirge sind sehr fruchtbar; dies sieht man an den Wiesen und Koppeln, an dem gemähten und noch stehenden Getreide, das oft hoch im Gebirg zu sehen ist. Hier ist die Aerndte noch im vollen Gange. Gras, Hafer, Erbsen, Bohnen und Hanf, ja sogar Weizen habe ich auf dem Halm stehen sehen; wechselnd giebts auch Heidekornfelder. Der Anbau ist freilich sehr beschwerlich, so wie die Aerndte, und nur mit Pferden, die des Kletterns und der Arbeit auf diese Art gewohnt sind, läßt sich hier pflügen. Die Pflüge sind stark und hochrädrig. Es geht gewöhnlich ein Mann nebenher, der die Pferde lenkt, wenn es zu steil und abhängig geht; manches, wo kein Pflug sich lenken und wenden läßt, muß Spaten und Hacke bearbeiten. Um ein neues Feld zu

machen, brennt man oft eine Waldſtrecke aus, ſo einen langen Streifen von oben bis unten am Berge; die einzelnen angebrannten Stumpen ſtehen traurig da, und unter ihnen das reichſte Getreide und die dichteſten Reihen Hacken. Aeußerſt anmuthig iſt es, ſo die dunkeln Wälder des Gebirgs mit Streifen grüner Wieſen, mit Koppeln und weißen Aehren, oder Stoppeln ſchattirt zu ſehen, und menſchliche Hütten oben an der Höhe, wo man unten zweifelt, einen Weg hinauf zu finden. Unten im Thale an den Waſſern ſind freilich die Wieſen am beſten, doch oben wächſt das Korn faſt noch munterer. Der Boden iſt meiſtens leimig und lettig, und, daß er nicht ſchlecht iſt, bezeugen die Tannen, die hier gewaltiger ſtehen, als irgendwo. Wie wenig aber das Holz hier geachtet wird, beweiſen die vielen Stämme, die ungebraucht im Walde vermodern. Deswegen iſt hier auch alles von Holz gemacht, und zwar von dem beſten. Selbſt Chriſtus und die Heiligen haben im Gebirge ſelten andre Bethäuſer und Sturm- und Regendecken, als hölzerne, wie ſie ſelbſt oft nur aus Holz geſchnitten und zuſammengeleimt ſind; indeß ſen fehlen ihnen keine Blumenkränze. Das Vieh im Gebirg iſt ſchön, meiſtens große gelbe Kühe mit ſtrotzenden Eutern, und weiße Schafe und Ziegen; Ochſen findet man gar nicht, dafür aber hat ein jeder große und ſtarke Pferde, die der ganzen

Wirthschaft ein tüchtiges Ansehen geben. Mit großer Mühe findet man Köppeln und Gehänge oft das steilste Gebirg hinan, und an den Bergpfaden für den Wandrer wohl nicht, sondern für die Arbeiter im Felde, hie und da kleine Ruhebänke an einzelnen Bäumen, oder an Wassern. Auch den Menschen sieht man es an, daß sie auf Bergen leben. Schon habe ich manchen Kropf unter Männern und Weibern gesehen. Die Nase ist nicht groß, noch sehr stark, aber wohl gebildet, mit schöner weißer Farbe und feinem Fuß. Wie ganz anders ist es in Thüringen! Die Tracht ist noch die österreichisch-baierische mit kleinen Abweichungen. Der Hinterthurm der Mütze bey den Weibern wird höher, und der Hut der Männer theils flacher und breiträndriger; besonders habe ich dies bey den Holzknechten (Köhlern) und Bergleuten bemerkt, nach Tyroler Weise; diese zeigen auch häufig das Tyroler Grün an Hüten und Wämsern. Die Sprache wird hie und da schon so arg, daß ich mich zur Noth noch verständlich machen, von den Männern aber wenig, von den Weibern fast nichts vernehmen kann. Diese allgemeinen Bemerkungen gelten für die ganze dreitägige Gebirgsleitung.

Krieglach den 15. September.

Ich hatte mir Mariazell groß und prächtig gedacht, und fand nun beym Erwachen ein kleines Dörfchen, aus wenigen Häusern bestehend, unter denen sich die Schenke durch die schöne Wirthin und die Menge der Zimmer und Betten für die Pilgrimme auszeichnet. Die kleine Kapelle sieht einem spitzen Gezelt ähnlich. Die Wunderthäterin selbst mit ihrem Kinde ist ein kleines Stück, etwa anderthalb Fuß hoch, und weder durch Glanz der Arbeit, noch Schmuck sehr merkwürdig. Der heilige Antonius von Padua und Dismas, der Schächer, hingen ihr als Gemählde zur Seite, und mehrere kleine Stücke, einige ex voto; auch Blumenkränze giebt es, womit man selbst die elendesten Fratzen im Walde ziert. Schemel sind genug für die Betenden und Knieenden da. Das Häuschen fasset höchstens 50 Menschen. Auch hier soll das Wallfahrten abnehmen, und ich gehöre vielleicht in diesen wundersam laufenden Zeiten zu den letzten. Die Waller waren alle weg, und ich konnte mich also drinnen recht umsehen, was ich sonst nicht hätte wagen dürfen, um mich nicht als einen Ketzer zu verrathen, und vielleicht argen Dingen auszusetzen. Die Gegend umher ist wild und im Westen und Norden mit hohen Bergen umschlossen, von deren die westlichen rauh und kahl mit grauer Stirn herabdräuen; ein rauschender Bach strömt

zur Nordseite fort; wenige Aecker und Wiesen sieht man am westlichen und südlichen Abhang.

Ich nahm meinen Pilgerstab und trat die saure Wanderung des 15ten Septembers an, die mir einen rechten Vorschmack von einer Alpenreise gegeben hat. Erst verstieg ich mich ins Gebirg, wo ich unter einem hohen Ahorn vor dem gewaltigen Regen Schutz fand und Brombeeren rupfte, von da flüchtete ich unter einen Heuschuppen, wo ich eine Stunde aushielt. Aber endlich riß mir die Geduld, ich verachtete den Regen, der nicht aufhören wollte, sprang mit schnellen Schritten thal ein, und fand glücklich den Weg durch den sogenannten Graben, welcher auf Veitsch zuführt. Es regnete grimmig und ich klimmte grimmig die Alpen hinan, (so heißt die Bergkette, die ich heute überklettern sollte) bis ich innen von Schweiß und außen von Regen triefte. Da stand ich, wie ein gestellter Eber, wohl eine Stunde unter einer dicken Tanne, trank aus einer sprudelnden Wasserröhre und fühlte mich frohes Muthes; denn die Wolken dampften unter meinen Füßen. Nun ward es beschlossen, recht naß zu werden und die letzte Höhe zu erklettern, und hinfort scheute ich keines Regens und war froh, weil ich es seyn wollte. O wie kann der Mensch doch alles, was er selbst will, und so gar wenig von dem, was andre von ihm wollen! Die Höhe schien mir sonnig, und ich

eilte also desto rascher, aber ich fand dort dichten Regen, und Sturm, der ihn bis an die Haut trieb. Endlich hatte ich die Spitze, und stand hinter einem hölzernen Sacellum still, vor dem sich hinter einander drey Bänke zum Ausruhen fanden. Aermlich und kahl war es, wie der Berg. Ich riß zum Andenken des Tages Sankt Peter, der neben dem Kruzifix stand, seinen Kranz ab, und hohlte ihn mit meinem Säbel heraus. Von hier welches Leben und welcher Blick! Viele der hohen Berge lagen unter mir, und die Wolken strudelten, wie ein weißes Meer, über den Tiefen, und zeigten wechselnd einzelne Höhen mit Feldern, Heerden und Menschenwohnungen. Zur Linken unter mir thürmten sich noch weit höhere Spitzen und lange Lagen Schnee schimmerten, von Sonnenstrahlen erleuchtet, durch die Gräuel der Verwüstung und den Dampf, der schwarz und furchtbar über dem dunkeln Walde lag. Naß, aber groß durch das Gefühl, ging ich über dem grünen Rasen der Höhe, fand auch hier einzelne Menschen wohnen, und senkte mich um einige hundert Schuh, um bald eben so hoch, und höher wieder zu steigen. Die höchste Spitze dieses Pfades (Gangsteig sagt man hier) bezeichneten wieder drey Kreuze aus Holz. Ich ging allmälig abwärts, und hatte nun das lieblichste und lachendste Thal und Bergrücken unter mir, die von oben bis unten mit Feldern durch-

schnitten, und mit grünen Wiesen schattirt waren. Es mogte ungefähr vier Uhr Nachmittag seyn, der Regen hörte auf, und der Wind trocknete meine Außenseite allmälig. So mußte ich dem rauschenden Wasser entgegen, das von unten her zu mir aufbrauste, und mich trotz dem besten Karrengaul auf die Ferse setzen, um nicht hinabzukollern. Es ging gut, und noch bin ich auf diesem bösen Wege nicht einmal gefallen, obgleich Regen und Himmelswetter sich gegen mich verschworen haben. Ich ging einer Alpenwirthschaft nach der andern vorbey, begrüßte Mäher und Pflüger, Sägemüller und Holzknechte, und kam endlich ins Thal, wo es am Bache auf Veltsch zu ging. Vor Veltsch steht eine Kapelle, auch eine der berühmten, mit einem Muttergottesbilde und Schemeln zum Knieen. Ein Frommer hat auch vor einigen Jahren ein feines Gemählde hingeschenkt, die Mutter mit dem Kinde auf dem Eselein reitend, das noch viel seliger und dummer aussieht, als die gemeinen Esel, und mit seinen andächtig verdrehten Augen die theure Last gleichsam zu verehren scheint. Ich mußte herzlich lachen, obgleich mich dieses Häuschen sonst freute, besonders wegen des Brunnens, der aus einer Röhre springt, woran zum Schöpfen ein blechernes Kelchen hängt.

Hinter Veltsch werden die Berge sanfter, und die Ebnen weiter; man erblickt mehr Kornfeld und

Wiesen. Zunächst hat man einen großen Eisenhammer und dann eine kreidige und kalkichte Felsmasse über dem Haupte, die wegen eines Denkmals der Sterblichkeit unten am Wege merkwürdig ist. Es lautet: „An dieser Stelle ist Michel Pauer mit einem Maurergesellen im Vorbeigehen von einem fallenden Stück Stein grausamlich erschlagen. es Wörden alle Ver beigehende gebetten, Ihrer mit einem Vatter Unser zu gedenken. Den 1. Abryll 1796.“ Man hat die beiden Unglücklichen gräßlich drauf gemahlt, und das Blut an Kopf u. Bauch nicht geschont. Oben steht man in einem feurigen Kessel eine Figur, die die Hände emporstreckt. Dies machte mich lachen, und ich konnte nichts Vaterunserliches, noch Fegfeuerliches weiter fassen. Mein Weg ging am Wasser rasch auf Muttendorf, wo ich meine gestrige Mirz wieder fand, von da auf Freseus und endlich mühsam auf der liebrigen Chaussee nach Krieglach, wo ich dieses schreibe.

Ich fand Wirth und Wirthin hier im Posthause im blutigen Streit, und ahndete also sogleich nicht viel Gutes von der Mahlzeit, und so geschah es; indessen war ich hungrig, und der theure Ofener Wein gut. Ueber Tische erzählte ein Mann von einem unweit Merzzuschlag im Wasser gefundenen, mit drey Stichen in der Brust durchbohrten Menschen. Man habe die Schnallen ausgelöst, und weder Uhr, noch Börse bey ihm gefunden. Dies

brachte Wirth und Wirthin zur Ruhe, und es ging an ein Kannengießen, wobey einige gar scharf auf mich und meinen breiten Hieber blickten. Ich konnte ihnen das nicht verargen, obgleich ich im Fall des Erschlagnen seyn konnte. Die dicke Wirthin sprach von gefährlichen Zeiten, der brummende Bär schwieg, und ich schlief ein, bis mich das Mädchen weckte, und mit dem Lichte voran ging. — Von Veitsch bis hier wird alles schon flacher und weiter, und die große Natur wird zu einer sanften. Man sieht schon wieder einzelne Häuser, unten gemauert, und merkt in den Dörfern, daß man unter den gewöhnlichen Menschen sich umtreibt. Besonders empörte mich der Wirth, der sein armes dickes Weib in Einem fort hudelte, indessen seine Kinder um ihn her, nicht mukkend, bey Tische saßen. Sie standen endlich eines nach dem andern auf, und küßten die gnädige Hand, die er ihnen über den Tisch hinlangte, und die sie wahrscheinlich als eine treue Vollstreckerin der Staats- und Naturgewalt kannten. Ein lautes Gepläre, was man Beten nennt, unter welchem Schüsseln abgetragen, Hunde gefüttert und von den Betenden selbst mitunter geschimpft ward, bekrönte die feine Scene.

Mapfenberg den 15. September.

Weil es regnete, ging es erst um Mittag von Kriegstein fort, wieder durch Fresens und Muttendorf, die ordentliche Grätzer Straße fort. In dem folgenden Dorfe Wartock hielt ich an, und schafte Essen und Trinken. Ein alter Graukopf saß mit einem jungen Weibe am Tische, und bewillkommte mich freundlich, indem er der alten Wirthin zurief: dem mache Sie das allerbeste, das ist ein Ehrenmann, ein Soldat! So viel vermag ein grauer Rock und ein ungrischer Säbel. Nun fing er an, mit mir zu perorieren, von Krieg und Frieden, von Schweden und Preußen, und erzählte, wie er im siebenjährigen Kriege von den Preußen gefangen, und nach Pommern gebracht sey, um gegen die Schweden zu fechten. Dies war ein himmlischer Ton für mich. „Habe viele Kameraden unter den Pommerenken gehabt, sind rechte Düwelskerle; gut, wenn man sie nicht anrührt, sonst hauen sie gleich drauf ein; der alte Fritz hielt hoch auf sie. Sie sollen leben!“ So stießen wir an, und ich trank seinen und meinen Wein mit Vergnügen, mußte durchaus von seinem stairischen grauen Brey essen, und immer mit dem Weibe anklingen. Zuletzt umhalste er mich mit einem herzlichen Kuß, und gab mir ein süßes Gefühl der Menschlichkeit mit auf den Weg. Von hier wanderte ich noch ein vier Stunden durch die lachendsten Gegenden des Erd-

bodens. Es ist immer noch das alte Mirzthal; hat aber ein viel freundlicheres Ansehen gewonnen. Gleich die Gegend hey Marteck ist entzückend. Man geht am Strom hin, der hie und da halbmondt und eingemauert ist, um den Bergweg nicht zu sich hinunterzuhohlen. Links sind wilde und breite Fluren, und rechts steiles Gebirg mit eingemauerten Schlosse, das in drey Absätzungen mit seinen Thürmen in alter Herrlichkeit dasteht. Hier windet sich der Weg durch eine enge Krümmung, und man geht endlich ganz von hohen Tannen eingeschlossen, bis sich das weite Thal mit einem Male in einem lieblichen Halbmond mit Dörfern, Kirchen und einzelnen Wohnungen öffnet. Die Dörfer liegen haufenweise fuhr einander, und sind bis oben hinan mit Feldern und Wiesen gestreift. Kohl, Rüben und andre Früchte sind allenthalben am Wege, und grüne Lappen, worin die schönsten gelben Käse weiden. Gleich hinter Marteck, rechts unten, am Strome, liegt das niedliche Gütchen Esev. Dann kommt man durch den flatzischen Markt Fridberg, und hat links in der Ferne den sogenannten Kalvariberg, mit einer äußerst malerischen Kapelle. Der Strom und Weg gehen hier reißend abwärts. Rechts hängt eine Kirche mit einigen Häuschen unter Steinwänden und Tannen über den Weg; der Name ist Gegenberg. So ging es durch Mezhofen, Marien, oder Mayrn, wo ich links am

Gebirge Eisen- und Köhlerhütten sah. Von Imbach bis Kapfenberg wanderte ich langsame, weil die große Gegend, die sich hier im Schimmer des Halbmondes zeigte, mich oft halten ließ. Um halb 9 Uhr war ich im Quartier, wo eine Menge netter Mädchen des Orts versammelt da hien, und mich die Mühen des Tages vergessen ließen.

Leoben den 17. September.

Ich war mit der Sonne auf, und hatte unten meinen Scherz mit Vitzchen, meiner kleinen Wirthin. Ein kleines drolliges Ding, mit soviel Freyheit und natürlicher Koketterie, daß es erstaunte; aber zugleich sprachen Witz und Unschuld so laut aus ihrem ganzen Wesen, daß sie einem nicht das Blut fragte. Ihre schwarzen Spitzbubenaugen hatten immer was im Hinterhalt, und ihre Zunge war wie ein Aal, den man nicht halten kann. Auf meine Frage nach ihren Sachen antwortete sie: Mein Vater lebt nimmer, und meine Frau Mutter ist seit 5 Jahren in Wien. Dies nahm mir die Lust, weiter zu fragen, weil sie es bedeutungsvoll genug sagte. Ich sah erst die fromme Christenheit zur Sonntagsfeyer sich auf dem Markte versammeln, blickte zu dem alten Schlosse empor, und schüttelte dann den Staub von den Füßen. Ich hatte nun die Mirz, oder Merz, immer links,

und wandelte im engen Gebirg fort, das oben flach und höchstens mit Buchen, Tannen und Birken bewachsen war, und wegen seiner Steinigkeit und Abschüssigkeit keinen Anbau erlaubt, obgleich sonst bey weitem nicht so hoch, als welche ich die vorigen Tage bis an den Gipfel bebaut gesehen hatte. Unten indessen, wo nur Platz war, waren Maisfelder, mit einer unendlichen Menge Kürbisse und seltnern Melonen bedeckt, Heidekorn und kleine Striche Hanf, nebst Kohl und Möhren; Wiesen und Koppeln, und zwischen diesen jenseits und diesseits des Stroms einzelne Wohnungen und Wirthschaften. So ging der Weg ziemlich einförmig durch Bruck, Rettelstein und mehrere Dörfer fort. Das Städtchen Bruck ist höchstens dadurch, dem Reisenden merkwürdig, daß die Muhr und Mürz hier zusammenfließen. Doch dauert die Bergstromsart auch künftig in dem schnellrauschenden und strudelnden Wassern noch fort, und nicht leicht kann der Wandrer einen lustigern Begleiter finden. Fünfvierteilmeile nach Rettelstein kommt man auf den Flecken Frauleukhen, einen sehr anmuthigen Ort. Hier geht es über die Muhr, die man rechter Hand fließet, auf einer hölzernen Brücke, und ein liebliches Thal mit Wiesen und Feldern breitet sich rechts an der Muhr aus, und zeigt hübsche menschliche Wohnungen, Schlösser und Waldberge, und am Wege hin Pflaumen- und Wallnußbäume in

Menge. Gleich wenn man über die Brücke geht, hat man links das schöne Landhaus eines Grafen von Wildburg, und etwas weiter, jenseits des Stroms, auf rauhen überhängenden Felsen, das alte Schloß Rabenstein, einen Bruder des fränkischen, links aber ein weit höheres oben im Gebirg, den Pfau- oder Wanberg, der in herrlichen Trümmern da liegt. Vieh und Bäume, und Häuser und Menschen, und die ganze todte Natur haben hier ein frischeres Ansehen. Nach einer halben Meile schließen sich die Berge wieder zu einem schroffen Felsenthore, und kaum hat man den überhängenden, und hie und da schrecklich ausgehöhlten einen engen Weg abgesprengt und abgedämmt, welcher gegen den Fluß meist gemauert und pallisadirt ist. So geht man eine Weile zwischen den grauen Felsen hin, die hie und da mit grünen Tannen und bleichen Birken verziert sind, bis sich ein zweites Thal öffnet, und man nach Peggau, der zweiten Station von Bruck kommt. Dies Thal ist freilich nicht so lieblich, als das von Frauleuthen, aber romantischer. Links über Peggau liegt das Schloß gleiches Namens, und rechts, jenseits des Stroms, der Flecken Felstritz, mit einem Kalvariberg voll Kapellen und Gotteshäuschen auf kahlen und öden Felsstücken, hinter welchen sich eine sanftere Berggruppe in grauer Ferne mit dem Schlosse Waldstein ausbreitet. Die Berge sind immer noch, wie vor-

her, nicht eben hoch, aber steil und blos waldigt. Man kommt durch dieses Zauberthal wieder durch eine öde und steinigte Enge in ein drittes, das schon viel sanfter wird, und in der Milde des Abends unbeschreiblich auf mich wirkte. In diesem liegt rechts über dem Strom, auf einem einzelnen schönen Berghaupte, der Kirchfahrtort Stasenkel sehr anmuthig, bald treten rechts Strom und Berg näher, und man sieht die herrlichen Trümmer des alten Schlosses Gestinen hoch im Gebirg, und geht über die sogenannte Weinsiedelsbrücke, die die Mure wieder links läßt. Hier sah ich viele Grätzer Welt in einem stattlichen Wirthshause sich erlustigen, wanderte dann in das freundlichste Thal der Erde hinab, und in den Elephanten im diesseitigen Grätz ein, der alten Brücke über die Mure gegenüber.

Hier fand ich frohe Gesellschaft. Am meisten ergötzten mich drey Tyroler Scharfschützen, die sich keck unter die Vornehmsten mischten, mit den Worten: „Tyroler machen keine Umstände," und dann vom Kriege, von den Franzosen und Schweizern, und von ihrem Geschütz sprachen. Sie redeten mit einer Freimüthigkeit von ihren Freiheiten und von ihrem Regenten, die man hier sonst nicht kennt; besonders der eine, Jaley, oder Jakele, sprach mit gewaltigem Ausdruck. So ging mir der Abend fröhlich hin, zuletzt sah ich im untern Zimmer noch

stairischen und allemännischen Tänzen zu, und legte mich um eilf Uhr aufs Ohr.

Ich hatte heute (den 17. Sept.) vortreffliche Gelegenheit, Grätz recht in seinem Glanze zu sehen. Gestern waren in der Vorstadt drey Häuser abgebrannt, (das diente nun heute der schönen Welt zum Spaziergange, um die Verwüstung zu schauen) und heute fing die große Grätzer Messe an. So waren die Leute so etwas auf dem Platze. Zur Mittagstafel kamen die Tyroler jubelnd und springend an. Der Natursohn hatte auf dem Schießplatz 150 Gulden, und ein andrer 75 erschossen. Diese hier sind um des angekündigten Freischießens willen 40—60 Meilen gereist, und diese Reisen machen sie oft zu allen Städten der umliegenden Provinzen. Sie waren munter und die Seele des Tisches. Nachher kam Musik, und nun ward tyrolisch und stairisch getanzt, mit der hübschen Wirthin, der niedlichen Kellnerin und einigen andern Mädchen. Es ist so etwas Eckigtes, Wildes und Abgestoßenes in den Bewegungen, und zugleich eine außerordentliche Gewandtheit. Es sind die Allemanden mit allen Verschränkungen, aber mit weit mehr Ausdruck, und mit sonderbaren Stillständen und unerwarteten Abweichungen. — Die Tyroler tragen schwarze lederne Hosen, graue oder grüne Schühe mit Bändern, oder Schnürstiefeln, eine Weste bis hoch an den Hals laufend, und vorn,

oder auch weit nach hinten zugeknöpft, immer Knopf an Knopf, und mit den bunten, oder grünen Senkelbändern geziert. Ihr Rock ist hinten zu, wie ein Mantel, fast ganz stairisch, so wie der breitgerändete Hut, den eine grün und weiße Kokarde ziert; allenfalls sind auch nach ein Paar kleine Federn dran gesteckt, nicht zum Staate, sondern, wie es scheint, zum Reinigen des Zündloches, weil sie nur etwa drey Zoll lang sind. Ihr Haar ist auf fränkisch, oder oberdeutsch geschoren bis auf einen halben Zoll, mit einigen Pürzelchen hinten bis auf die Hälfte des losen Halstuches. Die treffliche Büchse hängt in einem ledernen Futteral über den Schultern. So geht der Tyroler einher, aber was ihn am meisten karakterisirt, ist seine Freimüthigkeit und Keckheit unter allen Menschen, und jenes Selbstvertrauen und Menschengefühl, das man stark in allen seinen Zügen ausgedrückt findet, wie in dem raschen Bau und in den schmeidigen Bewegungen seines Körpers.

Grätz, die Hauptstadt des Stairischen, gehört seiner Lage nach gewiß unter die anmuthigsten Städte in der Welt. Die Muhr, die hier schon ein ganz stattlicher Strom ist, fließt mitten durch von Norden nach Süden, und östlich lehnt sich die eigentliche alte Stadt mit Graben, Mauren und Burg, westlich aber der Grieß (die diesseitige offene Stadt) mit ihren vielen Vorstädten daran, die

mit Gärten untermischt, und mit Landhäusern, Baumgruppen und Alleen, der Stadt selbst das Ansehen eines lieblichen Gartens geben. Rund um die Stadt laufen lustige Berge und Hügel, mit Obst, Getreide und Reben bepflanzt, und mit grünen Wäldern, meistens eine viertel, oder halbe Meile von der Stadt zurücktretend. Nach Südosten über breitet sich eine reitzende Ebne mit fruchtbaren Feldern, Dörfern und den Wiesen und Büschen der schlängelnden Muhr aus, weit über zwey Meilen, und verliert sich endlich im blauen Dunst der ferneren Berge. Ich bestieg die alte Burg, und hatte von da eine der entzückendsten und himmlischsten Aussichten, so lieblich sah ich die Stadt, und die Welt unter meinen Füßen, und so prächtig stiegen die Berge Gottes mit ihren Kirchthürmen und Schlössern empor. Im Norden auf hohem Gebirg liegen die stolzen Ruinen der Burg Gestinen; im Osten steigen die Hügel treppenweise mit Landhäusern, Kirchen, Gärten und Weinstöcken empor. Man sieht die beiden Thurmspitzen von Maria Trost, wo ein großes Wunder ist, romantisch herüberschimmern, und tiefer unten am Berge das Hallerschloß. Im Westen liegt im Thale das freundliche Eggenberg, eine viertel Meile von der Stadt, und ein Lustort seiner Bewohner, die durch eine Kastanienallee hingehen und fahren.

Die eigentliche Stadt ist mit Graben und

Mauren umgeben, und hat ehedem wohl eine Festung seyn sollen. Jetzt sind die Gräben zu schönen Wiesen geworden, und auf den Bastionen innerhalb der Stadt sieht man Lustgärten der Großen. Das Glacis rund herum ist in Weide verwandelt, und mit Alleen und Bäumen besetzt. Das Merkwürdigste in der Stadt ist unstreitig die alte Burg, ein stumpfer Kegel, den man mit keichendem Athem erklimmen muß. Diese könnte immer zu einer starken Festung gemacht werden, da rings keine nahen Berge sie beherrschen; aber Oesterreich war es lange nicht gewohnt, seine Feinde bis in Gratz kommen zu sehen. Es sieht droben verfallen aus, und eine Kompagnie Soldaten nebst einigen Züchtlingen wohnen dort. Wenn man durch die gewaltig gemauerten Gewölbe geht, die mit Heiligenbildern und matten Lichtern um kleine Gaceklen dämmernd erleuchtet sind, und wenn es dumpf und dumpfer unter und um einen ertönt, so weht das Alterthum einen recht magisch entgegen, noch mehr aber, wenn man die alten Ruinen und Thürme selbst besteigt. Von dem Thurm auf der höchsten Ecke hat man die Aussicht nach allen Weltgegenden. Es wohnt ein Wächter darin, und oben liegt ein Elephantenkopf als eine Merkwürdigkeit. Er hat manchen Herrn erlebt, rief die alte Führerin. In der Stadt selbst sind mehrere hübsche und wenigstens ansehnliche Gebäude der Großen. Bey

weitem das schönste ist das Lazareth, im Jahr 1787 unter Joseph in einem sehr edlen Stil erbauet. Auch ein hübsches Ballhaus mit der Aufschrift: Publicae laetitiae praefectus et proceres posuere, ist hier. Des Staathalters, Erzbischofs und der Regierung Gebäude sind hochansehnlich, aber alt fränkisch. Die Gassen laufen schief und krumm, besonders nach der Burg zu, wo die Stadt bergigt ist; unten nach der Muhr, der Brücke und dem Markt hin, giebt es einige grade. Wiener Pflaster muß man hier nicht suchen. Es sind die gewöhnlichen Feldsteine mit den Rinnen in der Mitte. Auch auf dem Grieß und in den Vorstädten, die lang nach Norden und Süden laufen, stehen ganz hübsche Häuser, so wie dieſſeits vor der Stadt um das Glacis herum in Gärten und auf Wiesen, besonders am Sankt Jakominiplatz, wo es einige wirklich pallastartige giebt. Auch unter der Burg im Norden liegt noch eine niedliche Vorstadt, und weiter östlich der nette Garten und das Landschloß des Grafen Wurmbrand, der zum öffentlichen Vergnügen immer offen steht. Die Häuser sind fast alle mit Ziegeln gedeckt, und höchstens in den Vorstädten sieht man etwas Beschindeltes. Zwey Brücken führen über die Muhr, eine aus dem Grieß in die Altstadt, grade auf den großen Platz zu, und eine zweite weiter unten, die vom Jakominiplatz nach der Grießvorstadt geht, und auch unter Joseph

entſtanden iſt, ſo wie faſt alle die ſchönen Gebäude und der Jakominiplatz.

Aus allem ſcheint es, daß die Stadt ein gewerbvoller und muntrer Ort ſey, obgleich freilich die Meſſe viele Fremde, und viel fremdes Leben herein gebracht hatte. Es ſind hier viele Manufakturen in wollenen Zeugen und baumwollenen, Kattunen, Strümpfen, auch Seidenzeugen; wie Linz wegen ſeiner Tücher und Silberarbeiten berühmt iſt. Die Vorſtädte ſind alle offen, und geben mit ihren Gärten ein recht frohes ländliches Anſehen, und freilich auch ländliche Luft und Luft, die für eine große Stadt immer viel werth ſind. Die Einwohner ſcheinen ein frohherziger und muntrer Schlag. Doch ſucht man die öſterreichiſchen Körper vergebens, und ſieht mehr breite und dicke und mehr Rundköpfe. Seltner auch ſind die hübſchen Mädel, da ſie einem in Baiern und Oeſtreich bey jedem Tritte aufſtoßen; und Kröpfe und dicke Beine unter den Waden, (wie ich ſie auch zuweilen in den Berggegenden Frankens ſah) ſind ſehr gemeine Gebrechen.

Einſchiebſel.

Begrüßen. Jetzt habe ich es weg. Anfangs verwirrte ich mich oft und kam gut niederſächſiſch mit meinem: Guten Tag! und, Gott helf! angeſtiegen, und erhielt dafür: In Ewigkeit. Jetzt ſage ich trotz dem Beſten: „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“

und befinde mich bey der ganzen untersten Klasse wohl dabey. Fuhrleuten, Handwerkern und andern gereisten Leuten kann man wohl ein: Guten Tag und, Guten Morgen! zurufen. Ich hätte den Gruß schon seit dem Bambergischen im Kopf haben sollen. Man hört gewöhnlich nur Jesus Christus, das erste wird bequem verschluckt.

Heilige Häuschen. Diese Betstühle, Heiligenrepositorien und Crucifixe findet man an allen Wegen, unter hohen Bäumen, an Quellen und grünen Plätzen, oft mit soviel Wahl und Weisheit angebracht, daß man das feine Gefühl für Naturschönheiten bewundern muß, das die Erwähler hatten. Schade, daß sie nicht die elenden Klexereien und Schnitzeleien, die Sinn- und Denksprüche, und gar die Verheißungen anders machen konnten. Das ist oft über und unter allem Glauben läppisch und närrisch, und bis diese Stunde ist es mir unbegreiflich, wie man noch zu unsern Zeiten nur den Anblick solcher Erbärmlichkeiten ertragen kann. Was habe ich nicht im Walde, was an der Straße gesehen! Was für eine Moral kann es geben, (zum Glück steht die ewige des Herzens fest) wenn man liest: Wer bey diesem Kreuze fünf Vater Unser und fünf Ave Maria betet, hat 10000 Jahr Ablaß. Wer Ein Vater Unser betet, hat 140 Tage, dasselbe abgekürzt, 40 Tage? So sind auch alle Zimmer und Gaststuben mit elenden Gemählden und Kupfer-

sichen der Heiligen beliebt, und selbst draußen die Wände sind dafür nicht geborgen; doch ist es hier, wie in Ungarn, schon weniger häufig, als in Oestreich und Obersteiermark. Außer diesen Heiligen aber sind die Zimmer der Bauren weit besser verziert, und weit reinlicher und netter, als im nördlichsten Deutschland, wo ein Paar trübe und rußige Nauten kaum einige Schimmer des Tageslichts durchlassen. Die Wirthshäuser sind überall groß und bequem, meistens zwey Stock, mit schönen Zimmern und Ziegeldächern, und ganz guten Betten, obgleich die Strohsäcke für die Federn kommen. Man hat doch seine Laken und eine hübsche bunte gestickte, oder gewebte Decke. Das Essen ist überall viel besser und wohlfeiler, als in Sachsen und Franken, und der Wein mittelmäßig, oft auch recht gut. So habe ich in Grätz für Abend und Mittagsessen, Frühstück und Bette, nebst zwey Maas guten Weins, nur anderthalb Gulden bezahlt.

Die Wohnungen fangen seit gestern an, schon wieder mehr gemauert und gekleimt zu werden, doch giebt es noch hölzerne und balkige Wände, doch nicht aus ganzen, sondern etwa fünfzolligen Stücken; sehr vaterländisch aber ist es für mich, gestern und heute die eilfmeilige Wanderung durch fast lauter Strohdächer, statt der Schindeln zu finden. Man sieht hieraus, wie alles blos auf Ge-

wohnheit ankommt, und daher entspringt: Warum hat der Oesterreicher lauter Schindeldächer, der doch mit Holz eben nicht übergesegnet ist? und hier, wo die Tannen im Gebirg verfaulen, hier deckt alles mit Stroh.

Anders ist die Menschenbedeckung. Die Bürger und Vornehmen freilich sind meistens, wie in Wien; aber die gemeinen Stairer haben ihre ganz eigne Tracht. Die Männer tragen fast alle Schnürstiefeln, oder Schuhe mit Bändern, und blaue, oder grüne Strümpfe, schwarze lederne Hosen, bunte, grüne und rothe Westen als Kamisol und mit Knöpfen, bis an den Hals zugeknöpft, in Einer Reihe und mit den Hosenträgern bunt geziert. Hierüber hängt der Rock, eine Art Mantel, hinten ohne Durchschnitt und hoch über den Hüften in drey, vier Falten gelegt, weit und vorne grade herunterhängend, ohne Knopf, es sey denn an den Taschen, sondern mit Häkchen und Oesen dicht an einander besetzt, die aber gewöhnlich offen sind. Die Leibfarbe ist grün, dann braun und grau. Der Kopf ist altdeutsch, oder jetzt neuenglisch, beschoren und trägt einen flachen und weitgerändeten Hut, von grüner und grauer, selten schwarzer Farbe, der mit einem breiten Seidenbande, und, wenn es stattlich seyn soll, mit einem Goldbande umbunden ist. Die Tyroler haben fast dieselbe Art.

So wie die Männer, tragen auch die Weiber

ihre schwarzbraunen, oder lappländischhasengrauen Jöpchen hochschnittig recht nach der neuesten Mode, die Röcke unten, wie gewöhnlich, und graue, grüne oder blaue Strümpfe, meistens in Schuhen mit Bändern ohne Absätze, seltner in Schnürstiefeln. Die reiche Fülle der Brüste hält eine weichere Art thüringischer Sturmharnische, worüber das lose Tuch geschlagen ist. Auch sie tragen, wann es statlich seyn soll, gewöhnlich runde Hüte, wie die Männer, den Kopf oben grau, und die oberen Ränder, wie die der Männer oft unten, mit grauem oder schwarzen Leinen, Taffet oder Bänderwerk besetzt, daß sie etwa, wie die umgestülpten Pilze, aussehen. In der alltäglichen Tracht sieht man sie, so wie alte Kummerlinge, auch wohl in Mützen. Diese Kleidungsart steht nicht gut, besonders kleinen dicken Körpern nicht, wie man so viele in Steiermark findet. Denn die schönen schlanken Körper, die man in Oesterreich bey beiden Geschlechtern so häufig findet, fangen hier an seltner zu werden, und es giebt gar viele kleine knorrige und panzige Körper; und außer den vielen Köpfen sieht man die Elenden häufig, die auch ein Produkt der Berge sind, und bey dicken Köpfen und Bäuchen, bey bleicher Haut und krummen Beinen, selbst die Organe der Sprache, wie die des Geistes, nur sehr unvollkommen haben; besonders gestern unter Bruck bin ich auf mehrere gestoßen. Die

Beine sind unten meistens zu dick, von der Wade an gerechnet; dies fällt besonders bey den Weibern auf, die überall dazu mehr hinneigen. Wenn indessen den Weibern in Vergleichung mit den Oesterreicherinnen in der Gestalt viel abgeht, so giebt es dagegen oft sehr feine und viel anziehendere und lebendigere Physiognomien, als in Oesterreich, mit recht brennenden Schelmenaugen. Die Gesichter findet man häufig rundlich, und das Blut äusserst fein, fast wie am Rhein. Im Ganzen sind die Steirer munterer und gesprächiger, quikker und zutraulicher, als die Oesterreicher, die wirklich oft viel Träges und Ueberreifes haben. Mit der größten Bereitwilligkeit und Gefälligkeit sagen und zeigen und erklären sie alles, und erwarten und vernehmen dafür gern wieder was. Ihre Sprache schon ist lebhafter, obgleich noch kauderwälscher, und ihr Tanz, der mit dem obigen Tyroler viel Aehnliches hat, drükt ihren Karakter aus, in welchem viel Kühnes und Rasches zu liegen scheint.

Wenn die Menschen in der Regel kurz und dicklich sind, so sind die Pferde in Steiermark vorzüglich stark und dauerhaft, und man bekommt so kleine und schwache fast gar nicht zu sehen, als in Ungarn und Oestreich. Eben so ist das Rindvieh auch ächt hollsteinisch und wie mückerig. Schweine sind allenthalben, auch im Gebirg. Warum sind

Pferde und Schweine in den Bergen Thüringens und Frankens so selten?

Die Chaussee von Wien an ist sehr gut erhalten, und es sind am Wege in gewissen Entfernungen eigne Häuschen, worin die Wegbesserer wohnen, welche jede Höhlung und Tiefe sogleich ausfüllen und zuhacken.

Ich wanderte also heute Nachmittag gegen 4 Uhr durch das lachende Grätzer Thal in den Süden hinein, und sah noch oft mit Vergnügen auf die freundliche Stadt zurück. Das Gefilde ist äußerst fruchtbar und so fett, daß ich vier der stärksten Pferde, und vier Ochsen vor Einem Pfluge ziehen sah. Schöne Maisfelder bedecken das Thal, und Hirse, deren Aerndte jetzt ist, Kürbisse unter dem Mais, Kohl und weiße Rüben, auch einzelne Streifen Klee, und die bekannte ungrische Futtergrasart Mohar, der hier Chense heißt. Alles dieses im üppigsten Wuchse, mit lieblichen Wiesen links am Strome hin, der nah an dem linken Hügel hinfließt. Die Berge werden hier sanftere Waldhügel, treten rechts weiter abwärts, und zeigen eine feine Ebne mit mancherley Feldern, Thürmen und Dörfern. Links am Strome liegt fast Haus an Haus, aber ärmlich gebaut, schlechter, als die der Aelpler und Holzknechte im Gebirg; viele ohne Schornstein, oder nur mit einem kleinen Rauchloch seitwärts heraus. An der Straße waren sie denn

doch meist besser, und die weißen Wände mit allerley bunten Heiligen und andern Schnurrigkeiten seltsam bemahlt, und fast alle mit Stroh, die besten mit Ziegeln gedeckt.

So kömmt man durch Feldkirch und die Station Kalsdorf endlich nach Neudorf, wo die Gegend entzückend wird. Grätz freilich ist mit seinen Bergen hinter einem versunken, aber rechts dämmern die reizendsten Hügel aus der Ferne, und die andern kommen näher heran, und näher wieder fließt links die Muhr, von Wiesen und Weiden eingefaßt. Der Boden ist vortrefflich, und Mais und Hanf stehen wie Rohr, und die Hirse fällt in dicken Haufen unter den Händen der Schnitter, die sie mit kleinen krummen Sicheln schneiden. Auch den Mais brauchen sie als Futter, wenn die Fruchtkolben abgenommen sind. Auch Denkmäler des grauen Alterthums erscheinen hier wieder, Schloß Weißenegg im Gebirg über Neudorf im Osten, im Süden das schöne alte Burgschloß Weltow hochgethürmt, und weiter südwestlich und niedriger Schloß Schwarzeneck. Die Muhr rauscht nahe zur Seite. So wanderte ich unter den Trümmern des alten Bergschlosses hin, durch den schönen Markt Weltow, der in Einer langen netten Gasse unter dem Berg hinläuft. Der Mond war aufgegangen und in seinem holden Schimmer. Der Strom rauschte wilder abwärts unter mir, und im silbernen Nebel

dampfte fernhin das Thal. Die Lichter des Himmels badeten zitternd ihre Wangen in den Fluthen, die mit Schlangenarmen sich hier um manches liebliche Eiland winden. Mit den Grillen und Wachteln des Abends pfeifend ging ich so noch ein halbes Ständchen fort und kam in Lebring, wo ich über dem rauschenden Strom, und unter den Wiegenliedern der Mais ausrupfenden Junggesellen und Mädchen dies geschrieben habe.

Franzen den 20. Sept.

Ich wanderte Dienstags den 18. Sept. des Morgens um 7 Uhr von Lebring ab, im heiligen Morgendampfe der Wiesen und Berge. Die Muhr fließt hier schöner, als je, und bildet noch immer hie und da lustige Inseln, zum Theil von Heerden begraset. So geht es durch ein anmuthiges Thal fort, zu beiden Seiten Berge, die abwechselnd Wein und Korn tragen, und woran sich Schlösser und Kirchen lehnen. Rechts liegt der Flecken Laitz mit der hohen Wallfahrtskirche, und links dicht am Wege und an der Muhr das niedliche Schloß Reetzhof mit seinem Park und Garten. So kömmt man durch Leuthen über eine Brücke und hat die Muhr nun rechts. Von hier über Faggau geht es durch Wiesen und reiche Gefilde nach Ehrnhausen, einer Station und einem Markt. Ich ging hier

wieder über eine Brücke, und sagte nun dem Strom, den ich nicht wiedersehen sollte, Lebewohl! Ehrenhausen liegt am Berge, und hat über sich ein sehr anmuthiges altes Schloß, und ein elegantes Thürmchen mit dem kolossalischen Herkules und Mars. Von hier kletterte ich eine Stunde lang immer bergan durch eine wunderschöne Gegend, die immer weiter und wallender unter meinen Füßen sich ausbreitete. Endlich hatte ich die hohe Platsch — so heißt das Gebirge — mit tausend Schweißtropfen erstiegen, lehnte mich an ein Geländer, und sah im Nordosten eine Gruppe von Hügeln und Thälern, Feldern und Weinbergen, Strömen und Schlössern und Kirchen, alles in so lieblichen Farben und so reicher Fülle der Luft und des Lebens, als die trunkenste Phantasie sich nur ein Elysium zaubern kann. Ich lagerte mich unter einem Wallnußbaum, und vergaß der Gluth des heißen Tages, und des mühevollen Kletterns über all dem Schönen. Der Weg geht von hier nun eine lange Strecke bergab und bergauf, doch erst mehr durch Rebenhügel und lustige Thäler, durch Waldungen von Wallnüssen und Pflaumen und andern Obstbäumen, theils auch unter Eichen und Buchen. So kömmt man an Marburg, ein nettes Städtchen an der Drau, die hier als ein breiter und stolzer Strom unter hohen und schroffen Bergen fortschießt und eine Menge kleiner Schiffe und Flossen trug.

Ich sah bloß diesen neuen Gast, und wanderte wieder bergan durch eine ebene Gegend von Kornfeldern, die nur in der Ferne Berge zeigte, und zuweilen ein Birken- und Eichenwäldchen hatte. Am Wege passirte ich mehrere kleine Wirthschaften, und die Dörfer Kötsch und Schlez und Oberpolka, und nahm endlich in dem Städtchen Windisch-Feistritz um 7 Uhr Quartier.

Eine halbe Meile von Feistritz sind wieder Berge und Rebenhügel, (ich war nemlich seit Marburg meist auf einer Bergebene gegangen) und die Felder übrigens noch immer die alten. Mais und Heidekorn in Menge und Ueppigkeit, Kohl und Möhrenpflanzungen, Hanf und sehr kurzer grüner Flachs, Kürbisse und Hirse, selten Himmelthau, eine Art brauner Hirse, die der Italiäner Saggina nennt. Auch heute sah ich die Stäbe der Gegend von Mariazell oft drey Mannslängen hoch, woran die Leute Hirse und Heidekorn, oder Erbsen und Bohnen pyramidenförmig hinaufbinden. Mit den Wohnungen ist es auch noch fast dasselbe, unten oft ganz, oft halb von Holz, oft auch gemauert, einige beschindelt, mehrere mit Stroh gedeckt, andre wieder beziegelt. Viele waren so ärmlich, daß sie mich lebendig an das Vaterland erinnerten. Manche sind mit Kürbissen und Mais ganz umsetzt und umhangen, wie man in unsern Fischerdörfern zuweilen die Häringe, und an einigen Orten zum

Trocknen ganze Reihen von Aepfeln gegen die Sonne hängt. Man hört schon häufig wendisch, und auch die Tracht fängt an wendisch zu werden, und mit den stairischen Wämsern und Hüten ist es vorbey. Bey einigen wenigen Weibern habe ich, wie in Ungarn, das Haar in einzelne Zöpfchen geflochten gesehen. Die Männer tragen statt der Schnürstiefeln, unsere gemeinen Bauernstiefeln und weite Hosen, runde kleine Hüte, und kurze schwarzgefärbte leinene Hosen. Alle fast tragen einen kleinen bunten Sack, wie eine Jagdtasche auf dem Rücken, worin sie auf Reisen die nothwendigsten Bedürfnisse haben. Die Weiber gehen fast ganz wie die pommerschen, gewöhnlich mit schwarzen Röcken und blauen Schürzen und flachen weißen Mützen, seltner schwarzen mit anliegenden Häubchen. Gewöhnlich tragen sie obenein noch ein weißes Tuch über dem Kopf, nicht das häßliche gezipfelte aus Franken, sondern ganz hübsch, wie man wohl die mater dolorosa mahlt. Um den Gürtel tragen einige ein blankes Gurt mit Silberdräthchen, auf Leder gelegt, und alle statt des Bandes unsrer ärmern Weiber einen langen Riemen aus Leder, mit blankem Silber, Messing oder Dräthchen geziert, woran unten das Messer beinahe bis auf die Füße hinabhängt. Man könnte hier viel über die Verwandtschaft der stairischen und pommerschen Slaven schwatzen, die vielleicht auch in diesen Kleinigkeiten

ten sich noch offenbart; doch das Winken sey genug. Die Gestalten sind nicht vorzüglich, selten sieht man einen starken und rüstig gebauten Mann, desto mehrere aber von der kleinen und welken Art. Dies kann man auch von dem Vieh sagen, das ich nun ein 8, 9 Meilen durch gesehen habe. Die großen Pferde werden Klepper, und die Ochsen, so klein, wie man sie in einigen Gegenden des Fichtelberges sieht, müssen hier erbärmlich bergan ziehen. Unter den Kühen sieht man die silberweißen schlanken von ungrischer Raçe, aber doch nicht von ungrischer Stämmigkeit. Der Puter und Schweine giebt es auf allen Feldern eine zahllose Menge.

Mittwoch den 19. September.

Um 7 Uhr ging ich rüstig von Feistritz aus, und war in wenigen Stunden zur ersten Station, zu Gannowitz. Erst hatte ich um mich anmuthige Hügel, mit Reben bedeckt, dann zogen die Berge sich zurück, und ich wanderte durch ein kühles Thal unter Erlen, Birken und einzelnen Wohnungen fort, sah die gewöhnlichen Pflanzungen und schöne Wiesen und Klee. Bauart der Dörfer, wendische Tracht und Sprache ist noch dieselbe. Gannowitz, ist ein kleiner Flecken mit einem schönen alten Schlosse im Gebirg, wo ich gern hinaufgeklettert

wäre, wenn meine Reise mich nicht drängte. Hinter Gannowitz engt der Weg sich, und man geht eine halbe Stunde immer unter Bäumen sanft bergan, bis das Gebirg einen immer höher und schroffer umschließt, und man endlich unter drauenden Felsen und hohen Bergzacken und Bäumen wandelt. Es ist ein grausser und schrecklicher Weg, Raben fliegen über den Köpfen und Geier der Felsen, und einzelne Menschen hacken Steine und füllen sie in die Lücken der Chaussee. Desto lauter ist das Schreien der armen Fuhrleute und Treiber, die mit ihren Pferden und Ochsen bergan müssen, und die Thiere nicht aus der Stelle bringen können. Ich rannte indessen alle vorbey, wie mein Muth immer mit der Arbeit und dem Schmerz wächst, mußte aber doch endlich unter einen Birnbaum mich niederwerfen und Athem hohlen. Dann errang ich die Höhe des Bergs Poltena, oder des Gannowitzer Berges, und hatte hinter mir im Nordosten, woher ich kam, eine große Aussicht. Doch reichte sie nicht an die von Platsch, weil sie zwar höher, aber die Gegend nicht so reizend mannigfaltig, und von keinem Strom durchwässert war. Hier genoß ich eine Weile der Luft des Himmels und der Größe der Erde, und trabte dann mit eben der Mühe hinunter, mit welcher ich hinaufgeklimmt war. So geht der Pfad eng und einsam bey fließenden Bächen hin unter einigen alten

Thärmen bis nach Akenek, das im Anfange des Thals mit seinem alten Schlosse sehr lustig da liegt. Die Hitze war schrecklich, die Söne schön mit Wiesen und Feldern und Waldbergen in der Ferne, freilich ohne Reben, aber doch immer anmuthig. Die Oefen waren bey den fruchtbarsten Feldern ärmlich, desto schlimmer für ihre armen Bewohner. Schöne Kirchen und einzelne Landhäuser lagen seitwärts. Um zwey Uhr war ich in Cilly, und ließ mir ein Halbes Wein und Brod und Käse geben. Das Städtchen ist diesen Frühling fast ganz abgebrannt, und alles ist mit dem Bauen beschäftigt, welches ein künftiges Feuer leicht eben so verheerend machen kann, denn leider decken die meisten wieder mit Schindeln. Im Wirthshause setzte sich ein alter Schwabe zu mir, der mich durchaus zu einem aus dem Reiche machen wollte, ein Fabbiander, der im Kriege reich geworden ist, und seine beiden Häuser schon wieder aufgebaut hat. Wir stritten uns über allerley Dinge unter der Sonne, und über seine ganz neue Behauptung, Ulm allein mit seinem Gebiete sey das ächte Schwaben, und alles Uebrige mit Franken und Baiern, hieße blos das Reich. Nachdem ich mit ihm etwas Wein ausgeleert hatte, ging ich in seiner Begleitung in der Stadt um, und sahe die Gräuel der Verwüstung und die Wiederherstellung. Die Gegend um Cilly ist himmlisch, und es scheint gleichsam, als müsse

hierlandes jede Stadt ein liebliches Thal beherrschen. Das Schloß über seinen verbrannten Mauren mit den hohen Thürmen und der weiten, jetzt freilich verbröckelten, Ringmauer scheint weit und majestätisch in die Ferne. Es liegt fast, wie eine der thüringischen Gleichen auf einem abgestumpften Kegel, und hat in den ritterlichen Zeiten sicher eine der ersten Rollen gespielt; jetzt sieht man Birken und Tannen schon aus seinen Ruinen wachsen. Der Weg von Cilly geht immer durch Thal, bald in Wiesen und Feldern, bald durch Büsche und Dörfer, die ganz pommerisch aussehen. Endlich verschwindet das Thal, der Weg geht durch eine schauerliche Enge bergan. Man sieht im Gebirg alte Thürme und Gemäuer und einzelne Weinstöcke. Zuletzt sah ich sie im Schimmer des Mondes, und ging um 8 Uhr in Frantzen ein. In zwey bis drey Gasthäusern war kein Quartier, wegen der nach Italien marschirenden Truppen. Endlich ward ich im Lampl fest, und hatte meine Unterhaltung mit drey Officieren, von denen ein Wiener den schönen Geist machte, bis sie sich zum Spiele, und ich mich zu Krebsen und Forellen setzte.

Der Karakter der heutigen Gegend ist anders, aber der der Menschen und ihrer Wohnungen wenig, nur daß die letzten hie und da nach ungrischer und pommerscher Art werden. Manche indessen, auch Bauerhäuser, sind gar fein, und mit Bildern

von Heiligen, mit Engeln, mit Reitern und Husaren bemahlt. Die Brunnen sind offen und mit großen Schwangruthen, wie die Söhte, in Pommern, selten mit Pumpen. Die Heiligenbilder und Kruzifixe sind alle in kleinen Lorettanischen Häuschen eingefaßt, und stehen so unter der großen Decke, hie und da reichlich mit Kränzen und Blumen verziert. Die armen Schächer jammern mich nur, daß sie so lange nach ihrem Tode sich noch so schändlich machen lassen müssen, als man sie zuweilen sieht. Die Menschen haben noch fast ganz die alte wendische Tracht, nichts slavisches mehr, und der gemeine Mann spricht schon wendisch. Braken, Wagen, Hüte, Stiefeln, weite Hosen sind fast, wie im Pommern. Selbst unsre Zäune findet man hier allenthalben wieder. Etwas sonderliches aber sind einige Schuppen, oder Scheunen, oft bloße Gerippe, drey, vier Ellen breit, mit einem Dache drüber, worin man Klee, Erbsen, Bohnen, Hirse zu beiden Seiten flicht, trocknen läßt von Wind und Sonne, und dann dröschet. Oft sind es ganze Zimmer, blos oben gedeckt, in der Mitte mit einem solchen Gerippe, vier bis fünf Ellen weit, wo das Korn hinein gethan wird, und zu beiden Seiten mit einem ähnlichen Flechtwerk aus Balken und Sparren, wo diese Getreidearten wieder umgewickelt werden. Man findet sie sehr häufig auf den Feldern, wie in den Dörfern. Die

Häuser sind; zum Theil unten gemauert, zum Theil aus halbdurchflochtenen Stämmen, wodurch die Fenstern mit Gittern davor klein heraus gucken. Meistens sind sie mit Stroh gedeckt, selten geschindelt, seltner geziegelt. Die Wirthshäuser, auch in den elendesten Dörfern, sind ganz stattlich. Das Korn wird fast durchaus mit der Sichel geschnitten, das Gras mit der Sense gemähet. Eine ganz eigne Art dieses und des steirischen Landes, die nachher nach Italien übergeht, ist es, alles auf dem Kopfe zu tragen, besonders bey Weibern: es sey was es wolle, Hartes und Weiches, Trocknes und Flüssiges, es wird auf den Kopf gepflanzt, dem man eine Unterlage, einen Wulst aus Wolle giebt, worauf sie alles, so ins Gleichgewicht zu bringen wissen, daß sie rasch fortgehen und die Hände herabhängen lassen, ohne daß es falle. Die Kröpfe verschwinden, und Menschen und Vieh werden wieder stattlicher, obgleich das Land hinter Cilly weniger fruchtbar ist. Die Menschen sind freundlich und fidel, nicht kriechend, wie der ungrische Bauer. Leinene Kittel findet man nicht, sondern alles ist braun wollen, auch weiß und roth; weiße und blaue wollene Strümpfe, graue, oder schwärzliche leinene Hosen.

Aus mir hat man schon allerley gemacht. Viele, vielleicht die meisten, haben mich für einen Franzosen genommen. So fragte mich neulich ein

Wirthy, ob ich nicht ein Franzose sey, und französisches Geld brauchen könne. Er habe noch herrliches Papier vom letzten Kriege. Ich sagte ihm, auch als Franzose würde ich solches Geld nicht einwechseln. Der Bauer auf dem Wege hält mich wegen meines grauen Kleides und blanken Säbels für einen Officier, und weicht so einem herrischen Wesen ehrerbietig aus. Die Wirthe härmen sich ab, in welchen Diensten ich stehe, wenn ich nicht so barmherzig bin, mich ihre Neugier jammern zu lassen. Kaiserliche Soldaten fragen selbst so unter sich. So hörte ich gestern im Vorbeigehen einen sagen: Nein, es ist ein Pfälzer. Ich thue immer es den Ersten gleich, das hilft, und so hält man mich nicht für den letzten, vorzüglich weil ich meist eine gute Zeche mache. ὦ τεχνη τεχνης, πολυξηλε βιε κοιρανη.

Laibach den 20. September.

Hier sitze ich in der Gesellschaft von einigen Officieren, Kaufleuten, einem Pächter und einem exilirten italischen Marchese im Stern an einer guten Gasttafel, und lasse mir guten Wein und Essen gut schmecken. Das Ganze der Unterhaltung, wobey ich klug den Zuhörer mache, dreht sich meist um den jetzigen Krieg, und das Thema aus aller Munde ist: quest' è una cattiva guerra, il Buona-

parte è una grandiſſima teſta. Der König von Preußen heißt nur: il traditore, il diſtruttor della Germania e della caſa d'Auſtria. Endlich gegen 10 Uhr trennt ſich die Geſellſchaft und ich ſchreibe.

Von Frantzen an geht der Weg meiſt durch ein enges Bergthal, deſſen Berge nicht hoch, aber unangebaut und mit bloßem Buchen- und Eichengeſtripp bedeckt ſind. Hie und da lehnen ſich einzelne Wirthſchaften und Dörfer an den Berg, oder an eine Wieſe an. Endlich, nachdem man drey Meilen gegangen iſt, breitet ſich mit Wieſen und Feldern eine feine Ebne aus, worauf man indeſſen nichts ſieht, als Heidekorn und einige Streifen Klee. Das Gebirge rechts wird höher und wendet ſich von Süden mehr nach Weſten, indem es mit weißen und ſchroffen Zacken in die Wolken ſteigt. Man geht ſelbſt jetzt auf der Heerſtraße ganz in den Weſten hinein, und hat links eine weite Fläche. So kömmt man eine Stunde vor Laibach auf die Brücke der Sau, und hat eine der lieblichſten Ausſichten, die ſich denken läßt. Der Strom fließt raſch, wie ein ächter Bergſohn, bald ſeicht, bald mit tiefen Strudeln ſüdwärts. Rechts ſtehen große Bergklumpen, Abriſſe der grauen Bergſeite, mit Trümmern alter Schlöſſer, links im Süden ſieht man die Burg, oder das Kaſtell von Laibach und den Strom, und vor ſich eine lachende Ebne. Ich

wanderte im Schimmer des freundlichsten Abends in Laibach ein.

Diese Stadt liegt zu beyden Seiten der Sau, meist unregelmäßig und hügelicht, besonders nach dem Kastell hin; übrigens ist sie ganz offen. Die Vorstädte umher sind kümmerlich, und haben Häuser und Scheunen zum Theil mit Stroh und Schindeln gedeckt. In der Stadt sieht man doch wenige Schindeldächer. Die beste und gerodeste Gasse ist unstreitig die, so nach dem großen Platz hinführt, und die Wiener, und man findet da manche recht hübsche Häuser, ja einige schon nach italischer Weise mit flach werdendem Dache. Das Pflaster ist schlecht und die Rinnen der Gassen meist in der Mitte. Die Hauptkirche ist groß und hat ein Paar stattliche Thürme. Ich mußte dort gleich bey meinem Ausgehen niederknieen, so sauer auch meinen Knieen diese fromme Uebung ankam. Man klingelte eben die geweihte Hostie, oder le bon Dieu zurück, und alles Volk stürzte wie angedonnert sich kreutzend zu Boden. Schön liegt das alte Schloß östlich von der Stadt mit seinen Thürmen und Mauren unter grünen Bäumen, die wie ein Wald bis unten an die Stadt hinablaufen. Schöne Menschengestalten habe ich hier vergebens gesucht, so sehr der große Platz und die andern Tummelplätze von Menschen auch wimmelten. Desto mehr Pfirsiche, Weintrauben, Citronen, Schildkröten und Krebse,

und alle Arten Korns ſah ich, und hörte das gellende Zuſammenklingeln der Tyroler und lombardiſchen Ausſchreier von Salami veroneſi und formaggi parmegiani. Ueberall merkt man es an den Preiſen und Speiſen, daß man Italien näher kömmt. Die Speiſen ſind wirklich derber, und doch viel ſchmackhafter und leckerer bereitet, als weiter unten, aber dafür muß man auch, ſelbſt in elenden Dorfſchenken, alles doppelt bezahlen.

Freitag den 22. Sept.

Mein Weg ging bis Oberlaibach, eine Meile durch Blachfeld, mit Waldbergen und Hügeln zu den Seiten und Heidekorn, Klee, Kohl und Rüben auf den Feldern. Das Land ſcheint nicht fruchtbar, ſo wie die geſtrige Ebne und auch die geſtrigen Berge den vorigen nicht gleich kamen, und des Weins, Kukurug (ſo nennt man Mais) und des Himmelakhau meiſt mangelten. Es iſt häufig ein kalter Mohrgrund mit Binſen und Torfgras. Hinter Oberlaibach geht nun eine ganz eigne Gegend an, welche mit mehrern und niedern Abwechſelungen bis Trieſt über 10 Meilen fortdauert. Schroffe Berge ſteigen gleich hinter dieſem Dorfe empor, und ſie ſind nicht niedrig. Man hat den Weg mit großer Arbeit in tauſend Windungen durch das Waldgebirg geführt, und hie und da erhöht, mit

Seitenmauern gestützt, und mit Brücken und Gemäuer über Tiefen und Abgründe geleitet. Die Seitenwände der Berge sind theils mit Buchen und Eichen bekleidet, theils kahl, und den Weg läuft bald tiefer, bald höher. In den Gründen haben sich denn die Menschen angebauet, und den Steinen und undankbaren Bergen kleine Wiesen und Felder abgewonnen. Die Dörfchen sind doch wirklich besser gebaut, als man in einer so öden Bergkluft es erwarten sollte. Da mußte ich einen heißen Tag auf und abklettern, bis ich nach Plemina kam, das mich reichlich für alle Mühen entschädigte, so wild und romantisch liegt es da hart unter dem Gebirge westlich. Im Südosten ist eine tiefe Kluft unter schönen grünen Wiesen, durch die ein Waldstrom unter einem alten Thurm hinrauscht. Der Weg läuft in Schlangenwindungen immer bergan um die Kluft herum. Man bahnt jetzt aber einen nähern über die Tiefe und das Bergwasser, und schon hat man einen guten Theil durch Felsen gesprengt, und die Brücke angefangen auf großen Balken über den Strom zu führen. Ich ging entzückt die Spitze hinan auf steinigem Wege, sah noch einmal in dies tiefe Thal hinab, und dann nach Adelsberg, wo ich eine dicke Quicklowirthin fand, die aber guten Wein, gebratene Krammetsvögel, Fische und Krebse und ein weiches Bette zum Besten gab.

Häuser und Wohnungen bleiben noch immer, bis auf kleine Unterschiede, den vorigen gleich, auch die gesparreten und belatteten Schuppen sieht man weniger, vermuthlich weil sie nicht so viel ein und aufzuhängen haben. Das Wasser wird seltner, desto süßer erquickt es den Wandrer, wenn es aus einer Rinne, oder hölzernen Röhre hell wie Krystall aus dem Berge sprudelt. Das Vieh ist das alte von Ansehen, doch sind die vorgespannten Ochsen sehr klein und können 6 — 8 an der Zahl doch nicht immer die Berge hinan ziehen; man fährt auch mit Kühen und spannt sie wohl mit Pferden zusammen ein. Sie ziehen mit der Brust unter einem im Feuer ziemlich gekrümmten Joche, nicht mit dem Haupte. Die Ochsenwagen sind sehr lang, und laufen auf vier niedrigen Rädern; auch ihre Erndtewagen sind in der Regel um drey Ellen länger, als die unsrigen im nördlichen Deutschlands. Der Pflug hat zwey Sterzen, und ein sehr weit abstehendes und langes Legbrett. Sie müssen in dem steinigen und kalkig lettigen Boden tief pflügen, und also viel vorspannen; so habe ich sechs Ochsen hinter einander gesehen. Man findet hier häufiger, als im Statrischen, Kartoffeln auf den Feldern und Tischen. Die Schafe hier im Gebirg sind über zwey Drittel pechschwarz. Das Gebirg selbst nährt wenig Rehe, Hirse, Hasen, Füchse und Wölfe, welche im Winter in Menge her-

vorkommen. Die Menſchen auf den Dörfern haben alle kein recht kräftiges Anſehen; wenigſtens weiß ich mich keines Bauren zu erinnern, dem ich dies Wort beilegen mögte. Die Körper ſind dürr und ſchwankend, und groſſe und ſtattliche ſelten. Hübſche Geſtalten habe ich weder unter Männern noch Weibern geſehen. Die letztern ſind meiſtens unförmlich dicklich, mit runden Köpfen, welche bey wenigen durch ſchwarze lebendige Augen ein Intereſſe erhalten. Doch ſcheinen ſie ein muntres und frohherziges Völkchen, das gern lacht und plappert, obgleich ich leider von dem ganzen Getöſe kein Wort verſtehe; dann alles ſpricht ein Gemiſch von Wendiſchen, Slavoniſchen und Italiäniſchen, und nur die Wirthe in den gröſſern Dörfern müſſen ihres Gewerbes wegen teutſch verſtehen. Ihre Tracht wird unſrer pommerſchen immer ähnlicher; lange Stiefeln mit weißen, oder blauen wollenen Strümpfen, ſchwarzgraue leinene Hoſen, rothe und bunte, oder weiße tuchene Jacken mit blauen, oder rothen Leibbinden. Unſre leinene Kittel ſieht man nirgends, wohl aber haben ſie einen braunen Ueberzieher, halb Rock, halb Mantel, ganz nach dem Schnitt des ſtairiſchen. Die Weiber haben die kurz vorher beſchriebene Kleidungsart, doch ſieht man jetzt faſt nichts, als Stiefeln ſtatt der Bänderſchuhe und Schnürſtiefeln; dieſe ſind entweder ganz ſchwarz und laufen in einem Stück hin-

auf, oder kurz bis auf die Knöchel, und haben dort einen Einschuß von ganz weichem braunen Leder, wie gefaltete Strümpfe. Das Hemde ist über dem Busen in tausend Falten gelegt, und wird an der Kehle durch eine kleine Spange zusammen gehalten; das Haar dicht um einen bunten mit rothem, oder gestreiften Bande umwundenen Zirkel zusammen gestochten, und darüber ein flaches Mützchen, und über diesem, oder über dem bloßen Haare, gewöhnlich das weiße Schnupftuch. Die Männer tragen auch, wenn sie unterwegs sind, noch die bunte Tasche, die gewebt, oder aus altem Tuche zusammen genähet ist.

Sonnabend den 22. Sept.

Adelsberg liegt in einer sehr öden und rauhen Gegend, ein altes zertrümmertes Bergschloß über sich; wie man fortgeht, wird die Wüste und Einöde immer größer. Anfangs hat man doch noch zuweilen Wald, aber zuletzt sieht man blos dürres Gestripp und eine Sündfluth von neben einander hingestreuten Kalksteinen. Wo etwas Vertiefung ist, und ein wenig Feld und Wiese sich machen ließ, da sieht man auch ein Dörfchen, oder Häuschen, Heidekorn und Kohl, und die Steine sind mit vieler Mühe weggeräumt. Solche kleine Vertiefungen mit Rüben und Heidekorn sieht man oft

mitten in einer Steinwüste, und erstaunt über den Fleiß und die Mühseligkeit der arbeitenden Menschen. Das Wasser ist selten und schlecht. Man trifft in diesen Steinklumpen und Feldern große Gruben und trichterförmige Kessel, die wie Krater ausgebrannter Berge aussehen, und worüber oft der Weg gemauert ist. Einzelne Heerden schwarzer und weißer Schaafe weiden ferne an den Bergen, und auf den Spitzen derselben liegen Trümmer alter Schlösser, aus eben dem Stein gebaut, und eben so düster und traurig auf den Wandrer herabblickend. Alles fast hier im Gebirge ist aus diesem Stein, die Mauren und Dächer der Kirchen, die Wände und oft die Dächer der Häuser, die Einhägung der Gärten, Felder, Wiesen und Oefer. Einige Meilen von Triest sieht man auf diesen Gesteln in den Feldern und Gärten herrliche Weinstöcke und Trauben davon so voll und üppig, als ich sie noch nicht gesehen habe. Sie sind meist an Ulmbäumchen gepflanzt, die in Einer Reihe 6 bis 7 Fuß aus einander stehen, und schlingen und winden sich gleich schönen Guirlanden, freilich von Menschenhänden geleitet, um diese herum. Wahrscheinlich wüchsen sie an mehrern Stellen des öden Gebirges recht gut, wenn es nur Menschenhände genug gäbe, die Steine wegzuräumen, und den Boden urbar zu machen. Jetzt wird die Sprache schon sauberwelsch, das heißt ein Gemisch von Deut-

schen, Slavonischen und Italiänischen, wovon ich kein Wort verstehe, wie sie aus dem Munde dieser Leute tönt.

In Optschina, eine Stunde von Triest hielt ich an, trank ein Halbes Wein, ließ meinen Paß von K. K. Gränzzollamt visiren, lief dann rasch die Höhe hinan, und sahe nach einem halben Jahre zum ersten Mal das Meer. All mein Blut kochte vor Freuden, und mein Herz schlug höher. Aber ich wollte mir nichts verderben, und wandte also meine Blicke, indem ich mit meinen müden Füßen seitweges rechter Hand auf spitzigen Steinen die höchste Höhe hinter Optschina erstieg, wo Menschenhände fünf bis sieben Fuß hoch eine Art Gemäuer aufgestapelt hatten. Hier setzte ich mich, und sah auf die heilige Fluth des mütterlichen Meers hinab. O es ist doch ein großes Schauspiel der Anblick des Meeres, auch wenn nicht die Träume der Kindheit, und die Erinnerungen der Jugend daran hängen. Es ist ein Weg, der Völker zu Völkern führt, der Sitte und Kunst in die fernsten Inseln bringt, und ohne welches wir fast alle noch in Düsterheit und Wildheit herumtappen würden. Dieser Berg liegt sehr hoch. Unten in der Bucht sieht man die niedliche Stadt mit ihren schönen Häusern, und einer Menge Masten und den prächtigen Molo. Weit hin zu beiden Seiten laufen die schöngebogenen und durchschnittenen Ufer bis in eine blaue Dämmerung

fort,

fort, und kleine und große Segel fahren allenthalben über die blauen Fluthen, worin die Sonne ihre letzten Strahlen warf. Graue Berge steigen ferne hinter der Stadt auf, und näher liegt sie in einem Kranz von Eichen, Oelbäumen und Weingärten, mit netten Landhäusern und Gartenhäuschen geschmückt. Hiezu denke man sich das Rasseln der Wagen, das Knallen der Kanonen, und das Tosen vom Hafen her, das bis zu mir drang; hiezu die Sonne des heitersten Abends, bereit ihr letztes Licht ins Meer zu tauchen, und man findet es begreiflich, daß tausend Erinnerungen in mir erwachten und tausend streitende Wünsche mir das Herz schwellten. Ich wankte wie berauscht den Berg hinab, zuletzt auf einem steinigen Pfad, der steil zwischen Weingärten ans Meer lief. Es war Dämmerung, als ich unten anlangte, und ich ging einigen terrassigen Gärten vorbey, wo helle Lichter unter offenen Portiken brannten, und Trauben und Getränk herum ging. Aus einem tönte eine Guitarre, mit einer hellen Stimme begleitet, zu mir, und ich rief und fühlte zum ersten Mal Italien! Ich ging in die Stadt ein, drehte mich ein halbes Stündchen erstlich unter dem lustigen Volke auf dem Markte herum, und ward dann in einem Gasthause an eben diesem großen Platze fest, wo ich ein Zimmer mit einem zierlichen Balkon habe, und also immer mitten unter der Menge bin. Es ward

gut gegessen und getrunken, mit Engländern gerabrecht und über Nelsons Sieg bey Abukir politisirt, und so legte ich mich dann zur Ruhe nach heißen Strapazen des Tages.

So habe ich denn wieder einen kleinen Marsch von 12 Tagen gemacht, der mit der Wanderung nach Mariazell wohl nahe an 70 Meilen macht. So bin ich denn von Einem Ende des heiligen deutschen Vaterlandes, das ach! jetzt so sehr entheiligt wird, bis zum andern gewandert; und werde bald in das Land der Citronen und der Banditen übergehen. Ich frohlocke nicht über mein Glück und meinen Muth, daß ich die Nemesis nicht reize.

Triest.

Diese Stadt gehört zu den anmuthigsten, die in meine Reise fallen. Sie liegt an einem kleinen Busen des Adriatischen Meeres, und gleich hinter ihr und zu beiden Seiten steigen Hügel, und höher Berge empor, woran sie sich lehnt. So liegt sie von Osten nach Westen am Meer, und hat im Norden die Berge im Rücken, und südwestlich das Meer. Zunächst unter der alten Festung sind die Häuser klein und runzelicht, und die Straßen eng und schmutzig, und man findet hier culs de sac, die mit allen möglichen Exkrementen des Thier- und Pflanzenreichs einem so unangenehm begegnen, daß man auch ohne die Verschlossenheit einen andern

Weg einschlagen würde. Diese kleinen ärmlichen Wohnungen sind noch Ueberreste der alten Stadt, das andre hat sich verjüngt, oder ist neugebohren, seitdem der Handel der Stadt einen neuen Schwung gegeben hat; und man sieht um den großen Platz, um die Kanäle und überall in der Ebne am Meer hin, viele sehr schöne und nette Häuser, und manche, die man Pallaste nennen mögte. Da sind die Straßen grade und breit und mit breiten Quadern gepflastert, die sie dem Fußgänger sehr bequem machen. Drey, oder vier Kanäle laufen ziemlich tief in die Stadt hinein, und erleichtern den Transport beym Aus- und Einladen sehr. Der längste ist der, welcher bis an die Antoniuskirche läuft, und den ponte rosso, oder die röthe Brücke über sich hat. Es mangelt nirgends an großen, stattlichen Plätzen, mit hübschen Häusern umgeben, aber doch ist der Platz, den man la gran piazza, oder den großen Markt nennt, der merkwürdigste. Hier ist die Hauptwache und das Kommandantenhaus an der einen, und Rathhaus und Regierung, ein stattliches Gebäude, mit einem großen Portikus, an der andern Seite. Das schmälere Ende zwischen diesen nimmt die Kirche und das breitere östliche fassen schöne Kaufmannshäuser ein. Am östlichen Ende des Platzes prangt eine Säule auf einem Brunnen zu Ehren des Wiederherstellers der Stadt, Karls des 6ten, wo seine Verdienste um sie

und um Handel, Schiffahrt, Ackerbau und Gott weiß was sonst, woran seine Seele wohl nie gedacht hat, mit allegorischen Hautreliefs vorgestellt sind. Noch auf einer andern, hart dabey, ist er selbst im Brustbilde. Wenn man von diesem Platze auf den ponte rosso zugeht, breitet sich wieder ein großer unregelmäßiger Platz aus, und rechts ist ein schönes großes Kaffehaus, wo man Tag aus Tag ein, bis spät in die Nacht hinein, Gesellschaft und Jubel findet, und fast sicher ist, Leute zu treffen, die man nicht zu Hause vorfand. Gleich an die Stadt stößt der Hafen, der eigentlich ein künstlicher ist, und in welchen bey Stürmen das Einlaufen immer doch schwer seyn muß. Gegen Nordosten, Norden und Westen sichern die hohen Berge ihn vor gewaltigen Stürmen; und gegen Südosten schützt ihn der Molo vor der Gewalt der Fluthen, und noch mehr vor Verschlemmung und Versandung, welcher er sonst ausgesetzt seyn würde. Immer ist dies ein braves Werk, etwa tausend Schritte vom östlichen Ende der Stadt, wie die Fangscheere eines Krebses, ins Meer hinein gebaut. Die Mauern sind brav mit Sand und großen Steinen gefüllt, und unten mit mächtigen Quadern gemauert, die gezackt desto kräftiger den andringenden Fluthen die Stirn bieten. An der Außenseite hat man 20 bis 30 Schritt weit große Steine ins Meer gesenkt, um die erste Gewalt der Wellen zu

brechen. Am Eingange und am Ende ſtehen Wachen, und in der Mauer ſind Lucken für Kanonen, um den Hafen zu ſichern. Es iſt ein angenehmer Spaziergang, der eine feine Anſicht der Stadt vom Meer her, und eine groſſe und weite über das Meer hinaus giebt. Dieſem Molo gegenüber, unter den hohen Bergen von Optſchina am Ufer, liegen, etwa 6 bis 800 Schritt von der Stadt, der Hafen und die Gebäude, wo die Levanteſchiffe Quarantaine halten müſſen. Ich ging eines Abends dahin, weil es unter den Bergen und Landhäuſern ein ſehr luſtiger Spaziergang iſt. Der Aufſeher fragte mich, ob ich Luſt hätte, 30 Tage drinnen zu bleiben, lies mich aber doch ein. Es wimmelte drinnen von Menſchen alles Standes und Alters, die ruhig neben einander ſpazierten, ſaſſen und arbeiteten, was ein jeder nun grade trieb. Sie ſchienen das Unangenehme nicht zu fühlen, an einem der ſchönſten Sommertage in einem ſo engen Raume eingeſperrt zu ſeyn. O die Nothwendigkeit, wie gewaltig iſt ſie und zugleich ſo leicht! Wuſten ſie es doch vorher, daß es ſo der Brauch iſt. Es waren ganz feine Männer drunter: Muſelmänner, Italiäner, Griechen und Teutſche, nebſt einigen hübſchen Weibern und Jungfrauen. Einige aſſen die Früchte des Jahres, andere ſaſſen zechend an Tiſchen unter freiem Himmel; die Matroſen und die gemeinen Paſſagiere arbeiteten, und einige

tanzten lustig nach einer gräßlich gekratzten Violine herum. Alle Schiffe, die aus der Levante kommen, müssen ohne Ausnahme 40 Tage hier liegen, und dürfen dann erst in den ordentlichen Hafen einlaufen und löschen. Die Passagiere kommen mit 32 Tagen frei, doch bleiben sie nach den Umständen auch länger.

Hoch über der Altstadt liegt die Burg mit ihren Mauern und Thürmen, auf denen große Maststangen mit Flaggen hervorragen. Alles trägt hier die Spur des Alters und der Unlieblichkeit. In den alten Wohnungen sind Soldaten einquartiert, und hinten hinaus Züchtlinge. Die Kirche droben ist merkwürdig genug, wegen ihrer alten Art und wegen des Düsteen- und Schauerlichen darinnen. Dieses Ansehen des Alterthums wird noch vermehrt durch die alten Steine mit römischen Inschriften, die man hie und da in die äußere Mauer zum Theil ganz, zum Theil zerbrochen eingeflickt findet. Vor ihrem Eingange, auf einem grünen Platze, rauschen hohe und mächtige Bäume. Man hat von hier und von der Burg eine hübsche und nahe Aussicht über das Meer und die Stadt, und kann fast grade in ihre Gassen und Plätze hinabsehen; aber unbeschreiblich schön ist die Aussicht auf den Hafen und die kommenden und scheidenden Segel. Will man einen schönern und höhern Anblick des Unermeßlichen haben, so erklettere man die Berge bey

Optschina, oder das alte Bergschloß Merk, das nördlich von der Stadt etwa eine halbe Meile auf kahlen Bergen liegt. Das Rund der Hügel und Berge um die Stadt gehört sicher zu den schönsten, die es giebt. Man sieht nichts als Weinberge, Oelbäume und Gärten voll Feigen, Kastanien, Granaten, Pfirsichen und sogar schon einige Cypreß sen. Alles wird schon vom einem italischen Himmel angelächelt und befruchtet. In diese Gärten und Weinberge laufen nach allen Seiten hübsche Spaziergänge, einige auch zum Fahren, doch sind die einzelnen Besitzungen meistens mit Mauern, selbst mit Hecken eingefaßt. Der schönste Spaziergang aber bey Triest, den ich immer allen andern vorziehen würde, ist der am östlichen Ende der Stadt von dem Molo immer östlich am Meere hin. Man steigt sanft hinauf, und hat hie und da muntre Wirthschaften, wo die Gasteute sich nach den Stürmen erfreuen. Endlich hat man ein heiles und festes Meeresufer, worein unten die Wellen zornig brausen; jenseits im Osten sind schroffe Gebirge und Gestade, und mich wehte hier eine Sehnsucht an nach der Straße, die ins alte Griechenland führt. Ich habe diesen Gang jeden Abend gemacht, und zu meiner Freude immer Spazierende dort gefunden. In den Gärten nun und den Weinbergen sind allenthalben hübsche Häuschen und Villen zerstreut, die durch ihre nettes und schim-

mondes Aeußere dem sonnigen Bergthal noch ein freundlicheres Ansehen geben. An den obern Bergseiten machen grüne Eichenbüsche oft herrliche Einschnitte; weiter oben aber sind die Berge kahl und mit Steinen und Moos bedeckt.

So wie der Himmel italisch ist, so sind es auch Sprache und Sitten fast ganz, und man hört selten eine teutsche Stimme, obgleich hier viele teutsche Kaufleute, Beamte und Officiere sind. Die letztern behaupten noch am meisten das Vaterländische, und sprechen unter sich gewöhnlich teutsch. In Teutschland zieht sich gegen das Ende des Septembers an den Abenden alles schon in die Zimmer zurück, hier aber geht dann das Leben erst recht an, und dauert bis um Mitternacht fort. Ich sage, das Leben geht an, indem ich nicht blos an Kaufleute, Schiffer und ihren Anhang denke, die des Tages ihr Gewühl und Getümmel laut und lustig genug treiben; sondern ich meine alle, wes Alters und Geschlechts sie immer seyn mögen. Um den großen Platz sind alle Baden und Gewölbe offen und erleuchtet, und die zahllose Reihe der Fruchts- und Traubenhändler, die Höcker und Fratschlery schreien wild in die Menge, und sitzen bey ihren Laternen mit der Wage in der Hand, und reichen den Spazierenden reichlich dar. Diese wallen in dichten Gruppen, vom großen Kaffehause an, bis über den Platz auf und ab, nicht in Rie-

merischen Stille und Decenz, sondern mit lautem Geschmetter und Gelächter, daß es eine rechte Freude ist. Auch treten wohl einige Bursche auf, und singen hinter einer alten Violine her, und schreien in wilder Lust, von Huren und Matrosen begleitet, die auf dem Lande nicht die Stille lieben, wie auf dem Meere. Dies Lärmen und Singen und Gedudel dauert oft bis in die sinkende Nacht gegen zwey und drey Uhr fort, ohne daß die Polizey, wie in Wien und andern Städten der Monarchie, sie zur Ruhe brächte; denn hier soll Handel und Wandel seyn. Andre Wirthschaft und andres Leben sieht man am Hafen in den kleinen Kommers- und Weinschenken, — Horazische Popinen — deren aber auch in der Stadt selbst aufgethan sind. Da sind die Speise- und Trinkhäuser ganz einfach, wie man sie nirgends in Teutschland sieht. Unten in einem großen und langen Laden findet man alles aufgestellt, gelegt und gehängt, was so gewöhnlich für die Kehlen und Bäuche gehört, und in der Mitte stehen lange Tische, oft drey, vier, hinter und neben einander, je nachdem die Kundschaft des Hauses gröser, oder kleiner ist. An diesen Tischen sitzen nun die Gäste, und fodern von den reichen Vorrath, was ihnen gefällt. Mich hat dies anfangs wegen der Neuheit und Vollständigkeit unendlich ergötzt; ich will daher zu meinem Spaße so eines der ansehnlichsten dieser Wirthschaften be-

schreiben. Unten zu beiden Seiten machen große Oxhöfte und Tonnen oft in doppelten Reihen den Anfang, woraus Oel, Wein und andre schöne Flüssigkeit gezapft wird. Auf diesen ruhen nun wieder Tönnchen und Gefäße und Bouteillen mit bessern Sachen, und wieder über diesen in zahlloser Menge und schimmernder Herrlichkeit prangen bey den Abendlichtern eine Menge leerer Bouteillen, Krüge und Gläser. Ueber diesen zuletzt und oben über den Köpfen der Sitzenden, und wo sonst Platz ist, hat man den andern herrlichen Vorrath aufgestellt, der aus stattlichen Schinken, mancherley Käsen, getrockneten und gesalzenen Fischen, Würsten, Bräten, Lichtern, allen möglichen Arten harter Frucht und Korn-Nudeln, Makaronis und aus unendlichen Kleinigkeiten besteht, die zusammen ein großes bilden, und oft so nett und zierlich außer und neben einander bestehen, daß selbst einem Leckerbart die Lust ankommen kann, einzutreten, und der schönen Gaben zu genießen. Hier giebt es Hogarthiaden, besonders wo die Matrosen hausen; doch gehören diese schon den ansehnlichern Wirthschaften an. Die ärmern sind für die Klasse der Strandträger, Tagelöhner und Bauern. Die Absteigquartiere der letztern kann man schon an der Menge Eselein und Mäuler erkennen, welche mit ihren Packsätteln in langer Reihe vor den Thüren stehen, während ihre Herren drinnen schmausen, oder Hund-

laug treiben. Ich habe diese armen Teufel hier in großer Zahl gesehen, am montaglichen Markttage in der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer Trachten, und ich überzeuge mich immer mehr, daß es eine dürre und schwächliche Nation sey. Sie gehen sehr häufig mit Strohhüten, entsetzlich weiten, kurzen Pluderhosen, die unten, wie ein Regenbrett, oben amputirtes Bein, mit den Latschen über die Knies hängen; sie tragen häufig rothe und bunte Mützen, wie die Matrosen, und die alten halbstaizischen, halbkroatischen Mäntel. Die Weiber haben meist die alte Tracht, doch häufig breiträndige Filzhüte, und aufgezogenes und um einen Zirkel geflochtenes Haar. Sie müssen überall das Zusammenhüllen sehr lieben, denn sehr viele tragen die rothen und blauen Strümpfe mit tausend Falten, wie die Tyrolerinnen in Botzen. An diesem Schlage Menschen erkennt man in dem Triester den Stamm leicht wieder, wenn man die Ausländer, Griechen, Teutschen, Osmanen, Italiäner und andere ausnimmt. Das Frauenzimmer ist meistens klein und von schlechtem Wuchs, und ich habe fast kein schönes Gesicht gesehen, es sey denn unter den Griechinnen. Doch muß ihre Lebhaftigkeit und Munterkeit diesen Mangel ersetzen.

Von großen und herrlichen Gebäuden und andern Sehenswürdigkeiten weiß ich nicht viel zu sagen, weil ich wirklich keine gesehen habe. Aber

schöne Häuser, Kasernen, Magazine, Lazarethe giebt es, und durch ihre Lage, durch die schönen luftigen Straßen, durch den Zauber ihrer Umgebungen bleibt Triest immer eine äußerst nette Stadt. Es leben hier fremde Kaufleute von allen Nationen, besonders viele Levantiner. Sie haben meistens ihre eigene Bethäuser und Kirchen. Vorzüglich lustig aber für einen Fremden ist das Gewühl im Hafen und um die Kandle, wo sich alles zusammendrängt und herumtummelt. Man kann wohl mit ziemlichem Rechte sagen, daß in allen Ländern die Seeleute diejenigen sind, die ein volles Maaß der Kraft in sich erhalten. Ihr ganzes Leben ist ein Kampf mit dem wildesten und furchtbarsten aller Elemente, und stählt die Brust gegen die Gefahr und das Uebel. So bewahren sie einen gewissen rauhen Sinn der Freiheit und Selbstständigkeit, der nothwendig bey vielen Geschäften des friedlichen und sitzenden Lebens verloren gehen muß. Für mich wenigstens hat diese Art Leute immer viel Interessantes gehabt. Sie halten sich auf dem Lande gleichsam für ein besseres Geschlecht, dem manches erlaubt seyn müsse, was andern Erdensöhnen unmöglich zukommen könne, und so fahren sie wild durch alle Netze der Polizey, welche gutwillig ihnen zu Gefallen wohl mal einen Dammen aufs Auge drückt. Es giebt am Hafen herum Häuser für alle ihre leiblichen Bedürfnisse, und de

geht es wild her. Tänzerinnen und Fiedler finden sich, und so stürmt alles unter einander fort in kannibalischer Freude. Ueberall in der Stadt, nicht blos am Hafen, ist es äußerst munter, und dies ist kein Wunder, da in einem so kleinen Ort an 20000 Menschen zusammengedrängt sind, die Fremden und die Schiffer und Matrosen nicht mitgerechnet.

Alle Früchte und Lebensmittel sind hier im Ueberfluß und nicht theuer. Alle Arten Obst, Pflaumen, Cisolen, Feigen, Pfirsiche, Granatäpfel, die schönsten Weintrauben, sind in Menge zu haben. Fische hat man mancherley, auch Austern und große und kleine Schildkröten, die in großer Menge ausgeschifft werden. Besonders preist man als was rares die schwarzen Schnecken, die man bey Duino im Felsen findet. Ich habe sie probirt und mir wollten sie nicht munden. Aber doch ist Triest für Fremde ein theures Pflaster, wie es die Seestädte gemeiniglich sind. Ich kann wenigstens die Wohlfeilheit nicht rühmen.

Fahrt nach Venedig.

Ich schiffte mich den 25. Sept. Abends um 9 Uhr auf ein kleines venezianisches Schiff für die ehemalige Braut und Herrin des adriatischen Meeres ein. Es war der freundlichste und mildeste Abend. Der Mond mit seinen Millionen Sternen

leuchtete so sanft und beruhigend herab, und spiegelte sich auf den stillen Fluthen. Die Stadt mit all' ihren Lichtern aus den Weinbergen und von den Schiffen, lag in einem schönen Halbrunde vor uns, und das Tosen und Jubeln im Hafen und vom großen Platze klang noch zu unserm Ohre; weiße Segel schwammen nahe und ferne über die Fluth, wie luftige Schatten, und die Küsten waren mit dem weißen Dufte der schönen Septembernächte bedeckt. Unser Schiff glitt so sanft fort, daß man es kaum fühlte, und die ganze Gesellschaft war heiter und lustig. Ich legte mich auf dem Verdeck auf weichen Wollsäcken, gab wenig Acht auf die Gesellschaft, die bald verstummte, und mancherley Gedanken flogen, wie die Leuchtungen des Himmels, durch meine Seele, bis endlich der Schlaf die müde Natur sanft und süß in seine Arme nahm. Gegen vier Uhr erwachte ich: die Morgenluft war kalt, aber doch wollte keiner in die enge Kajüte, sondern jeder behauptete sein Lager auf den Säcken, so gut er konnte. Endlich ging der Morgen heiter und rosig im Osten auf, und zeigte nahe und ferne Segel. Kein Lüftchen wehte: die Sonne wälzte langsam ihr feuerrothes Rad aus der Fluth, der Schiffer rief: Sturm und Regen! Einige Stunden nach Sonnenaufgang waren beide da. Nun ging es an ein fürchterliches Bangen und Brechen. Die Teutschen behaupteten den Sieg, aber

nicht die beiden teutschen Weiber; die andern Passagiere mußten alle dran. Es waren nemlich außer mir noch zwey Teutsche am Bord, Kaufleute, mit denen ich nun bey'm Tageslichte bald einig ward; außer diesen aber noch zwey Frauenzimmer, Liserl, ein ganz feines Kammerkätzchen, und ein andres artiges und anständiges Frauenzimmer, dessen sich der ältere Kaufmann annahm, und mit der er zusammen nach Padua gehen wollte. Wir und ein alter Engländer, der aber so lange in Italien gewesen war, daß er seine Sprache nicht mehr verstand, waren auf der Pupa. Auf der Prora hatten sich vier Griechen und eine Griechin hingebettet, und zu ihnen hielt sich ein cisalpinischer Republikaner. Diese waren recht feine Leute und der jüngste und hübscheste hatte sein kleines Weibchen bey sich, eine liebliche Fee, blaß, aber schneeweiß, mit schönen gorgonischen blauen Augen und rabenschwarzem Haare, das ihren weißen Nacken hinabfloß. Sie war aber sehr still und lächelte kaum, obgleich der Herr Gemahl es an Lustigkeit nicht fehlen ließ. Dies war die Gesellschaft. Der lustigste aber war der Schiffer Maltha, der in einem fort sprach, Possen erzählte und sang, und selbst den alten Engländer noch einige Jugenderinnerungen ablockte. Von Beiden nur Eins zur Probe. „Qui giace Giovanni Bollatta, ch'in massima rogna ville e morille, che sotto il sepolcro anche fi

gratta.“ „As Robin Hood in the green wood ſtood, his back againſt a tree, he look'd over his left ſhoulder and all beſheaten was he.“

Bald hörten Regen und Sturm auf, und nun ward zu Mittag gegeſſen und getrunken von dem, was ein jeder mitgenommen hatte. Aber gegen 1 Uhr ward es ſtill, und nun folgte eine Hitze, daß wir faſt dämiſch wurden, und der luſtige Schiffer ſelbſt die Zunge hängen ließ. Doch ſtärkte uns der Anblick der Thurmſpitzen der ſchönen Venezia; aber langſam ſchwammen wir einher. Vergebens ſuchten meine Augen die Stadt; nur der Glockenthurm bey Sankt Marco und einige andre Spitzen deuteten ſie an. Die lange Inſel Lido links, und rechts die anmuthige Murano und mehrere kleinen Inſeln vor der Stadt rauben ſie dem Auge, und man ſieht auch dann nicht viel von ihr, wenn man ſchon in ſie hineinfährt. Deſto ſchöner aber und lieblicher liegen die Inſeln mit ihren Gärten, Büſchen, Wieſen und Häuſern, mit ihren prächtigen Kirchen und Klöſtern, die in dem Meere zu ſchwimmen ſchienen, mit ihren ſtolzen Bollwerken und Mauern, und hoch ſchlug mir das Herz, als ich dieſe Erſtlinge des ſchönen Italiens erblickte, die in optiſcher Täuſchung uns entgegen zu kommen ſchienen.

Wir legten zwiſchen Lido und Murano vor Anker. Es war fünf Uhr und das Zollamt geſchloſſen,

ſo

so war es also der Ausgang, hier bis 8 Uhr des folgenden Morgens zu übernachten. Ich ließ mich indessen mit einigen von der Gesellschaft in Lido aufs Land setzen, und sah dem Exerciren eines Regiments Infanterie zu, und sah herrliche Ochsen weiden. Die Insel ist schmal, aber lang, und läuft weit in den Osten hinein. Sie hat schöne Weiden, Felder, Gärten, Früchte und Trauben, und hilft die Stadt zugleich vor dem Hunger und dem Meere schützen. Auf dem westlichen Ende, wo wir vor Anker lagen, ist ein Kastell St. Andreas, welches den Eingang in den Hafen bestreicht, und dem ein anderes auf Murano grade gegenüber liegt. Von diesem Kastell sah ich zuerst einen großen Theil der Stadt und die schönen Inseln, die des Klosters St. Georgio maggiore, und die der Kirche Maria della Salute. Murano ist bey weitem nicht so lang, als Lido, aber es ist bevölkerter, und macht auf der westlichen Seite gleichsam eine eigne kleine Stadt aus. Hier sind die berühmten Glas- und Spiegelfabriken, deren Arbeitern man zur Zeit des Patriciats eine Art von Adel bewilligt hatte, so daß es keine Misheirath hieß, wenn ein Nobile sich die Tochter eines Glasfabrikanten beilegte. Doch man glaube nicht, daß dieses alles noch so sey, wie vormals. Auch diese berühmten Fabrikanten haben, wie die Stadt selbst, lange schon ihr Monopol verloren, und können nun schwerlich den

Adel des Reichthums, der immer gegolten hat, behaupten. Die Insel ist auch deswegen den Venezianern wichtig, weil eine Menge süßen Wassers von daher in die Stadt ausgeschifft wird; denn in Venedig selbst hat man entweder elendes Zisternenwasser, oder Brunnenwasser, das zum Trinken höchstens durch Wein genießbar wird.

So lagen wir Arme dann vor Anker mit tantalischer Verdammniß, und hielten von dem letzten Vorrath unser Abendmahl. So wurden die Herzen fröhlich und das Gespräch ging lustig fort, bis sich Wolken am Himmel thürmten, und die himmlische Artillerie anfing unsre Ankunft zu feiern. Nun wurden Segel über unsre Säcke gezogen, und alles band und zerrte, um die lange Septembernacht doch einigermaßen zu sichern. Bald kam ein toller Wind und fürchterlicher Regen, der nirgends eine sichere Stätte ließ. Ich hatte mir ziemlich gut gebettet, und wohl einige Stunden geschlafen, aber, als ich erwachte, war ein Theil des Theuersten und ein Fuß durchgenäßt. So ging es allen mehr oder weniger, und wohl tausendmal wurden die Plätze gewechselt. Um Ein Uhr war alles auf den Beinen, und lag und saß unter mancherley Gespräch so durch, bis der Morgen kam. Erst um 9 Uhr kamen die Schiffsbesucher und fertigten uns ab. Eine Gondel nahm die teutsche Zunge, fünf Mann hoch, ein, wir schifften in den Kanal

des Arſenals ein, den Pallaſt des Doge und den Gefängniſſen vorbey, und landeten um zehn Uhr in der locanda dell' Imperatrice di Moscovia Donnerſtag den 27. Sept.

Wir lebten hier die erſten Tage zuſammen recht munter. Am Freitag zog der ältere Kaufmann mit ſeiner Begleiterin nach Padua ab. Das Liſerl blieb auch in unſerm Gaſthauſe, aber nicht in unſrer Nähe. Sie verkündete uns gleich den Mittag unſrer Ankunft, ſie habe einen ſchönen Dienſt gefunden, bey einem gar feinen und guten Herrn. Das könne ſie ihm gleich anſehen; obgleich er kein Wort teutſch verſtehe. Sie werde mit ihm nach Rom reiſen. Wir ſahen ſie den folgenden Tag herrlich geputzt, mit ihrem generoſo in einer Gondel unter unſerm Fenſter hinfahren, und uns gar freundlich und ſtolz auf ihre Begleitung grüßen. Armes Liſerl, wenn du wüßteſt, wohin vielleicht bald deine Reiſe geht? Den zweiten Teutſchen, einen Salzburger, der gut italiäniſch ſprach, und ein wackerer Burſche war, hatte ich nun die Zeit meines Hierſeyns zum beſtändigen und treuen Genoſſen.

Venedig.

So habe ich dich denn geſehen, wunderbare Stadt, von der die Fabeln und Geſchichten, die meine Kindheit lüſtern empfing, ſo oft mit den Flügeln der Feerei um meine Stirne ſpielten. Ich

habe dich gesehen, die man unter die Wunder der neuen Welt zählte, und die der holde Dichtermund des Mittelalters die Schöne nannte. Ach! sie ist nicht mehr, die alte Venezia, die Tochter und die Beherrscherin des Meers, deren Töchter sich in Gold, und deren Söhne sich in Purpur kleideten, deren siegreiche Flaggen im Orient und Occident wehten, und dem finstern Abendlande die Schätze Indiens und Sabas, und die Künste und Weisen des Morgenlandes zuführten. Sie ist nicht mehr, und ist seit Jahrhunderten nicht mehr gewesen. Ihre Flotten haben lange nicht mehr gesiegt, und ihre Helden und Gesetzgeber sind alte Namen. Ein späteres und entartetes Geschlecht schlief auf den Lorbeern der großen Väter, und beherrschte tyrannisch die schwächere und des Joches geduldigere Nachkommenschaft. Aber die Stadt sank nicht blos durch die Tyranney der Patricier, nein durch ein größeres Gesetz, durch das der Nothwendigkeit. Man fand einen Weg nach den beiden Indien, andre Völker wurden groß und reich. Das Venetische, das nur einen zufälligen, keinen nationalen Reichthum hatte, mußte sinken. Jetzt hat es selbst aufgehört, als Gespenst, als ehrwürdiger Schatten eines alten Heldenkörpers da zu stehen. Die Zeit, die alles Große und Kleine umwälzt, und der mächtigere Geist des Jahrhunderts hat diesen Staat, wie so viele andre, in seinen Grundfesten erschüt-

tert. Aber auch in seinen besten und schönsten Zeiten, in der Blüthe seiner Thaten und seiner Macht, hat dies Volk nie eine schöne Stadt bewohnt. Es ist noch das alte Venedig, so wie es da steht; nur die Zeit und die Menschen sind anders. Dieses Volk, das einst in ächt römischem Geist dachte und handelte, das Männer hatte, groß daheim und im Kriege, edle Männer, die alles ertrugen, nur nicht die Schmach des Vaterlandes; das im Glücke nicht vermessen, im Unglücke stolz und ungebrochen war, dieses Volk hat auch seine Stadt in diesem Karakter auf den Wellen des Meers gegründet. Es baute die eignen Wohnungen schlecht und unansehnlich, aber dem Einen Ewigen und dem Vaterlande; das jedes edle Volk nie anders, als unsterblich, denken soll, diesem errichtete es Paläste und Tempel, die noch unsre Bewunderung erregen. Ein Mann hat gesagt: es erweckt billig einen großen und schmerzhaften Gedanken, wann ein Mensch stirbt; ich sage: es erweckt einen größern und schmerzlichern, wann ein Volk stirbt. Doch es leben die Thaten des Einzelnen, wie des Volkes, und wohl ihnen, wenn sie welche hatten!

Das Wort Venezia la bella kömmt der Stadt nur an wenigen Stellen zu. Es giebt wohl keine, wo die Straßen, die man richtig calli, oder Fußsteige, nennt, so eng wären, und so kreuzend krumm durch einander liefen, keine, wo die Häuser ein so

räucherigtes und altgothisches Ansehen hätten. Viele haben statt der Fenster bloße Luken mit hölzernen Läden, oder allenfalls papierne Fenster nach den abgewandten Seiten, und selten findet man sie in dem netten und geputzten Gewande, worin die meisten teutschen Städte so freundlich erscheinen, sondern selbst die bessern, selbst die in einem großen Stil erbauten Palläste haben von außen ein ödes und todtes Ansehen. Das Pflaster ist freilich gut und erhält sich gut, weil kein Pferdehuf darauf kömmt, aber es sollte und könnte reinlicher seyn, und würde es in einer teutschen und holländischen Stadt seyn, wo immer Pferde und Räder darauf rasseln. Es ist meistens aus Quadern. Diese Stadt nun ist durch die Menge Kanäle in viele Inseln zerschnitten, die durch Brücken mit einander zusammenhängen. Sie streichen gewöhnlich an den Häusern hin, und lassen bey wenigen Fällen so viel Raum zum Gehen. Wann die Fluth ist, tritt das Wasser über die Thürschwellen und selbst in die untern Theile der Häuser. Es ist überall ein ganz eignes Gefühl, wenn man in den Gondeln unter den Häusern hinschifft, und ihre untere Quadern tief ins Wasser versenkt und keine Spur von Land sieht, worauf sie ruhten. Auch diese Kanäle macht man gewöhnlich zu was Herrlichem. Sie sind ein Werk der Nothwendigkeit und als solches ganz gut, aber wahrhaftig kein Werk der Schön-

heit. Wenn man den großen Kanal und den rio dell' arsenale ausnimmt, so sind die meisten eng und laufen nach allen Krümmungen und Wendungen mit den Gassen fort. Dies hat freilich in Rücksicht der Fahrt keine Unbequemlichkeit, denn da verstehen die Gondelieri das Ding; aber es hat eine große für die Augen und Nasen. Da man alle Unreinigkeiten, alles Geschabte und Gekratzte und Gefegte und Gerupfte in die Kanäle wirft, und so den weiten Fluthen des Meers überantwortet; da ferner die Kloake und Kommodicken, und wie die Dreckschlünde alle heißen mögen, in diese Kanäle führen, so hat man oft eben so widerliche Anblicke als Gerüche, die in den heißesten Monaten des Jahres noch ärger seyn müssen. Diese Kanäle nun machen die Gassen so eng und schief und sperren sie oft ganz, so daß man weite Umwege machen muß, wann grade keine Gondel bey der Hand ist, oder der Marschirende nicht von der Art ist, daß er seine 5, 10, 20 Soldi aus der Tasche hervorlangen kann. Für den Fremden vollends ist es äußerst schlimm, sich in diesem Chaos zurecht zu finden; obgleich alle Kanäle und Gassen reichlich mit Namen versehen sind. Nirgends kann man empor und um sich sehen, um durch einen Thurm, oder desgleichen seine Richtung zu bestimmen, die sich bey dem vielen Hin- und Hergehen nur zu leicht verliert. Oft kommt man in eine calle, wo

man nicht weiter kann, oder an einen Kanal, der den Weg sperrt; doch warnen einem die Leute durch ein non puo passar qui. So liegt denn die schöne Venezia gleich einem Klumpen Antiquitäten auf den Wellen zusammengedrängt. Nirgends in der Stadt ist ein großer Platz, der einen Ruhepunkt gebe. Die kleinen, die man bey Kirchen und andern großen Gebäuden findet, sind nicht zu rechnen; sie sind überdem häßlichen Geschäften gewidmet. Schmutzige und zerrissene Wäsche hängt dort an langen Seilen, oder man brät Kürbisse, Kastanien, rührt und kocht Polenta, klopft alte Kleider und Lumpen aus, und was der widerlichen Dinge mehr sind. Auf zerfressene Gesichter, Lahme und Krüppel und solche, die ins Spital der Incurabili gehören, darf man zu dem immer rechnen, wo irgend ein Platz für sie ist.

Für alles dieses nun, was in andern Städten ist und nicht in Venedig, giebt es Einen Platz, den es jeder Stadt kühn unter die Augen stellen kann, dies ist der Sankt Markusplatz. Dies ist ein schönes Oblongum, das doch an Einem Ende etwas schmäler ausläuft. Auf dem breiteren Ende steht die prächtige Sankt Markuskirche mit ihren fünf Kuppeln, ihr gegenüber die niedliche kleine Kirche Sankt Geminian. Zu beiden Seiten laufen die schönen Staatsgebäude hin, die unter dem Namen Prokuratorien bekannt sind. Rechts sind die neuen,

links die alten Prokuratarien. Sie sind zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Meistern, aber doch meistens in Einem Geiste gebaut, und geben dem Platze eine herrliche Zierde. Unten sind Loggien oder Portikus, wo man alle Tage und alle Stunden des Tages Spazierende findet, und zu ebener Erde hinter diesen trifft man die niedlichen Cafini und Kaffehäuser, die vielleicht keine Stadt an einem so schönen Platz neben einander hat. Sie sind fast alle sehr artig und manche schimmernd und prächtig möblirt, und geben, da sie bis in die sinkende Nacht erleuchtet sind, dem Platze gar ein heiteres Ansehen. Doch nicht bey Tage, sondern des Abends muß man diesen einzigen Platz in der Welt zuerst sehen, um den ganzen großen Eindruck mitzunehmen. An der linken Seite steht der Campanile, oder Glockenthurm von St. Marko, dem man 330 Fuß Höhe giebt. Unten sind hübsche kleine Gemächer, die man aber in gemeine Krambuden verwandelt, und unten umher mit Unrath fast italiänisch besudelt hat. Dieser Thurm würde an einer andern Stelle sehr hübsch seyn, aber hier taugt er nicht, weil er die Aussicht und Symmetrie des Platzes stört. Gleich von dem Platze geht man der Markuskirche vorbey, zwischen dem Pallaste des Doge und der Münze und Bibliothek über einen andern feinen Platz, den Broglio, ans Meer. Hier stehen zwey prächtige Granitsäulen. Auf der

einen prangt der venezianische Löwe, auf der andern der Schutzheilige der Stadt. Eben so steht am Ende des großen Platzes vor der Markuskirche drey gewaltige Masten mit großen Flaggen auf einem Fußgestell aus Bronze, worauf man sehr feine Hautreliefs sieht. Ich fragte, was dies bedeute, aber man wußte nichts. Vielleicht spielt es auf die ehemalige Meereshertlichkeit der Stadt an. Hier sieht man auch am Ende der Prokuratorien eine große Uhr, worauf wieder der goldene Löwe prangt.

Dieser Platz ist unstreitig durch seine Lage und seine Umgebungen einer der ersten in der Welt und auch das Schönste, was Venedig aufweist. Seine zweite beste Gegend ist der Ponte rialto über den großen Kanal, aus Einem Bogen über 70 Fuß offen, geführt. Für einen Architekten indessen mag diese Brücke wohl viel mehr seyn, als für den bloßen Zuschauer. Die gewöhnlichen Beschreibungen sind offenbar zu pomphaft. Man mag darauf stehen, oder darunter durchfahren, es erregt kein Gefühl des Erhabenen, wie andre große Kunstwerke. Ich denke die meisten Beschreiber haben in der Idee des Meisters geschrieben, der den weiten Bogen wölbte, und der Schwierigkeit der Arbeit das gegeben, was die Größe des Anblicks nicht hervorbringt. Immer hat man eine feine Aussicht von der Brücke über den großen Kanal, der mit einer

Menge Schiffe, Böte, Barken und Gondeln belebt ist. Zu beiden Seiten dieses Kanals läuft noch eine schmale Straße hin, die man an den kleinen Kanälen nicht findet. An diesem großen Kanal stehen die besten Häuser und viele Pallaste Venedigs, und von hier an bis zum Markusplatz, ist das lustigste und lebendigste Gewimmel des Handels und Gewerbes der Stadt. In dieser Gegend ist die Börse und das sogenannte teutsche Haus, ein Denkmal des alten blühenden Handels der germanischen Nation. Man sieht noch viele Ueberreste der prächtigen alten Zimmerverzierung, wodan die besten Mahler der Zeit mitgearbeitet hatten. Aber diese Gemählde sind unverantwortlich gemishandelt und vernachläßigt, beschmutzt und zerrissen, so daß man, wie vom alten Handel, so von der alten Kunst nur die traurigen Ruinen sieht. Diesen großen Kanal entlang zu fahren, ist eine rechte Lust, und wann der Reisende dieses fleißig gethan hat, und am Meere und auf dem Markusplatz sich herumtummelt, so kann er das beste Todte und Lebendige in Venedig zu sehen bekommen. Die Gegend am Meer vom Pallast des Doge bis zum rio dell' arsenale, ist noch ganz hübsch und ein munterer Spaziergang, wo man die Thätigkeit und das Gewimmel des Seelebens sieht. Denn dort liegen eine Menge Schiffe am Bollwerke, und Böte, Nachen und Gondeln fahren hin und her über das

Meer, und von und nach den Schiffen und Inseln. Diese Meerseite heißt il rio de' Schiavoni. An dem andern Ende längst der Bibliothek und weiter hin ist der Fischmarkt, und dort kann man dieses stumme Thier in seinen mannigfaltigsten Arten sehen. Doch ist es dort garstig und unhold, wie an allen Orten, wo es auf den Bauch des Menschen ankömmt.

Sankt Markuskirche.

Dieses herrliche Gebäude, mit 5 Kuppeln gewölbt, gebeut von außen und innen dem Anschauenden Ehrfurcht. Man wird gleichsam von einem heiligen Schauer ergriffen, wenn man in seine dunkeln Hallen eintritt, und zu seinen kühnen Wölbungen aufschaut. Sie ist fast durchweg mit allerley alten Bildern aus Mosaik geziert, sowohl außen am Eingang, als innen, und der Fußboden mit bunten Steinen zierlich getäfelt, welche hie und da eingesunken sind. Gute Gemählde von Tintoretto, Veronese und andern sieht man in den Nischen und Kapellen, die Lichter auf den Altären werfen einen sehr trüben Schein durch das Halbdunkel, und die Fußtritte der Betenden und Durchgehenden hallen dumpf zurück. Die Franzosen haben hier auch aufgeräumt und goldne und silberne Leuchter haben wandern, und die trefflichen bronzenen Pferde weiter ins Abendland gehen müssen, welche sonst über dem Eingang der Markuskirche prangten. Aber die

Mauern und Säulen dieses stolzen Gebäudes lassen sich nicht über Meere und Berge tragen, wiewohl auch sie die Zeit einst zusammenstürzen wird.

Kirche Sankt Johannes und Paulus.

Diese, die auch die Dominikanerkirche heißt, ist unstreitig die gröste in Venedig und auch ein Werk, das einer großen Nation Ehre macht. Sie ist schön und hell erleuchtet und macht einen sehr fröhlichen Eindruck, wenn man eben die Sankt Markuskirche gesehen hat. Sie hat viele alte Denkmäler der venezianischen Geschichte, und man sieht viele der großen Männer der verflossenen Jahrhunderte in Bronze, oder in Stein, zum Theil meisterhaft gearbeitet. Hier wird auch die Haut des heldenmüthigen Bragadin verwahrt, der im 16ten Jahrhunderte die Stadt Famagosta so tapfer gegen die Osmanen vertheidigte, und den der unedle Mustapha nach der Einnahme lebendig schinden ließ. Sonst zeigte man hier dem Fremdling auch Titians Meisterstück, Peter den Märtyrer, der jetzt die Gallerie des Louvre mit ausschmückt, wohin er mit vielen andern Kostbarkeiten dieser Kirche ausgewandert ist. In einer Seitenkapelle sieht man treffliche Arbeiten in Stein und Erz von dem Paduaner Bonazza und seinen Söhnen, und von Aloysius, und ein Täfelchen, welches das Andenken der An-

wesenheit Seiner Heiligkeit, Pius des Sechsten, auf seiner Reise nach Wien erhalten soll.

Nächst diesen beiden sind die Kirchen della Scalze, die der Jesuiten und die Sankt Salvators Kirche treffliche Denkmähler der Kunst, die einer Stadt Ehre machen, wo einst ein Palladio, Sansovino, Alessandro Vittoria und andre große Namen lebten. Die Kirche Sankt Zacharia ist klein, verdient aber wegen der schönen Madonna des Veroneſe von den Fremden besucht zu werden, welche wegen des himmlischen Ausdrucks dem Anschauer unvergeßlich sich einprägt. Die Sankt Rochuskirche ist vom Tintoretto gemahlt, und durch seinen Sankt Rochus siegte er über seine Mitbuhler.

Ueber dem Meere liegen noch zwey schöne Kirchen, die Kirche Maria della Salute und die des Klosters St. Giorgio maggiore. Die erste ist ein stolzes Werk mit schönen Gemählden, die leider, wie die meisten in den Kirchen, dem Zuschauer zu sehr im Dunkel stehen, und mit trefflicher Bildhauerey. Sie ward im Anfange des 17ten Jahrhunderts nach einer großen Pest ex voto gebaut, und wird noch von Kranken besucht, die der Deiparae matri salutiferae ihre Gelübde darbringen. Unter der Wölbung der einen Kuppel stehen die zwölf Apostel in der Runde, aus herrlichem Stein gearbeitet. Sankt Giorgio maggiore Kloster und Kirche liegt dieser gegen über, in einer weiten

Entfernung zwischen der Stadt und der Insel Lido auf einem lustigen Inselchen. Auch dies ist ein schönes Werk der Baukunst; aber anmuthiger und lieber war sonst den Venezianern der schöne Klostergarten, der immer offen stand. In der guten alten Zeit war es eine gewöhnliche Sommerspazierfahrt, und man ergötzte sich unter den blühenden Bäumen und lachenden Lauben. Auch diese Anlagen hat der Krieg zerstört, und die besten Bäume sind von den Franzosen zum Brennholz umgehauen, und alles aus einander gerissen worden. Man hat von hier eine feine Ansicht von Lido und Murano, und aufs Meer hinaus und diesseits wieder auf die Stadt, dem Broglio und das Gewimmel des rio de' Schiavoni am Hafen.

Der Pallast des Doge.

Gleich aus der Markuskirche, oder vom Marktplatz tritt man in den Pallast des Doge, ein stattliches gothisches Gebäude, das von der Kirche bis an das Bollwerk des Meeres läuft. Die eine Seite nach dem Broglio der Bibliothek gegenüber ist alt, die andre von Sansorino. Zwey stattliche kolossalische Figuren stehen an der Treppe des Eingangs, auch von Sansorino musterhaft gearbeitet. Auf dem Hofe stehen zwey alte Brunnen, die, wie die Säulen unten und die Treppen, leider mit Unrath bedeckt sind. Ich will diesen Pallast grade kein Meisterwerk der Kunst nennen; aber so wie er

ist, macht er mit seinem ganzen großen Bau, mit seinen Portiken, Treppen und gewaltigen Säulen einen ehrwürdigen Eindruck, wie die alte Zeit, worin er gegründet ward. In diesem Pallast sahen in den mancherley Sälen und Zimmern mehrere Kollegien, und es sind auch noch deren da. Fast alle Gemächer sind mit Gemählden der besten Künstler der venezianischen Schule geziert: eines Tizians, Veroneſe, Tintoretto, Bassano, der Palma und andrer. Doch auch von diesen haben die Franzosen mehrere der vorzüglichsten mitgehen heißen. Die meisten von diesen Gemählden schildern natürlich tapfre und große Thaten der Vorzeit im Frieden und Kriege, und es giebt viele gewaltige Schlacht- und Seestücke darunter. Aus dem Kampf Friedrichs von Hohenstaufen mit Alexander dem 2ten, sind fast alle Scenen darin gemahlt, weil die Venezianer eine so große, und Friedrich so verderbliche Rolle dabey spielten. Sogar der Nackentritt des stolzen Dreigekrönten ist nicht vergessen. Dies erinnert mich an das Porphyrtäfelchen, das unser Führer uns als eine Seltenheit zeigte, wo Alexander den Kaiser vom Bann gelöst haben soll. Nein ganz anders ist es jetzt! Pius in seiner Zeughause bey Florenz hatte wohl der Cyklopen nöthig seine Donnerkeile etwas vorstählen zu lassen. Der große Saal, worin diese Schildereien sind, ist einer der größten und weitesten —. Der Pallast ist mit

Bley

Bley gedeckt, und unter diesen Dächern sind die schrecklichen Staatsgefängnisse, worin die großen Sünder, die heimlich gesündigt hatten und heimlich aus der Welt mußten, oft lebendig gebraten wurden. Die berühmten Rachen der Ankläger, die offenen Löwenmäuler vor dem Pallast des Doge haben auch mit dem Staate zugleich ihr Grab gefunden. Der Himmel gebe, daß mit diesen fürchterlichen Denkmählern des Despotismus dieser hier auf ewige Zeit vernichtet sey! Dann mag man ohne Trauren auf den Trümmern eines Staates wandeln, der nach dem Schluß des Schicksals, und durch die Schuld der Zeit und der Menschen, schon seit einigen Jahrhunderten langsam hinwelkte.

Diesem Pallaste gegenüber, an der andern Seite des Kanals, liegen die Gefängnisse, ein großes düstres Gebäude, das schon von außen Grauen und Entsetzen erregt. Die Gitterstangen, drey, vier Zoll dick, die Schwärze der gewaltigen Quadersteine, die kleinen und düstern Luken, die dem Tage kaum einige Lichtstrahlen stehlen können, die Menschenstimmen, die dumpf von unten erschallen, und die bleichen Gesichter und dürren Arme, die aus den obern Gittern um ein Allmosen flehn, alles dies erregt ein höchst gräßliches Gefühl. Noch nie habe ich ein so fürchterliches Wohnhaus für Verbrecher gesehen. Die untern Löcher laufen tief und eng hinab, und sie hat man ehedem unter Wasser ge-

ſetzt, um ſchnell das Henkerwerk über die ſchwerſten Sünder zu fördern, die in dieſer unterirdiſchen Hölle ſich vielleicht nach der vorbeifließenden Fluth mit tantaliſcher Quaal geſehnt haben, wo die Hoffnung nicht auch noch um die Träume des Verbrechers ſäuſelt. Ich weiß nicht, ob jetzt viele darin ſitzen. In den obern Geſchoſſen ſaßen für ein menſchliches Herz zu viele.

Markusbibliothek.

Dieſes treffliche Werk Sanſovinos liegt dem Pallaſt des Doge gegenüber am Broglio, und ſchließt ſich mit einem Ende an die Prokuratorien an, das andre ſieht auf das Meer. Im untern Stock war ſonſt die Münze, und er heißt eigentlich la Zecca, im obern die Bibliothek, deren Anfang Petrarka geſtiftet hat. Sie iſt ein rechtes Chaos, wie ſie nun da ſteht, und ſoll auch vorher nicht in beſſerer Ordnung geweſen ſeyn. Jetzt da die Franzoſen das Beſte von Handſchriften und das Schönſte aus den Antiquitätenſaal mitgenommen haben, iſt für den Fremden hier nicht viel mehr zu ſehen, als der ſtolze Bau ſelbſt. Auch hier ſind unten im Erdgeſchoß Caſini am Broglio hin, wie in den Loggien der Prokuratorien.

Das Arſenal.

Dieſes war ſonſt durch ganz Europa berühmt; doch hatten ſchon einige Reiſende gegen dieſe Berühmtheit proteſtirt. Die Franzoſen haben nun das

leste gethan, und selbst die äussern Verzierungen von Metall und Messing an den Thürmen des Eingangs mitgenommen. Es ist ein weitläuftiger Raum mit mehrern großen Gebäuden, die ihn rund einschließen, und von dem durchfließenden Kanal in zwey Hälften getheilt werden. An dem Eingang stehen zwey gothische Thürme zu beiden Seiten, jetzt ihrer Zier beraubt. Dieser Kanal war bestimmt, die großen Schiffe aufzunehmen, die im Arsenal ausgebessert werden. Wir sehen auch jetzt einige Kauffahrer auf der Seite liegen. In den mancherley Gebäuden war der angebliche Vorrath von Waffen und Schiffsmaterialien, wodurch man die Welt in Erstaunen setzte, und es arbeiteten, sagt man, täglich nicht weniger, als 1500 Mann, dann. Aber alles dieses war gewiß nicht mehr von der letzten Zeit zu verstehen. Jetzt sieht man gar nichts, das nach dem Wiener Zeughause noch merkwürdig wäre. Die Modelle sind so was Herrliches nicht, und überall lange nicht mehr vollständig, und wer den Bucentauro nicht als eine Narrität beschauen will, der findet an ihm auch nichts zu bewundern. Für mich sind die Austern, die man nach dem Arsenal benennt, das merkwürdigste gewesen, und ich ärgerte mich endlich, mit meiner Gesellschaft dreyviertel Stunden gewartet zu haben auf den Offizier, der uns aus besonderer Freundschaft gegen den einen unsers Haufens hineinführte.

Doch ist der Eintritt überall nicht schwierig. Man hat sich nur bey dem Nobile, der jetzigen Exellenz, Querini, zu melden und zu legitimiren als einen Unverdächtigen, so erhält man sogleich ein Billet, und wird vom Inspektor, oder einem der Officiere, gegen ein leidliches Stück an den Thürhüter, eingeführt.

Pallä ste.

Es ist zuletzt ekelhaft, immer nur von schönen Gebäuden das Papier voll zu schmieren; ich will kurz seyn. Der reiche Patricier, der die Einförmigkeit eines Lebens im Meere nur zu gut fühlte, flüchtete sich in den schönen und in den heißen Monaten gewöhnlich auf das Land, und baute sich Villen und Palläste und lukullische Gärten unter den elenden Hütten seiner verschmachtenden Sklaven. Im Winter und wann die schlimmen Tage kommen, suchte er wieder in der Stadt, was er auf dem Lande nicht mehr fand. Da aber jene ländlichen Wohnungen die Lieblingsplätze wurden, so vernachläßigte er seine herrlichen Palläste in der Stadt, und daher kommt es, daß diese zum Theil treffliche Werke der Baukunst und der seltnen Genien, die das Vaterland verherrlichten, von außen meist ein ödes und finsteres Ansehen haben, und die zerschlagenen Fenster nicht selten durch bloße Luken ersetzt sind. Man findet die meisten und

schönsten am grossen Kanal, wo sie freilich den einzigen Platz finden, dem Auge zu erscheinen.

Die Menschen.

Endlich von den Todten zum Lebendigen. Die Venezianer sind im Durchschnitt ein schöner und lustiger Schlag Menschen, fast alle sehr wohl gebaut, und von männlichem Aeußern und Gebehrden. Sie haben, dünkt mich, einen gewissen Ernst ohne Trotz, der sie sehr wohl kleidet, und die Artigkeit und Feinheit, womit sie unter einander und mit Fremden umgehen, noch liebenswürdiger macht. Man findet wirklich viele Gesichter, die auf dem ersten Blick eine Art von Achtung einflößen, und auf den Gedanken bringen könnten, als seyen in diese Lagunen manche altrömische Geschlechter geflüchtet, die ihr Blut vom barbarischen rein erhalten haben. Oder drückt sich der Geist der edeln Väter des vorigen Jahrhunderts dem Enkel, oder besser dem Körper des Enkels, auch mit seinem Stempel so tief ein, daß er selbst bey dem entarteten Geschlechte sich nicht leicht verwischt? Die Venezianerinnen sind unter den Töchtern Italiens berühmt, und Venedig hat oft den Beinamen des griechischen Korinth geführt. Es ist wahr, man findet reizende, ja himmlische Gesichter, zwar meistens blaß, aber blendend weiß und mit gewaltig blitzenden Augen, man findet die Fülle und Rundung der Körper mit Festigkeit verbunden, die den

nördlichen Ländern oft fehlt, man findet eine ge-
wisse Leichtigkeit bey allem äußern Ernst, der freu-
lich dem schönen Geschlechte ausschließend gebühre,
aber doch wohl mehr dem gewandtern Südländer
zukömmt; jedoch, wenn man das Einzelne aus-
nimmt, hat Venedig nach Verhältniß wohl nicht
mehr Schönheiten, als manche andre Stadt glei-
cher Größe. Aber in den einzelnen ausgezeichneten
Bildungen ist ein Geist im Auge und eine olympi-
sche und ruhige Ruhe auf der Stirne, die entzückt und alles Kindliche gern unter diese Gestalten mitlaufen läßt. Man findet bey allem Leben und Ausdruck der Gesichter ganz viele kleine Puppenfor-
men unter ihnen, und wenige mit dem Wuchs mei-
ner schönen Wienerinnen. Die ihn aber haben, wissen ihn besser zu gebrauchen, als jene. Die Tracht ist fast dieselbe, wie man sie in den meisten Städten Europens findet. Die Zendole, die sonst die Venezianerinnen auszeichneten, sieht man nicht mehr so häufig. Aber eine Art von Schleier, oder auch nur ein Tuch in Form eines solchen, trägt hier alles von den Ersten bis zu der, die an den Schwellen der Kirchenthüren die Hände nach einem Almosen ausstreckt, und an diesem erkennt man gleich eine Fremde. Doch giebt es auch hievon in dieser alles Alte umkehrenden Zeit jetzt Ausnahmen, und ich habe sowohl auf dem Markusplatze, als in den Theatern viele schöne Gesichter unbeschmiert

gesehen, die nicht außer der Brenta gebohren wären. Das berühmte Cicisbeat ist freilich immer noch im Gange, doch meinen viele, daß es mit dem Staate nebst vielen alten Sitten und Weisen wohl über den Haufen stürzen werde. Schon vor der letzten Revolution durch die Franzosen sollen viele diese elende Weise als unwürdig und als eine Teufelsruhebank verschmäht haben. Die Männer haben fast eben die Tracht, wie im ganzen übrigen Europa. Doch trägt man fast gar keine Stiefeln, die überall kein recht italiänisches Ding sind, und wenig runde Hüte. Höchstens mögen die Mäntel, die fast allgemein sind, die Venezianer auszeichnen. Man trägt im Sommer weiße taffeten über den Kleidern, auch bey dem heitersten und schönsten Wetter. Ich habe jetzt nur noch einige Exemplare davon auf den Körpern, und mehrere nebst andern weißen aus leichter Leinwand und Baumwolle an den Stangen der Trödler gesehen. Wann der Herbst heran kömmt, verändert sich der Stoff in tuchene. Die meisten sind rothe scharlachene, aber man findet auch viele weiße. Diese ernste republikanische Tracht steht einem stattlichen Bürger gut. Sie ist so was allgemeines, daß der ärmste Lump, der froh ist, täglich einige Groschen zu erhaschen, doch ein Stück von Mantel haben muß. Ueberall scheint mir der Italiäner kein solcher Narr in Kleidung, als wie Teutsche, obgleich

er gern sauber und selbst etwas steif geputzt ist. Er scheint nicht einmal daran zu denken, wie er gekleidet ist, in welcher Gesellschaft er sich auch befinde, und noch ist es mir nicht vorgekommen, daß einer sich über einen andern Zuschnitt des Rocks, über einen anders aufgesetzten, beschornen, oder bezopften Kopf und dergleichen Kleinigkeiten gewundert hätte.

Die Gondolieri.

Dieses ist eine zu berühmte und zu einzige Klasse von Menschen, als daß ich nicht einige Worte von ihnen sagen sollte. Sie sind die Fiaker dieser meerumflossenen Stadt, und da ihr Fuhrwerk nicht kostbar ist, bey weitem die wohlfeilsten Fiaker, die ich kenne. Ihre Zahl mögte sich wohl schwerlich genau bestimmen lassen. Einige haben ihrer eine ungeheure Menge aufgerechnet, so wie auch der Gondeln, die mir allerdings unglaublich ist. Genau mag sie sich wohl nicht angeben lassen, weil sie wahrscheinlich von Tage zu Tage wechselt, und einige Gondeln einen, andre zwey Führer haben. Dieser letztern will man über 12000 zählen, die den ganzen Tag in allen Kandlen auf und abfahren, für 2, 3 Soldi übersetzen, und für 15 bis 20 eine Strecke fahren, wofür ein rasselnder Fiaker gewiß 80 begehrte. Die Gondeln sind länglichte Kähne, vorn und hinten mit einem spitzen Schnabel. In der Mitte ist ein Kasten mit einem Ein-

gang und Seitenfenstern, schwarz angestrichen, und mit einem schwarzen Tuche umhängt, den oft zierliche Troddeln und Franschen schmücken. Dieser Kasten ist so niedrig, daß man gebückt hinein muß, und eben aufrecht darin sitzen kann. Vorne ist zu jeder Seite eine Bank für höchstens zwey Personen, und hinten ein schwarzes Polster für eben so viele, so daß nur etwa 6 Personen in einer Gondel Platz haben. Der Gondeliere steht im Hintertheile mit einer langen Stange, und weiß seinen Kollegen und den Ecken und Krümmungen der Häuser mit eben der Kunst und Gewandtheit auszuweichen, mit welchen ein Wiener Fiaker seinen Kollegen in den engen Gassen vorbeirasselt. Sind zwey Leute darin, so steht der eine vorn. Der vordere Schnabel ist mit einem blanken dreigezackten Eisen geziert, das oben 8 bis 10 Zoll vorsteht, um ihn bey'm Anstoßen zu sichern. Die Gondeln sind alle ohne Ausnahme schwarz angestrichen, und mit schlichtem schwarzen Tuch behangen; so befiehlt es ein weises Gesetz, um den zu großen Aufwand zu verhüten, den einige sonst sicher auch hierin machen würden. Die Gondolieri haben keine bestimmte Tracht, doch findet man viele recht hübsch auf Seemannsweise mit weiß und blau, oder weiß und roth gestreiften Jacken, und blauen oder rothen Schürzen mit einem runden Hute. Andre auch sehen gewöhnlichen Tagelöhnern und Arbeitern

gleich. Man kann nicht sagen, daß sie grob sind, wie es sonst diese Klasse gewöhnlich ist; doch nehmen sie billig die Fremden aufs Korn. So forderte einer von uns 2 Lire für eine Fahrt, die er nachher für 15 Soldi machte. Sie sind so behext, als geschickt, und fahren mit ihren flachen Fahrzeugen über das Meer hinaus nach Lido und Murano, und selbst auf das feste Land auf der reißenden Brenta, ohne daß man oft Beispiele von Verunglückten hörte. Die gewöhnliche Anrede ist: vuol' andar padrone? wobey mir das Wienerische: Fahrn mer ihr Gnode? einfiel. Es giebt noch eine andre Art Gondeln, die ich nicht probirt habe, viel größer und auch zierlicher, als diese, mit allem Glanz der Farben und innerer und äußerer Verzierung. Der Kasten in der Mitte macht hier einen weiten und eleganten Saal, worin 30 bis 50, und, wenn sie enge sitzen wollen, wohl 80 Personen Platz finden und im Fahren essen, spielen und aller möglichen Unterhaltung genießen können. Diese sind in den schönen Sommermonaten recht im Schwunge und werden bey Lustfahrten gebraucht.

Außer diesen Gondolieren wimmeln die Kanäle und Bollwerke und alle Anfuhrten der Stadt von zahllosen Barken und Böten, die den vielen Bächen der Stadt den Proviant zuführen, oder auch zu den Schiffen gehören, die selbst jetzt noch in ziemlicher Zahl hier liegen. Dies giebt dem Hafen

und besonders dem großen Kanal eine Munterkeit und ein Toben und Lärmen, das dem Fremden eine recht angenehme Unterhaltung gewähret. Zwar ist dies in allen Gassichten so, aber doch vorzüglich in einer Stadt, die alle ihre Bedürfnisse zu Wasser erhält, und wo man zu Wasser Kaffebesuche abstattet. Es ist wirklich allerliebst, so die lange Reihe von Böten zu sehen, die von Morgen bis Abend in lustiger Verwirrung mit den mancherley Schätzen und Hütern einherschwimmen. Einige sind von unten bis oben mit Nüssen, andre mit Aepfeln, mit Weintrauben, Feigen, Pfirsichen, Citronen, andre mit Kräutern und Salat beladen. In andern endlich grunzt und krächst und kräht und brüllt das vierfüßige und geflügelte Vieh. Dazu das Schreien der Bootsknechte und Verkäufer und Käufer am Ufer, worin das wilde Toben der Matrosen und muthwilligen Buben dröhnt, und es ist einem da wirklich oft zu Muthe, als müsse man mit machen.

Bettler.

Dieser ist hier eine so heillose und so unverschämte Menge, als ich noch nicht getroffen habe. In allen Kirchen, an den Altären und wo irgend ein Aus- oder Durchgang ist, schreien sie die Vorübergehenden an, und beleidigen zum Theil das Auge durch die scheußlichsten Gebrechen und Schwären, und durch einen Schmutz und Gestank, der un-

ausstehlich ist. Da hilft nichts, als sich hart zu machen, und mit einem via muladotto afinaccio! den ersten von sich zu stoßen; denn giebt man einem, so hat man gleich eine Hetze hinter sich, die einen zu Tode jagen und schreien mögte. Dies ist ein großes Uebel, das bey der Menge leichter zu sehen, als zu ändern ist. Was soll der Staat thun, der nicht immer außerordentliche Ausgaben machen kann, wenn alle Spitäler gefüllt sind, und ein verderblicher Krieg gebeut, gerüstet zu seyn? Doch rühmt man darin die österreichische Regierung, daß schon viele auf die Seite geschafft sind, und daß es kein Vergleich ist mit dem, was man sonst von diesem schreienden Gesindel auf den Gassen traf. Wäre das Betteln, wie das Stehlen, nicht so etwas gewöhnliches in Italien, so könnte man allein hiervon auf den Verfall der alten Venezia schließen. Doch behält dieser Schluß immer noch seine Richtigkeit, wenn man von dem ganzen Italien redet.

Bey alle dem ist Venedig noch immer eine der lebhaftesten und interessantesten Städte. In einem nicht gar engen Raum sind doch nahe an 150000 Menschen eingeschlossen, die bey dem immer noch beträchtlichen Handel und der Industrie, die sie belebt, ein recht hübsches Gewühl hervorbringen. Es ist ein erfreuender Anblick, so alles geschäftig und thätig anzutreffen, wie man wirklich den Venezia-

ner sieht, von früh morgens bis in die sinkende Nacht. Wo man hinsieht, nichts als geschäftige Hände und Füße; sie mögen nun für den äußern, oder innern Leichnam, oder blos für luftiges und lustiges Vergnügen arbeiten, so geben sie doch immer das lebendige Gefühl der Kraft, das gar was süßes ist. Diese Arbeiter vom ersten Künstler bis zum letzten Altsticker sitzen fast alle nach italiänischer Sitte, in offenen Läden zu ebener Erde, wo sie ihre ganze Wirthschaft und oft auch ihren ganzen Vorrath von Materialien, oder Fabrikaten um sich haben. Haben sie Raum, so setzen sie sich, wenn es ihre Kunst gestattet, auch gern auf die Straße hinaus unter freiem Himmel. Dies giebt oft sehr possierliche und allerliebste Gruppen, besonders wenn heterogene Künstler und Handwerker zusammentreffen. Man arbeitet hier sehr viel in Gold und Silber, und ich habe mich gewundert, wie nach so hungrigen Gästen noch so reiche Vorräthe übrig geblieben sind, als man überall siehet. Aber auch in vielen andern Dingen, die der üppigste Mensch nur zu seiner Zierde und Bequemlichkeit braucht, findet man Fabrikanten, und all diese Gegenstände in großer Menge beisammen.

Aber diese Industrie des Italiäners erstreckt sich auf viele andre Gegenstände, und zwar auf eine ganz eigne Art, wie man sie fast nirgends sonst findet. Was dem Fremden sogleich auffällt, sey es

auch blos was ephemerisches, das sollte er immer fest halten, weil es, so unbedeutend und klein es sonst sey, fast immer karakteristisch ist. Am Hafen und an allen Plätzen findet man Wiederherstellen und Altflicker aus allen Klassen. Hat einer einen zerrissenen Schuh, oder Stiefel, so zieht er ihn aus und setzt sich so lange bey diesem hin, bis er fertig ist, reicht auch wohl seine Beine hin, und läßt sich einen Strumpf ausziehen, der unten und oben durchlöchert ist, und sitzt mit nackten Füßen, bis jener fertig ist. Ich dachte erstlich, ich sollte mich zu Tode lachen, fand es aber endlich doch so ganz unvernünftig nicht, sondern schämte mich mehr, daß ich gemeint hatte, jene sollten sich schämen. Kleine Buben, oder alte Kerle, die nichts besseres wissen, setzen sich an einem bequemen Platze ein Paar Stühle hin, und streichen ihr Messer so lange auf dem Leder, bis sich einer köbern und um 1 — 2 Soldi weniger, als er in den Barbierstuben geben müßte, halb schinden läßt. Vor den Häusern und in den Buden findet man häufig zwey, die sich vor aller Augen lausen. Ich will es immer glauben, daß der aktive Theil auch dieses Geschäft um baare Münze übernimmt; denn was thut der Italiäner nicht um's Geld.

Was nun vollends das große Rad aller menschlichen Dinge betrifft, die Sachen, welche den hungrigen Magen stillen, so erscheint da erst die Ita-

dustrie in ihrem wahren Glanze. Ich habe nirgends so schöne Buden mit Obst, Grün und allen Arten Früchten gesehen, als in Venedig. Man möchte sagen, selbst in der Anordnung und Ausstellung dieser Dinge verrathe das Volk den Sinn für das Schöne, den man ihm vor andern Völkern beizulegen pflegt. Dies erstreckt sich sogar auf den wirklichen Theil dieses Gegenstandes, auf die großen Buden, wo man Geflügel putzt, und für die großen Garküchen und Gasthäuser um einen billigen Profit überläßt, zum Theil aber auch sogleich aufs Feuer bringt, und den Vorübergehenden auftischt. Alles ist in der äußersten Nettigkeit und Sauberkeit, und die verschiedenen Arten des Linnäischen Systems behalten im Tode noch den Sinn des Decorum, den sie, wie wahre Cäsarn, vielleicht im Leben hatten. Aeußerst komisch war es mir, so einer Schlachtbank vorbeizugehen, und die langen Reihen der Gemordeten zu sehen, über denen auf langen Stangen Puter und Hähne, ob klagend oder fröhlich, weis ich nicht, kollerten und krähten. Ich habe dies in Wien und später in Florenz fast eben so gesehen, aber hier geht es mehr ins Große, und wird mit einer gewissen Methode, man möchte sagen, mit einem gewissen Handwerksbrauch betrieben, und dies kann in einer Stadt nicht anders seyn, wo bey großen Stürmen die Zufuhr leicht einige Tage ausbleiben kann.

Andre Arten Lebensmittel brät und bereitet man auf der Straße, und schneidet ein Stück ab, oder aus, so einer der Vorbeigehenden Lust hat, davon zu kosten. Wo irgend ein Platz ist, da steht sicher einer, oder mehrere, und haben ein Geschirr mit Kastanien, oder Aepfeln und Birnen über dem Feuer. Andre rühren Polenta zu einem harten und gelben Brey über Kohlen und schneiden stückweise aus; noch andre haben lange Flaschenkürbisse, in zwey Hälften zerschnitten, über dem Feuer, und geben dem Liebhaber gleich die ganze Faust voll. Auch der berühmte Theriak Venedigs wird häufig auf offener Straße, besonders am großen Kanal unweit dem Ponte Rialto, bereitet. In den sogenannten Höckerbuden, die man aber wegen ihrer Vielseitigkeit und Vollständigkeit kaum so nennen kann, geht es völlig so her, wie in Triest, doch jetzt nicht mit der Fröhlichkeit.

Eine eigne Art Leute hier sind die Sänger und Schreier, die man auf dem Platz Sankt Marks, Rialto und Rio de' Schiavoni findet. Diese haben ein Stück Papier mit irgend einem abentheuerlichen Bilde gemahlt, oder gestochen, das sich gewöhnlich auf eine weit abentheuerlichere und wunderbarere Geschichte beziehe, die sie mit pathetischen Worten hersagen, oder hersingen, und die Soldi in Empfang nehmen, die ihnen aus Ernst oder Spaß zugeworfen werden. Die haben sie auch gedruckt

drackte Blätter dabey, welche sie für einige Soldi den Zuschauern und Zuhörern feil bieten. Dieser Leute sollen ehedem viel mehr gewesen seyn, und auch dieser Zweig der öffentlichen Unterhaltung soll durch die Umwandelung der Dinge viel gelitten haben. In die Tage meines Aufenthalts fiel auch das Herumtragen der Blättchen, worauf für einen Soldo die Nachricht von Nelsons Siege bey Abukir zu lesen war, und man hörte an allen Ecken: la relazione della leonfiata dell' armata francese per gli Inglesi sotto il commandamento di Nelson.

Alles, alles weis der schlaue Italiäner in Geld zu verwandeln, wofür der ehrliche Teutsche und Schwede nur einen schönen Dank erwarten würde. Es war am letzten Tage meines Aufenthalts in Venedig ein heftiger Sturm aus Nordost, der das Wasser mit Gewalt gegen die Stadt trieb, und machte, daß es zu einer ungewöhnlichen Höhe stieg, in der Mitte des Markusplatzes einige Schuh hoch stand, und auch andre Gegenden unzugänglich machte. Eine Lust war es zu sehen, wie auf dem Markusplatz sogleich 10 bis 12 Leute sich fanden, die Schuh und Strümpfe abwarfen, und für zwey Soldi seine Herren und Damen auf ihre Schultern luden, und von einer Seite zur andern transportirten. Wo der Uebergang schmal war, fanden sich andre mit einem Brette und einigen Steinen ein, und strichen von jedem, der sich ihrer Bequemlich-

keit bedienen wollte, einen Soldo ein. Ich glaube sicher, der eine Kerl, der diesen Fund an der Markuskirche gethan hatte, hat in wenigen Stunden über einen Zechin eingenommen; denn es wimmelte um seine Brücke, und, hätte er drey gehabt, sie wären immer besetzt gewesen. Aber noch eine größere Lust, als diese, war es, wie Leute in Schuhen und Strümpfen bis über die Knöchel im Wasser wadeten, vielleicht, um einige Soldi zu sparen. Auch da ist wieder der Italiäner.

Die Lebensmittel und alles, was zur leiblichen Nahrung und Nothdurft gehört, sind vortrefflich in Venedig. Alles dieses kommt, das wenige von den Inseln abgerechnet, von dem festen Lande aus den reichen Gefilden zwischen Venedig und Padua her, und ist gar nicht theuer, wenn man den Transport und die große und üppige Stadt rechnet. Treffliche und wohlschmeckende Fische mancherley Art und herrliche Austern findet man in Menge, und kann also den Festtagen in ziemlicher Ruhe entgegen sehen, und auf die Frage des Wirths: che comanda? magro o grasso? immer magro sagen, man wird dabey nicht verlieren. Will man die Fische selbst in ihrer lebendigen Mannigfaltigkeit sehen, so gehe man an die Meerseite der Markusbibliothek, wo sie in Menge ausstehen, oder auch an den großen Kanal, wo an einigen Plätzen die Fischer landen. Ich muß gestehen, ich erschrak et-

was vor dem Beyworte: das theure Venedig, was man in Triest gab, und doch bezahlte ich nur halb so viel, als in Triest. Das einzige, was man in Venedig entbehrt, und was die geringe Klasse wohl sehr fühlbar entbehren muß, ist gutes Trinkwasser. Man muß das venezianische durchaus mit Wein mischen, wenn es nur irgend genießbar seyn soll. Das beste Trinkwasser giebt die Insel Murano, und man trägt es häufig zum Verkauf herum.

Die venezianischen Kurtisanen, oder schlechtweg Huren, gehören wahrscheinlich auch zu den Dingen, die die lügenhafte Fama mehr vergrössert hat, als billig, und die, beim Lichte besehen, wie ihr Arsenal und andre Wundersachen, viel von ihrem Ruhm und ihrer Furchtbarkeit verlieren. Ich glaube, die venezianischen Kurtisanen müssen nicht mehr ausgezeichnet werden, als andre in Italien. Daß die Teutschen zu dem Geschäfte nicht gemacht sind, ist eine alte Erfahrung, die der Nation keine Schande macht. Eine schlaue und kluge Italiänerin wird bey wenigern Reitzen durch Kunst und List weit mehr erbeuten und ganz ansehnlichern Fang machen, als jene, und es auch nicht genau nehmen, die unvorsichtigen Kolibris, die in ihr Netz fallen, wie eine ächt surinamische Spinne, bis auf den letzten Blutstropfen auszusaugen. Dies ist der Karakter dieser Gattung, und insofern hat man

cher Fremdling sicher seine Thorheit hart büßen müssen; denn bey Einheimischen geht es schon so leicht nicht an. Man sieht diese Geschöpfe wenig auf öffentlichen Plätzen und Promenaden, und sie mischen sich nicht unter die gute Gesellschaft, wie in andern Städten. Des Tages leben sie ruhig, und nur gegen die Zeit des Schlafs kommen sie wie ächte Nachtvögel hervor und stellen ihre Netze aus. Gewöhnlich müssen sie mit abgelegenen Straßen, Schlupfwinkeln und schlechten Zimmern sich behelfen. Aber diese und ihre werthe Person putzen und illuminiren sie mit aller möglichen Kunst, legen sich auch wohl hinter durchsichtigen Vorhängen, oder auch, wie sie sind, zur Schau hin an den Fenstern, die sie mit zwey, drey Lichtern erleuchtet haben. Die Besten unter ihnen leben natürlich zierlicher und lustiger, als dieser gewöhnliche Schlag, die Aermern noch kleiner und verzagter. Dies ist am Ende allenthalben dasselbe. In sofern aber mögte es sich ändern, daß sie nun bey dem Einmarsch der Teutschen auch einen freiern Ton annehmen, und nach teutscher Sitte mehr ans Licht kommen. Das will ich ihnen herzlich gern gönnen, wenn sie doch einmal keinen bessern Weg durchs Leben mehr zu finden wissen.

Nicht am Tage muß man Venedig sehen, da hat man nur enge und schmutzige Gassen und alte räucherige Häuser vor Augen, und blos die arbei-

tende, geschäftige, fromme und theils die pflastertretende Klasse ist auf den Beinen. Man sieht wenige, ja fast gar keine, Frauenzimmer aus den bessern Klassen, oder ist es auch, so fahren sie in Gondeln, oder eilen auf den Gassen verschleiert, gleich himmlischen Erscheinungen in Wolkendunst, vorbey. Aber die Nacht, wo eigentlich das Scepter des schönen Geschlechts sich erhebt, die Nacht ist auch hier die Zeit ihres Glanzes, und zugleich die Zeit, wo man Venedig wirklich lieb gewinnen kann. Freilich ist die Nacht in den wärmern Klimaten für die meisten Menschen erfreuender, als der Tag, und daher kommt es wohl, daß gewöhnlich ihre besten Freuden und Vergnügungen auf die einbrechende Nacht gestellt sind. Man kann dies vielleicht an keinem Orte besser sehen, als in Venedig, wo alles, was feine und schöne Welt heißt, dann auf Einem Platz zusammen ist, und in liebenswürdiger Unordnung unter einander auf- und abstrudelt. Ich rede vom Markusplatz. Er ist wunderschön von den tausend Lichtern der Casini erleuchtet, die unter den Portiken der Prokuratorien zu beiden Seiten ihn umgeben. Alle diese wimmeln dann von Menschen, Männern und Weibern im bunten Gemisch unter einander, und draußen auf dem Platz selbst zunächst an den Loggien, ist eine Menge Bänke und Sessel hingesetzt, worauf die Spazierenden sich ausruhen, und den Botteghen

Limonade, Gefrornes, Chokolate, Kaffe, Liqueurs und Konfituren abſchreien, die ſogleich da ſind. Unter den Loggien nun und auf dem ſchönen Platze ſchwärmt es, wie ein Bienenſchwarm, im frohen und lauten Geſumſe, und doch ſo ohne Zank und Händel, als wenn der König als Weiſer vorm wäre, und es iſt eine Freude, ſo viele frohe, feine und geſchmückte Menſchen neben einander zu ſehen. Hier kann es nicht fehlen, daß dem wundeſten Herzen die blutende Bruſt ſich auf einen Augenblick ſchließe, und die krauſeſte Stirn ſich entrunzle. Hier kann jeder einige Stunden einer angenehmen und gebildeten Geſellſchaft ohne Aufwand und Zwang genießen, weil auch die Erſten der Stadt mit ihren Frauen und Töchtern ſich nicht ſchämen, in die niedlichen und eleganten Kaffnis einzutreten. Man kann dieſe letztern wie eine zweite Börſe anſehen, wo Geſchäftsmänner und Fremde faſt ſicher ſind, diejenigen anzutreffen, die ſie zu Hauſe vergebens ſuchten. Hier lieſt man die öffentlichen Blätter und Neuigkeiten des Tags und ſpricht darüber, ſoviel man darf und ſich getraut. Hier iſt der Stutzer auf ſeinem Boden, wo er ſeine Talente zeigen und Eroberungen und Bekanntſchaften machen, oder ſich doch anſtaunen und bewundern laſſen kann. Doch muß ich zu Venedigs Ruhm ſagen, daß dieſe Klaſſe hier weder ſehr zahlreich, noch überall recht bemerkt und geachtet iſt. Hier endlich ſchöpft die

Schöne, die zwischen den väterlichen vier Wänden, oder den schlimmeren des ehelichen Dekorum den langen sauren Tag seufzte, oder höchstens auf den schmutzigen Kanälen in dem Leichenhause der Gondelieri hinfuhr, endlich ein wenig Luft, und dürf den sympathetischen Mond und die freundlichen Sterne frey anblicken, auch sich von andern Sternen, die nicht unfreundlicher glänzen, ohne zu erröthen, anschimmern lassen. Doch auch dies ist noch nicht so ganz wahr; denn die meisten, die hier herumwandeln, sind verheirathete Weiber, die schon das Recht, anzugucken und sich angucken zu lassen, mit mehr Freiheit ausüben dürfen. Hier werfen endlich die den Tag unter Akten und in Schreibstuben geschwitzt haben, die Luft des Tages von sich, und thun sich glüklich in politischen Gesprächen über die seltsamen Zeiten und den Weltlauf.

Aber nicht blos der Markusplatz ist die Abende bis in die sinkende Nacht voll Jubels und frohen Gewimmels, nein die ganze Gegend von ihm bis zum Ponte Rialto, bietet mir den Anblick einer schönen und erleuchteten Stadt dar. Alle Läden und Baden, oder die sogenannten Mercerie sind offen, und bey hellen Lichtern hat man alles Schönste und Kostbarste und Niedlichste den Augen der Vorübergehenden und der Kunstliebhaber ausgelegt. Dies ist ein bewundernswürdiger Anblick, und man

erstaunt, wenn man den Mercerien der Gold- und Silberarbeiter vorbeigeht, was für reiche Vorräthe von diesen Metallen hier noch sind. Dies ist auch die Zeit, wo Handel getrieben wird, und fast in allen Läden sieht man Menschen. Selbst der Obst- und Fruchthändler illuminirt seine Körbe und Tische, und der Traiteur und Aepfel- und Kastanienbrater stellt die Dinge unter die Nasen, von denen er hofft, daß sie den besten Effekt machen werden. Dies ist die Zeit und dies die Gegend, wenn und wo man Venedig sehen muß, wenn sie gefallen soll. Alles Häßliche ist nun bey Seite, und die schmutzigen Arbeiter und die schmutzigen Geschäfte pflegen der Ruhe. Was die Gassen und Häuser unleidliches und ekelhaftes haben, wird nicht bemerkt, da die erleuchteten Gegenstände Augen und Herzen an sich ziehen, und die laute und frohe Menschenmenge einen an nichts anders denken läßt, als was zunächst um einen ist. Dieses Gewimmel ist desto lebendiger und munterer, je enger der Raum ist, der es in sich schließt; denn außer dieser Gegend ist alles todt. Die Straßen sind öde und verlassen und still, und einzelne trübe Lampen erleuchten sie grade genug, daß man die Brücken nicht verfehlt, oder in einen offenen Kanal hineinläuft. Alle Läden sind hier geschlossen, höchstens die Höcker und Fruchthändler und Geflügelputzer, haben die ihrigen offen, und in den Barbierstuben, oder den Cafuis

der zweiten und dritten Ordnung sitzen noch einige alte Dickbäuche bey einem trüben Lichtlein, und träumen vor sich hin, oder einzelne Laternen stehen an den Ecken, und warten auf einem verirrten, oder furchtsamen Wandrer, um ihm für einige Soldi zu Hause zu leuchten. Alle übrigen, die das Leben mit Mühseligkeit tragen und durcharbeiten, hält lange der Schlaf gefangen, wenn jene Munteren und Frohen kaum anfangen zu schwärmen.

Theater.

Es giebt hier mehrere Theater und mehrere Gesellschaften, die spielen, und der Fremde hat also das Wählen, wann ihm ein längerer Aufenthalt die Wahl erlaubt. Jetzt war die Gesellschaft, die auf dem Theatro di San Benedetto spielte, die beste, so wie das Theater selbst von denen, die offen sind, das beste ist. Es ist sehr elegant und geschmackvoll und größer, als eines der Wiener, ohne die Ueberladung und den Prunk zu haben, die jene nicht zu ihrem Vortheil auszeichnen. Hier konnte man in den Logen die Blüthe der Schönheiten und Anmuthigkeiten Veniedigs sehen, und manche schöne Gestalt und manches funkelnde Aug ist mir begegnet; denn Augen haben die Venezianerinnen und wissen sie auch zu brauchen. Vorzüglich sah ich auf diesem Theater Lodoisca und die Cosa rara spielen. Ich habe in Wien berühmte Opern trefflich spielen und beglei-

ten ſehen, aber die Spielenden, ſelbſt wenn ſie Italiäner ſind, haben dort ihren Himmel und ihr Volk verloren. So wie die Oper ein Kind Italiens iſt, ſo ſcheint ſie auch hier nur recht zu gedeihen, und der Italiäner wie eine Treibpflanze in kältern Ländern ſeine angebohrne Gewandheit und Luſtigkeit zu verlieren. Alle, die ich hier ſah, ſchienen auf dem Theater gebohren, ſo natürlich und leicht, ſo ohne Grimaſſe und Affektation ſpielten ſie das Stück durch; aber auch das Ohr hatte an dem ſchönſten Geſange ſeine Rechte, und nicht blos das Auge ward durch Leichtigkeit und Freiheit ergötzt. Das Wiener Ballet fand ich hier nicht wieder. Man zeigte Geſchmeidigkeit und Leichtigkeit und Kraft und Stärke bis zur Bewunderung, aber doch waren es keine Künſtler, ſondern nur Springer. Es fehlt die Seele der Bewegung, die Grazie und Anmuth, die Zartheit und Huld der innigſten Empfindung, der tiefe und ſtille Sinn, den die Viganos und Caſentinis in die Tänze zu bringen wiſſen.

Das ſchönſte und gröſte Theater, il teatro di Veniſe auf dem Platz San Fantino in der Nachbarſchaft unſrer Locanda iſt jetzt geſchloſſen, und wird erſt gegen den Anfang der Winterluſtbarkeiten eröffnet. Es iſt in einem edlen und ſimpeln Geſchmack erſt vor einigen Jahren erbaut, und innen

den so geschmackvoll verziert; wahrscheinlich das letzte öffentliche Werk der Republik.

So also lebt der Venezianer, und so sind seine Vergnügungen, wenn man die gewöhnlichen Konversatorien und andre Gesellschaften, die Lustfahrten nach den Inseln und vor dem Hafen noch dazu rechnet. Dies giebt im Ganzen denn doch ein sehr einförmiges Leben, und wer es liebt, auch einmal die Erde zu betreten und sich auf Blumen und Gras herum zu wälzen, wer Vogelfang und Busch und Wald wünscht, wem das Geschrey der Käufer und Verkäufer, das Wimmern und Jammern der Bettler, das Tosen und Lärmen der Matrosen und Gondelieri, das Krächzen der Trödler, Ausrufer und Bänkelsänger, der Hammer- und Beilschlag und das Feilen der Schmiede und Künstler und wer weis was für Schälle und Töne sein inneres und äußeres Ohr betäubt hat, für den ist Venedig nicht, und der ist zwischen den Lagunen ein Halbtodter. Der Venezianer fühlt dies auch nur gar zu gut; indessen muß die arbeitende und erwerbende Klasse schon aushalten, und es giebt gewiß manchen, der seinen Fuß im Leben nicht aus den Lagunen gesetzt hat. Die Reichen aber und Edlen, die sonst vom Fett des Landes schwelgten, wußten wohl, wie einförmig und langweilig das Leben in einer Stadt ist, wo man nur Wasser und Himmel sieht, und sie bauten sich draußen auf

dem festen Lande die Villen und Landhäuser, woran die Palladios und Sansovinos ihr Genie verschwendet haben. Sie scherzten und spielten in epikuräischen Gärten und Weinbergen, wann der heiße Sommer brütend über den Lagunen und den dampfenden Kanälen stand, und kehrten erst im Winter zu den Freuden des Stadtlebens wieder um. Man sollte denken, die Luft in Venedig müsse sehr ungesund seyn, und zusammen mit dem schlechten Wasser sehr schlechte Folgen hervorbringen. Dies erscheint indessen äußerlich eben nicht sehr, und man trifft hier nicht mehr Bleichsüchtige und Erdfarbige an, als an andern Orten gleicher Größe, die unter dem freiesten Himmel auf dem gesundesten Erdstrich liegen. Doch klagen die vielen Krebssüchtigen und andre, die mit zerfressenen Knochen und schwärenden Gliedern den Leuten unter die Augen treten, die venezianische Luft an. Die Gewohnheit thut freilich sehr viel, und kann endlich ein Batavia unschädlich machen; aber für Fremde ist es hier sicher nicht gesund. Glücklich, wenn sie Anhänger des Brownschen Systems sind, und brav Wein trinken, der sicher ein Präservativ gegen viele Uebel des Geistes und des Körpers ist. Man trinkt hier gewöhnlich rothen Tischwein, der um Padua wächst und recht gut ist. Der beste Paduaner ist vortreflich, und gehört schon zu den gepriesenen rhätischen Weinen. Außerdem hat man schöne Florentiner

Weine, den weißen und rothen, und den Montefiascaner zu billigen Preisen; auch französische Weine, die aber nicht die besten und jetzt sehr theuer sind.

Die Polizey wird hier sehr gerühmt, und sie kann sich unter dem österreichischen Zepter unmöglich verschlimmern. Man hört fast nie von Unordnungen und Excessen, und eben so wenig von blutigen Dolchen, die man im Auslande immer als Schreckbilder und Gespenster hinstellt, und die in Italien, gottlob! so häufig nicht sind, als das tolle und blinde Gerücht sie macht. Wie das heiße Blut des Südländers überall kochender und sprudelnder und bey dem Italiäner desto schlimmer ist, jemehr ihm seine Heftigkeit und Munterkeit unter einem gewissen Ernst und Wohlanständigkeit von Jugend auf fesseln lernt, die der eben so lebendige, als aufrichtige Franzose eine Betise nennt; so ist es auch natürlich, daß diese erstickte Flamme zuweilen ausbreche, und daß blutige Rache den Feind und Beleidiger verfolge; man hat also auch Ursache sich vor Händeln zu hüten. Aber hat man diese nicht, läßt man sich nicht mit Spielern und Raufbolden und gefährlichen Nymphen ein, so kann man in Venedig sicher gehen bey Tage und bey Nacht. Dieses wird gewiß noch mehr der Fall seyn, wenn die Teutschen im Besitz dieser Stadt bleiben, so wie man dieses in den Städten der Lombardei be-

merkt haben will, die lange unter österreichischen Scepter gestanden haben. Man ruft hier so alle Augenblicke dem Fremden zu: non è più quello ch'era; e tutt'un altra maniera di viver a Venezia. Mir fiel es selbst wirklich auf, als ich hier ankam, des Abends nicht mehr Lärm und Jubel am Hafen und auf dem Markusplatze zu finden, da hier doch immer noch ein beträchtlicher Handel und so ein munteres Gewühl ist. Ich fand es ja in dem kleinen Triest ganz anders. Dies ist auch vor einigen Jahren so gewesen, aber zuerst die Revolutionszeit der Franzosen, dann der Einmarsch der stilleren Teutschen haben natürlich eine große Veränderung hervorgebracht. Vormals ist die Abende bis in die späte Nacht ein Geschrey und Gedränge der muntern Jugend auf dem Markusplatze, und in allen besuchten Gegenden der Stadt gewesen. Bänkelsänger haben sich unter die zahlreiche Versammlung der Spazierenden und Sitzenden gemischt, und ihre Mord- und Wundergeschichten abgesungen; Banden von Musikanten oder einzelne Instrumente sind umgezogen, und haben zur Ergötzung der Menge aufgespielt, und so ist es fort die ganzen Sommernächte durch gegangen. Jeder der eine Anlage und Ader in sich gefühlt hat eine öffentliche Person spielen zu können, hat sein Talent zum allgemeinen Besten hergegeben, und es ist immer recht gut verziliset. Dies alles hat mit der

Patriciat, bestanden, weil die Herren immer ihre Spione drunter hatten, die schon wußten, wenn es Zeit war, diesem, oder jenem die Maulschrauben anzulegen, und diejenigen sogleich ausmerzten, welche die Heerde räudig machen konnten. Es ist wirklich Schade, daß solche an sich unschuldige Freuden der niedern Klasse beschnitten werden, die überdem so wenig vom menschlichen Leben hat; noch mehr aber findet man dies traurig, wenn grade diese Art sich zu freuen, im Karakter des Volkes liegt und des Landes, das es bewohnt. So verliert jedes besiegte Volk unersetzlich durch Fremde, weil mit vielem Gleichgültigen manches andre zerstört und unterdrückt wird, was auf das zarteste und innigste mit seinem natürlichsten und heiligsten Leben verwebt ist. Aber auf einer andern Seite kann man es dem neuen Regenten doch auch nicht verargen, wenn er äußerst auf seiner Hut ist und alles verhindert, was das Volk zusammenbringen kann. Venedig hat durch diese Veränderung sicher so viel nicht verloren, wenn ein Volk nicht alles verliert, das aufhört ein Staat zu seyn. Aber es ist doch sehr natürlich, daß Mistrauen mit ihrer ganzen Lage in allen Herzen mehr, oder weniger sich rege, so natürlich, daß es unter der mildesten und besten Regierung nicht anders seyn würde. Dies weis Oestreich wohl und fühlt es. Darum ist alles was teutsch ist, so auf seiner Hut, und findet

sich wohl berechtigt, sein Mistrauen gegen den Italiäner noch höher zu spannen. Denn die Unzufriedenheit der Meisten mit ihrer jetzigen Lage, selbst ihre Verachtung der Teutschen und ihr heimlicher Groll gegen das Militair ist nicht blos stumm, sondern offenbart sich ziemlich laut und unverhohlen. Viele sind wüthende Demokraten, die freilich durchaus toll seyn mußten, da sie eben nur von den Ketten des Aristokratismus losgemacht wurden. Andre wünschen freilich nicht die alte Verfassung, aber doch eine eigne; die Großen säßen gerne wieder auf goldnen Stühlen. Alle endlich hegen wohl den natürlichen Wunsch, in welcher Lage der Dinge es auch sey, wieder ein eignes Volk auszumachen. Manche Vernünftigere freilich, die diese Unmöglichkeit sehen, dienen der Nothwendigkeit und sind mit ihrem Zustande zufrieden, weil sie müssen und weil sie in dem großen Lauf der Dinge keinen bessern sehen. Es ist ein sehr unbehagliches Gefühl, das selbst dem Fremden sich mittheilt, so eine Menge Menschen in einer Art von Gewitterschwüle zu sehen, wo das Wetter immer bereit ist, zuzuschlagen, wenn nur ein Luftstrom kommt, so es zieht. Dies ist hier offenbar der Fall, und man kann es aus allen Gesichtern lesen, und aus den Gruppen in den Kaffehäusern, die jede für sich flüstern und murmeln und sich unter einander nicht berühren. Man sieht hier auch noch die Reliquien des alten

re-

republikanischen Militärs, die eben keinen hohen Begriff davon zu geben im Stande sind. Die Officiere sind meist verabschiedet und haben Pension, sie gehen mit mächtigen Säbeln bey Schuhen und Strümpfen und mit gewaltigen galonirten Hüten einher, zum Theil wie rechte Lumps, und man sieht wenige, die nicht die Züge des gemeinen Trotzes trügen, besonders wenn sie einem Oesterreicher begegnen. Es sind hier in allem drey der besten Oesterreichischen Regimenter, die etwa 10000 Mann ausmachen. Es sind schöne Leute, allein das Misvergnügen leuchtet aus ihren niedergeschlagenen Mienen hervor, und spricht laut aus ihrem Munde. Sie wissen es nur zu gut, daß Italien auch ohne Schlachten das Grab der Teutschen ist, so wie die Indien der Holländer und Engländer, und alle sehnen sich nach dem lieben Vaterlande zurück. „Ja „wenn wir nur Krieg hätten, sprechen sie, und es „ginge ins Feld, das wäre uns lieber, als hier „wie die Fische im Wasser zu schwimmen und zu „verhungern. Alles ist theuer und selbst das Was„ser schlecht; die Einwohner hassen uns, geben uns „das Schlechteste, und es ist ihnen eine rechte „Freude, den Teutschen zu betrügen. Von jedem „Regiment liegen 3 bis 400 Mann krank in den „Spitälern, und die bravsten Kerls welken so un„gebraucht in diesen verfluchten Pfützen hin, die „ärger sind, als die Mantuaner.“ So war nur

Eine Klage, die leider nur zu sehr gegründet ist. Da diese Truppen in der Stadt selbst keinen Raum haben, so werden sie gewöhnlich nach Lido übergeschifft, um dort zu exerciren; Kompagnieweise suchen sie dies auch hie und da auf den einzelnen kleinen Plätzen der Stadt möglich zu machen. Die Officiere, die ich hier sah, halten sich in allem viel netter und eleganter, als die Wiener. Vermuthlich treibt sie ein löblicher Ehrgeiz, mit den weiland Italiänern nicht in Eine Klasse gesetzt zu werden.

Der Glockenthurm.

Ich habe des Glockenthurms von Sankt Markus schon bey Beschreibung des großen Platzes erwähnt, und will ihn nun in seinen eignen wahren Verdienſten preiſen und verherrlichen. Will man nemlich einen großen und schönen Ueberblick der Stadt und der ganzen Gegend haben, so muß man ihn besteigen. Er ist immer offen, und man giebt dem Thürmer unten ein Paar Lire, so macht er auf. Es geht ohne Treppen und Stuffen, immer einen sanften Hügel hinan, der sich wie eine Schnecke windet, bis sich endlich das Licht des Himmels und der Erde mit Einem großen Anblick eröffnen, weil man vorher in einem schauerlichen Halbdunkel hinaufgetappt ist. Man hat unter sich den Markusplatz, den Pallast des Doge, die Procuratorien, die Bibliothek und den Hafen, im Osten

Meer und die Inseln mit den Kastellen, Kir-
und Klöstern, den Segeln und Wimpeln nah
fern, und all dem Leben der Gondeln, Barken
Böte zwischen hier und der Stadt. Sieht man
estlich, so erscheint die mauerumflossene Stadt
dem Arsenal, den Türmen der Kirchen, dem
en Kanal und Ponte Rialto, und der Menge
äse mit den Durchschnitten der Wasser und
ke, die wirklich einen einzigen Anblick gewähr
Alles Kleine, alles Alte und Häßliche ver-
indet nun, und man sieht nur das Ganze. Die
t erscheint nicht groß, und ist es auch wirklich
für die Menge ihrer Bewohner. Sie kömmt
n wie ein Ameisenhaufen vor, wenn man rund
er alle die kleinen Fahrzeuge und Böte sieht,
he ab- und zusegeln, oder rudern, und das
n von unten herauf an diesem lebendigsten
e erregt wieder das große Bild des geschäftig
Lebens. Im Westen sieht man die schönen
den und Ebenen, die bis an die dämmernden
ge von Padua hinlaufen, und sehnt sich hinaus
den freien Raum der mütterlichen Erde. Diesen
rm muß kein Fremder unerstiegen lassen, wenn
ein lebendiges Bild der Stadt haben will.
drich August, der Starke, König von Pohlen,
diesen Thurm hinauf und hinab geritten, wie
n erzählt; eben keines der schwersten Stücke, die
gemacht hat.

Weil in der Lombardei durch die Plünderungen und Wegschleppungen nach Frankreich nicht viel für mich aushing, überdem das Reisen auf beides wegen französischen und österreichischen Argwohns sehr unangenehm war, so beschloß ich, erst nach dem schönen Florenz zu gehen, mich dort im italischen Leben fest zu setzen, und so meinen Faden nach einigen Monaten, nach den übrigen merkwürdigsten Orten, weiter auszuspinnen. Dies alles ist mir nun freilich durch die leidigen Umstände sehr verdorben. Bald nach meiner Ankunft kamen die römischneapolitanischfranzösischen Händel, und sperrten mir Rom und Neapel. Die Lombardei, Mantua, Mailand, Parma, Turin sah ich nur wie auf der Flucht, und der drohende Krieg jagte mich in das südliche Frankreich. Was ich nun gesehen und erfahren habe, von dem ich glaube, daß es den Geist der Zeit, den Karakter der italischen Nation, ihr äußeres Leben und den Einfluß des südlichern Himmels schildern, und manches schneidend und scharf von allem Nördlichen auszeichnen; was ich endlich meine, daß es menschlich auf menschlichen Herzen gefallen könne, das werde ich in diese kleinen Bruchstücke meines halbjährigen italischen Lebens aufnehmen, und will, wenn jemand nach einem gewissen Plan fragt, ihn hiemit nach

mal auf meine Vorrede zum Wiener Leben ge-
sen haben.

Weil die Reisen im Venezianischen zu Lande
der Post äußerst theuer sind, und ich keinen
sellen für die Hälfte der Kosten finden konnte,
bestellte ich mir einen Platz bey dem öffentlichen
ten, oder corriere und procaccio von Bologna,
mit ihm bald zu Wasse, bald zu Lande nach
rrara zu gehen. Wir stießen den 6. Oktober des
rgens um 3 Uhr von rio de' carbonai am großen
nal vom Lande und schwammen in der schönen
ternennacht unter frohem Geschwätz über die La-
nen hin, jenes flache und seichte Meer, welches
nedig und seine Inseln vom festen Lande trennt.
it dem dämmernden Morgen kamen wir an Ma-
mocco, einem Dorfe, das in einer langen Häu-
reihe flach am Meere hinläuft. Länger noch
s Palestrina, welches man ein unendliches Dorf
nennen kann; doch liegen die Häuser meistens ein-
n. So streicht man zwischen den Lagunen und
esen wenig lieblichen Gestaden hin, und gelangt
das nette Städtchen Chioggia, berühmt durch
en harten Kampf mit Genua, wo Venedig durch
Standhaftigkeit edler siegte, als es vor einigen
hren durch Schwäche fiel. Gegen 9 Uhr waren
ir am Porto di Brondolo, wo die Lagunen ihr
de haben, und die weitere Schiffung auf Kanälen
nd der Etsch und dem Po bis Ferrara veranstaltet

wird. Wir kamen von hier bald auf die Chaussee, wo wir einige Stunden, von Pferden nach Art guter Treckschuiten gezogen, landeinwärts fuhren. Von hier kamen wir links in einen Kanal, von dem ich nichts merkwürdiges weiß, als daß er eine gute Herberge an seinem Ende hatte, wo wir ein treffliches Mittagsmahl um zwey Uhr Nachmittag schmecken ließen. Zuletzt führt die Cavanella, ein Mittelding von Fluß und Kanal, in den Po. Nahe am Po mußten wir Halt machen, um unsre Pässe von dem österreichischen Posten visitiren zu lassen. Dies hielt uns lange auf, weil der kroatische Officier, der dort stand, nicht recht italienisch und auch das Teutsche nicht recht verstand; doch machte ich den Dolmetscher und half ihn expediren. So zogen wir langsam ein drey Stunden stroman auf dem Po, wo wir auf dem linken Ufer, cisalpinischen Gebiets, bey einer französischen Postirung anlegen mußten. Hier ward alles in eine andre Barke ausgeladen, und die venezianische Mannschaft und Barke zogen wieder zurück. Die Sonne ging darüber unter. Wir lagerten uns unter Ulmen und Weintrauben bey einem ärmlichen Häuschen, aßen Trauben und Granatäpfel, die uns die freundliche Bäuerin verkaufte, und schliefen nach anderthalb Stunden Rast wieder ein. Ein sternenheller und lieblicher Abend erhöhte die schönen Tag, mächtig rauschte der gewaltige Strom

hinter uns fort, und immer reitzender spiegelten sich seine Ufer in ihm, die mit waldigten und buschigten Krümmungen, Büschen, Weiden und lustigen Inseln wechselten. Ich saß nach unsrer Abendtafel mit einem lieben Türken bis an Mitternacht auf dem Verdecke, und legte mich dann zu den Uebrigen in der Kajüte auf Matratzen.

Doch nun ein wenig zurück, um Land und Leute etwas näher in hohen Augenschein zu nehmen, und so die Geschichte dieses Tages zu schliessen. Die Gegend um die Kanäle, welche die Etsch und den Po mit einander verbinden, und um die Ströme selbst ist äußerst flach und zum Theil sumpfig, herrliches Weide- und Kornland. Braves Vieh sah ich hie und da, aber bebaut schien es mir wenig, und viele Ebnen waren so mit Disteln und hohem Grase bewachsen, als führen wir durch eine der Südseeinseln. Die Ufer der Flüsse waren mit Pappeln und Weiden bedeckt, auch sah man zuweilen einige Ulmen mit ihren Reben. Dörfer sieht man wenige, sondern fast immer nur einzelne Wohnungen, welche zum Theil äußerst ärmlich aussehen, und meist ohne Fenster sind, deren Stellen hölzerne Läden ersetzen. Hievon nehme ich die Zoll- und Schutzwehhäuser nebst den Wirthshäusern aus, die fast durchgehends nett und stattlich sind. Doch hat man weiter im Hintergrunde bessere Wohnungen und hübsche kleine Meiereien. Manche

der kleinen Wirthschaften an den Strömen und Wassern sind auch recht elysisch. So lag ich den Nachmittag am cisalpinischen Ufer des Po unter phantontischen Pappeln bey einem allerliebsten Gehöfte unter Rebenumschlungenen Ulmen und mächtigen Mais- und Sagginasstauden. Im Ganzen doch scheint die schöne fruchtbare Gegend öde, und ihre Bewohner in elenden Umständen zu seyn. Dies schließt man ziemlich sicher aus dem Kleide, und es war heute doch Festtag, und alles ging und kam zu uns aus den Kirchen. Zum Theil mag diese Unangebautheit auch von den Ueberschwemmungen und Durchbrüchen herrühren, welche der Strom zuweilen macht, und wodurch manche Strecken für einige Zeit wieder in einen Sumpf verwandelt werden. Dies macht die Sicherheit und den Ertrag dieser niedrigen Felder dann natürlich zweifelhaft. Man hat den Fluß an den niedrigen Stellen häufig mit Wällen und Dämmen eingeengt, besonders am linken Ufer umher nach Ferrara hin, wo er oft über das flache, sumpfige Land sich verwüstend ergossen hat. Wir hatten am Ufer der Kanäle und Ströme fast immer Gesellschaft, zu beiden Seiten die kaiserlichen und französischen Postirungen, und italiänische Reiter auf Maulthieren und Eselein und kleine Wagen. Der Bauer fährt meist mit Ochsen, die ganz den Schlag und die Silberfarbe der ungrischen haben. Auch seine Wagen

sind noch die gemeinen plaustra der Alten; breite Uebenlagen von Leitern auf den langen Schulterbäumen der Aren, um die sehr kurze, entsetzlich stöhnende Räder laufen. Ihre Wohnungen sind meistens mit Stroh, wenige mit Ziegeln kümmerlich bedeckt, und auch hierin sind diese Gegenden den ungrischen zwischen Presburg und Pest an der Donau ähnlich. Die Männer gehen gröstentheils in weiten Hosen, wollenen Strümpfen, blauen und grauen, einer schlechten Jacke und noch schlechterem Filz, oder Strohhut, die Weiber im kurzen zusammengefalteten Rocke und Jüpchen, doch meist mit geflochtenem Haar und Filzhüten mit breiten Rändern, wie unsre herumspielenden Cither- und Bänkelsängerinnen. Die Männer sind ein robustes Geschlecht, aber stumm und grämlich von Ansehen, die Weiber sehen eben so finster aus und sind häßlich und gelb.

Die Gesellschaft bestand aus dem Korriere, einem ehrlichen, aber freudenlosen Gesellen, und aus zwey Kaufleuten mit ihren Weibern; zu diesen fand sich um Mittag aus noch ein türkischer Unterthan Panajo Dora, auch ein Kaufmann. Dies war bis Ferrara die bleibende Gesellschaft, andre gingen und kamen wie Schatten. Es waren alle muntre Leute und gaben durch die Kontraste viel Lust. Der Demokrat hatte eine Aristokratin und der Aristokrat eine Demokratin am Halse. Dies gab zu muntern

Gesprächen und kleinen Zänkereien Anlaß. Der ehrliche und gelassene Aristokrat hatte ein feines und kluges Weib, mit einer schönen Stirn und ein Paar brennenden blauen Augen, die ihr Feuer und ihre Heftigkeit unter dem Ernst der Sitte und Wohlanständigkeit zu verbergen wußte, aus welchen ein vernünftiges Weib nie leicht tritt. Nur wenn es auf politische Materien kam, diesen Stein des Anstoßes für so manche gescheute Leute, konnte sie sich nicht halten, sondern fing an mit feuriger Zunge und mit Händen und Füßen zu sprechen. Sie verhehlte es nicht, daß die Franzosen ihr in Vizenza gefallen hatten; besonders ward sie lebendig, wenn sie auf ihre Bälle und Tänze, auf ihre Gewandtheit, und jene kleinen Galanterien zu sprechen kam, die doch den meisten Weibern an den Männern immer das Erste dünken: o come ballono! ma i Tedeschi — Die kleine Aristokratin war noch jünger und hübscher, aber ein bellendes Wesen, voll Launen und Tücke, selbst bei'm Scherz, und dabey sang sie ihr Italiänisches unausstehlich ab. Ihr Mann, ein kleiner muntrer Kerl, hatte ein halbes Jahr in Toulon auf einem Komptoir gestanden, und warf immer mit französischen Floskeln um sich, und mit einigen stärkern der Freiheitssöhne. Kaum hatten wir den Fuß auf cisalpinischen Boden, so steckte er mit großem Jubel und mit einem: Vive la liberté! à bas les tyrans! seine Kokarde an, und

trat mit einer Pazigkeit einher, als sey er durch dieses Zeichen mit einem Male ein Herr der Welt geworden. Zu diesen fand sich nun der cittadino ottomanno Panajo, ein Mann, der an Stattlichkeit des Körpers, Vernunft und Menschengefühl uns alle hinter sich zurückließ. Er gab sich für einen kroatischen Griechen aus, und so waren auch seine Pässe gestellt, aber sicher war er ein ächter Muselmann; ein Mann von 36 Jahren, groß und nervig, aber schlank, mit einer schönen weißen Stirn, schwarzen funkelnden Augen, einem Mannesbart, mit türkischem Turban und auch im Uebrigen türkisch gekleidet. Er konnte es drinnen wegen des Weibergeschnatters nicht aushalten, und saß meistens vorn, oder auf dem Verdecke, wo ich als ein Freund von Himmel, Erde und Meer und dem, was drinnen und darauf ist, gewöhnlich auch zu finden war. So machte er sich denn an mich und machte Glossen über die Weiber, die herrliche neue Republik und ihre Bewohner, und so kamen wir in die höhere politische Sphäre, und endlich auf Gustav den Dritten von Schweden, dessen großer Freund er war. Dies ward sein Shibboleth, und ich mußte ihm nun von seinen ehemaligen Alliirten, den Schweden, erzählen, wobey er sie ungeheuer lobte und gestand, er habe im letzten Kriege manche wackre Officiere in Konstantinopel gesehen. Er aß mit uns, bettete sich aber apart, um mit den

Weibern nichts zu thun zu haben, und ich wollte, ich hätte es auch gethan. Gegen Mitternacht nemlich ordneten wir unsre Säcke und Mäntel und Decken wieder zu einem Lager, und legten unser Haupt zum Schlummer. Aber nun fing die kleine Aristokratin Händel an, und jagte erst die Demokratin fort, welche ihr Lager verließ, und sich unten neben ihrem Mann an einer schlechtern, aber ruhigern Stelle ein Plätzchen suchte. Aber dies war noch nicht genug. Sie brummte und rührte so lange hin und her, bis sie auch den zweiten demokratischen Flügel in die Flucht schlug, und ihr Mann das Weite suchte, und sich verdrießlich draußen hinter dem Muselmann auf einen Sack betete. Nun ärgerte sich das kleine beissige Thierchen, daß sie keinen mehr fand, mit welchem sie poltern und keifen konnte. Indessen hatte sie keine Ruhe auf ihrem schönen Bette, sondern machte sich auf und legte sich hinter meinem Kopfe auf die Bank, wo sie eine halbe Stunde still lag, und dann wieder mit Händen und Füßen anfing sich zu rühren, so daß sie mit ihren unlieblichen Füßen oft den Thurm meiner Mütze berührte. Dies hätte auf allerley Gedanken bringen können; doch sie war davon frey und all dieser Spektakel ihr natürlich. Ich konnte dem Ungewitter doch nicht entgehen. Sie wälzte sich so lange um, bis sie von der Bank fiel, und in der Stellung der Thümmelschen

Margot über mir stand; doch fiel es mir nicht ein, das kleine Körperchen zu umschließen. Vielmehr lachte ich und die andern, von diesem Poltern erweckt, überlaut; sie brummte und schrie über ihren Mann, der aber keine Lust hatte, zu kommen. Endlich des Thorenspiels überdrüßig machte sie sich fort und setzte sich hinter uns auf einen Sack, wo sie des Morgens noch mit genicktem Kopfe schlief.

Wir waren noch immer auf dem Po, als wir den 2ten Tag unsrer Reise, den 7ten Oktober, erwachten. Ich machte mich heraus aus unsrer Kajüte, und fand den Ottomannen schon auf und sein Pfeifchen auf dem Verdecke rauchend. Gegen 8 Uhr kamen wir zu Su'l Ponte an, einem niedlichen Städtchen am Po, wo ein Hauptzoll der cisalpinischen Republik ist, und viele Schiffe und Barken lagen. Auch wir mußten hier anlanden, um unsre Waaren nach einem Kanal, etwa 100 Schritte weit, transportiren zu lassen, welcher grade nach Ferrara führt. Man wagt es nemlich nicht, die Kanäle hier sogleich aus dem Po ins Land zu führen, weil er bey reichern Wassern sie leicht ausreißen, und die Ebnen überschwemmen könnte. Dies hielt uns über zwey Stunden auf, wir nahmen also etwas Chokolate und Früchte zum Frühstück, und kauften die republikanische Kokarde, die sogleich angesteckt ward. Ich mußte mit dem Türken zu einem Handelsfreund, wo gut gezecht ward. Endlich nahmen wir uns

ein Fuhrwerk, weil uns das Zögern des Einlaſſens mißfiel. Da hielten eine Menge paraat mit einem: Cittadino, comanda una ſedia per Ferrara, per Bologna? Dies comanda entging der Satire meines Geſellen nicht, ſo wie der mächtige Freiheitsbaum, der unweit dem Kanal vor der ſchönen Pappelallee ſtand, und um den ein Nationalgardiſt mit mächtigem Säbel und zerfetztem Rocke ſchildwache ſtehend herum ſpazierte. Wir rollten die ſchöne Pappelallee entlang, immer durch ebnes und zum Theil ſumpfiges Gefilde nach Ferrara, das etwa drey viertel Meilen vom Ponte entfernt liegt. Welche ſonderbare Gefühle ſchwellten dieſe Bruſt, als ich dem Thore näher kam, wodurch einſt Helden zogen, und die größten Geiſter Italiens aus und ein gingen. Ach! jetzt iſt alles umher ſo öde und drinnen ſo todt, und nur die 1500 Franzoſen in der Feſtung und an den Thoren geben einiges Gewimmel, was aber doch kein fröhliches iſt. Wir nahmen im Wirthshauſe zum Mohren Quartier, bezahlten dem Cortiere 1½ Zechinen für Reiſe und zwey Mahlzeiten, und ſahen von der Geſellſchaft keinen wieder, weil dieſe nach einigen Stunden ſchon nach Bologna abging.

Die Böte, worin man dieſe ländlichen Kanal- und Stromfahrten macht, ſind ganz im Geſchmack der holländiſchen Treckſchuiten gebaut, flach und breit, mit einem Kaſten in der Mitte, worin man

bequem auf Bänken sitzen, und ungehindert umhergehen kann. Zu den Seiten sind kleine nette Fenster, und Tische werden für die abendlichen Mahlzeiten hingesetzt und wieder weggeräumt, sobald zum Nachtlager die Zurüstungen gemacht werden, wozu der Schiffer, oder Procaccio sich weiche und bequeme Matratzen hält. Wie oft dachte ich an die komische Beschreibung der horazischen Kanalfahrt mit Mäcenas. O es ist doch noch vieles vom alten Latium übrig, und noch jetzt hat kein Land so gute Straßen und Kanäle für die innere Kommunikation der verschiedenen Provinzen.

Ferrara.

Ferrara ward nun mit dem wackern Muselmanne die Kreuz und Queer durchstrichen, und er hörte hier vielleicht zum ersten Male Tasso und Ariost nennen. Die Stadt hat von außen und hie und da von innen ein stattliches Ansehen, und einen weiten Umfang, der in den schönen Zeiten der Herkules und Alfonse von Ferrara nahe an 100000 Menschen und die Blüthe des Witzes und der Dichtkunst enthielt. Diese Zeit ist vorbey. Seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts, wo es nach Alfons des 2ten Tode wieder unter die päbstliche Herrschaft fiel, ist Land und Stadt sichtbar verödet und entvölkert, wo damals Villen und fruchtbare Felder waren, sieht man jetzt Rohr und Sümpfe; die Kanäle sind verstopft, der kleine Fluß Reno hat die

schönsten Gefilde zu ungesunden Morästen, und die Plackereien und Vernachläßigungen der geistlichen Statthalter haben die blühende Stadt in eine Wüste verwandelt. Die neuern Revolutionen haben das Maaß des Elends voll gemacht, und kaum zählt man 26000 Menschen in Ferrara. Was noch von Gemählden, Kunstwerken und Schnurrigkeiten in den Kirchen, Spitälern und Palläſten war, auch das ist nun verdorben und verschleppt, und alles also Denkmal der Vergänglichkeit.

Einige geben dem ältern Theil des jetzigen Ferrara einen gleichen Ursprung mit Venedig, indem sie meinen, bei Attilas zerstörenden Einfällen um 450 in die Provinzen Venetien und Ligurien (die jetzige Lombardei) hätten sich mehrere geflüchtete Einwohner aus Aquileja, Verona, Padua, auch in diese jenseitigen Sümpfe und Wälder des Po geflüchtet, und aus ihrem Zusammenfluß sey Ferrara entstanden. Der schönere Theil der Stadt datirt seine Entstehung von Herkules dem Zweiten. In diesem sind manche schöne Palläſte und Häuser und die prächtige Straße Sankt Benedikt, die an 3000 Schritte von Süden nach Norden läuft, und von einer stattlichen Straße, die auch zwey Thore zeigt, durchschnitten wird. Im Südwesten liegt die Festung, oder Citadelle, die durch die glorreiche Vertheidigung Alexanders so berühmt ward. Auch sie war mit den übrigen Herrlichkeiten ver-

altet,

altet, nun aber haben die Franzosen wieder ein wenig aufgewühlt. Sie ist rings mit Wasser und Sumpf umgeben, und mit mächtigen Pappeln eingefaßt. Man hat von ihr eine unermeßliche Aussicht auf Ebne und Sümpfe, leider auf wenige Menschenwohnungen. Nach allen Traditionen soll der Po ehedem dicht an Ferrara geflossen haben, von welchem er nur eine halbe Meile entfernt ist.

War Ferrara im 15ten und 16ten Jahrhunderte durch seine Fürsten groß, so ist es noch berühmter durch die beiden größten Dichter des 16ten Jahrhunderts, durch Ariost und Tasso geworden, welche diese mit mehrern großen Geistern in ihren Mauern beherbergten. Dieses Blüthenalter Ferraras fiel leider in die Zeit der letzten Freiheit Italiens. Unter dem Joch der Spanier und Teutschen hat das genievollste Volk alle Kühnheit und Kraft verloren, und manche kennen es jetzt nur durch Kastraten und Banditen, und richten es nach seinen Arien und Dolchen. O wenn es Eins wäre, welche Rolle könnte es auch jetzt noch spielen? Mit diesen ernsten Gedanken, worin vielleicht der meines zerrissenen und verrathenen Vaterlandes sich mischte, wandelte ich noch ernsthafter unter diesen Denkmälern des letzten italischen Heldenalters. Man zeigte mir ein kleines fast zerbröckeltes Häuschen, an dessen Wände einst Ariost die Verse geschrieben haben soll.

„Parva, sed apta mihi, sed nulli obnoxia,
sed non
Sordida, parta meo sed tamen aere domus.“

Man erzählte noch viel von einem Stuhle, worauf er einst in himmlischer Begeisterung gesessen haben soll, aber wo er nun hingekommen sey, wußte niemand. So heiligen die Engländer den Lehnstuhl Shakespeares zu Straffard. Wohl dem Volke, das solche Dinge als heilige Reliquien ehrt. Der Teutsche lächelt über solche Kindereien und vergißt. Selbst das Grabmal dieses lieblichen Sängers in der Kirche Sankt Benedikt ist nun geschändet. Einer seiner Urenkel ließ es ihm 1612, bei nahe 80 Jahr nach seinem Tode, mit einer stattlichen Inschrift setzen: Die Franzosen haben aus der Kirche ein Magazin und Lazareth gemacht, und auch dieses Denkmal gröblich beschädigt. ...

Wenn Ariost bitter über seine gezwungene Lage und über das Hof- und Staatsleben klagt, das für das freie Spinnen und Würken eines Künstlerlebens nicht paßte; so hatte Tasso, 50 Jahre später unter Alfons dem zweiten, dem letzten Herzog von Ferrara, hier lebte, ein weit traurigeres Schicksal. Er verfiel wegen einer unglücklichen Liebe, wie man meint, mit Eleonore, der Schwester des Herzogs, in tiefe Schwermuth, ward von Alfons wie ein Verrückter (oder Verbrecher) behandelt, und saß 7 Jahre im Hospital Sankt Anna

gefangen. Mit inniger Rührung stand ich einige Minuten zwischen diesen heiligen Mauern. Er kam endlich auf Fürbitten vieler Fürsten und Grossen los und ging nach Rom, wo er aber gleich nach seiner Ankunft 1599 im 51sten Jahre seines Alters starb. Mehrere Städte stritten sich homerisch um seinen Lebensursprung, siehe da grünte ein Lorbeer aus dem Häuschen zu Sorrento, wo er seine Jugend durchspielt hatte, und erklärte dieses lieblichste Städtchen Kampaniens für seine Wiege. Süsse Fabel, die bis doch des Volkes würdig, dass dem Virgil noch ein Grab aufsteht, und in Florenz die Häuser bemahlt, worin Dante, Vespucci und Galilei gelebt haben sollen.

Mit einer Art Entzücken spricht jeder Lumpicht Einwohner der Stadt die Namen dieser grossen Genien aus, und vergisst es einen Augenblick, wie nun das Vaterland an Glück und Ehre so ganz arm ist. Gern legt jeder eine gewisse Artigkeit und Feinheit in Betragen und in den Sprache dem Zeitalter der Alfonse und Hippolitten bey, und dem Einfluss des Hofes, den sie hielten und der Künstler, die sie an diesem thätigen Hofe versammelten. Und ist dies denn so richtig? So ein Geist des Schönen und Guten wirkt langsam fort im stillen Gang der Zeit; sollte er denn schnell wieder untergehen? Woher ist Florenz und das toskanische Volk vor ihren Schwestern in dieser Hin-

sicht so sittenswürdig und groß geworden? In der That selbst diese Ferrareser, die so lange als Sitten behandelt, die auf Nichts in Ehre und Wohlstand herunter gebracht sind, selbst die Ferrareser des heutigen Tages zeichnen sich doch durch eine gewisse Urbanität und Bescheidenheit aus, die man anderswo und auch in Bologna nicht findet.

Man sieht in dieser verödeten und verlassenen Stadt jetzt fast nichts als Armuth und Unmuth. So ist es freilich wohl schon länger gewesen, allein die neuere Revolution hat die letzten Reichen und Grossen weggejagt, und dafür sind 2000 Franzosen eingezogen, die selbst auf fremde Kosten leben wollen. So wie der Bürger trostlos, so sieht der Mann zerlumpt aus, und allgemeines Mißvergnügen und Trauer sitzt auf allen Gesichtern, selbst auf denen, die nicht mehr an die Blitze des Vatikans noch an die Gräber Petri und Pauli in Rom glauben. Alles hat man angegriffen, nicht blos Nonnen und Mönche zum Pfunde und zur Spindel zu weisen, sondern selbst Armenhäuser und Hospitäler sind geplündert, und doch macht die furchtbare Zeit täglich mehr Dürftige und Krüppel. Die Franzosen, welche hier liegen, sollen übrigens gute Disciplin halten, und das kann man ihren netten Mienen, ihren schönen Menschen und Pferden, die alle gut gekleidet und gesattelt sind, wohl zutrauen. Was übrigens den galanten Charakter der

ses muntern Volks betrifft, so hat es den bey der neuen Ordnung der Dinge noch nicht verschworen, und es soll viele Händel zwischen den Gardinen geben. Ja einige Officiere sind hier und in Mailand und an andern Orten durch einen nächtlichen Stoß, oder ein heimliches Pülverchen gefallen. Doch ist das selten. Der Herr hat immer einen langen Arm zu strafen, und darf vieles, was eben nicht so ganz recht ist. Auch eine Probe des neuen cisalpinischen Militärs sah ich hier, die mich wenig erbaute. Mehr davon bey Bologna.

Den 9ten Oktober um Mittag aus fuhren ich, mein Türke, ein Kaufmann von Bologna und drey französische Emigranten auf einem großen Wagen mit unserm Gepäcke von dannen, eine kleine teutsche Meile bis an den Fluß Reno, um bald auf dem Fluße, bald auf Kanälen nach Bologna zu gelangen. Wir wählten nemlich diese Kanalfahrt, wozu sich grade Gelegenheit fand, weil die zu Lande durch einige Plünderungen, welche in diesen Gegenden sonst selten seyn sollen, berüchtigt worden ist.

Die Gegend von Ferrara bis Bologna ist äußerst niedrig, und die weiten Ebnen, welche zwischen diesen beiden Städten nach Ravenna ans Meer und an dem Po hinlaufen, sind durch Sorglosigkeit dieser beiden letzten Jahrhunderte und die eigennützige Pfaffenpolizei großentheils in Moräste

und Sümpfe, stehende Lachen, und unsichere Felder verwandelt worden. Die Kanäle sind verfallen, die Menschen verschwunden, und die ehedem reiche Ebne wird von Fröschen und Enten zum Theil bewohnt. Man hat seit mehr als 30 Jahren gearbeitet, durch Ableitungen des Reno, durch neue Kanäle in den Po und andre Ströme diese Sümpfe, deren vorzüglicher Sitz um Comacchio zwischen hier und Ravenna ist, trockner und urbarer zu machen. Manches soll auch gewonnen seyn, aber mehr bleibt noch immer zu thun. Diese Zeit erlaubt nichts, gebe der Himmel, daß sie einst zu was besserem führe! Manches ist indessen doch immer geschehen, und wo jetzt Häuser stehen und Heerden grasen, soll vor 20 Jahren alles noch Wasser und Schilf gewesen seyn. Man rühmt sich um der großen Reisanstalten in diesen Morästen. Aber wer weiß, was Reisfelder mit den faulenden und stokenden Morästen, die eine Zeit unter Wasser seyn müssen, für die Menschen zu sagen hat, wer die bleichen Gesichter der Bewohner solcher Felder gesehen hat, der wird diejenigen loben, auf welchen Weizenähren wogen, welche jedes Reisfeld reichlich trägt, sobald es durch Kanäle und Gräben vor Ueberschwemmungen gesichert ist. Besser sorgten die alten Aegyptier in solchen Polizeidingen. Lange war der Reisbau in ihren Gesetzen verboten, weil sie außer denen das Nils seine willkührlichen Stö-

kungen des Wassers machen wollten. Auch hatten sie damals nach allen Nachrichten, so viel sie aufgeklärt sind, dreimal so viel Menschen, und nicht alle vier, fünf Jahre die Pest, wie unter dem römischen und türkischen Despotismus.

Unser Weg ging also von Ferrara durch flaches Land, das mit großen Wällen und Deichen gegen die Ueberschwemmungen eingefaßt und aus Sumpf, das es vor 20, 30 Jahren noch war, ziemlich fruchtbares Land geworden ist. Vor der Stadt liegen hübsche Villen, deren Besitzer aber meistens abwesend seyn sollen, und unter andern eine, die ein peculium Pius des Sechsten gewesen seyn soll. Man hat noch weite Weideplätze, wo unzählige Heerden im üppigen Grase waten, dann einzelne Felder und Gärten, wo die Reben in schönen Guirlanden mit schimmernden Trauben sich um ihre Buhlen schlingen. Diese sind meistens noch die Ulmen Virgils und Horazens und wenige Weißpappeln, zuweilen auch eine Art Stromweiden, (man nennt sie salcio di Vetrici) von denen man die Ruthen zum Anbinden der Weinstöcke gewinnt, wo sie zuweilen statt des mangelnden Baums, der zu sehr schatten würde, an einem Stocke prangen müssen. Wir passirten den Reno auf einer Flöße, und hatten nun bis Mal' Albergo nichts als Wiesen und Sumpf in weiter Ferne.

Bey diesem Mal' Albergo, wo wir um 1 Uhr

Nachmittag anlangten, beginnt der Kanal, auf welchem wir heute und diese Nacht nach Bologna gehen. Hier ward abgeladen, und wir schifften uns in die bestellte Barke ein. Dieses Um- und Einpacken nahm eine gute Stunde weg. Ich mußte mit meinem osmanischen Bürger zu einem seiner Kunden, einem kleinen Landmann, der in diesem Dorfe wohnt, und den er auf seinen Reisen nach Bologna immer besucht hat. Wir trafen in ihm einen freundlichen Mann und zu seiner Seite ein feines Weib, bald ging ein gutes Glas alten Rothweins rund, der die Herzen und Köpfe erheiterte. Es gab da noch einige alte Landleute und eine Art von Mittelding zwischen Barbier und Chirurgus, der eine sehr geläufige Zunge nach Art der Quacksalber hatte. Er war ein gewaltiger Antifranzose und schrie gleich: Trinkt, Bürger, trinkt, weil wir's haben! der Wein läßt sich dies Jahr gut an, doch will ich keinen Tropfen davon genießen, wenn er Gift für die Franzosen werden wollte. Einer dieser Spitzbuben hat meiner Tochter ein Kind angedrechselt, aber bey Gott, wenn ich dürfte, ich gebe diesem Halbfranzosen eine Kopfdrehung (un torticollo). Dann schimpfte er auf die neue Tabacksaccise, indem er unwillig sein Pfeifchen ausblies. Wir aber lächelten und tranken, und ließen den Wirth mit ihm kämpfen, der eben keine Lobschrift auf die alten geistlichen Her-

ren hielt. Solche Gespräche unter vollen Gläsern wechselnd war es, im Herzen etwas warm geworden, als man uns abrief, wir drückten dem Wirth die Hand und beschlossen, wenn es von uns abhinge, den Namen Mal' Albergo in Buon Albergo umzutaufen.

Die Gegend um den schmalen Kanal, auf dem wir fuhren, ist ganz, wie die vorige, doch sieht man zuweilen Bäume und Gesträuch, und oft war der Kanal so dicht mit Erlen, Weiden und Pappeln besetzt, und mit einem so hohen Wall eingefaßt, daß man gar nicht umhersehen konnte. Die armen Bauersleute gingen finster, zerlumpt und gebückt einher, die Weiber meist nackt und fast noch ärmlicher und zigeunerinnenmäßiger. Große Dörfer sieht man selten, desto öfter in der Nähe des Kanals eine einzige kleine Landwirthschaft, das heißt ein Häuschen zugleich mit den Ställen für das wenige Vieh. Große Scheunen braucht man hier nicht. Das Korn auf den wenigen Streifen Feldes ist nun lange eingeärndtet, und sie tragen jetzt Futterkräuter, und werden nachher noch vor dem Bruma wieder besäet. Der Wein, der in diesem nassen und niedrigen Boden wächst, ist schwach, irdisch und ohne Feuer, je näher dem Himmel, desto himmlischer wirkt dieser Saft des Rebenstrauches. Oefter sieht man wieder Weiden und Wiesen, Sümpfe jetzt weniger, wohl aber die

pestilenzischen Reisfelder, die in üppiger Fülle auf dem Halm standen, geschnitten, eingefahren und gedroschen wurden, versteht sich, dies alles an verschiedenen Stellen. Ich sah dröschen, rein machen und worfeln, ganz auf dem Fuß, wie Virgil es beschreibt, auf geräumigen Tennen unter freiem Himmel, die aus einem Gemische von Leimen, Kalk, Eisenschlacken, und andern Materien so fest zusammengestampft, und zugleich um einen halben Fuß über den Boden erhöht sind, daß Regen und Schnee sie nicht so leicht verderben können. Auf einer Tenne vor einem ärmlichen Häuschen, sah ich einen Haufen von wenigstens vier Last Berliner Scheffels zusammengebracht, der eben in Säcke gefüllt ward. Sie dröschen schnell mit dem Dreitakt Ein, Zwey, Drey mit sehr leichtem Flegel, weil der Reis leicht vom Halm springt. Die Aernde ging still und traurig zu, ohne den Jubel und das Tosen, das man bey uns findet, und doch war eine große Menge Menschen beisammen.

Ich hatte immer auf dem Verdecke gesessen und in die liebe Welt hinein gesehen; als der Mond mit seinen Sternen kam, da horchte ich noch ein Stündchen den Feldheimchen und Laubfröschen, die mir hier viel gellender und später als bey uns zu zirpen schienen, dann machte ich mich zur Gesellschaft und hörte die Franzosen und den Bolognese gegen einander aus klagen. Dieses Geschnatter er-

digte, gegen 9 Uhr die Anlandung an einen guten Ort, wo wir um ein warmes Kaminfeuer eine große Gesellschaft versammelt, und die Hühner braten und den Reis sieden sahen, womit wir uns laben sollten. Darauf ward gehörig Wein gegossen, und erst um 11 Uhr gingen wir wieder in unser Bot. Einige Stunden wurden noch froh verschwatzt, ehe der Schlaf einen jeden auf seinem harten Lager überwältigte, denn es gab hier weder Betten noch Matratzen. Zufällig kam es auf die Weiber, und einer von den Franzosen behauptete, die Weiber hätten in Frankreich die Revolution gemacht. Sie seien an allem Unheil Schuld, von der Königin bis zur letzten Hulledame. Ein Kapitel, worüber sich manches Feine sagen und schreiben ließe, wenn man bey den Sünden der Montespan anfängt, und mit der letzten Hure der Thuilerien, oder das Palais Royal schließt. Dies gab dem Muselmann einen Haken, woran er fest hielt, um die Weise und das Regiment der Türken mit den Weibern zu vertheidigen, so gescheut, so witzig, so allerliebst, daß der französische Baron ausrief: c'est un drolet, que ce Turc! Dabey unterließ er nicht zu betheuern, er sey kein Türke und verabscheue übrigens ihre Barbarey. Dies ward endlich doch den Frauzmännern über, und einer der beiden Geistlichen warf ihm den Fehdehandschuh hin und focht wacker als Kämpe der europäischen und fran-

zösischen Weiber. Wie konnte ein Franzose so ungalant seyn, diese liebenswürdigen Aromatien der Natur so ganz im Stiche zu lassen. Ehrlicher Abbé, hattest auch du der verbotenen Trauben gekostet? oder dünkt uns hier auch süßer was wir kaum ahnden dürfen? Der Schlaf nahm mich aus diesem Zweikampf, den ich nur mit den Ohren mitmachte. Den Morgen des roten Oktobers, als es tagte, war ich nahe bey den Mauern von Bologna, ließ bey dem Zollhause meinen Koffer visitiren, und ihn wieder zum Gasthofe zum Mohren tragen, wohin mein Osmane mich führte, welcher etwa drey Wochen hier zu bleiben meint.

Bologna.

Sie ist eine der ältesten und größten Städte Italiens, und war nächst Rom die erste im Kirchenstaat. Man braucht reichlich zwey Stunden bey einem männlichen Schritt, wenn man ihre Runde machen will. Sie spielte im Mittelalter als gelehrte und martialische Stadt eine große Rolle, bis der gepanzerte Himmelsregent Julius der 2te, die Bentivogli, ihre Schirmherren unterdrückte und die Stadt nöthigte, seine Oberherrschaft zu erkennen. Diese war aber auch nicht mehr, als eine Art Schirmvogtey. Die Stadt behielt ihre Rechte, kannte wenig Zölle und Abgaben und regierte sich meist nach eignen Gesetzen unter einem aristokratischen Senat. Welch ein Unterschied

zwischen Bologna und Ferrara und ihren Umgebungen! und welch ein zweiter zwischen Bologna und Florenz! Bologna war doch immer noch eine Art Republik, obgleich der Pfaffengeist auch hier die Erde verdarb, aber wie ist das arme Ferrara nach dem Verlust seiner Alfonse niedergetreten, wie sind seine fruchtbarsten Fluren öde Weiden und Sümpfe geworden! Dem weiten Umfange der Stadt indessen entspricht die Bevölkerung nicht ganz, die man auf 65 — 70000 Seelen schätzt. Sie liegt am Fuße von Weinhügeln, die südwestlich empor steigen, und hat im Norden nach Ferrara hin eine unabsehliche Ebne, welche der Reno durchschlängelt, ein unbedeutender Fluß, der den größten Theil des Jahres fast trocken ist, aber in der Regen- und Winterzeit oft nur zu überströmend ist. Er hat eine stattliche Brücke, die ihn in dieser Jahrszeit nicht kleidet.

Sie hat mit den meisten italiänischen ältern Städten bey vielem Schmutz und manchen elenden und finstern Gassen und Häusern das gemein, daß man eine Menge Kirchen, Klöster und Paläste von ihr aufzählen kann, welche die Namen großer Meister an der Stirne tragen. Aber selbst diese zeigen sich hier dem Auge weniger, als in andern Städten, weil fast in allen bedeutenden Gassen offene Portiken, oder Arkaden hinlaufen unten vor den Häusern, welche ihr Vordergesicht entstellen. Diese

Arkaden sind freilich sehr bequem für die Fußgänger, die unter ihnen vor Schnee und Regen geschützt gehen, sie sind noch bequemer für die kleinen Krämer und Handwerker, welche unter ihnen ausstehen, oder arbeiten, und so zugleich einer freiern Luft und des ganzen Menschengewimmels draußen mitgenießen können. Einen Nachtheil aber haben sie, daß sie die Gassen mehr einengen und sie kothiger machen, weil man nun nicht genug Sorgfalt anwendet, sie rein zu halten; überdem geben sie losen Gesindel manche nächtliche Gelegenheit, auch den Dolchen der Banditen, die hier aber nie in ihrer größten Furchtbarkeit gewesen sind. Das Centrum der Stadt und ihres lebendigsten Lebens, ist um dem großen Platz, (piazza maggiore) bey welchem man zugleich in der Kirche Sankt Petronius ein stattliches gothisches Gebäude bewundern kann. Hier findet man zugleich eine der Merkwürdigkeiten, und eines der stattlichsten Kunstwerke Bologna's, welches sie vielleicht nicht mehr zierte, wenn es sich so bequem, als viele andre Dinge über die Alpen brügen ließe. Dies ist der berühmte Neptunsbrunnen mit statlichen Figuren aus Bronze, von dem großen Bildner Johann von Bologna (der aus Flandern gebürtig von Douay) 1563 vollendet, ein Werk, das die Kenner preisen, und das man häufig nach modellirt und in Stich herausgegeben hat. Der Neptun,

eine kolossalische Figur, die man wegen der herrlichen Anatomie rühmt, steht in seiner ganzen Furchtbarkeit und Strenge da, die das gewaltigste Element auszeichnet, in der einen Hand das Dreizack haltend, die andre herrisch erhebend mit der Stellung: Auch ich bin ein Gott! Um ihn spielen am Fußgestell Syrenen auf Delphinen reitend, deren weiche und schwellende Gestalten und üppige Stellungen jene verführerische Lust athmen, welcher der weise Mann Ulyses seine Gefährten die Augen und Ohren verpichen hieß. Neben und unter ihnen tändeln Kinder mit Delphinen. Wenig Wasser sprützen die Röhren, und italiänischer Schmutz entstellt auch dieses Denkmal der Kunst.

Bologna war einst einer der Hauptsitze der schönen und bildenden Künste, und die lombardische Schule lebte hier gegen das Ende des 16ten und im Anfange des 17ten Jahrhunderts wieder recht auf, nachdem die römische und florentinische sehr eingeschlafen war. Mehrere der ersten Meister dieser lombardischen Schule lebten hier, und man konnte in reicher Menge sonst ihre vorzüglichsten Arbeiten hier in den Kirchen, Klöstern und Pallästen bewundern, unter denen man vorzugsweise für die Kunst die Kirche der Mendicanti, der Serviten, Sankt Domenico, Sankt Giovanni in Monte und die Palläste Zambeccari, Tanari und Zampieri nannte. Aber diese neueste Umwälzung, welche

die Menschen und die Welt auf den Kopf gesetzt hat, hat auch hierin vieles verändert und manches Schönste und Beste, was man sonst hier und anderswo in Italien sah, muß man nun nach Paris zu bewundern gehen. Manches hat man hier auch von der Stelle gerückt, anderes verborgen und geflüchtet, und so geht vieles auf immer vielleicht verloren wie Geld, das man in Zeiten der Noth vergräbt und darüber hinstirbt, ohne einem Freund die Stelle zu zeigen, wo er es haben kann. Die Unsicherheit der Zeit hat noch eine dritte, dem Fremden höchst unleidliche Folge. Manche der ersten Familien leben die meiste Zeit entfernt, verkriechen sich in eine ländliche und abgeschiedene Villa, oder schließen sich und ihr bestes und schönstes Habe doch sehr ein, vor den Augen des Publikums, weil Glanz und Reichthum anfangen Verbrechen zu werden. So ist der sonst freie Zugang gesperrt. Mehrere Pallaste endlich stehen auch ganz verödet und ausgeräumt da, und keiner weis, wo seine Kunstwerke und Kostbarkeiten geblieben sind. Dieses muß noch mehr bey den Klöstern und zum Theil auch bey den Kirchen der Fall seyn. Wenn der Fremde nimmt, glaubt der Einheimische sich dazu noch mehr berechtigt, und man weis schon wie es in der Verwirrung zu gehen pflegt. Manche Kirchen sind überdem zuweilen Magazine und Lager geworden, und die Rohheit hat sich manches

gegen

gegen die Götter und Heiligen erlaubt, deren Verehrung man sie belachen lehrte. Indessen bey allem dem ist Bologna noch immer so reich an Kunstwerken und selbst an vortrefflichen, daß der Fremde eine Plünderung kaum ahnden würde, wenn die allgemeine Klage es ihm nicht ins Ohr schriee.

Ich will hier kein neues und dürres Verzeichniß von Kirchen, Palästen und öffentlichen Gebäuden machen, meines alten Wahlspruches eingedenk: Auch das Verschwiegene hat seine Grazie. Doch erlaube man mir, wenigstens zur Erinnerung meines alten und kalten Tags aufzuzeichnen. Was einen das Herz bewegte, davon glaubt man so gern, es werde auch bey andern ein gleiches vermögen. In den Palästen habe ich bey diesen verdächtigen Spionenzeiten nicht durchdringen können, einige Worte also von den Herrlichkeiten einiger Kirchen. Die Kirche Sankt Domenico gehörte sonst zu den ersten Merkwürdigkeiten der Stadt, als sie noch fromm seyn durfte, weil die Dominikaner hier den Stifter ihres Ordens liegen haben, der 1221 in diesem Kloster starb. Dieser Heilige hatte Kirche und Kloster sehr reich gemacht. Man zeigte hier sonst eine Menge silberner Weihgeschenke auch herrlich gearbeitete silberne Blumen, Beweise des Bologner Kunstfleißes; alles dieses hat nun wandern müssen. Den Kopf des Heiligen bewahrte man in einer eignen vergitterten Kapelle, die man von

Zeit zu Zeit mit den Ersten der Stadt und einer groſsen Wache versichtig besuchte. Einmal nemlich hatte ein Kardinal von Medicis, dem der Heilige Vater in Rom diese Göttergunst bewilligte, zum groſsen Aerger der Bologneser dem Kopfe einen Zahn ausgezogen. Daſs solches Unheil hinfort unmöglich gemacht würde, brauchte man denn seitdem die Vorsicht.

Ausser dem heiligen Mann liegt hier ein berühmter Mann des 13ten Jahrhunderts, Enzius, ein Bastard Friedrichs des Zweiten von Hohenstaufen, König von Sardinien. Die Bologneser, eine der anführenden Städte gegen Friedrich in den blutigen Händeln mit der aufstrebenden Lombardei, fingen ihn, und er saſs 23 Jahre bis an seinen Tod 1272 in einem Thurm. Noch über seinem Grabe prahlen sie und man lieſt die Worte:

Felsina Sardiniae regem sibi vincta minantem
Victrix captivum Consule ovante trahit;
Nec patris imperio cedit, nec capitur auro,
Sic cano non magno saepe tenetur aper.

welche ich im ähnlichen Geschmack so geben würde:

Der Sarderkönig, der, Felsina, dir mit Schmach
Gedroht, geht als ein Sklav dem Siegeskonsul nach,
Der nicht durch Kaisermacht, noch Gold sich rühren läſst.

So hält ein kleiner Hund oft große Eber fest.

Außer diesen beiden Denkmälern der Barbarey des Mittelalters und der Pfaffenherrschaft, liegen hier die Gebeine von Ludwig Caracci und Guido Reni, welche man als die Repräsentanten einer bessern Zeit ansehen kann. Auch von dem um Bologna verdienten Grafen Marsigli sieht man ein Denkmal, das ihm die Clementinische Academie hat errichten lassen. Unter den Gemählden ist der Kindermord in einer der Seitenkapellen eines der berühmtesten von Guido. Aber das war kein Stoff für den Mahler der Grazien. Wenn der Ausdruck und der Effekt alles in der Kunst wären, so könnte man es heroisch nennen. Das Kolorit ist äußerst verbleicht.

In der Servitenkirche findet man noch einige Menge von Freskomalereien in der Vorhalle zu Ehren Sankt Benizi einige treffliche Stücke von Albani. Trefflich ist der heilige Andreas, der das Kreuz anbetet; welche selige Ruhe und welches himmlische Entzücken wohnt um das graue Haupt und bricht aus den schwärmerischen Augen! Aber Andreas gefällt nur noch, wenn man das zweite Stück von Albani, seine Magdalena und seinen Christus nicht gesehen hat. Es ist die Scene, wie Christus der Magdalena erscheint. Erstaunen und Entzücken und der innigste Ausdruck heiliger Liebe

sprechen aus dem reitzenden Kopfe der Magdalena, wie eine Göttin in irdischer Gestalt, und mit dem Hinschauen der bedürfenden Liebe steht sie vor dem großen Heiland, der weder genug Gott, noch genug Mensch ist.

Die Kirche der Mendicanti di dentro war sonst an Gemählden eine der reichsten. Aber man hat in ihr sehr aufgeräumt. Einen der bleibendsten und, ich möchte sagen, ewigen Eindrücke machte auf mich die schöne gemarterte Agnes von Domenichino in der Sankt Agneskirche. Da sieht man die Weisheit des Künstlers, jene Ruhe, die den großen Menschen macht, und die der Künstler nie verlieren soll. Welch ein süßes Ideal der ewigen Liebe, die sie muthig ihre Marter tragen läßt! welche stille und kühne Duldung, die es kaum ahnden läßt, daß der Schmerz auch die schönste Gestalt verzerren kann. Man bewundert das weinende Kind darneben, und die Gruppe der Weiber zur Seiten, die sich wehmüthig zu besprechen scheinen. Auch in der Kirche Sankt Giovanni in Monti findet man ein hoch gerühmtes Stück dieses Meisters, die Geheimnisse des Rosenkranzes, das man wegen der vielen Personen und Gruppen eine Sammlung mehrerer Gemählde nennen kann. Man muß es lange ansehen, um aus dem Einzelnen zu nehmen, was das Ganze nicht geben kann, denn dieses läßt sich weder mit dem Auge, noch Gemüthe zusammenfassen.

Es sind einzelne herrliche Köpfe der aus dem Tiefen schöpfenden Künstlerkraft. Wegen der Zeichnung sieht man dieses Gemählde häufig als ein Studium an. Sonst war hier auch die heilige Cäcilie von Raphael, eines seiner berühmten Stücke; aber es hat wandern müssen. Mehreres sieht man hier noch von Guercino und Perugino. . . . . .

Bologna hat von den frühsten Zeiten her auf die Bildung Italiens und von dort auf die des ganzen Europa einen wichtigen Einfluß gehabt. Sie ward im Mittelalter die Lehrerin eines menschlichern und weiseren Gesetzes, und half durch den Mund ihrer Lehrer, mehr als Schwert und Bann, die barbarischen Gottesurtheile mit ihren Gräueln abzuschaffen, und mit der römischen Gesetzgebung einen großen Schritt zur Entwilderung und Milderung der Sitten zu thun. Hier schlug Irnerius zuerst seinen Lehrstuhl auf, hier schrieb Accurstus seine Glossen. Tausende kamen von Norden her und lernten die Bärenhaut abwerfen, und brachten neue Kenntnisse und Gesittetheit in ihr Vaterland. Bologna blieb lange die erste Universität Europens, bis endlich nach ihrem Muster und nach dem Pariser in allen Ländern ähnliche Anstalten gemacht wurden und der Strom sich theilte, der anfangs mit vollem Wasser hieher floß. Diesen Ruhm des Alterthums konnte sie freilich gegen mehrere Nebenbuhlerinnen in neuern Zeiten nicht

behaupten, aber doch hat sie auch in den letzten Jahrhunderten immer noch einen ehrenvollen Platz im gelehrten Europa behalten. Hier arbeitete Aldovrandi für die Naturgeschichte, Malpighi für die Arzneykunde, der grosse Cassini für die Kunde des Himmels, und noch sieht man die berühmte Mittagslinie in der Sankt Petroniuskirche, die er 1695 zog.

Die Universität, lo Studio, hat ihr stattliches Gebäude nahe an der vorbenannten Kirche. Man muß dieses Studio nicht mit dem Institut verwechseln. Die Veranlassung zu dieser trefflichen Anstalt gab im Anfange dieses Jahrhunderts ein gewisser Graf Marsigli, der im spanischen Successionskriege unter Oestreich diente, aber kassirt ward, und nun für den Degen, womit es ihm nicht glücken wollte, zu den Wissenschaften griff. Er wandte sein ganzes Vermögen an, seltene Gegenstände der Natur und Kunst zu sammeln, und diese schenkte er der Stadt und bewog sie, zu ihrer Aufstellung einen eignen Pallast zu kaufen. Der Pabst vermehrte diese Sammlung auf sein Ansuchen, andre folgten diesem Beispiele und er selbst arbeitete bis an seinen Tod 1730 mit Vorliebe für dieses sein Lieblingskind. In der Folgezeit ist durch die Freigebigkeit der Päbste, durch Schenkungen und Spenden das Ganze so erweitert, daß Marsigli, wenn er mal wiederkäme, sich freuen

würde, seine eigne Anstalt nicht mehr zu kennen. Jetzt ist hier eine stehende Einnahme, mehrere Lehrer, die lesen, experimentiren und erklären. Hier ist nun eine Akademie der Wissenschaften, ein Observatorium, Naturalienkabinet, eine Mahlerakademie, Bibliothek, Maschinen, Modelle, Antikensaal und andre Herrlichkeiten. Benedikt der Vierzehnte hat viel für uns Ganze gethan.

Die Bibliothek rechnete man zu den ersten Italiens und sie zählte an 100000 Bände, aber auch diese ist von den Befreiern von Tyrannen mehreres nach Paris gegangen. Schlimmer noch hat dies die Antikensammlung erfahren, ob gleich diese noch jetzt in manchem Saale reich heißen würde. Die herrlichen 1500 Medaillen der römischen Kaiser und andern, welche Benedikt der Vierzehnte schenkte, nebst andern Sammlungen sind nicht mehr hier. Kleine etruskische Sachen, Urnen, Gefäße, Lampen, Idole, Basreliefs, Opfer- und Hausgeräthe findet man noch reichlich. Für die Anatomie sind eine ansehnliche Sammlung natürlicher und Wachspräparate. Von den letztern werde ich mehr sagen bey dem Medikäi von Florenz. Für einen Naturhistoriker würde das Aldrovandische Museum mehr Interesse haben, als für mich, der blos sieht und vorübergeht. Unter den Statuen giebt es einige wenig bedeutende Originale. Das meiste sind Abgüsse jener ewigen Wunder der Kunst,

das Ladwon, das farnesischen Herkules ꝛc., welche jetzt die Säle des Louvre zieren, und die man von ihrem heitern und jugendlichen Himmel immer weiter gegen den mitternächtlichen Sonnenuntergang ziehen läßt. Sonst sind noch eine Menge kleinerer Sachen da, einzelne Köpfe, Fragmente und kleine Studien für Künstler.

Zu diesem Institut, wie es heißt, gehört auch eine Mahlerakademie, wozu schon der wackre Marsigli den Grund legte, welcher aber Clemens der Eilfte erst die rechte Konsistenz und zugleich seinen Namen gab, denn noch jetzt heißt sie Academia Clementina. Ihr erster Vorsteher ward ein beinahe hundertjähriger Mann, Karl Cignani, ein würdiger Nachfolger in lombardischen Genien, in Korrektheit und Zeichnung und Kolorit, aber ihr Geist ruhte nicht mehr auf seinem Zeitalter. Es ließe sich hiebey eine Anmerkung machen, welche sich mir gleichsam durch die Geschichte aller Zeitalter aufgedrungen hat. Mich dünkt immer, man sollte mit freien Künsten, die durchaus das freie und ungehinderte Spiel des freien Geistes seyn, und bleiben müssen, nie, auch im Kleinsten nicht, herrisch, oder auch nur leitend verfahren. Es gilt hier das Wort eines Weisen: „Der Wind wehet, wohin er will, und du höreſt sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kömmt, noch, wohin er geht.“ Schon die ernstern Wissenschaften, die mehr

dem bloßen Lernen und Wissen obliegen, verlieren durch das Wesen der Akademien und Gesellschaften und Innungen, das Eigensinn und Bedürfniß so machten. Durch den Handwerksbrauch, durch den Professoren- und Doktorenfirlefanz und seine Anhängsel wird mancher, der durch eigne Kraft größer geworden wäre, das, was in der Kunst manirirt heißt. Es giebt nun so wenige Feuer, die aus eignen Kohlen leuchten, und es ist natürlich. Verträgt keine Wissenschaft Zwang und Konvenienz, wie man leicht beweisen könnte, so verträgt es die Kunst am wenigsten. Die Akademien und Universitäten senden nur die Ausrufer und Kolporteurs der gelehrten Welt; ihr heiliges Feuer brennt nicht da; denn viel Geist und mehr Herz zerstiebt mit dem Schulstaub und unter dem Katheder. Die Mahler- und Bildhauerakademien, oder Schulen, oder wie man sie endlich nennen will, haben meistens nur Handwerker gebildet in der Kunst, und man forsche nach, so wird man sehen, daß die Kunst verfiel, sobald man durch Edikte und Dekrete und Professoren sie aufzumuntern suchte. Freiheit der Wahl, Freiheit, ohne gezwungen zu seyn, diesen oder jenen Meister zu honoriren; Ehre der göttlichen Kunst, der Enthusiasmus giebt; Unterstützung des einzelnen aufstrebenden Genies, ohne ihn irgendwo anzuweisen, das schuf die größten Meister und wird sie ewig schaffen. Im spätern Zeitalter Roms und

Konſtantinopels behandelte man ſo die Kunſt, und was ward ſie? Die Kaiſer hatten ganze Werkſtäten von Mahlern, Bildhauern, Fabrikanten aller Art, wie man ſie noch in China und Japan hat. Gewiſſe Gegenſtände durften nur von dieſen Privilegirten, und auch dieſe nur auf eine gewiſſe Art gemacht werden. So ward aus Kunſt ein Handwerk, und aus Freiheit Sklaverei. Wo hatten die Allegri, Michel Angelo, die Rafael ihre Madonnen? ſie folgten dem Genius und ſahen die Reſte der Alten und die Natur.

Bologna hat alſo den Geiſt nicht halten können, der Italien mit ſeiner traurigen Lage verließ, und dieſe Mahlerakademie hat den großen Männern nichts gleich geſtellt, welche aus dem eignen Trieb ihrer ſchönen Natur ſo luſtig aufwuchſen. Nach den großen Meiſtern der italiſchen Schulen Michel Angelo, Correggio, Tizian und Rafael ſchien gleichſam ein Stillſtand zu ſeyn. Da brach in Bologna ein zweiter ſchöner Tag an, welcher neue Blüthen hervorlockte. Die drey Caracci, von denen Hannibal das überwiegende Genie war, entriſſen den Grazien noch einmal das Geheimniß, wodurch ſie Göttern und Menſchen gefallen, und brachten in die Kunſt, welche Nachahmung zu werden drohte, wieder Kraft und eignes Leben. Domenichino, Guido, Guerkino da Cento, Albani und andre traten in ihre Fußſtapfen und verherrlichten ihr Va-

porland durch unsterbliche Werke. Rath ihnen ist Hesperien unter dem Joch der Fremden, durch Dürftigkeit und Niederträchtigkeit gebeugt und geschändet, immer ärmer an großen Geistern geworden, und die die vorigen Jahrhunderte so reich hervorbrachten, die stehen jetzt nur verloren da.

Wenn man dieses wenige, was ich hier beiläufig genannt und angeführt habe, nur zusammen rechnet, so wird man schon finden, daß Bologna eine Mutter und Pflegerin vieler großen Männer und eine Beschützerin der Wissenschaften und Künste gewesen ist. Aber auch in andern friedlichen Künsten, der stillen Thätigkeit und des Bürgerfleißes, hat sie sich von jeher ausgezeichnet, und schon im Mittelalter ward sie dadurch mit Mailand und Florenz mächtig, und ein Haupt von kleineren Städten. Seit der Mitte des 14ten Jahrhunderts wanderten von Lucca eine Menge Seidenfabrikanten ein, und seitdem ward dieses ein wichtiger Zweig des Erwerbs für Bologna, doch hat es mit Florenz in neuern Zeiten diesen Ruhm gegen Turin und andre Städte Piemonts verloren, wo diese Waaren viel besser gearbeitet werden. Man sieht künstliche Seidenmaschinen, oder Mühlen, worauf die Seide abgehaspelt und gezwirnt wird, und welche durch Wasser getrieben werden. Man macht hier auch sehr feine und künstliche Blumen aus Seide, welche sehr theuer sind, und zum Theil

nach der Levante gehen sollen. Das Bologneser Papier ist durch ganz Italien berühmt und ein wichtiger Handelsartikel. Der Theriak, den man hier bereitet, wird von einigen dem in Venedig noch vorgezogen. Wegen seiner Rosoli und Liköre, seiner eingemachten Früchte, Salami, Makaroni und andrer Magensachen war mir in dem lieben Wien, wo dergleichen Dinge an ihrem Platz sind, Bologna schon vortheilhaft bekannt. Zu diesen Artikeln gehören noch seine herrlichen Würste, Mortadellen genannt, welche durch ganz Italien und bis nach Frankreich und Teutschland gehen, und die eben so gepriesen sind, als die Salami di Verona und die Presciutti (Schinken) von Mailand.

Bey diesem Gegenstand scheint es mir nicht unzweckmäßig, als einen Handelsartikel auch der sogenannten Bologneser zu erwähnen, die man in meinem Vaterlande ohne Beisatz erräth; denn in Teutschland kennt man Bologna vorzüglich durch die Hunde. Diese kleinen Thiere machen eine eigne einträgliche Fabrik aus, und wer weiß, daß sie das Glück haben den Weibern zu gefallen, der weiß auch, daß sie dann ein Gegenstand des Luxus und der Galanterie geworden sind. Je winziger und behender sie sind, desto theurer verkaufen sie sich. Man beschuldigt die Bologneser, daß sie sie von außen und innen häufig mit Brantewein ausbaden, damit sie fein zwergartig bleiben. Es wäre einer

Untersuchung der Naturforscher werth, dies näher zu beleuchten. Gewöhnlich sagt man ja auch: Kinder, welche Branntwein trinken, werden nicht groß.

Nun einen kleinen Absprung, um auch draußen zu besehen, was denn Himmel und Erde der Stadt beschreert haben.

Die Stadt liegt in einer reichen Ebne, die mit ihren Villen, Gartenhäusern und kleinen Wirthshäusern einen recht freundlichen Anblick gewähret. Nach Norden und Osten senkt diese Ebne sich tiefer und tiefer, bis das Auge sich am Horizont verliert. Westlich steigt sie in sanften Hügeln mit Reben, Pfirsichen, Aprikosen, Mandeln, zu Obstpflanzungen, Kastanien-, Wallnuß- und Gehölzwäldern, mit Feigenbäumen untermischt, empor, und trägt nette Kirchen und Klöster, die nun leer stehen; im Hintergrunde ist kahles Gebirg. Am lustigsten ist die Aussicht in den Süden wegen der bis zum Fuße des Apennin sanft aufwärts steigenden Gegend, wo Felder, Gärten, Weinberge, Oel und Feigenbäume ein liebliches Gemisch machen. Diese fruchtbaren Umgebungen, welche von Korn und Früchten schwellen, welche Rinder und Schafheerden und Milch und Käse geben, haben der Stadt vielleicht den Beinamen grassa (die fette) verdient, wo sie ihn nicht von dem unsittlichen Essen hat, was man hier sehr lieben soll. Im Nordosten um die Stadt wächst

Reis und Getreide, und noch stand hie und da Spiger Mais und Saggina, (eine Art Hirse) mit unzähligen Kürbissen, und selbst noch mit Melonen zwischen sich, so daß ich mich wieder nach Ungern versetzt glaubte, wo ich im August so frohe Tage verlebte. Weiter hinab sind die Sumpf- und Marschländer für das Vieh. Auch den Bologneser Taback rühmt man unter den schlechten italiänischen als vorzüglich. Früchte aller Art, so gut sie ein andres Land hervorbringt, giebt es auch hier. Die Trauben sind groß und trefflich, und auf den westlichen und südlichen Hügeln wachsen einige Gattungen milden und wohlschmeckenden Rothweins, der mit dem Alter auch Feuer gewinnen soll. Die Wohnungen der Landleute auf diesen Gefilden sind nicht so ärmlich, wie um Ferrara, auch das Aeussere dieser Menschen sieht nicht so gedrückt; indessen sehen sie, mit den Florentinern verglichen, immer noch an Seel und Leib als Sklaven aus. Auch scheint mir die Gegend lange nicht so bevölkert, als sie nach ihrer Fruchtbarkeit seyn könnte.

Noch von einigen Merkwürdigkeiten außer der Stadt. Dahin gehört die Kirche Madonna di San Luca, die eine gute halbe Meile von der Stadt auf dem Berge Guadi liegt, und zu einem Nonnenkloster gehört. Zu dieser Kirche ist eine außerordentliche Wallfahrt zum Gnadenbilde der Mutter Gottes, die aber doch, so wie die reichen Gelübde, in

unsern Zeiten sehr abgenommen haben soll. Das Gemählde der Jungfrau ist eines von den wenigen Ueberbleibseln des Sankt Lucas, und ein gläubiger Antiquar könnte darin manche Aufschlüsse über den Zustand der Kunst seines Zeitalters finden. Die Rafaele und Correggen haben Unrecht, soviel Weiblichkeit und Anmuth in das Gesicht der Maria zu legen. Lukas mußte sie ja wohl kennen, oder wenigstens nähere Nachricht von ihr haben, und diese hat ihr einen sehr verbrannten Teint, die männlichen Züge und die starke Nase einer Mirago gegeben, und auch das Kindlein hat kein feineres Gesicht. Das Gemählde ist im Brustbilde, und mit funkelnden Steinen eingefaßt. Die Kirche ist einige 30 Jahre alt, und in einem edeln Stil erbaut. Man hat gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts von der Stadt bis dahin einen Portikus von 700 Schritten geführt, wozu alles mit unglaublichem Eifer von den Kleinsten bis zu den Größten beigetragen hat; ein Werk der römischen Zeit würdig, wenn der Zweck auch römisch wäre. Mir scheint es doch unchristlich, den Pilgrimmen den Weg zu derjenigen so bequem zu machen, die im Leben so viel Drangsal ausstehen mußte. Auf der Mitte des Weges findet man einen hübschen Pavillon und kleine Häuschen und Ställe für die Fahrenden, weil es hier zu steil bergan geht, und ein jeder also seine Pferde brauchen muß. Man beschuldigt diese

Ruheplätze mancher Orgien, die der Maria und ihren Verehrern wenig Ehre machen. Wo man so viele Sünden durch eine Wanderung abschütteln kann, sollte man es sich da verdrießen lassen, für eine neue Gnadenspendung nicht zu sammeln?

Näher bey der Stadt findet man die Karthause, die nun von ihren Bewohnern geleert ist; man muß sie auch immer wegen mancher vorzüglichen Gemählde besuchen. Man findet hier manches von der berühmten Mahlerin Elisabeth Sirani, auch einer Schülerin der Caracci. Sie liegt mit Guido und Ludwig Caracci in der Dominikanerkirche begraben. Von Ludwig sieht man zwey treffliche Gemählde, welche die Dornenkrönung und Geisselung Christi darstellen. Schöner und berühmter war von Augustin Caracci die Kommunion des heiligen Hieronymus, welche ich ein Jahr später im Louvre zu Paris gesehen habe. Noch sind einige kleine Stücke von Guido und Ludwig Caracci.

Berühmter als die vorigen ist für die Kunstwerke die Kirche der Mönche vom Oelberge San Michele in Bosco, die, wie die Oliretaner bey Florenz, auf einem freundlichen Hügel vor der Stadt wohnen. Man bewundert hier vor allen einige Freskomalereien von Ludwig Caracci, die aber, wie die von Guido sehr zerstört sind. Einige halten sie für die schönste Arbeit dieses Meisters. Sie stellen die Wundergeschichte der heiligen Cäcilia

lia und Benedikts vor, von welchem letztern man 6 Geschichten sieht, worin er meistens mit Weiberlockungen und Teufelslisten zu thun hat, welche er natürlich wie Spreu von sich bläst. Ein schönes Stück von Guercino stellt San Bernardo Tolomei vor, den Stifter des Ordens, indem Maria ihm die Regeln desselben einhändigt. Es ist ein herrlicher Mannessinn in dem Kopfe des Heiligen, und Maria bleibt auch bey diesem Geschäfte ein holdes und menschliches Weib.

Will man die Stadt in ihrem ganzen Umfange, will man die schöne Landschaft in der vollsten Weite, will man endlich den Schornsteinen und Menschen auf die Köpfe sehen, so hat man hier wieder ein Gegenstück zu dem Venezianischen Kampanile di San Marco, dieses ist der Thurm degli Asinelli, dem man sicher eine Höhe von 325 Fuß Rheinländisch beylegen kann. Man nennt ihn einen schiefen Thurm, aber das Auge kann die Abweichung vom Loch nicht merken, und er ist wenigstens kein hängender Thurm. Die Aussicht ist vortrefflich, und ich freute mich hier eines Nachmittags einige schöne Stunden mit meinem Muselmann, der mir von Serai erzählen mußte. Das alte Mütterchen, das mit uns hinauf ging, fing gleich an, wie wir oben waren: Guardate, Cittadini, qui si vedono cento e cinque città! (Schaut, Bürger, hier sieht man 105 Städte). Wir guckten, anfangs übertölpelt,

umher, und lachten dann über das Spiel. Man sieht nemlich das nahe Städtchen Cento und einige andre kleine Nester, die man mit dem Namen Städte beehrt. Hier erstaunten wir über den Raum der Stadt, mit dem die jetzige Bevölkerung in keinem Verhältniß steht. Wir wären wohl länger geblieben, hätte uns nicht ein französisches Husarenregiment abgerufen, das durch das Thor von Modena her einrückte, und in die Romagna marschirte.

Auch das Schauspiel haben wir fleißig besucht die Tage, welche ich hier verweilte. Das ist aller Orten, nirgends aber mehr, als in Italien, der lebendige Spiegel der äußern Sitten. Bologna ist seit langer Zeit als eine Pflegerin dieses schönen Menschenspiels und als eine Pflanzschule guter Spieler und Sänger in ganz Italien berühmt gewesen, und seine Einwohner, denen man nachsagt, daß sie die Freuden des Lebens und das Wohlleben nicht hassen, sollen auch hiezu gern beitragen. Die jetzige Zeit ist indessen nirgends die günstigste für diese Kunst, die fällt zwischen Weihnachten und Fastnacht. Mancher große Spieler lebt den Sommer still und verborgen, und tritt in jener Zeit erst wieder auf, um so viel einzunehmen, als er bis zum künftigen Jahre braucht. Stehende Truppen von Schauspielern sind überall selten, und die Italiäner lassen sich als rechte Künstler nicht gern

auf lange Zeit verdingen, ſondern ziehen mit ihren Talenten von Stadt zu Stadt und belauren die guten Zeiten, wo ſie glänzen und ihre Taſchen füllen können. Das hieſige Schauſpielhaus iſt vielleicht eines der größten und eleganteſten in Europa — es ſind hier ſonſt noch mehrere kleine. — Es iſt vor etwa 40 Jahren ganz neu gebaut und zwar auf dem Platze, wo einſt der Pallaſt der Bentivogli ſtand, die eine zeitlang die Fürſten von Bologna waren. Julius der Zweite eroberte die Stadt dem heiligen Stuhle wieder, und ließ den Pallaſt dieſer kleinen Tyrannen ſchleifen. Es iſt wunderbar, wie alles von den Sitten abhängt und wie manche Widerſprüche dieſe geben. Welche Grandezza, welche Zurückhaltung beobachten die Geſchlechter hier noch größtentheils auf den Gaſſen; wie iſt da der Schleier noch in der Regel! im Schauſpiele hingegen, was doch wegen der vielen tauſend Augen nicht viel anders, als eine offene Gaſſe, und wegen der Ruhe und des Bleibens dieſer Augen noch ſchlimmer iſt, als eine Gaſſe, im Schauſpiele lebt man ungezwungener, als in einer Converſazione, und jeder thut und läßt mit ſich thun, was gefällt. Die Oper iſt eigentlich ein Kind des italiſchen Karakters und jene kleinen Spitzbübereien der Opera büffa, jenes Tändeln, Necken, Raufen, jene liebenswürdige Ungezwungenheit, die zuweilen Unverſchämtheit ſcheint, ſollte das Volk immer an ſich

tragen. Hat Verfassung und das Regiment der Fremden es äußerlich spröde und tückisch gemacht, so läßt es im Theater sich doch das Recht seiner Natur nicht nehmen. Da glaubt man mit einem Male ganz andre Menschen zu sehen, als man draußen und in häuslichen und großen Zirkeln erblickt. Da herrscht der Muthwille und die genialische Ungebundenheit, wodurch dieses Volk vor allen andern zu einem Künstlervolke geeignet ist. Die wenigsten gehen hier hin, um singen zu hören, oder sich durch Schwänke belustigen zu lassen. Musik und Oper sind nur ein Mittel, was anderes zu treiben, und dienen höchstens als Intermezzo zu den andern Vergnügungen, die man sich vorgenommen hat. Das ist ein Lachen, ein Schnattern und Tosen, daß man nichts von Musik und Gesang hört, wo man nicht den Spielern beinahe auf den Fuß tritt. Diese sind bey diesem Lärm eben so wenig verlegen, noch die aufmerksamen Zuhörer unwillig, oder berechtigt, Stille zu gebieten. Man ißt und trinkt, als wäre man in seinem Kämmerchen, tändelt mit seinem guten Freunde und Cicisbeo — denn den Herrn Gemahl mit in der Loge zu haben, oder die Gemahlin wäre wider alle Schicklichkeit — oder mit der Freundin, und hat es nicht Hehl, daß man artig und zärtlich seyn kann, auch nach des Priesters fürchterlichem Segen. Alles dieses aber wird leicht behandelt, und bey aller

Lebendigkeit immer schicklich; es bleibt immer leichtes Spiel und Berühren, und man greift nicht so dick mit seinen Empfindungen, wodurch der grade Teutsche gewöhnlich sogleich in dumme Streiche ausplatzt. Ja selbst kleine Confessus wie Convekfazionen kann man sehen, und ordentliche Spielpartien in den größern Logen. Die französischen Offiziere waren munter unter diesem Bienenschwarm und um die feinsten Gesichter herum.

Die Schauspieler und Operisten gehörten, wie die Tänzer, nur zu den mittelmäßigen, besser war das Orchester; denn die Musik behauptet hier noch immer ihre alte Ehre. Man schreit auch hier, wie in Venedig: e tutt' un' altra maniera di vivere, che fu, und das glaubt man den Leuten ohne Schwüre. Bologna hatte sonst den reichsten, ältesten und glänzendsten Adel der lombardischen Städte. Dieser ist durch die neue Verwandlung ganz niedergedrückt, zum Theil hat er alles verlassen, und ist mit den Ahnen in ein sicherer Land gezogen; die gebliebenen sind unlustig und bange, leben im Dunkeln, und tragen den alten Glanz nicht zur Schau, oder dürfen es nicht. So verliert die Kunst den Zufluß, den sie immer nur von den Reichen bekommen kann, und die Enkel und Neffen von Päbsten und Kardinälen wollen bis jetzt an den allgemeinen Menschenadel, der allen Adel aufhebt, nicht glauben.

Die Bologneser sind ein rüstiges und meistens wohlgebautes Volk, und der fette Boden, den sie bewohnen und pflügen, trägt auch schöne Gestalten. Aus allen Ständen springt dies in die Augen, und die Weiber sind meistens schöneren Wuchses und zarteren Blutes, als die Florentinerinnen, ja selbst, als die Venezianerinnen; doch bleiben venezianische Augen immer einzig und die Grazie der Venezianerinnen im Tragen und Kleiden. Die Kleidung hat hier nichts ausgezeichnetes; sie ist nach der jedesmal vorherrschenden Mode englisch oder französisch. Doch findet man noch die Schleier, die aber nicht so ganz venezianisch mehr sind und kleine Lücken lassen, wodurch ein freundlicher Sonnenblick der Augen fallen kann. Wollen die Weiber aber diese Bequemlichkeit recht brauchen, so sind die Schleier viel größer, als in Venedig, und es soll selbst dem Ehemann schwer werden, unter dieser Kappe seine Hausehre wieder zu finden. O die schönen verschämten Schleyer! Die Mäntel sind hier nicht so vornehm und allgemein in den bessern Ständen, als in Venedig. Dafür haben die Franzosen den Gesichtern Ansehen zu verschaffen gewußt; die sonst immer noch wenig italiänisch waren. Auch das Tabackrauchen hat man mit der Freiheit gelernt und kann nun also den Taback, den man baut, sehr gut brauchen. Uebrigens sind die Bologneser ein munterer und frohherziger Schlag Menschen, und haben

eine gewisse Freimüthigkeit, die freuet, lachen und scherzen gern, selbst jetzt noch, da sie doch meistens bitter klagen. Der Dialekt hier ist unangenehm, und man sagt in Italien, wenn einer schleppend und gleichsam singend spricht: er spricht, wie ein Jude, oder Bolognese. Der gemeine Mann schnarrt und singt und beißt die Worte dabey so bequem ab, daß man sehr geübt seyn muß, ihn zu verstehen. Das Singende in Ton können aber selbst die gebildetsten nicht ablegen.

Man kann hier an 5 bis 6000 Franzosen sehen, die in Garnison liegen, und etwa 1000 Mann des Militärs der neuen cisalpinischen Republik. So fein, so elegant, so schön mondirt die ersten sind, so lumpig und ehrlos sehen die letzten aus. Jene sind die Herren, diese die Sklaven, und sie werden auch so von den Franzosen behandelt. Das Wörtchen Brüderschaft steht nur schön auf dem Papiere; der Franzose wird mit dem Italiäner nie eine aufrichtige machen können. Die französischen Soldaten schimpfen allenthalben laut auf die Nation, und noch lauter auf die feigen cisalpinischen Legionen. Auch Bologna seufzt über die neue Ordnung, aber würde es nicht eben so sehr seufzen, wenn die Franzosen als Feinde gethan hätten, und schlimmeres gethan hätten, als sie nun als Freunde thaten? Gekostet hat es der Stadt genug, und die Hypothek der geistlichen Güter ist nichts werth,

weil sie keinen Kredit hat. Unverkauft liegen diese Güter nun zum Theil ganz unbewohnt und unbebaut, ein neuer Verlust für die Kommune. Ich selbst ging den 13ten Oktober zu einer Subhastation von mehr als für 2 Millionen Gütern aufgehobener Klöster. Es war viel Volk da, das sich drängte und fluchte, man bot eine Kleinigkeit und behielt die Güter, so laut auch der Commissair des Direktoriums seine Stimme tönen ließ. Das Volk lachte übermüthig, als die Session aufgehoben wurde, und mein Wirth meinte, so viel werden die Heiligen doch über die Menschen vermögen, daß man ihnen ihr letztes Erbe in Bologna nicht stehle.

Manche Lächerlichkeiten habe ich denn doch auch gesehen, die ächt französisch sind, und meinen Osmanen, mit dem ich gewöhnlich spazierte, viel Spaß machten. Obgleich die unsinnigen schwimmenden Batterien und Maschinen, womit man die englischen Küsten ersteigen wollte, in Frankreich längst vergessen und nie ernstlich gemeint worden sind, so trugen französische Schacherer die Abbildungen doch zum Verkauf herum, auf denen die englischen Kriegsschiffe wie Seifenblasen zerplatzen und an der Küste alles die Flucht nimmt. Eine Menge Menschen staunte die Dinger an, und die Franzosen behaupten noch in den öffentlichen Blättern, nächstens werde England den Todesstreich er

halten. Schwächer und wirklich erbärmlich aber ist es, daß man in öffentlichen Affichen ließt: Nelson sey mit Verlust von 10 Schiffen geschlagen, und Brunx werde nächstens an den Küsten Siciliens seine siegreichen Wimpel wehen lassen. Die Franzosen lachen selbst darüber, da jeder das Gegentheil weiß, und sagen, die Regierung macht uns zu Narren, und wir können doch fechten und brauchen keine Prahlerei. Und wahrlich man kann kaum schönere Truppen sehen, als hier liegen; so fröhlich, so gesittet sind nur freye Menschen. Was können sie für die Sünden des Geschleppes der Armee, für die Gesandten, Kommissäre und Räuber, die ihnen wie die Pest nach ziehen. Indessen ist ihr gutes Aussehen kein Wunder. So gut, wie ihnen, wird es nicht allen Truppen. Jeder französische Soldat kostet der Republick täglich 64 Groschen, (2 Paoli) außer dem, was ihm sonst geleistet werden muß. So können sie gut leben und Muth und Lust in der Brust behalten, während der arme Teutsche bey seinen 4 Kreuzern und Kommißbrot in Venedig verhungern muß. Man findet die alte Artigkeit noch immer unter ihnen, und viele Gemeine haben ganz das Aeußere der gebildetsten Leute.

Sonderbar ist es bey dieser Stimmung der Gemüther und in dieser verwickelten Lage der Dinge, daß über Einen Mann nur Eine Stimme herrscht,

von Genf bis Bologna. Man höre Freunde und Feinde, immer wird Buonaparte als ein großer Mann, als ein Freund der Menschen und Beschützer der Armen und Elenden geschildert. Man erzählt nur, wo er diese und jene Unordnung abgeändert, diese und jene Last erleichtert, diese und jene Nothwendigkeit durch sein Betragen und sein Wort erträglicher gemacht habe. Alles verzeiht man ihm gern, nur nicht, daß er seinem Vaterlande die Kunstwerke entwenden lassen hat. Der Patriot, der über sein Vaterland seufzet, erklärt ihn unschuldig, und legt ihm sogar das Gute bey, was vielleicht zufällig war. Der Priester rühmt ihn als einen Mann, der auch in Vorurtheilen die Menschheit zu ehren und das Elend so vieler in eine unbekannte Welt hinausgestossener zu fühlen wußte. Der französische Emigrant, der ungeschworne Priester macht ihn zu einem Aristokraten, der nicht gekonnt, oder nicht gewagt habe, alles auf das Spiel zu setzen, als die berühmte Parthey Pichegrüs und Barthelemys in Paris so thätig war. Wenn dies alles auch für das Einzelne nichts beweist, so beweist es doch so viel, daß ein Mann, der in einer so mißlichen Lage so alle Herzen gewinnen konnte, werth seyn muß, den Menschen zu gebieten.

Die Insignien der neuen Freiheit sieht man nicht blos an allen Hüten, sondern an allen Stadtthoren und Pforten, sähe man sie doch auch auf

allen Gesichtern! Das größte Menschengewimmel, das Aufziehen der französischen und cisalpinischen Truppen, die Hauptwache, das Gemeindehaus und der mächtigste Freiheitsbaum findet sich auf dem großen Platz. In den Fahnen der Republik, welche oben ihm wehten, waren die Worte: „chi usurpa il diritto del popolo, è un tiranno“ sehr ominös eingerissen. Das Volk weiß ziemlich wohl, woran es mit allen diesen schönen Worten ist, und mir waren die Unterscheidungen, welche die Matrosen am Po machten, nicht ohne Bedeutung, indem sie das territorio imperiale di quà und das territorio francese di là des Stroms unterschieden. Einfältige und Kinder sagen die Wahrheit.

Mit meiner Tafel war ich bisher wohl zufrieden gewesen. Man isset in Italien weit derber und nahrhaftere Speisen, als in Frankreich und in Oberteutschland, und ich konnte bey den Schinken, Mortadellen und Mettwürsten wohl rufen: en patria tellus! Rinder- und Schweinfleisch sind vortrefflich, und die Menge der jungen Puten und Hühner, die man mit Butter und Oel sehr leckerhaft zu braten weiß. Der Tischwein ist wenigstens mittelmäßig und läßt sich, wenn man ihn italiänisch mit Wasser trinkt, schon genießen. Auch die Fische und Gierspeisen sind besser, als man in Oesterreich, Baiern und andern Fastenländern sie findet. Von den Suppen muß man in Italien unterscheiden zwi-

schen zuppa und minestra. Zuppa ist, was man eine Brühe, einen dünnen Abguß der Fleischsuppe mit etwas Kraut und einigen Brocken Brod, oder eine dünne Milchsuppe nennen kann. Minestra steht in der Mitte zwischen den Löffel- und Messerspeisen. Dahin gehört der dicke Reis, die Macheroni und Vermicelli, (Nudeln, Würmchen,) die durch geriebenen Parmesankäse, den man aufstreut, noch fester gemacht werden. Doch bereitet man diese Minestren an einigen Orten so trefflich, daß sie rechte Leib- und Magengerichter werden. Schon bey den Alten war, was zwischen den Eiern und Aepfeln nicht das beste einer Mahlzeit. Das gilt auch noch, und freilich können wenige Völker einen Nachtisch haben, wie die Italiäner. Dies ist die Freude des Mahles, vorher hat man gegessen, nun fängt man an zu genießen. Das Weintrinken und Gespräch beginnt und man schmauft Mandeln, Rosinen, Trauben, getrocknete und frische Feigen, Aepfel, Pflaumen, Parmesankäse und was die Jahrszeit jedesmal zu dem Trocknen Frisches giebt. Des Nachtisches entbehrt der Italiäner nicht gern, und selbst der ärmste muß etwas dergleichen haben.

Eines muß man in Italien nicht versäumen, alles zu bedingen bis auf das Kleinste, so wohl bey den Wirthen als Vetturini, wofern man nicht fürchterlich geprellt werden will. So hart dies

auch der Sitte des Teutschen fällt, so ist es hier Sitte und keiner nimmt es übel, wenn man für jedes den Preis bedingt. Das Bedungne wird redlich gehalten; ich habe während meines Aufenthalts in Italien nur einige unangenehme Abweichungen davon gefunden. So lebte ich zum Beispiel hier in Bologna recht gut, den Wein mit eingeschlossen, für 4 Paoli (14 gute Groschen) die Mahlzeit, und für Bette und Zimmer bezahlte ich zwey. Hat man nicht bedungen, so muß man als Fremder das Doppelte, ja das Dreifache bezahlen.

Reise von Bologna nach Florenz.

Den 16ten Oktober zu Mittage hatte ich mir einen Platz in der Karosse eines Florentiner Vetturino bestellt, um mit ihm dieser Stadt zuzufahren. Mein Türke, der neben mir logirte, kam, weil er zu Mittage bey einem Handelsfreunde aß, drückte mir die Hand und ging, ohne ein Wort zu sagen, fort. Ich sah noch einmal in seine großen schwarzen Augen und er verschwand. Braver Panajo Dora, warum wurdest du, an Sitte und Art mir fremd, mir doch so lieb, und alle die andern gingen kalt und gefühllos vor einander und vor mir vorüber? Wo du auch leben magst, dein Andenken soll mir heilig seyn; denn du bist ein Mensch. Unter Fremde ausgestoßen, die nur mein Geld wollen, oder

die höchstens die Neugier zu mir treibt, bedarf ich solcher Erwärmung, um nicht ganz zu erstarren, und wehe dem, der ihrer nicht mit mir bedarf!

Sonderbar genug traf ich in der Kutsche, die vorfuhr, meine drey Emigranten, mit denen ich von Ferrara reiste, und die nun diese Städte verlassen, und in Florenz einen unsichern Aufenthalt suchen müssen. Wir nahmen nachher noch einen Mann und Weib ein, oder vielmehr auf, denn sie setzten sich auf dem Vordersitze außer der Kutsche. Der Wagen war sehr bequem mit vier Sitzen innen und hinten mit einem Korb für das Gepäck. Vier Mäuler zogen ihn, die in Bergen am besten und sichersten gehen. Ich bezahlte von hier bis Florenz (15 gute Meilen) zwey Zechinen, zwey Mahlzeiten und das Nachtlager einbedungen, und ward gut gefahren und bedient. Sonderbar traf es sich, daß bei'm Lichte besehen, die ganze Gesellschaft, die mich umgab, aus Franzosen bestand, denn auch jener letzte war einer, und seine Frau eine Savoyerin, also auch eine halbe Französin. Dieser neue Freund war äußerst redselig. Er machte uns gleich mit allen seinen Sachen bekannt, war ein Stück von Juwelier und nannte sich einen Mercante d'antiquità, ein Normann seines Landes. Seit seinem 20sten Jahr — er war jetzt in den 40gen — hatte er in Genua gelebt, sich verheira-

thet, dann eine Flucht nach Spanien gemacht von 14 Jahren. Bey meiner Rückkunft, sagte er, fand ich, daß meine Frau sich verheirathet hatte, aber grade zwey Tage vor meiner Ankunft zum zweiten Mal Wittwe geworden war. Sie hätte mich gern wieder genommen, aber ich dankte. Doch war jener Mann nicht aus dem Lande, sondern in die andre Welt gegangen. Nun habe ich doch närrisch genug mir wieder einen Klotz, indem er auf seine Gefährtin zeigte, an die Füße gehängt, und ziehe mit ihr das Land durch auf Rom und Neapel, wo jetzt guter Einkauf zu machen ist. Von Spanien erzählte er Mord- Inquisitions- und Glücksgeschichten, und von sich selbst Abentheuer, die allen Glauben überstiegen. Dies alles in einem Gemisch von Sprachen und in einem Dialekt, die es noch komischer machten, denn er mischte häufig italiänische und spanische Wörter mit ein. Griff er unsre Geduld an, so that es sein kleines Weib noch viel mehr. Ich ließ sie, als wir aus Bologna heraus waren, in der Kutsche sitzen und nahm ihren Platz ein, um besser um mich sehen zu können, und sie war dafür so gefällig, alle Augenblicke mit der singendsten Sprache und der widerlichsten Stimme ihren Mann mit dem Namen Reyner anzuschreien, daß mein Trommelfell vor Angst hätte platzen mögen. Sonst war sie ein ganz niedliches und gutherziges Persönchen, dem man gar nicht böse seyn

konnte. Die beiden Geistlichen und der Baron dagegen machten mich, obgleich sie sonst gebildete Leute waren, mit ihrer Wuth gegen die neuen Franzosen, und mit ihren Wünschen und Hoffnungen fast toll. Sie finden in Florenz, wo es in Italien einzig noch etwas ruhig ist, eine Menge Unglücksgefährten. Diese Armen hören immer noch nicht auf, wie die Juden den Messias, eine neue Umwälzung zu hoffen, die ihnen ihr Vaterland wieder öffnen wird, das sie doch immer noch über alle Länder des Erdbodens erheben. Ich störte ihre Hoffnungen nicht durch Zweifel, und unterhielt mich angenehm über manches mit ihnen; denn selbst das Unglück nimmt einem Franzosen seinen leichten Sinn nicht.

Bologna liegt nicht weit vom Fuße des Apennins, und die Gegend erhebt sich sanft, so wie man aus der Stadt in den Süden hinein fährt. Im Norden hingegen fließt der Reno und man sieht nichts, als die unermeßlichen Ebenen, welche bis zum Po und zu Ravenna fortlaufen. Der Weg geht auf schlechter Chaussee durch schöne Gärten und Villen immer mälig bergan. Rechter Hand im Westen sind lustige Hügel mit Gärten und Gartenhäusern, und da sah ich noch einmal den Sitz der Madonna di San Luca, wohin auch ich gewallfahrtet war. Bald indessen verloren wir diese Gärten mit ihren Reben und Oelbäumen und Feigen,

und

und kamen in eine ganz andre Natur. Schroffe Felsen, mit Eichen und zahmen Kastanien bedeckt, wechselten mit kleinen Einschnitten, worin die fleißigen Menschen sich Gärten, Felder, Wiesen bereitet und Häuschen gebaut hatten. Diese Gärten und Schluchte waren zum Theil so allerliebst, daß ich mich eben so gerne darin eingenistet hätte, als in die Villen vor Bologna. Alles dieses machte die reizendste Abwechselung und Verschiedenheit, und alle Augenblicke begegneten uns Wagen und bepackte Maulthiere und Esel. Ich wanderte häufig, um so der schönen Erde desto besser und freudiger zu genießen. Als wir drey Meilen etwa gemacht hatten, ward die Aussicht himmlisch, wie der abendliche Himmel selbst. Hinter uns lag die Ebne mit der prächtigen Stadt ausgebreitet, und ferner hin dämmerten die Berge von Padua, links unter Rimini erschien das blaue Meer und sogar einige Segel sahen wir vorüber fliegen. Dies war uns allen so herzerhebend, daß wir in Einen Jubel anstimmten, und der großen Mutter der Dinge ein Loblied darbrachten. Die Gegend ward nun immer ernster und wilder, und die Klüfte und Felder hingen immer abschüssiger. Kleine Eichen und mächtige Kastanien, mit reicher Frucht beladen, begleiteten uns am Wege, und seltner hatten wir ärmliche Hütten und Dörfer zur Seite. Doch giebt hier noch Pflugschaar und Sense, und es giebt gar

hübsche grüne Alpwiesen, von kleinen Feldchen durchschnitten. Endlich schloß uns der Abend in seine braunen Schatten ein, und wir traten um halb acht Uhr zu Figliana, fünf Meilen von Bologna, ins Quartier.

Die Bergluft war kalt, und wir stellten uns also in der Küche um das Feuer, wo man unser Mahl kochte und suchte. Die Zeit konnte uns nicht lang werden, denn kaum ward Meyner warm, so kramte er aus, und erzählte solche ungeheure Geschichten aus Hispanien, solche verliebte Abenteuer, solche Wunder- und Helden- und Blutthaten von Ritterhauptleuten, Spielern und Zauberern, daß alles, was im Don Quixote steht, dagegen Kinderei ist. Zugleich machte er eine Fechterschule mit den Armen mit mir durch, bis endlich die Eßglocke schellte. Wir hieben lustig ein und legten uns gleich schlafen, weil unser Fuhrmann uns angesagt hatte, daß wir um 4 Uhr wach seyn müßten, wenn wir morgen Abend in Florenz seyn wollten.

Um drey Uhr war der Marsch mit dem Lichte da, und um vier saß alles in der Karosse. Ich dichte. Die Nacht war zu schön und die Gegend zu groß, um mit meinen Kameraden bis zu schnarchen, welche alle Fenster und Vorhänge zugezogen hatten. Es ging zu Fuße über hohe Berge, denen doch grünes Gebüsch und vielerley Wasser nicht fehlten. Gegen die Dämmerung waren wir auf

toskanischem Gebiete und mußten still halten, um unsre Päße visitiren und die Effekten versiegeln zu lassen. Dies währte ungefähr eine halbe Stunde. Der Morgen dämmerte roth und heiter auf über den Bergen, welche Nebel kreuzten. Diese fangen an kahl und öde zu werden, und nähren nur in ihren Klüften und Gräben einiges Grün und Buschwerk; doch auch hier sind noch, wo es eben ist, kleine Felder und hübsche gewässerte Wiesenstreifen, worauf Stiere und Mäuler weideten. Der Weg ist nicht steil, noch gefährlich, sondern windet sich sanft hinan. Um 8 Uhr hatten wir die höchste Höhe des Apennin, die wir zu passiren hatten, und die unter dem Namen Monte Traversa weit berühmter ist, als sie verdient. Ich habe in mehrern Reisebeschreibungen gräuliche Dinge davon gelesen, wie zur Zeit der Stürme Maulthiere mit Mann und Maus sind zurückgeworfen, und in die Abgründe geschleudert worden. Alles dieses ist Wind der Fuhrleute und noch blinderer Reisenden, die Augen haben und doch nicht selbst sehen mögen. Denn dieser Monte Traversa ist sehr flach und geht gar mit keinen Abgründen und Schlünden, sondern ganz sanft hinunter, und die Stürme von beiden Meeren, dem ligurischen und adriatischen, können auch so fürchterlich nicht seyn, da dieses Gebirg mit so vielen Brüdern nach allen Seiten umgeben ist, die eben so hoch, oder doch nicht viel kleiner

sind. Auch wegen der Aussicht hat es eben keine Vorzüge, und die von gestern war bey einer kleinern Höhe viel ausgebreiteter und gröber. Nicht weit nach diesem Uebergang über den Rücken des Apennin, sieht man links in einiger Entfernung einen Rauch, der als eine Merkwürdigkeit bekannt ist, unter dem Namen des Feuers bey Pietra Mala (ein Dorf). Diese Flamme, oder Flammen brechen an einem Berge auf einer Stelle von 25 bis 30 Fuß im Umfange blauleuchtend und hüpfend hervor, wie man von der Teufelsflamme bey vergrabenen Schätzen fabelt. Der Vetturino sagte auf meine Frage, es brenne dort von ewigen Zeiten her. Bey Tage sieht man meist nur Rauch, bey Nacht soll es oft weit leuchten wie ein Meteor. Dieser Vulkan ohne Krater und Spalten wäre der Untersuchung doch wohl werth. Wir sahen aus der Ferne nur den Rauch dieses Holzfeuers, (fuoco di legno) wie es der Fuhrmann nannte.

Wie wir nun wieder bergab fuhren, that sich uns eine ganz andre Gegend auf. Ueberall ist diese südliche Seite des Apennin viel milder und romantischer, als die nördliche, und öffnet sich zugleich mit schönen Thälern. Auch weit besser angebaut ist sie, und die Häuser in einem nettern Zustande. Ob aber die Gegend allein dies mache, oder die bessere Regierung nicht auch einen Antheil daran habe, das läßt sich wohl eher fragen, als entschei-

den. Man sieht keine Dörfer, oder doch selten, sondern immer nur einzelne Wohnungen, wo sich in den Bergen ein Feldchen, eine Wiese und ein Gärtchen findet, für eine Familie geräumig und reich genug. Kirchen und Klöster liegen auch meist wie jenseits auf hohen Bergspitzen, und geben einen schönen Anblick. Die Kastanien- und Eichenwälder fangen hier gleich an, und begleiten den Reisenden durch liebliche Thäler bergauf und bergab, bis er die Gegend hinter Monte Carello hat. Von hier an wird alles milder. Man fährt hoch und hat zu beiden Seiten eine anmuthige Aussicht über Thäler, die mit lustigen Wohnungen und Thurmspitzen wie besäet sind. Es geht wie durch einen schönen Garten. Reben voll der herrlichsten Trauben schlingen sich um ihre Bäume, oder stehen auch zum Theil nach teutscher Art an Stäben. Die Kastanienbäume werden seltner und stehen nur noch an den rauhern und felsigtern Plätzen, und Oel- und Feigenbäume kommen dafür, die letzten mit reifen Früchten, die ersten mit ihrer Trauerfarbe unter dem frischen Grün der letzten noch mit unreifen Beeren bedeckt. Jetzt findet man am Wege und seitweges schon anmuthige Villen, wo die hohen und dunkeln Cypressen wie Schildhalter stehen. Selten sieht man einen Park dieser Bäume. Gewöhnlich steht nur Eine, höchstens zwey Reihen vor dem Hause, oder auch rund herum. Sie stehen

wie Rieſen unter den andern Frucht- und Obſtbäumen. Nun erſt hatte ich das rechte Italien, und ſah das ſchönſte Land zum erſten Mal in ſeinem eigentlichen Gewande und unter den ſchönſten Bergen. Durch die Gärten, Weinberge und Villen laufen Gebüſche, Wieſen und Felder hin. Ich dachte an Plinius Landhaus am Fuße des Apennin, wie er in einem ſeiner Briefe es ſo reitzend ſchildert, noch mehr, als ein Jäger losbrannte, und bald noch ein andrer, der den Haſen erlegte, den jener verfehlt hatte. So wechſelte ein Thal nach dem andern mit dem Durchſchnitt einer ſchroffen Anhöhe ab, und wir hielten endlich in einem Wirthshauſe ſtill, das in einem Bergthale unter Feigen und Nußbäumen am Bache lag. Es gab ein gutes Mahl und guten rothen Florentiner Wein. Der Weg von hier windet ſich immer eng durch Bergthäler mit kleinen Feldern und Häuschen, bis endlich Reyner vom Bock ſchrie: voilà Florence! Alles ward munter. Ich ſprang aus dem Wagen und ſah eines der ſchönſten Thäler Italiens, das Arnothal und tief im Grunde die hohe Kuppel des Doms und den Thurm des alten Pallaſtes von Florenz. Wir rollten nun noch eine Meile bergab und fuhren mit der Dämmerung in die Stadt ein. Ich nahm im Gaſthofe della Gran Bretagna mein Quartier, und miethete mir die nächſten Tage ein

helles Gäßchen am Arno, nahe bey der gran piazza.

Gegenden um Florenz.

Ich werde in der Beschreibung der Umliegenheiten von Florenz etwas weitläuftiger seyn, theils weil diese das schönste Bild von dem Zustande Toscanas geben, theils auch, weil man bey einer allgemeinen Aufrechnung gewöhnlich so viel Kleines übersieht, was den Karakter eines Landes und Volkes aufschließt, so wie man in kleinen unwillkührlichen Zügen und Lichtseiten, die hervor springen, das tiefere Dunkel eines Einzelnen schaut.

Wanderungen in den Nordost von Florenz.

Ich hatte den 19ten Oktober bestimmt, Prato lino, das man mir seiner schönen Lage wegen rühmte, zu besuchen, und wandelte längst der Bologner Straße immer durch Fluren und Weinberge etwa ein anderthalb Meilen fort. Die letzte halbe Meile geht man auf schroffem Pfade, immer nur einzelne Bäume vor den Augen, bis sich unter kahlen Bergen ein sanftes Thal aufthut, worin Prato lino in seinen dunkeln Bäumen erscheint. Bald fand ich den Kastalde des Großherzogs, der, so wie wir in den Pallast traten, mich mit den Worten empfing: alles ist geplündert und nach dem Pallast Pitti gebracht. Ich fand diese Klage nur zu

wahr. Die großen Säle stehen leer und öde, und Tauben und Schwalben fliegen durch die zerbrochenen Fenster. Die Wände sind eingerissen, die Decken abgeblättert, die Fußböden hie und da versunken. Alles verkündigt den schnellen Verfall dieses schönen Gebäudes, wo nicht mit besserem Geschmack für die große Natur ein Retter erscheint. In dem ersten unteren großen Saale sieht man noch schöne Brustbilder der alten Mediceer, wie in den Gemächern ihre Ehrentage und Gelage zum Theil gemahlt sind. Diese und andre Gemählde liegen in Staub und Moder herum, und werden schon von Nässe und Würmern zerfressen. Wo man reich ist, wirft man so vieles hin, was man anderswo als ein Heiligthum bewahren würde. Es wäre wahrlich ein erlaubter Diebstahl, einige schönere Gemählde aus dieser Verwesung zu stehlen.

Die Ville ist von Franz dem Ersten gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts erbaut. Die Meister sind die beiden Buontalenti, Bernard und Franz, Vater und Sohn. Vor dem Pallaste ist ein schöner Hof im halben Monde. Zu den Seiten sind Wohnungen und Ställe, jetzt für Bauers- und Handwerksleute und für den Verwalter. Grade vor dem Pallaste am Hofe liegt der Park, der sonst durch seine Bildhauerei, Wasserkünste und Grotten die Zierde des Landes war. Vorne führt ein schöner grüner Platz an einen Teich, (vivajo, piscina)

der rund umher mit großen Steinen eingemauert ist. An seiner nördlichen Seite thront auf ödem Gestein, das in einer Weltverwüstung zusammengeworfen scheint, ein ungeheuer sitzender Riese, der aufgerichtet über 50 Fuß hoch wäre, ein Emblem des Apennin. Sein Bart, sein Haupt und Gebein ist mit Bröckel- und Tuffstein künstlich genug beworfen, und eben so hat er einen steinernen Pelz um, der seiner Figur wohl steht; aber auch dieses bröckelt immer mehr ab, und Gras und Moos ersetzt dies Kleid. Unter sich hat er einen Drachen, der aus seinem Maule einen Strom Wassers in den Teich speit, welcher von Fischen wimmelt. Ein andrer geflügelter Drache ist hinter seinem Rücken, auch ein wasserspeiendes Ungeheuer, das seinem Meister Ehre macht. Unten sind Grotten, mit Muscheln und Gestein künstlich und zierlich besprengt, es rieseln kleine Wasserröhren und Sprützen, und in seinem Bauche selbst ist ein niedliches Zimmerchen für eine Nereide, mit Perlmutter, Muscheln, Tuffstein und kleinen Wasserspielen geschmückt. Aber auch dieses einzige Denkmal wird bald zusammen fallen, woran Johann von Bologna so lange gearbeitet hat. Die übrigen Kleinigkeiten, die noch da sind, verdienen keine Erwähnung. Die Gänge selbst sind mit Gras und Gesträuch verwachsen, und die Bäume zeigen in ihrer Wildheit noch die Scheere des Gärtners, der sonst zierliche Wände aus ihnen zu

bilden wußte. Es laufen mehrere von diesem Teiche und zu beiden Seiten aus, und wechseln mit einzelnen grünen Plätzen, jetzt in ihrer wilden Naturschönheit noch lieblicher, als je vorher. Sie haben hier und dies ganze Thal hinunter, auch südlich im Garten hinter dem Schlosse, einen so hohen Wuchs, wie man sie in der ganzen Gegend nicht leicht findet. Ich habe um Florenz keinen Ort gefunden, der eine erhabnere Natur und Wildheit und Milde so vereint zeigte. Mächtige Eichen, Cipressen, Tannen und Pinien schmücken dieses reitzende Rund vor dem Schlosse, und unter ihnen steigen Laecien, (eine Art Eichen, ilex) Myrtellen und Lorbeern mit ewigem Laube empor. Die Gänge sind meist mit Lorbeerbüschen, Myrrthen, Lentaggio und andern Sträuchen eingefaßt, und noch jetzt blühen auf allen Rasen Blumen, die das Gebirge und kalte Quellenwasser lieben. Hinter dem Gartenplatz kömmt der Park, der mit Fichten und Eichen nördlich ans Gebirge hinaufläuft. Der Garten hinter der Ville ist im gestutztern Geschmack, und trägt Reben und Blumenbeeten, und hinter seinen Mauern rieselt ein Bach in vielen Armen durch Eichen, weiterhin im Osten steigen Rebenhügel mit Oel- und Feigenbäumen lustig empor.

Ich verließ diesen lieben Ort, und kletterte den Monte Senario hinan, eine einzelne Bergspitze im Norden in dunkeln Tannen, welche sich romantisch

unter ihren Gesellen erhebt. Dieser Berg ist berühmt durch seine Einsiedler aus der alten Zeit, und es ist nichts begreiflicher, als wie Menschen, die durch Schwärmerei, oder Ungeduld und Kummer des tollen Lebens satt geworden sind, sich hieher flüchten und allein mit den Geistern des Himmels und der Erde hier leben konnten. Auch mich wandelt oft ein Gefühl der Sehnsucht an, wenn ich solche Gegenden sehe, ein Gefühl, das uns sagt, wie vieles wir durch die Gesellschaft einbüssen, das sie uns kaum durch ihre besten Güter ersetzen kann; wie Himmel, Erde und Meer, Sonne und Mond mit ihren Sternen, wie die Bäume, die Blumen und die Kräuter doch dem Menschen erscheinen mögen, der von Jugend auf mit ungeknicktem und unverdrehtem Menschensinn unter ihnen gewandelt ist, o das ahnen wir kaum in seinen Augenblicken! Sollten alle Eremiten nur den Todtenkopf angeschaut und das Crucifix umhalst haben? ich zweifle. Jetzt steht hier unter den Fichten ein Kloster der Eremiten, die sich Diener der heiligen Jungfrau nennen. Die Stifter waren 7 edle Florentiner, die im 13ten Jahrhundert hier lange in Höhlen lebten. Später aber gab ein Florentiner, Benizi, der jetzt unter den ersten Heiligen prangt, dem Werke erst seinen Glanz. Er baute sich eine Laube aus Tannen, unter welchen er lange einsam, Winter und Sommer, auf diesem hohen Gip-

fel bebte. Ich saß unter ihren hohen Wipfeln und träumte von heiliger Anbetung des Erhabensten, was ein Mensch träumen kann, kroch in die 7 Grotten der Einsiedler, die man in der Einfassung des Klosters sieht, und besprach mich mit einigen Eremiten, besah noch das finstere Kloster von la Trappe Buonsolazzo, und wanderte dann immer bergab wieder in milderen Fluren von Florenz. Näher der Stadt und dem prächtigen Thore von San Gallo, besuchte ich noch mit heiliger Ehrfurcht die Ville Careggi, die Kosmus der Alte, der größte der Mediceer, im 15ten Jahrhundert erbaute. Diese ist merkwürdig, weil sie der platonischen Akademie, die sich unter seinem Enkel Lorenz in Florenz zusammen fand, zum Versammlungsort diente. Sie bestand aus den berühmtesten Männern der Zeit, die der pflegende Geist der Mediceer in ihre Vaterstadt sammelte, aus Lorenz von Medici, Marsilio Ficino, Angelo Poliziano, Hermolao Barbaro, Pico di Mirandula, lo Scala und andere.

Den nächsten Morgen, den 20sten Okt. wanderte ich wieder aus der Porta Pinti, um die nordöstliche Gegend, die zwischen dem Arno und dem Wege von Bologna liegt, zu entdecken. Ich hielt mich unten nicht lange auf, sondern eilte zur Höhe, um freiere Luft und Aussicht zu gewinnen. Bald war ich in dem schönen Cipressengang der Ville

Guadagni, wo die Ebne in Hügeln aufzusteigen beginnt. Gleich daneben kömmt man an ein Dominikanerkloster, und steigt von da zu der lieblichen Villa Girolano, die sonst ein Kloster war. In der Kirche liegt ein wackrer alter Künstler in Erz und Marmor begraben, Franz Ferrücci von Fiesole. Man sieht sein Bildniß, von ihm selbst in Porphyr gemeißelt. Von der Terrasse dieser sonnigen Ville hat man im Duft der Orangen eine der schönsten Ansichten der Stadt, die etwa drey viertel Meilen entfernt liegt.

Hoch über Girolamo in öden Gebirgen, wo nur Oelbäume, Feigen, Ginggiolen und Sorben stehen mit wenigen magern Reben, liegt die Kirche und der Pallast des Bischoffs von Fiesole, und zugleich ein hübsches Seminarium, stattlicher von Ansehen, als die beiden vorigen. Wenige andre Häuser liegen in der Runde umher, und man kann es jetzt nur noch ein Dorf nennen. Ehedem war es eine Stadt, und zwar eine solche, die die Florentiner so in Zorn setzen konnte, daß sie sie im Anfange des eilften Jahrhunderts von Grund aus zerstörten. Von ihrem vorigen Daseyn sieht man nichts mehr als einiges alte Gemäuer. Zwischen hier und Florenz ward im Anfange des fünften Jahrhunderts die fürchterliche Schlacht zwischen dem Gothenfürsten Radagais und Stilico geschlagen. Ueber Fiesole zogen sich noch viele Tausende

von Barbaren über den Apennin zurück, und gingen wieder über die Alpen nach Teutschland und Gallien.

Westlich über Fiesole war eine Art Feste auf einem abgeschnittenen Berge, wo sich jezt Franciskaner angebaut haben. Dieses schöne Kloster war das weiteste Ziel meiner heutigen Pilgrimschaft. Der Weg läuft von Fiesole steil, aber wohlgebahnt hinauf. Hier warf ich mich oben auf der grünen Terrasse hin, und genoß eine himmlische Aussicht. Ich übersah nicht allein die Ebne unter mir und die Stadt, sondern den ganzen Lauf des Arno und sein Thal, so weit es von Osten nach Westen fort läuft und von Bergen umschlossen wird. Hier hatte ich zum ersten Mahl die ganze Gegend von Florenz unter mir, und konnte jeden Ort der Lieblichkeit wieder finden. Im Norden sah ich Pratolino und den Monte Senario, und fern den grauen Apennin. Hinter dem Kloster nach Nordwesten läuft der Berg öde und steil hinab mit Cipressen, Eichen und Lorbeerbüschen, zu deren Füßen Oelgärten laufen. Auf der grünen Terrasse steht man den Vater des Ordens an einer Seite des Klosters mit dem Kreuz, und nicht weit davon berichtet eine Inschrift der Nachwelt, daß Joseph und Leopold 1775 auch von hier hinab schauten, und sich in den Bergen und Thälern von Fiesole wohl gefielen. Unten bemerkte ich noch bei'm Weggehen

an einem kleinen eisernen, an der Wand hängenden, Kreuze eine Inschrift, die mir eine kleine Aufklärung gab. Ich hatte die Leute bey so einem Kreuze sich oft tief bücken und es herzhaft küssen gesehen, nun sah ich, daß die Herren es nicht umsonst thun. Ich las: „wenn man dieses Kreuz an jedem beliebigen Tage, oder Stunde küsset, so erhält man völligen Ablaß für ein Jahr.“ —

Von hier ging ich wieder durch Fiesole und immer östlich, bis ich auf dem kahlen Rücken der höchsten Berge dieser Seite stand. Ein frischer Wind wehte um mich, und mit ihm schien aller Staub der Erde zu verfliegen, so leicht und heiter fühlte ich mich hier. Hier ist überall eine ganz andre Natur, als im Süden und Westen von Florenz, auch wenn man tiefer steigt. Sobald die Ebne aufhört, steigen die Hügel nur mit tiefen Einschnitten zu Bergen, von denen brausende Wasser über Steinklumpen rauschen. Jenseits sind sie mehr gerundet, und sehen von oben bis unten nur wie ein schöner Garten aus. Im Gebirg hier und in seinen Klüften sind die einzigen Bäume. Weißpappeln (arboni, alberi) und Eichengesträuch, seltner Tannen und Cipressen und einzelne Lorbeern und Kastanienbüsche. Unter diesen steht Myrrhe, Rosmarin, Haide, Tamarisken, (μυρίκη, myrice) Rhudrentoli und manche Blumen des Herbstes; an den Bächen Binsen, Ginestra, (eine Art Ginst

oder Hasengeil, das aber weicher und binsenähnlicher ist) und Bachbungen. Tiefer unten beginnen Oelberge und Reben. Ich fand eine Menge Steinbrüche und Arbeiter darin. Sie saßen eben bey dem Mittagsmahle in großen Marmorsälen, die sie ausgehauen hatten mit natürlichen Pfeilern, damit der Berg ihnen nicht über den Kopf komme und alles zusammen stürze. Einige dieser Marmorsäle träufelten rauschendes Wasser herab, und wären die schönsten Grotten für Einsiedler, wenn diese heilige Liebhaberei nicht so ganz aus der Mode gekommen wäre. Von hier stieg ich über niedrigere Berge zu den Ruinen eines alten Schlosses hinab, wo ich meinen Füßen eine kleine Ruhe gönnte. So wanderte ich durch die lachendsten Villen dieses östlichen Thals an den Arno, den ich eine Meile verfolgte, bis das Thal sich schloß. Unterwegs traf ich einen Wahnsinnigen in einem Dorfe, der wanderschön die Flöte spielte, die schon eine halbe Stunde vorher zu mir zu dem Berge hinaufgeklungen war. Kaum trat ich näher zu ihm, so hörte er auf und warf sich neben einem Sacellum der heiligen Jungfrau hin, und fing laut zu predigen an, so daß sich Kinder und Neugierige um ihn sammelten. Es war das verrückteste Zeug, was ich in meinem Leben gehört habe, aber der Mensch sah nicht ganz verrückt aus, und als er die Flöte wieder ergriff, schien eine Art himmlischer Entzückung aus allen seinen

Zü

Zügen zu leuchten. Mir fiel es ein, ob ein Wahnsinn nicht oft eine Wohllust des Daseyns ist, die diese tief fühlenden Menschen weit über ihre Hörer und Seher erhebt. Seine Worte waren offenbar die eines Tollen und gewiß meist nicht wahr. Er schwatzte, daß er im Gefängniß liege und eine ungeheure Summe zahlen solle, die er nicht aufbringen könne, doch werde Elias nächstens im Donnerwetter kommen, und sich mit einem Sack voll Gold zu seiner Flöte hinabneigen, und dann wolle er diese Flöte nur an heiligen Festtagen, und in den Kirchen spielen. Er schalt die Fürsten alle blinde Maulwürfe, und meinte, er müsse sich an den dort oben wenden, um sein Recht zu haben. Seine Flöte hallte mir noch lange nach, auch als ich sie nicht mehr hörte, und so ging ich träumend am Arno hin, und wandte mich endlich, als ich das Ende des Thals hatte, um an seinen Ufern wieder zur Stadt zurück zu gehen. Dieses Thal läuft ungefähr fünf viertel Meilen östlich von der Stadt und erweitert sich, wie es der Stadt näher tritt. Der Anfang ist unbeschreiblich schön durch die herrlichen Villen, die jenseits auf den Hügeln liegen, welche nahe an den Strom treten. Der Strom selbst ist mit Weißpappeln begränzt, und meistens mit Wall und Mauern eingeschlossen, um die niedrigen Pflanzungen vor Ueberschwemmungen zu sichern. Auf diesem Wall geht es lustig zur Stadt,

und der Gedanke dringt sich einem von selbst auf, daß es nicht leicht einen bevölkertern Fleck der Erde geben kann, als die Gegend um Florenz, noch einen schönern, wenn die Menge der Villen und Klöster nicht einige sanskülottische Gedanken eingäben. Wie viele müssen nicht arbeiten, damit eben so viele vielleicht faullenzen und beten? etwas anders sollte es wohl seyn, auch wenn mir die levellers herzlich verabscheuen.

Das Volk ist arbeitsam und thätig und alle Hände, die sich nur noch rühren können, sind in Bewegung. Jetzt werden die Bäume gerupft und die Reben und Zweige ausgeschneitelt, zum Futter für das Vieh und das Gröbere zur Feurung. Andre hacken und graben und säen für das künftige Jahr, schneiden die Rohrstangen an Bächen und in Gärten, wo man Rohrpflanzungen hält. Andre fahren auf den Straßen mit einem dürren Eselein, oder auch Buben mit Körben am Arm, worin sie sammeln, was die Pferde und Mäuler fallen lassen. Noch andre endlich sitzen an den stillern Plätzen am Vogelheerde mit einer Menge Anlocker und Scheuer; denn die Weinberge und Gärten wimmeln von Krametsvögeln, Drosseln, Ortolanen, Finken und Zeisigen, die eingelockt und dann gerupft und ungerupft in der Stadt umgetragen werden. Ja sogar am Strom sah ich einen Mann, der große Haufen Rohr und Reisig, so der Strom bei'm neu-

lichen starken Regen ans Land geworfen hatte, zusammen gebracht hatte, und zu einer Art Kohlen brannte, die er nachher um einige Paoli verkauft. Weberstühle für die Weiber findet man in vielen ländlichen Häusern neben den andern Geräthen des ländlichen Fleißes, und große Laken Leinwand zum Theil um die Espen gewunden und so bleichend. Der Tauben sind eine ungeheure Zahl und alle Weinberge voll davon. Sie haben bey vielen Bauerwohnungen und selbst bey einigen Villen Thürme von zwey, drey Stock, wo sie nisten. In den Feldern findet man noch Saggina, eine Art brauner Hirse und Feldbohnen und Wicken gesäet, die entweder als Futterkraut abgemähet, oder als Dünger mit der Wintersaat untergepflügt werden. Aehnlich fand ich es schon in Staiermark und Krain.

Die schöne Ebne unter diesen nördlichen Bergen, zwischen dem Strom und der Stadt, heißt la pianura di San Salvi, von einem der berühmtesten Klöster darin, der Nonnen von San Salvi. Dieses soll schöne Gemählde haben. Ich fand aber wegen der heiligen Jungfrauen Schwierigkeiten eingelassen zu werden. Die Einfassungen der einzelnen Besitzungen sind entweder hohe Mauern aus Ziegeln und Feldsteinen, oder kleinere aus auf einander gesetzten Feldsteinen, worauf gewöhnlich noch eine lebendige Hecke prangt; oder es sind bloße

Hecken aus Hagedorn, Cipreſſen, Hartbaum, Ligu-ſter, Myrrthen, Brombeeren, Epheu und andern zuſammen geflochtenen Dorn- und Rankengeſträuch, denen man oft noch einen Graben zum Schutz ge-geben hat; oder es ſind endlich bloße Stacketen aus Rohrhalmen mit kleinen hölzernen Stäben, die hier reſpektirt werden.

Wanderungen in den Südoſt von Florenz.

Ich will nun immer ſo vom Norden rund um die Stadt fortgehen, und meine einzelnen Tagfahr-ten beſchreiben, bis ich wieder im Nordweſten zu der Porta San Gallo komme, von wo ich meinen erſten Ausflug gemacht habe.

Nachdem ich meine Morgenandacht im Pallaſt Pitti und Garten Boboli gemacht hatte, wanderte ich durch die Porta San Niccolò und ſchlenderte das ſchöne jenſeitige Arnothal durch, bald näher am Strom, bald an und über den Weg nach Arezzo. Von Florenz läuft es etwa 6 Miglien, ſo wird es von Bergen umſchloſſen, und ſeine größte Breite mag drei viertel Meilen ſeyn. Es iſt ein anmuthi-ges Thal und noch fruchtbarer und bebauter als die geſtern durchwanderte Ebne von San Salvi. Auch hier wimmelt es von Villen und Klöſtern, doch was ſoll ich Namen herrechnen? Etwa 5 Miglien von Florenz liegt die Kirche der Maria dell' Im-

pruneca, die ich des Spaßes wegen besuchte. Sie hat ein berühmtes Marienbild, zu dem in allen Nöthen und Freuden gewallfahrtet wird, und von dem die Legende viele Mirakel erzählt. Man wollte der heiligen Jungfrau, die in einer Pest sich so hülfreich und gnädig erzeigte, eine Kirche bauen, aber ihr mißfiel der Platz, wo man den Bau angefangen hatte, und sie stürzte jede Nacht zusammen, was man des Tages aufgeführt hatte. Warum sie dies nicht auch des Tages that, erzählt die Legende nicht; sie muß sich doch wohl vor den Leuten dieser wirklich leidigen Prellerei geschämt haben. Man beschloß endlich, ein Ochsenurtheil entscheiden zu lassen, jochte zwey Stiere zusammen, hinter welchen man Steine lud. Wo sie still standen, da fing man an zu graben und den Grund zu legen. Und o Wunder! eine polydorische Klagestimme tönte aus der Erde, wo ein Arbeiter zu unsanft mit der Hake Grund suchte. Alles lief hinzu und man fand nichts geringers, als die Jungfrau mit dem Kindlein im Arm, die seither so großes für Stadt und Land gethan hat. Man findet die Geschichte in dem Tabernakel der Madonna in einem Basrelief aus Marmor, woraus ein Pater sie mir mit vieler Redseligkeit verdollmetschte. Die Kirche hat sich wohl dabey befunden, und ist durch Opfer und Weihgeschenke reich geworden. Ich bestieg von hieraus die Berge, welche die süd-

östliche Gegend von Poggio Imperiale bis zur Karthause von dieser absondern. Diesseits ist der Berg oben mit Eichen und Kastanien und kleinen Sträuchen besetzt, weil er der Sonne abwärts liegt, jenseits hat man sogleich Oel und Reben. Ich wanderte seinen Rücken hinab immer näher der Stadt zu durch Oel- und Rebengärten, wo ich naschte, was die Winzer etwa hatten hängen lassen. Es war ein rechter Naschtag, warm und lieblich und die Luft so klar, daß auch kein kleinster Laut verloren ging.

Diese schönen Berge und alle ihre Nachbaren hinter Villa Imperiale und der Karthause im Süd-ost, tragen den besten und lieblichsten Florentiner Wein, der aus weißen Trauben gepreßt wird, und unter dem Namen Verdee auch Borgo bekannt ist. Nahe der Stadt hinter dem Garten Boboli und dem Fort, werden diese Berge immer steiler und ein wahrer Oelberg. Hier liegen ein Paar berühmte Kirchen, die des Klosters San Francesco al Monte und des San Miniato. Man muß beide besteigen, um einmal eine Stadt im eigentlichen Sinn unter den Füßen zu haben. Besonders schön aber ist die Lage und die ganze Aussicht der Kirche San Miniato, die mit ihren hohen Mauern auf dem schroffen Berge eine Art von Festung bildet, und mit Epheu und dichtem Eichen- und Lorbeergesträuch verwachsen ist, aus denen sie mit ihrer

linken Vorderseite freundlich auf die Stadt hinabsieht. Der heilige Miniato muß ein wunderfrommer Mann gewesen seyn, wenigstens ist die Anekdote von seinem Ende möglichst stark. Er wohnte mit einigen frommen Gefährten hier auf diesem Hügel. Decius ließ viel an ihm probiren, um seinen Glauben zu verlocken, da aber dies nichts half, so ward ihm der Kopf abgeschlagen. Dies geschah diesseits des Arno. Miniato kam dabey nicht aus der Fassung, sondern setzte sich den Kopf auf den Rumpf, und spazierte über den Arno den Berg hinan, wo er gebührend und am gebührenden Orte seinen Kopf wieder ablegte, und mit ihm zugleich das irdische Leben. Dies und die Wunder, die seine Gebeine noch später thaten, verdiente wohl eine Kirche. Sie sind nach Monte Oliveto transportirt, dessen Bewohner in dieser Kirche den Dienst haben. Ich besah noch das Kloster von San Francesco, und stieg dann den Weg hinunter, der eine via crucis ist, den ich nun freilich bequemer machte, als die ihn mit gebührenden Reverenzen gegen die Kreuze, die hier stehen, hinanklimmen. So kam ich grade auf die Pforte San Miniato, die aber, wie die von San Giorgio, immer geschlossen ist, vermuthlich, um hier seinen Einnehmer halten zu müssen. So muß man nun den langen Weg um die Mauern bis zur Porta San Niccolo machen. Dies ist äußerst unbequem, und macht für manche,

die hier hinter der Stadt Gärten und Felder haben, oder wohnen, einen Umweg von einer viertel Meile. Eines dieser Thore, die die Mitte der jenseitigen Arnoſtadt halten, ſollte billig für Fußgänger offen ſeyn. Nun giebt es nur die beiden Endthore San Pietro Gattolino und San Niccolo, die über eine viertel Meile von einander entfernt ſind.

Meine zweite Tagfahrt ging ſchon weiter von Oſten in den Süden, und gehört zu den ſchönſten Tagen meines Aufenthalts in Florenz. Es war der 22ſte Oktober, als ich um 8 Uhr durch die Porta romana, oder San Pietro Gattolino meinen fröhlichen Marſch antrat, und mich zuerſt auf die reizende Villa Imperiale wandte, wo bald der König von Sardinien einziehen ſollte. Man ſteigt durch eine feine Allee von Cipreſſen und Leccen ſanft bergan, die etwa eine halbe viertel Meile, von der Porta Romana an gerechnet, lang ſeyn mag. Am Eingang und Ende ſind Statuen. Sehr ſchön ſtehen hier ſogleich daran unter ihrem Himmel, leidlich aus Marmor gebildet, in einem vertieften Runde die vier Statuen, Homer, Virgil, Dante und Petrarca. Ferner kann man unter koloſſaliſchen Bildern den Arno und die Arbia ſehen, und vor dem Pallaſte den Atlas mit der Himmelskugel, und Zeus mit dem Donnerkeil. Es iſt eine nette Villa auch von Buontalento. Die Gärten ſind hübſch mit mancherley Natur- und Kunſtzierden, die Zim-

war elegant und wohl erhalten, und mit einigen guten Gemählden unter vielen mittelmäßigen verziert. Man war eben am Südende mit einem prächtigen neuen Bau beschäftigt, der diese Ville um die Hälfte größer macht. Von allen Bildnissen und Schildereien gefiel mir vor allen die reitzende Maria von Tizian und die beiden Köpfe des Petrarch und der Laura, die in so eine Ville, nur nicht in so eine bunte Gesellschaft gehören. Von hier ist eine herrliche Aussicht im Osten auf die besten Weinberge um Florenz, und in Süden auf die Karthause und ihre Umgebungen. Bald stieg ich von hier die Hügel hinan, wo die Verdee wachsen.

Die ganze Gegend scheint nur ein Garten, und ist mit Reben, Oelbäumen und andern Früchten besäet. Die prächtigsten Villen liegen umher und wechseln mit Klöstern und Kirchen. Schwerlich giebt es um Florenz eine lustigere und lachendere Gegend, als diese gegen Osten; so wechseln Hügel und Thäler, Berge und Ebnen, Gärten und Wiesen und Felder in mannigfaltiger Anmuth. Unten in den Thälern laufen schnelle Bäche, mit Espen und Erlen umpflanzt, und mit hohem Rohr verhüllt. Ich traf so einen rieselnden Bach. Pferde und Kühe grasten auf seinen Wiesen, die Knaben, die sie hüteten, sangen lustige Lieder. Ich warf mich nicht weit von ihnen unter Pappeln hin, dachte an Theokrits Kalabrien und Sicilien. Von hier ging

es nachher bergan, und immer durch Reben- und Baumpflanzungen, über Schlüchte und unebene Pfade auf die südlicher liegende Karthause zu, die ich einige Stunden nach Mittag erreichte.

Diese Karthause liegt südlich von Villa Pamphili, etwa drei viertel Meilen von der Stadt, auf einem einzelnen Hügel, der rund umher abgeschnitten ist und hohe Berge hinter sich hat. Natürlich braust ein Giesbach in tiefen Ufern um ihn herum. Lorbeern und Oelbäume, mit Hölzern, Eichen und einzelnen Cipressen gemischt, kränzen ihn zum Fuß und laufen in Terrassen bis an die Mauern des Klosters, das im weiten Umfange den Berg krönt. Diese Büsche werden oben zu lustigen Gärten, die eben so gut ein Lucullus, als ein Karthäuser bewohnen könnte. Ein gut gepflasterter Weg führt steil im Süden in das Kloster. Wie ich ihn hinaufkomm, saßen mehrere weißkuttige Dickbäuche oben auf den Mauern und guckten in die schöne Welt, die ihnen freilich gesperrt ist. Sie zeigten mir mit vieler Gefälligkeit ihre Kirche und Kloster, so viel sie konnten. Es hat manche gute Gemählde aus der Leidensgeschichte von Pontormo und Guido Reni, und eine Menge Reliquien. Zu diesen kann noch eine hinzugekommen, womit sich die guten Karthäuser gar viel wissen. Dies ist der heilige Vater von Rom, der hier seit einiger Zeit sein Quartier gehabt hat. Ich habe ihn nur von Weitem

gesehen, wie er officiirte und einer Menge Volks, die hinzugelaufen war, den Segen ertheilte. Ob mir etwas davon zugekommen ist, weiß ich nicht, weil ich ihn nicht gläubig empfing. Es ist eine stattliche Figur voll Freundlichkeit und Ernst, mit einem feinen Bauche und feurigen Moisesgeschicte. Der sicherste Beweis dafür ist, daß mich auch gar kein Gefühl des Mitleids mit gefallener Größe anwandelte, dessen man sich sonst doch nicht leicht erwehren kann. Er ist mehr groß, als mittlern Wuchses, und hat noch jetzt eine so brave Miene, daß ich es wohl glauben will, daß er ein schöner Jüngling gewesen ist; da er noch als Greis das Weib verdiente: cum' è bello, quum' è santo.

Von der Karthause wendete ich mich mehr südlich, und die Freuden des schönen Tages stiegen mit den Bergen. Die schöne Gegend war mir bisher nur ein verschlossenes Buch gewesen, aber von diesen Bergen, die ich nun erstieg, sah ich sie in all ihrer Lieblichkeit unter mir ausgebreitet, sah im Süden und Westen ferne Tannenberge dämmern, sah den Lauf des Arno in den Westen hinein bis Poggio a Cajano. Ich flatterte unter Oelbäumen und Eichen von hier zu einer niedlichen Einsiedelei, die der Karthause grade gegenüber lag, ein Gesteche aus Eichen und Cipressen zu einer dichten Laubwohnung mit zwey Ausgängen, Bänke und Sessel aus Steinen und Holz drinnen, Kühe

und Geräth des Vogelstellers aufgehangen. Wir gefiel dieses Kriechloch menschlicher Größe sehr, und ich segnete den Großen, der den Einfall hatte, auf ödem Gebirg so ein Plätzchen der Ruhe und Freude zu bereiten. Durch Gebüsch stieg ich [illegible], kam an einen Bach und fand an der Brücke einen Leichenzug heranziehen, der schon aus der Ferne mit eintönigem Gebrumme mir entgegen [illegible]. Voran gingen vier Männer mit Fackeln; dann folgte ein Ding wie ein heiliges Panier mit [illegible] und einem Todtenkopf, auf schwarzem Grunde [illegible] gemahlt; das Gefolge, eine lange Reihe, [illegible] te nun, die Priester in weißem und bunten [illegible] gewande, die Bauern und Folger alle in [illegible] und hellblauen weiten Ueberhemdern, die mit [illegible] Gürtel an den Leib geheftet tief zur Erde [illegible] hingen. An den Seiten und in der Mitte [illegible] noch mehrere Fackelträger. Wann Stille war, [illegible] sprachen, scherzten und lachten Geistliche und [illegible] aber sobald die erste Stimme den Gesang [illegible] ward das Blöcken allgemein. Ich eilte, [illegible] aus dem Wege zu kommen, und ging [illegible] schauerlichen Grund fort, wo mich nur Eichen [illegible] Buchen und hängende Felsen umgaben, und [illegible] ne Wiesen zum Bache sich senkten. Endlich [illegible] ich wieder die Höhe, und machte vor der [illegible] den Sonne noch ein Paar Besuche an zwey [illegible] lichen Stellen dicht vor der Stadt.

Der erste war das Kloster Monte Uliveto gleich vor der Porta à San Frediano linker Hand, wo man einen graden Fußsteig und mehrere steinerne Stuffen hinansteigt. Die Kirche ist recht hübsch und das Kloster einfältig und ungeschmückt, und die Väter haben ihre Gärtchen, ihre Vogelbauer und Taubenschläge, weil der Mensch doch etwas haben muß, was er lieben, oder womit er spielen könne. Aber das schönste was sie haben, ist ein runder Hügel südlich über dem Kloster, mit Cipressen eingefaßt und mit einigen Bänken besetzt. Man steigt mehrere Stuffen hinauf, und sieht dann über das Kloster selbst weg. Man hat eine schöne Aussicht auf die Stadt, eine weit schönere aber in das südwestliche Arnothal bis an die Berge hinter der Karthause und Poggio a Cajano.

Von hier geht man durch einige Thäler südöstlich, und kömmt nach der Villa Bellosguardo, die der Porta romana näher und weit höher liegt, als Monte Uliveto. Diese reitzende Ville hat von ihrer Lage den Namen, aber der Hinabblick auf die Stadt ist sicher der schönste, den man in der Nähe von Florenz hat. Man sieht sie hier meist der Länge nach, von dem Arno in zwey ungleiche Hälften getheilt. Das Gewimmel der Brücken, der Glanz der Palläste des Arno, die Kirchen mit ihren Thürmen und Kuppeln, alles tritt so lebendig hervor. Boboli, Villa Imperiale, die Karthause und weit

über der Stadt der Monte Senario, Pratolino mit seinem Hain, San Francesco und Fiesole, und die Ebnen San Salvi und Ripoli kommen wieder. Und dies alles ist die Sache von ein Paar Stunden, da es der Stadt so nahe liegt.

Ich habe mehrere Villen der Großen gesehen. Sie sind in eben dem Geschmack, den die des Fürsten haben, und manche der Großen thun es ihm an Eleganz und Kunst fast gleich. Der Reisende thut wohl, wenn er einige besucht und die übrigen von Ferne bewundert. Ich habe die Villa Colazzi, die der Torsini und Castel Pulci der Ricardi gesehen und habe genug. Immer sind sie, wie ihre Schwestern, eine Zierde dieses einzigen Thales; aber der Fremde thut wohl, aus dem ganzen Strom zu trinken, und nur einige der lieblichsten Quellen zu kosten. Die meisten haben niedliche Gärten, Hecken und Gänge von Lorbeern und Alleen von Cypressen; aber die melancholischen und schwärmerischen Lauben des Nordens, deine Alleen, Wörlitz und Sanssouci, sucht man umsonst. Man sieht sie nur in Pratolino und wenigen andern Plätzen. Das Uebrige spricht nur Licht und Freude und Heiterkeit, und hat noch am Ende des Oktobers den leichten und anmuthigen Karakter der Jugend und des Frühlings.

Der Anbau dieser Berge ist äußerst mühsam, und man kann mit dem Pfluge wenig ausrichten,

sondern Hacke und Spaten müssen das Beste thun. So erfordert dieser Wein- und Oelbau unbeschreibliche Geduld und Arbeit. Ich finde hier noch ganz den alten Virgil wieder. Auf den höhern Bergen stehen Oel- und Feigenbäume, Sorben, Giuggiolen, mit Reben gemischt. Doch ist der Weinbau mehr an den Mittelbergen, wo seine treuen Stützen, die Ahorne und Ulmen erst wachsen. Diese sind in Reihen gepflanzt, die gewöhnlich Zwischenräume von 10 bis 12 Ellen und mehr haben, worin man Getreide säet, und Kohl, Rüben, Artischocken und andre Gewächse zieht. Eben so ist es tiefer in den Thälern, wo die Zwischenräume noch weiter sind, und noch mehr zum Kornbau benutzt werden. Hier unten müssen dann die Stiere das Beste thun, doch bleibt Hacke, Spaten und Schaufel noch nothwendig, weil der Weinstock ein mürbes Land verlangt, und der Boden sehr lettig und schwer ist. Sie halten gewöhnlich tief ein mit ihren Pflügen. Alles ist jetzt in Bewegung, um die herbstlichen Arbeiten zu vollenden. Man hacket und pflüget die Felder und Gärten, säet die Wintersaat aus. Die Weinlese ist vollendet, man sieht nur noch Feigen, Kastanien und Oelbeeren auf den Bäumen. Einige ziehen, wo Pfähle den Wein stützten, diese aus, und lassen die Ranken zur Erde fallen, nachdem sie sie wohl von den Blättern und zarten Zweigen entblößt haben; andre sitzen mit Kiepen und Kör-

den auf den Bäumen, und schneiden und rupfen ihre zarten Zweige und ihr letztes Laub und das ihrer Reben ab. Ueberhaupt muß alles was Baum heißt, Eiche, Esche, Erle und Ulme auf diese Art als Wiese dienen. Selbst das habe ich hier an einigen Stellen gesehen, daß man die Reben, wie jenseit Triest, häufig mit Staub besprengt. Man sehe Virgils Georgika II. 418. Aber bey der Weinlese habe ich immer auf meiner ganzen Reise kein Jubeln gefunden. Jeder sammelt mit seinen Leuten still ein, wie ihm der Tag schön dünkt, und man spitzt vergebens die Ohren, das Jauchzen und die muthwilligen Lieder des Bacchus zu hören.

Der Bauer hat gewöhnlich ein Paar schöne Ochsen, die das Stück 50 bis 60 Thaler kosten; die größern und reichern haben noch wohl Pferde und Maulesel, welche gewöhnlich die kleinen Karriolen und Wägen zur Stadt ziehen, und auf steinigten Wegen den Pferden weit vorzuziehen sind. Auch der Pöbel der Zugthiere, die Esel, sind in Menge hier. Die Ochsen haben meist die ungrische Silberfarbe, aber einen breitern Bau bey kleineren Hörnern. Büffel sieht man wenige. Sie ziehen viel mehr, halten auch weit länger aus, als die Auerochsen, haben aber ein weit schlechteres Fleisch, und darum sind sie wohl in den meisten Ländern von diesen verdrängt worden. Die Wohnung des Bauers ist meist zierlich, mit Ziegeln gedeckt und

ge-

gemauert, oft mit Fenstern, aber eben so oft blos mit hölzernen Läden, die nur bey schlimmen Wetter und zur Nachtzeit geschlossen werden. Gleich im Eingang ist das gewöhnliche Zimmer mit einem Kamin, der zugleich zur Küche und zum Ofen dient, und wo man bey kaltem Wetter sogleich Feuer anmacht und sich in der Runde herumsetzt. Zur Seite dieses Eingangs sind dann mehrere Zimmer, die das gewöhnliche Wirthschafts- und Hausgeräth, und manches was zum Acker- und Weinbau gehört enthalten, und zu Schlafkammern und Vorrathszimmern dienen. An einem andern Ende sind Ställe für Rinder, Ochsen, Pferde, Schweine und Federvieh, größer, oder kleiner nach dem Bedürfniß und Vermögen eines jeden. Oben endlich ist noch Raum für Heu, Holz, gedroschenes Korn und andre Sachen. Das wenige Korn, das sie bauen, schlagen sie gleich aus und setzen das Stroh in Miethen, (pagliajo) oder sie setzen, wie in Ungern fast allenthalben, das Korn in Miethen (biche) und schlagen es im Herbst erst aus. Die Strohmiethen sind rund um eine Stange (lo stile) gesetzt, und werden oben mit einem Dache aus geflochtenem alten Stroh, oder Rohr sehr nett gedeckt, damit der Regen nicht viel schaden könne.

Die Tracht ist, wie allenthalben in Italien, Hosen, Westen, Jacken, selten sieht man einen Rock, oder Kittel, wohl aber bey schlimmen Wet-

ter eine Art Mantel, oder Regenschirm. Die Farben sind meistens grau und braun, seltner blau; die Strümpfe gewöhnlich weiße baumwollene und zwirnene, wozu sie schwarze und braune Schuhe mit Bändern tragen. Bey ihrer Feldarbeit gehen sie jetzt noch alle baarfuß. Die Bäuerinnen alltäglich sehen wie die unsrigen aus, doch etwas zierlicher, weil sie weißere Strümpfe, bunte Schürzen, und nettere Köpfe ohne Hauben zur Schau tragen. Ihr Haar flechten sie gewöhnlich in mehrere Flechten, die sie hengen lassen, oder in einen Cirkelwisen aufstecken; darauf setzen sie einen Hut, wie den Deckel eines Bienenkorbes, die hohle Weite oben, und die Seitenränder wie Flügel empor stehend. Dieser Strohhut scheint auf dem gedrechselten Köpfchen nur leicht zu schweben, und ist mit einem bunten Bande umwunden, und mit Blumen aus Federn und einigen glänzenden Zitternadeln geziert. Eben so tragen die Männer gewöhnlich Strohhüte, weiße und schwarze, die sie sich selbst machen. Die Mädel und Weiber sehen in ihrer bunten Tracht und dem gewaltigen Hut drollig genug aus, wenn sie, drey, vier auf einen Barroccio gepackt, und von Einem Rosse, oder Maul gezogen, an festlichen Tagen zur Stadt kommen. Auch ihr Jöpchen und Rock ist recht zierlich und mit tausend Flittern und Bändern um Arme und Schultern geziert. Stiefeln habe ich noch bey keinem Bauern ge-

sehen; sie reiten, fahren und gehen in Schuhen, und tragen allenfalls die Ackerstiefeln, oder Steigbügelstrümpfe, (calzette a staffa) wie sie sie nennen. Stiefeln sind überall eine seltne Art und selbst Signori reiten in Schuhen in Stadt und über Land, und halten oft mit der einen Hand einen mächtigen Sonnen- und Regenschirm, während die andre die Zügel regiert. Wie ich nun die Bauern geschildert habe, so ungefähr ist die Klasse der Handwerker, die auf dem Lande entweder in einzelnen Häusern, oder in Flecken und Dörfern (borghi, popoli) wohnen, die Schuster, Weber, Schneider, Schmiede und andre, die kleine Gewerbe treiben, als Höckerei und Schenke.

Ueberall aber entgeht einem die Bemerkung nicht, die über die Weinländer eine alte ist, daß nur die großen Besitzer reich werden, die untern Arbeiter und Bauern selbst, die keinen langen und großen Verlag machen können, hingegen ärmer sind, als die Kornbauern auf der Ebne. So gut und zierlich auch einzelne Wohnungen und Dörfer sind, so gut auch meistens ihre Kleidung seyn mag, und so sehr sie sich ihrer jetzigen Regierung rühmen, so leuchtet es doch jedem ein, daß sie nicht fett leben, und selten Fleisch, Milch und nahrhaftere Speisen haben, sondern vom Brode und leichten Suppen und von Früchten leben müssen. So wird die Tugend aufgefüttert, und so leben die

Jünglinge und Männer fort. Was Wunder denn, daß man meistens freilich wohlgebaute und gebildete, aber nicht starke Körper erblickt. Es ist hier grade ein umgekehrtes Verhältniß zwischen dem Städter und Landmann; denn der erste zeichnet sich durch einen markigern und stärkern Bau aus. Die sicherste Probe sind die Soldaten, die doch meist aus den Bauern ausgelesen sind.

Wanderungen in den Südwesten der Stadt, nach Poggio a Cajano den 24sten Okt.

Ich wanderte früh Morgens aus der Porta a San Frediana die Livorner Straße, indem ich rechts immer den Arno in der Nähe hatte. Es ist fünf viertel Meile lang eine weite Ebne. Ich ging dicht unter Monte Uliveto hin, sah noch einmal links am Wege die schöne Villa der Riccardi Rospigl Pulci in seinen Cipressen. Auch einige ganz hübsche Dörfer findet man am Wege. Nach einem Marsch von ungefähr 6 Miglien passirt man den Arno über eine Brücke, und nun muß man wieder bergan wandern von Hügel zu Hügel, die alle mit Dörfern und Villen bedeckt sind, und endlich im Westen in dämmernde Berge sich verlieren, die Fichten auf ihren Schultern tragen. Sie laufen in einem weiten Cirkel um das Arnothal, und sind

endlich im Norden an den Apennin. Von diesen Hügeln ging es wieder ins Thal, und bald war ich zu Poggio a Cajano, das von diesem Anhöhen etwa drey viertel Meilen entfernt liegt. Es lehnt sich an einen anmuthigen Hügel, der die Ebne schließt und im Süden seine Brüder höher und höher sich erheben sieht, die wegen der trefflichen Weine, die sie tragen, unter dem Namen Poggi di Carmignano berühmt sind. Dieses schöne Schloß ward von Lorenz angefangen, und von Franz dem Ersten vollendet. Vorzüglich schön ist der große Saal, wo man von Andreas del Sarto, Pontormo und andern Scenen aus der römischen Geschichte gemahlt findet, die auf die Thaten der Mediceer anspielen. Diese Ville wird nächst der Cascine im Prado bey Florenz von dem Fürsten am fleißigsten besucht. Durch lustige Gänge steigt man sanft den Hügel nördlich hinab, und kommt in eine niedliche Meierei des Großherzogs, wo treffliche Wiesen und Weiden für das Vieh sind, das mit ächt hollsteinischen Eutern und Schultern graset. In dieser Flache, die für den Wein und seine Bäume zu niedrig ist, hat man zuweilen Reis gebaut; doch will es zum Glück für das Land nicht recht fort. Hier ist auch ein Park für Dammhirsche, Fasanen und anderes künstliches Wild.

Ich wanderte nun die Straße von Pistoja nach Florenz durch die Ebne zurück, die die niedrigste

und weiteste um Florenz ist, wo daher mehr Korn, als Wein gebaut wird. Bald hatte ich den Arno rechts wieder näher. Der Regen nöthigte mich, in eine Bauerhütte einzugehen, wo ich Treuherzigkeit und Liebe fand. Nach alter Sitte ward ich mit einem Bocale Wein bewillkommt, und saß dann ein Stündchen mit den lieben Leuten schwatzend um das knisternde Feuer des Kamins, wohin sie aus dem Weinberge der Regen getrieben hatte. Ein Greis saß zunächst mit grauem Haupte an der Flamme, und ein freundliches braunes Weib machte Strohflechten. Ich ließ mir manches von ihrer Wirthschaft erzählen, und wanderte dann träumend zu den großherzoglichen Cascinen am Arno, als der Regen aufhörte. Hier gab es, wie in den Promenaden des Prado eine Menge Menschen zu Fuß und zu Wagen, ich fand ein Paar Franzosen aus Mailand, mit denen ich durch die Porta al Prado mit dem Abend die Stadt erreichte.

Letzte Wanderung in den Westen der Stadt im December.

Es ging wieder zuerst dem Prado zu. Diese reitzenden Spatziergänge und Spatzierfahrten sind um so angenehmer, je näher sie der Stadt, und je mehr sie der Zeit und dem Vergnügen eines

jedem erreichbar sind. Man geht längst dem Arno entweder durch die Porticipola den nächsten Weg, oder einige 100 Schritte weiter durch die Porta del Prado, so kommt man in schöne Gänge von Ulmen und andern Bäumen, und ist sogleich dem Strome nah. Längst diesem Strom laufen Gänge, Fußsteige, Fahrwege kaum eine viertel Meile mit mehrern Abwechslungen fort. Seitwärts schließen Hecken und Gelsen schöne grüne Weideplätze ein, und rechts machen Weinberge und Bäume und Felder die Gränze. Man ist an schönen Tagen selbst um den Bruma sicher, Gesellschaft fröhlicher Menschen zu finden. In den Feldern und Weinbergen hat man ein Bild des thätigen und geschäftigen Lebens, und rechts ziehen den Strom an arbeitende Männer von Livorno her Waaren, oder aus nähern Bezirken die Früchte des Landes; andere fliegen mit dem Strom fort schneller dem Blick vorbey. Diese Gänge und Steige zunächst an der Stadt, heißen il Prado. Wo sie ihren Namen verlieren, fängt mit dichtern Gängen und Büschen die sogenannte großherzogliche Meierei (le Cascine) an, kaum eine viertel Meile von der Stadt. Es ist ein schöner Park, drey bis sechshundert Schritt breit und eine halbe Meile lang, hie und da von Wiesen und Flächen durchschnitten, und nicht ohne einzelne kleine Gärtchen und Felder. Schöne Gänge laufen die Länge und Breite durch, und bis auf

gewisse Weiten giebt es Wege für die Fahrenden. Die Zwischenräume schließt dunkles Gebüsch ein. Dorn und Wachholder, Haseln und Lorber, Myrthen, spanische Violen, Eichen und Eschen stehen hier in wilder Eintracht beisammen, und in ihrem Dickicht wimmelt es von Fasanen, Krammetsvögeln, Drosseln, Rebhüner und andern Gebögel, die hier mit Freund Lampe zutraulich auf den Wiesen und Wegen herum hüpfen, und durch ihr Zirpen, Flöten und Locken selbst dem traurigen Winter einen Frühlingsanstrich geben. Die Gänge sind meist mit Ulmen umpflanzt, aber in der Mitte stehe eine Menge Eichen, alle von oben bis unten und um die Wipfel und Zweige mit Epheu umkränzt. Außen aber sind Espen, Eschen, Ahorne, Leischen und Pinien in schöner Unordnung unter einander, und der ganze Hintertheil am Strom und Bache zeigt fast nichts, als die phantastischen Zitterpappeln. Der Strom und der jenseitige Bach geben dem Auge Reitz, und den Bäumen und Wiesen Grün und Leben.

Die Kunst hat hier wenig verdorben. Im mittlern Raum sieht man einen Pegasus über einer Quelle, weiter vorn einen Narcissus über einen Brunnen, der kein Narcissus ist, und außerdem noch einige kleine Häuschen und eine düstre Grotte, oder eine Art Eiskeller aus gquanem Stein unter hohen Pinien. Nicht weit von diesem ist die Rei-

rei, oder die Caſcine, eine leichte ländliche Villa, die die künſtliche Familie oft beſucht. Die Leeren zwiſchen den Säulen ſchmücken niedliche Basreliefs, die ſich auf die Viehzucht und Holländerei beziehen, und unten hat in mehrern Zimmern der Meier ſein Weſen. Links iſt Viehſtall und Heuboden, rechts ſind noch einige Wirthſchaftsgebäude. Ein ſchöner Raſen grünt vor der Villa mit Bäumen und Lorbeer- und Myrrthenhecken. In der Mitte ſteht die Statue des Ackerbaues mit einer mächtigen Gabel, von mehrern Marmorbüſten umgeben, die ſchön mit Epheu und Lorbeer umgrünt ſind, wie die ſteinernen Bänke, die in der Runde ſtehen, von denen man eine offene Ausſicht auf den Strom hat. Man kann hier immer, auch jetzt noch, Butter und Milch haben, und noch jetzt im Anfange des Decembers weiden die Kühe im Freien an guten Tagen. Für die Eßluſtigen ſind unten eigne Zimmer mit zierlichen Tiſchen und Sitzen; doch iſt es ſehr theuer, grade weil es Mode der großen Welt iſt, hier oft zu tafeln.

Von hier wanderte ich nordweſtlich auf Petraja zu, eine Ville des Großherzogs, am Rande der Höhe ſchon ſehr auf der Höhe. Sie iſt ſehr verfallen, und nur die Gegend und ihre Verwilderung machen ſie ſchön. Eine herrliche Promenade iſt an der öſtlichen Seite der Villa, wo ein luſtiger Bach durch ſein felſigtes Becken tanzt, von Eichen und

Cipressen bekränzt. Welch ein Sommeraufenthalt muß dies seyn! Von hier kam ich nach Castello, ein altes Stammgut der Mediceer, mit herrlichen Cipressen und Kastanienalleen. Sie ist viel besser erhalten, als Petraja. Die Zimmer sind mit Gemählden, Zeichnungen und holländischen Stücken geziert. Alles hat ein heiteres jugendliches Leben. Ich habe mich an keinem Orte so ganz italiänisch gefühlt, als hier. Schöne Gärten laufen vom Norden gegen den Süden zum Schlosse hinab. Die erste Terrasse ist mit Orangen, Limonen, Blumenbeeten und Kräutern fremder Welttheile in Töpfen besetzt und mit Myrrthenhecken eingefaßt. Ich vergaß hier des nördlichen Himmels und selbst der nördlichen Ehrlichkeit, und ließ von den goldnen Aepfeln Hesperiens, und von den Blumen einiges in meine Tasche gleiten. In der Mitte dieser Terrasse steigt ein hübscher Brunnen mit drey Marmordecken über einander empor, um welche sich kleine Nixen mit Buben und Grotesken winden. Auf der höchsten hält ein schöner Herkules den in Todesnöthen sich windenden Antäus umschlungen, ein Werk des Bildhauers Ammanati. Noch stehen in der Runde Statuen aus Marmor und kleinere in den Nischen der Mauern, und unter den Abtheilungen der Bäume und Blumen. Von diesem Brunnenzirkel eilt man in die Grotte, die ihm gerade gegenüber höher nördlich sich öffnet. Sie ist mit

Kalkstein, Tuf- und Tropfstein, mit Moos und Versteinerungen zauberisch beworfen, und bildet unter einem lichten Bogengange einen Saal mit drey großen Marmorbecken, die durch Röhren aus dem Berge mit Wasser gefüllt werden. Ueber diesen sind, mit herrlicher Kunst, Thiere in Lebensgröße, jedes mit seinen Farben, jedes in seiner charakteristischen Stellung und Beschäftigung, aus Stein gehauen. Da steht der Hirsch bey dem Wolf, die Kuh bey dem Löwen, das Rhinoceros und Einhorn der Fabelwelt bey dem Pferde und Eselein. An den Wänden oben sitzen Vögel umher. Von dieser Terrasse geht man linker Hand bey dem Treibhause eine Marmortreppe etwa 40 Fuß hinauf, und kömmt in einen dunkeln Park von Eichen, Letschen, Pinien und Cipressen mit Hecken von Lorbeer und Lentaggio. Ueberrascht kömmt man plötzlich an einen silberhellen Teich mit einer kleinen Insel, mit Epheu und Lorbeer, und Brombeerstauden und grünen Kräutern umwebt, aus denen sich in Riesengestalt ein zitternder Alter erhebt, aus dessen Haupt das Wasser in ein Becken fällt, auch eine Arbeit Ammanatis. Hier möchte ich wohnen im Schatten dieser Bäume, dachte ich, und ging in den zweiten Garten gegen Osten, der Blumen und Obstbäume, und oben Weinberge und Fruchtbäume hat. Daran stößt noch ein kleiner dunkler Park mit Fasanen. Ich stieg von hier unter Weinber-

gen und Oelbäumen immer bergan zu dem schönen Karmelitenkloster Santa Lucia alla Castellina, kurz Castellino genannt, und genoß eine Stunde von seiner hohen Terrasse einer entzückenden Aussicht über die weite Ebne und die Stadt, sprach mit einigen Karmeliten, die hier wohnen, einige freundliche Worte und stieg wieder hinab, um eine Merkwürdigkeit noch zu besehen, deren Arbeiten ich in der Stadt schon bewundert habe. Diese ist

Doccia eine Villa der Ginori unter Castello. Hier ist vor etwa 40 Jahren eine Fabrik aller möglichen feinen Töpferwaaren, und zugleich des Porzellans angelegt. Das Werk ward indessen von dem ersten Stifter mit mehr Eifer angegriffen, als es seitdem fortgesetzt ist, doch arbeiten noch immer an die 50 Menschen darin. Das Porzellan ist freilich nicht so fein, als das von Sevres und Meißen, aber doch immer vorzüglich. Diese Fabrik hat den Vortheil, die schönen etrurischen Gefäße so in der Nähe zu haben, und wirklich sind die Formen und die Zeichnung ihrer Arbeiten vorzüglich schön. Auch rühmt man die Festigkeit und Dauer der Masse, blos die Durchsichtigkeit könnte etwas feiner seyn. In der Stadt sind mehrere große Niederlagen der Fabrik, wo man ihre Produkte eben so vollständig und zierlicher sehen kann, als am Orte selbst.

Mit dem dämmernden Abend, der glänzend auf dem Schnee des Apennin lag, ging ich durch die

Ebne dem Thore San Gallo zu, von wo aus ich meine Wanderungen auf das Land begonnen hatte.

Etwas vom Feldbau in Toskana.

Manches ist schon beiläufig eingeflossen, was zu dieser Rubrik gehört, und ich will es hier also nicht weitläuftig wiederhohlen. Wenn ich vom Feldbau Toskanas rede, so meine ich den, welchen ich zwischen Florenz, Pisa und Pistoja gesehen habe. Bey allem, was dies Spezielles haben kann, gilt es doch in vielen Punkten auch vom übrigen Italien, wo es bevölkert ist, wie z. B. von der Lombardei und Piemont: In der Romagna kann man es freilich so gartenmäßig nicht erwarten, noch im Ferrarischen. Manches auch ist ewig wie der italische Himmel und muß sich natürlich so wiederfinden, oder doch ungefähr so, wie es die Alten uns beschreiben. Ich gebe übrigens vorzüglich dasjenige, was mir als einem Nordländer am meisten aufgefallen ist, weil ich meine, daß grade das ächt italisch seyn müsse.

Kurz will ich erst die gewöhnlichen Arbeiten der verschiedenen Jahrszeiten durchgehen, wodurch man gleich einen Ueberblick des Ganzen bekommen wird, dann die mancherlei Kornarten und ihre Zeit und die Bearbeitung ihrer Felder, ferner einzelne

Theile der Baumzucht; und endlich werden einige allgemeine Bemerkungen folgen, die dann schon weit verständlicher seyn werden.

Im August bekommen die Brachfelder die dritte Furche und werden gedüngt. Man säet Feldbohnen, Sommergersten und Klee fürs Vieh, das im Spät-Herbst gemäht wird; das Einsammeln des Reisigs und des Laubes zum Futter und zur Streu beginnt. Diese Arbeiten gehen zum Theil im September fort. Man düngt noch das Saatfeld, und säet an manchen Orten schon Winterflachs, Wolfsbohnen, Rocken und Weitzen. Man lüftet die Trauben von den Blättern, bestäubt sie auch wohl an einigen Orten. Man ärndtet Reis, Hirse, Heidekorn und Schwinkbohnen. Wer zweimal Schaafschur hält, hat jetzt die letzte. Es beginnt nun die Weinlese im Oktober, und das Abstoßen der Bienen. Man säet Weitzen, Rocken, Winterrocken, Spelt, Winterhafer, Winterfeldbohnen (fave vernine) und Wicken. Im November nach beendigter Wintersaat reißt man die erste Furche in das Brachland, welches das künftige Jahr Weitzen, oder Rocken tragen soll. Jetzt ist das Beschneiteln der Reben und das Ausschneiden und Rupfen von Reisig und Blättern an seiner Stelle. Man sammelt nun bis in den December hinein die Oelbeeren.

Mit dem December düngt man für die Früh-

lingssaat, säet Märzbohnen, Wintergerſten, Wicken, graue Erbſen, (ceci roſſi) pflanzt und beſchneidet Bäume und Sprößlinge aller Art. Im Januar geht die Saat der Futtererbſen, grauen Erbſen, Wicken, Feldbohnen, Kohle aller Art fort, wenn es nicht zu kalt iſt. Im Februar ſäet man Hafer, Märzbohnen (fave marzuole), Linſen, weiße Erbſen, Gartenerbſen (piſelli), Flachs, beugt, bindet (und beſchneidet an einigen Orten ſogar noch) die Reben an. Jetzt wie im März, ſetzt man junge Bäume, wilde und zahme. Auch im März ſäet man noch Gerſte, Wicken, Märzbohnen und Flachs, und das Anbinden der Weinſtöcke geht fort. Die Brache bekömmt die zweite Furche. Im April wird das weichlichere Korn geſäet, eine zarte Art weißer Erbſen, Mais, Hanf, Hirſe, Saggina, Heidekorn.

Der Mai hilft dem Geſäeten nach, jätet Unkraut, hackt und gräbt, Korn, Reben und Bäume. Mit ihm fängt der Sommer an, und ſchließt mit dem Julius. Man behackt und häuft die Erbſen, den Mais, Hanf, die Hirſe ꝛc., die im April geſäet ſind. Das Flachs wird aufgezogen im Junius, der Weitzen, Rocken und die Wicken werden geſchnitten und in Miethen geſetzt. Man beſäet das ledige Land, ſo wie das Flachsland ſogleich mit Hirſen, Feldbohnen und Saggina, grün für das Vieh zu machen. Im Julius iſt das Ende der

Aerndte des im Herbst und Winter gesäeten Korns. Man bearbeitet sogleich das Wicken- und Rockenland für die künftige Jahresärndte, und säet in so ein Stück Landes Sagginelle für das Vieh zusammen mit Rüben, Rettig — Man behackt und behäuft die Hirse, das Heidekorn, die Erbsen, Schwingbohnen ꝛc. vor der Dröfche, die nun und die folgenden Monate in der Zwischenzeit geschieht.

Alles dieses versteht sich natürlich nur von den einzelnen Monaten, wenn keine außerordentlichen Jahre eintreten.

Der Weitzen wird im September und Oktober, spätestens im November gesäet, indem die Saatfurche die vierte ist, die er erhält. Seine Aerndte fällt in den Junius und den Anfang des Julius. Es giebt noch einen Märzweitzen, (grano marzuolo) der gegen das Ende des Februars und im Anfange des Märzes gesäet, und mit dem vorigen zugleich reif wird. Noch giebt es mancherlei Arten Weitzen, die man bey uns nicht kennt. Z. B. den grano di Smirne, und den grano saracino, der im Junius gesäet wird.

Der Rocken (la segale) hat mit dem Weitzen Saat- und Aerndtezeit gemein. Aus ihm und dem Weitzen säet man ein Gemisch, wie man es im südlichen Teutschlande, z. B. in Baiern häufig findet. Dieses heißt grano segalato, oder Weitzenrocken.

Die

Die Gerſte wird in der Mitte des Septembers und im Oktober geſäet, wie der Weitzen, wird aufgeſchaufelt und gehäuft, wie jener, und zuerſt von allem Getraide gegen Ende des Mais und Anfang des Junius reif. Dieſe Art Wintergerſte heißt orzo. Eine andre ſchlechtere Gattung, die man Sommergerſte nennen könnte, iſt die orzuola. Dieſe vergelt das Feld mehr aus, als die erſte, und giebt ſchlechter Mehl, wird mehr zum Futtern gebraucht. Die Saatzeit iſt der Frühling.

Der Spelt, (la ſpelda) iſt ein Mittel zwiſchen Weitzen und Gerſten, und wird gleich nach dem Weitzen geſäet, und nimmt mit leichterm und loſern Boden vorlieb, als jener. Wird aber nicht viel geſäet.

Vom Hafer giebt es, wie von der Gerſte zwey Arten. Der Winterhafer (vena d'inverno) wird in das Feld geſäet, das die vorige Saat Weitzen trug, welches gleich nach der Weitzenſaat im Sommer gewandt und geegget wird, und dann im Herbſt die Saatfurche erhält. Er wird zugleich mit dem Weitzen geſäet, wächſt weit ſtärker und trägt mehr, als der Frühlingshafer, deſſen Saatzeit in die letzten Tage des Februars und in den April fällt.

Erbſen. Davon giebt es eine unzählige Menge, die ein Ausländer nicht leicht unterſcheiden lernt. Die grauen als die härtern werden im Anfang des Winters geſäet. Andere gelbe und

weiße im April und Mai. Die feinen Erbsen, oder Gartenerbsen, hat man fast das ganze Jahr (pisellli, petits pois) durch, säet die ersten vor dem Winter, die zweiten im Januar und Februar, die dritten im Mai und Junius, so daß sie nur die Herbstmonate fehlen.

Wicken, (vecce) säet man sowohl allein, als mit Weitzen und anderm Korn gemischt. Ihre Saatzeit ist der November und December. Man säet sie auch mit der Sommergerste (orzuolo) zusammen im Frühling, um beide als Futterkraut zu mähen, säet sie und die Bohnen zum Unterpflügen oder als Viehfutter in die Brache, die Weitzen tragen soll.

Mais, türkischer Weitzen, granturco, formentone, wird vorzüglich in fetten und niedrigen Feldern gebaut, weil er was unter den Füßen haben muß. Er wird gegen das Ende des Aprils und den Anfang des Mais, nicht gesäet, sondern in ziemlichen Zwischenräumen gelegt und stellig behäuft.

Die Wolfsbohnen (lupini) werden im Herbst gesäet, mit dem andern Winterkorn; auch säet man sie oft gleich nach der Aerndte ein, um das Feld zu lockern und zur Saat zu düngen, wenn sie grün untergepflügt werden.

Die großen Bohnen, (fave) die man auch Feldbohnen nennen kann, werden gegen Ende Ok-

tahers und im Anfang Novembers geſäet, wenn man ſie grün verkaufen will, wo ſie gran bacelli heißen. Die andern ſäet man im Januar und Februar, nicht ſo gern im März und April, weil ihnen es dann leicht zu dürre wird. Auch ſie werden gehäuft und gehackt. Man pflügt ſie auch grün unter, wie die Wolfsbohnen.

Die fagiuoli, oder die mancherlei kleinen, weißen Bohnen, die an der Erde kriechen, oder Stangen haben müſſen, um hinaufzuranken, werden in Italien in Gärten und Feldern gar viel gezogen. Man legt ſie im April, Mai und Junius, um den ganzen Sommer durch grüne haben zu können.

Die Hirſe (miglio) wird im Anfang Maia und Ende Aprils geſäet, und viel gehäuft und behackt. Eben ſo verfährt man mit dem Heidekorn. Eine Art Hirſe iſt die Saggina, mit rothen Körnern, die hoch wie Rohr aufwächſt und braune hängende Traubenbüſchel hat, woran die Körner hängen. Sie wächſt zu 8 bis 10 Fuß auf. Sie hat mit dem Miglio dieſelbe Saat- und Aerndtezeit und gedeiht an feuchten Orten. Ihre Körner ſind roher, und werden zum Futter für Hühner und Tauben gebraucht, auch wohl unter das Brod gemiſcht. Man ſäet dieſe Saggina auch im Sommer in Brachland, um ſie grün als ein treffliches Pferdefutter abzumähen, ſie heißt dann Saggineila.

Linsen werden im März in naſſen Feldern geſäet, und mit den Erbſen reif. Man findet ſie nicht viel.

Der Hanf wird im April und bis zum zoſten Mai geſäet. Man beſchaufelt und behäuft ihn, wie manches andre Korn. Vom Flachs giebt es hier wieder zwey Arten. Den Winterflachs ſäet man im September und Anfang Novembers. Er verliert aber in harten Wintern ſehr, wächſt ſonſt ſtärker, giebt aber hanfartigere Fäden. Der andre Flachs wird zuweilen gegen das Ende des Februars, gewöhnlich vom Ende des März bis zur Mitte Aprils geſäet.

Auf die Baumzucht wird in Italien eine außerordentliche Sorgfalt verwendet. Das Land iſt weit angebauter und bevölkerter, als die meiſten nördlichen Länder, kann auch wegen ſeiner Wärme und ſchnellern Vegetation auf fruchtbaren Feldern die Menſchen weit leichter ernähren, als jene. Was Wunder, daß nur öde Gebirge Wälder tragen, alle übrigen Fluren aber, wo Deſpotismus das Land nicht verödet hat, immer nur einzelne Baumpflanzungen haben? Doch hat die Menge der Menſchen mancherlei Holz nöthig, wenn gleich die leichten Winter den Holzmangel nicht ſo fühlbar machen. Man muß die Wirthſchaft mit den Bäumen ſehen, um die Sorgfalt zu bewundern, wie alles zum Nutzen und zum Gebrauche angewandt wird. So

eine Ulme, oder eine Pappel, oder welche Gattung Holzes es sey, muß auf mehrern Arten ihre Stelle bezahlen. Manche kleinere Zweige, und alle seine Blätter giebt der Baum zu Futter, und zur Streu für Rinder und Schaafe, größere werden ausgeschneitelt, in kleine Bündel gebunden, und dem Städter zur Feuerung zugeführt; noch muß er die Reben stützen, und von Zeit zu Zeit wird auch einer abgehauen, das nöthige Haus- und Feldgeräth zu verfertigen. Dafür aber wird selbst so ein fruchtloser Baum auch wieder zärtlich gepflegt und geliebt und geehrt, als stecke noch eine Dryas hinter seiner Rinde. Wenn dies bey gewöhnlichen Holzen geschieht, wie vielmehr muß dieses der Fall seyn bey denen, die durch ihre Früchte nützen?

An diesen Fruchtbäumen ist kein Land reicher, als Italien, und sie ersetzen in Gebirggegenden gar sehr den Mangel an Getreide, und ohne sie würde die ärmere Klasse nicht gleichsam so von der Luft leben können, als es einem Fremden oft scheint. Da die Rebe und der Oelbaum den vorzüglichsten Reichthum dieser Gegenden ausmachen, so werden sie auch am sorgfältigsten verpflegt. Das ist Jahr aus Jahr ein ein ewiges Graben und Hacken, und Binden und Lösen und Entblättern und Beschneiteln. Doch will die Rebe tausendmal mehr Arbeit, als der Oelbaum. Man pflanzt die letztern noch fort, wie zu Virgils Zeit, obgleich nicht grade

durch zerspaltene Kloben. Siehe Virgil. Georg. II. 30. Man schneidet Zweige eines Arms dick in mehrere spannenlange Stücken, doch nur solche, die ein Auge zum Ausschlagen haben, beschmiert die beiden wunden Stumpfenden mit Baumharz und gräbt sie in die Erde, und siehe sie treiben junge Reiser, die man in Pflanzschulen weiter groß zieht. Oder man gräbt auch die Wurzeln blos und schneidet knorplichte Auswüchse, die man Eier nennt, (uovoli dell' olivo) und die sich häufig an den Wurzeln finden, ab, legt sie in die Erde, sie treiben ein Stämmchen, und aus diesem wird ein Oelbaum. Endlich trennt man auch die kleinsten Schößlinge vom Baum und zieht aus Kernen. Diese aber werden geimpft. Eine Methode ist noch, daß man einen alternden Oelbaum bis auf die Stumpfen seiner Hauptäste abjägt, und auf diese lustige Zweiglein eines jungen und kräftigen Baums pfropft. So verjüngt sich der Alte und trägt nach wenigen Jahren wieder Früchte.

Man macht am dürren Gebirg um die Bäume eine Grube, etwa drey Schuh um den Stamm, damit die Wurzeln das Regenwasser erhalten. Man säubert sie im Winter, auch den schlechtesten, von ihren dürren und üppigen Zweigen, die man sorgsam für den Heerd sammelt. Daß Moos und anders Unheil nicht gelitten werde, versteht sich von selbst. Man kann die Bäume nach ihrem höhern

oder niedern Standpunkt betrachten, wie sie in einer bergigten Gegend stehen. Im rauhen Gebirg stehen die Tannen, Eichen, Letschen und wilden Kastanien. Dann sind die nächsten die zahmen Kastanien und Wallnüsse, denen schon die Oelbäume und einige Kirschen, Pfirsiche und Feigenbäume zunächst stehen. Noch gehören hieher die Sorben, Kornelkirschen, Mispeln und Ginggiolen. — Die Ginggiolen sind schöne krause Bäume, größer als die Kornelkirschen, fast wie unsre Pflaumenbäume, mit dünnen, myrthenähnlichen und bleichen Blättern, die dicht und kraus neben einander stehen. Die Zweige sind durchweg mit Stacheln, wie unsre jungen Akazien besetzt, und man findet daher auch Gesträuch dieses Baums auf Mauern und in Hecken. Seine Frucht hat ganz die Gestalt und Größe einer mittelmäßigen Eichel, und auch die braune Farbe, wann sie reif ist, doch eine dünne Haut, wie die feinsten Aepfel. Sie ist angenehm säuerlich, doch mehr mehligt, als saftig, und hat einen Stein, der mehr als das Drittheil der Größe ausmacht. Sind diese Ginggiolen etwa, was man sonst auch Cerbierbaum nennt? Die Sorben sind krause Bäume, die zur Größe der höchsten Obstbäume aufwachsen. Sie haben Rinde und Blätter, wie der Vogelbeerbaum (Quitze) bey uns, so ähnlich, daß man sie dafür halten würde, wenn man sie nicht näher kennen lernte. Sie tragen eine runde, röthliche Frucht,

einem kleinen Apfel ähnlich, von der Größe einer Wallnuß. Sie reift nur, wenn sie abgepflückt und eine Zeitlang auf Stroh gelegt wird, wie die Mispeln. Ihr Geschmack ist säuerlich und kühlend, doch behält er immer was Herbes. — Nun hangen die Feigen, Kirschen, Pfirsiche, Aprikosen und auch wohl einzelne verlorne Obstbäume an; doch stehen diese und die Pflaumen lieber unten im Grunde. Orangen und Citronen werden nur im Sommer ausgesetzt, und müssen den Winter noch ihre Treibhäuser haben. Mandeln gehören hier auch noch nicht zu den häufigen Bäumen.

Bey diesem Mangel an großen Wäldern bedient man sich zur Einhägung der Felder, statt der Steinmauern, die nur die Reichen haben können, und statt der Staketen, oder Schranken aus zerschnittenen Stämmen, eines kleinen Grabens mit einer lebendigen Hecke, oder die Hecke muß auch ohne Graben das Eigenthum vertheidigen. Auch braucht man zu Gehägen häufig das Rohr, das hier weit stärker wächst, als bey uns und zu 12 Fuß Höhe an den niedrigern Stellen der Gärten gezogen, und nachher zum Stützen des Weinstocks und andrer Rankengewächse und mit kleinen Stäben zur Verfertigung künstlicher Zäune angewendet wird.

Man kann aber die Bearbeitung der Felder durchaus keine allgemeine Regeln geben. Sie rich

tet sich nach der Fruchtbarkeit, oder Unfruchtbarkeit der Felder, nach der größern, oder geringern Bevölkerung und nach der Beschaffenheit des Anbaues, ob es nemlich ein reiner Ackerbau, oder Ackerbau mit Wein- und Oelbau vermischt ist. Im Allgemeinen steht es indessen fest, daß der Ackerbau in Italien mehr einem Gartenbau gleicht, als irgendwo. Wo es so hergeht, da ernährt ein kleines Fleck Landes viele Menschen, und diese vielen Menschen können wieder jede Scholle Erde zum Tragen zwingen. Wo indessen die Natur sich weigert, da läßt der Mensch schon von selbst ab, und läßt höchstens seinen Ochsen einige Tage auf Gewinn und Verlust thun, was er selbst nicht mit dem Aufwand ganzer Monate vielleicht vergeblich wagen würde. Wo man Reben in Reihen zieht, da reißt der Stier höchstens die gröbere Herbst- und Frühlingsfurche, auch wohl die Saatfurche, zwischenher aber geht der Spaten, die Hacke und die Schaufel fleißig zu Felde, um es um die Wurzeln der Reben zu lockern. In solchen Feldern findet man fast nie Brache oder Ruheland, sondern die Erde, die so fleißig umgerührt wird, muß auch fleißig tragen.

Zwischen diesen Reben wird nun der Acker fast unaufhörlich umgerührt. Wo aber ebnere und kahlere Fluren sind, da erhält die Brache, oder das Land, was für die edlere Winterfrucht in Ruhe liegt,

gewöhnlich vier Furchen, die erste im Herbst, November und December, die zweite nach den Winter, (iterazione) die dritte im Sommer, und endlich die Saatfurche. Bey dem Getreide, das man im Winter und Frühling säet, ist es nach Verhältniß und nach dem Bedürfniß, das jede Getreideart von lockerm, oder festen Boden hat.

Die gewöhnliche Zeit des Düngens fällt vom November bis März, und man ist vielleicht nirgends geitziger mit dem Dreck, als in Toskana. Davon habe ich oben schon ein Beispiel erzählt. Der Dreckkärrner und Sammler sind auf allen Straßen in der Stadt und auf dem Lande, und man schlägt sich oft um Exkremente, wovor man anderswo mit Abscheu flieht. Ich habe schon oben einer Art des Düngens erwähnt, wo man nemlich im Spätsommer niedere Hülsenfrüchte aussäet, um sie nachher mit dem Saatacker unterzupflügen, wenn sie hoch aufgeschossen sind, und durch ihre Verwesung dem jungen Saamen sogleich Nahrung zu geben. Dazu dienen vorzüglich die Feldbohnen, die Saggina und einige Erbsenarten. Dieses Unterpflügen nennt man mit dem eigentlichen Ausdruck lo soverscio. Es geschieht im Herbst vorzüglich bey den Feldern, die im Februar und März besäet werden sollen. Auch hat man noch die alte Virgilische Methode, häufig die Stoppeln zu verbrennen, die man stehen lang stehen läßt. Dies geschieht vorzüg-

lich auf schwerem Boden, und sie meinen, daß dieses Verbrennen die Erde lockere, und die Asche der Stoppeln dünge. Siehe Virgil. Georgic. I. 84.

Ich habe vorher bey mehrern Kornarten, z. B. beim Weitzen, der Gerste, der Hirse, der Bohnen und Wicken erwähnt, daß sie aufgeschaufelt und gehäuft werden. Dieses kann natürlich nur da Statt finden, wo der Acker so fleißige Arbeit lohnt und wo Menschenarme genug sind, so zum Kleinen hinabzusteigen. Daher sahen die Felder um Pisa und in seinen Ohrfern schon weit mehr unsern Teutschen ähnlich, die nie zweimal tragen werden, ohne die größte Ausmergelung, wie die italischen es bey der warmen Sonne und frühen Aerndte können. In den Ebnen, die Florenz nahe liegen, ist es aber was gewöhnliches, selbst wo keine Reihen Weinstöcke die Felder in kleine Stücken theilen. Nur Bergabhängen, die höchstens mageres Heidekorn und kümmerlichen Rocken und Spelt versprechen, thut man soviel Ehre und Mühe nicht an. Um sich indessen dieses Haufen und Hacken zu erklären, muß ich noch einiges näher beschreiben. Die Rücken Feldes zwischen zwey Furchen sind ganz, wie man sie in einigen Gegenden Frankens und Bükeburg sieht, d. h. äußerst schmal von anderthalb bis zwey Fuß Breite. In diese säet man nun das Korn dünn ein. So wie dieses aufkeimt, schaufelt man die Erde aus den Furchen, worin

der beste Saft des Düngers, Laub und andres sich gesammelt hat, aus, und wirft einige Zoll hoch drüber, und läßt das junge Korn sich wieder mit seinen Spitzen herauswühlen. So wird es mehr oder weniger wiederhohlt, so daß der Rücken immer höher wird, wie die Furchen sich vertiefen. Oft geht man auch zu und gräbt, wenn die Saat noch jung ist, alles um, doch nicht tief und schaufelt, wenn es so unter und über einander geworfen ist, neue Erde darauf, und wenn gleich manches Pflänzchen dabey verloren geht, so treiben die überbleibenden doch erstaunlich und stangen in tausend Aesten ab. Man begreift nun, was es ist, ein Feld wie einen Garten bearbeiten. Das Unkraut wird hiebey um natürlich ganz zunichte gemacht. Um sich nicht zu verwirren, wenn man von diesen Dingen im Italiänischen liest, will ich die drey Instrumente beschreiben und benennen, welche hiebey vorzüglich gebraucht werden. Statt unsers kleineren Spatens haben sie meistens einen weit schwerern und breitern mit größerem Handstiel, und unten nahe am Eisen mit einem Querholz zum Aufsetzen des Fußes, dieser heißt la vanga und das Graben vangare. Zum Schaufeln und Abstechen der Oberfläche dient die zappa, eine Art flacher mit Eisen beschlagener Schaufel, womit man die Furchen reinigt, und die Kornrücken mit Erde auffüllt und behäuft. Diese zappa dient auch

zum Abſtechen des Unkrauts und des Raſens, mehr aber braucht man dazu einen kleineren Abſtoßer und Häufer, ein ſchmales 4 bis 6 Zoll langes ſcharfes Eiſen, an einem kleinen Stiel befeſtigt. Mit ihm lockert und behäuft man die junge Saat, und ſticht das Unkraut ab. Er heißt lo ſarchio, oder ſarchiello, und die Arbeit ſarchiare.

Noch ein Wörtchen vom Pflug. Er iſt, wie ſchon der Sänger von Mantua ihn beſchreibt, ein Mittelding von Haken und Pflug, ſo daß er auf leichtem Boden mehr vom Pfluge, auf ſchwerem mehr vom Haken annimmt. Ihn weitläuftig zu beſchreiben möchte ſehr überflüſſig ſeyn. Ich kann jedem mit gutem Gewiſſen Voß Ueberſetzung der Georgica empfehlen, die faſt ganz noch jetzt zutrifft. Die Legbretter, oder Streichbretter (binae das Streichbrett heißt auch jetzt noch orecchio aures) Virgils ſieht man mehr auf leichtem Lande, oder bei'm Aufſurchen tiefer Furchen. Sonſt ſind ſie nicht nöthig, da der Pflug hakenartig wühlen ſoll. Nur bey Einem habe ich Zweifel, bey dem duplici dorſo, wobey beide Heyne und Voß ſich ſo quälen. Dieſe Stelle, die mir noch ſeit meinen Schuljahren im Kopfe ſaß, fiel mir bei'm Anblick des erſten italiäniſchen Pfluges wieder ein. Die beiden Schaarbäume (dentalia) laufen gewöhnlich nicht zum Schuh der Pflugſchaar (vomer) aus, ſondern ein Schuh aus Einem Holze iſt faſt immer an ihnen

befestigt, und dieser Schuh der Pflugschaar ist in der Mitte hoch und läuft an beiden Seiten ab, wie ein umgestülptes Schiff, und so ist die Pflugschaar darauf vorn befestigt. Daher, denke ich, heißt es duplici dorso. Das Messer, Eck, il coltro, vor der Pflugschaar eingesteckt, sieht man nur in steinigten und sehr harten Feldern, es ist auch bey dem hakenartigen Pfluge nicht so nöthig, als wo der Pflug die Scholle nicht bricht, sondern mit Einem Legbrett nur nach Einer Seite umlegt.

Scheunen, wie in nördlichen Ländern, wo das Korn eingefahren wird, kennt man in Italien fast nicht. Erlaubt die Zeit nicht, sogleich auszudreschen, so setzt man Miethen und steckt die Scoppelenden auswärts und die Garben einwärts. Diese Miethen, oder Kornhaufen heißen barche (auch wohl biche) und ihr Setzen abbarcare. Man macht über die Spitze des Zuckerhutes, in dessen Form sie gesetzt werden, ein Dach aus Rohr und altem Stroh, und nimmt allmählig ab, wie man dröschen will, und setzt aus dem Stroh wieder Strohmiethen, (pagliaji). Eben so macht man es hie und da mit dem Heu, obgleich es gewöhnlich unter Schoppen gebracht wird. Von der Tenne, die bald bedeckt, bald unbedeckt ist, habe ich oben schon geredet. Im Toskanischen läßt man nicht die Pferde und Ochsen dröschen, wie im südlichen

Italien, (strizzazione) sondern schlägt (batter) und dröscht mit kleinen Flegeln (flagellazione).

Wenn das Feld so sehr als ein Garten behandelt wird, so müssen natürlich die Gartengewächse und Früchte aller Art eben so gepflegt und gewartet werden. Von den Bäumen habe ich schon ein Wort gesagt, und von den grünen Erbsen, Rüben und Rettigen, die für Menschen und Vieh im Felde gezogen werden. Eben so fleißig baut der Landmann, der seinen kleinen Fleck möglichst benutzen muß, die übrigen Garten- und Feldgewächse, alle Arten Grün und Wurzel- und Zwiebelpflanzen, Salat, Indivien, Sellerie, Kresse, (wovon selbst diesen harten Winter alle Marktplätze noch grünen) Möhren, Artischocken, Melonen, Gurken, Kürbisse, Kapern und die Unendlichkeit von Kohlarten, die man auf den Feldern und in den Gärten sieht. Nur die Kartoffeln können hier noch nicht zu Ehren kommen, und werden nur um Livorno von den Ausländern begehrt, ein Beweis, daß der Arme noch andre Dinge anzubeißen hat, die ihm die Eingriffe in den theuren Weitzensack ersparen. Säffran wird ziemlich, Taback wenig gebaut. Was nur zu essen ist, das muß in Italien heran bis auf die Heuschrecke und Schnecke und jene kleinen Singvögel, die Zeisige und Meisen, die kaum zu sehen sind, wenn man sie gebraten vor sich hat. Zum Glück ist kein Monat im Jahr, wo nicht etwas

für den Magen wüchse. O glückliches Hesperien, machtest du dich doch zu einem Volke!

Endlich nun noch von den Thieren, die mehr, oder weniger zum Feldbau gehören, ein Paar Worte, weil ich vielleicht nicht wieder eine so schickliche Gelegenheit finden möchte, davon zu reden. Da steht natürlich derjenige obenan, der um die Oekonomie sich durch seine Arbeiten am verdientesten macht, der Stier (bue, giuvenco). Ich habe schon oben gesagt, daß diese fast ganz ungeschen Schlages, nur stärker sind, und sehr theuer bezahlt werden. Sie haben auch nicht allein das Feld zu pflügen, sondern müssen auch häufig den Aerndte- und Dungwagen zu Felde ziehen, so wie sie Holz und Produkte zur Stadt fahren müssen. Schon Virgil räth, sie menschlich und sorgfältig zu behandeln, und diese Gesetze gelten noch. Gewöhnlich pflügt man im Frühling und Herbst von 8 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends mit dem Ausfallen der Mittagsstunde. Die reicheren Ackerbesitzer haben auch Wechselochsen, die sich ablösen, so daß jeder seinen halben Tag zu arbeiten hat. Im Sommer meidet man gern die heißen Stunden, und pflügt von Sonnenaufgang etwa bis 9 Uhr, und von 4 Uhr Nachmittags an bis Abend. Bey der schweren Arbeit erhalten sie zum Grün Schrot, Roken, Hafer und anderes Getreide. In der Winterzeit müssen sie mit Rüben, Rettichen, Kleien, Spreu

und

und Kaff, mit Stroh, Heu, Klee und Reiſig und Blättern von Eichen, Ulmen, Pappeln vorlieb nehmen. Von den Kühen gilt in den meiſten Gegenden die Stallfütterung, und nur auf unfruchtbarem Sandlande, auf Bergen und in Sumpfgründen werden ſie im Freien gehütet. Auch ſie nimmt man weit mehr in Acht, und bewahrt ſie vor Schmutz und Reifen und Erkältung, pflegt ſie nach der Geburt weit ſorgſamer, als bey uns im nördlichen Teutſchland.

Die Pferde Toskanas ſind nicht vorzüglich wegen der Stärke oder Schönheit ihres Wuchſes, noch der Schnelligkeit ihrer Füße. Ein Hügelland, wie Toskana meiſtens iſt, begünſtigt die Pferdezucht nicht. Die Race iſt von mehr kleinem, als großem Körper, von guten Knochen, und wenigſtens iſt ſie hart und dauerhaft. Beſſer ſind ihre Subſtituten die Mäuler und Eſel, die wegen der leichtern Erhaltung viele Pferde unnöthig machen. Die toskaniſchen Eſel ſind berühmt wegen ihrer Größe und Dauerhaftigkeit, und daher werden hier auch eine Gattung vorzüglicher Maulthiere gezogen, die in gebirgigten Gegenden weit beſſere Dienſte thun, und um die Hälfte wohlfeiler zu halten ſind, als Pferde. Dieſe Mäuler ſind zum Theil von ſchönem großen Körperbau und herrlichen Knochen, und ſie werden theuer bezahlt. Alle dieſe Thiere, vorzüglich aber die Mäuler und Eſel ſchmückt der Toska-

ner mit bunten Nätzen, Bändern, Büschen und Glöckgen außerordentlich auf, und seine Thiere sind immer geputzter, als er selbst, wenn er zur Stadt reitet.

Schaafheerden giebt es sehr ansehnliche in Toskana, und der milde Himmel und die kräuterreichen und fetten Hügel, möchten sie noch mehr in Aufnehme kommen lassen. Doch klagt alles, daß die Schaafzucht mit dem Verfall der florentiner Wollmanufakturen auch immer mehr vernachläßigt, und der alte Stamm dieser nützlichen Thiere von Jahrhundert zu Jahrhundert ausgeartet sey. Einige haben zwar durch spanische und barbarische Race zu verbessern angefangen; aber leider bleibt so etwas allenthalben nur Experiment, sobald es nicht Bedürfniß des ganzen Landes ist. Das allgemeine Interesse, was zugleich jeder einzelne zunächst fühlt, kann da nur allgemein wirken. Gewöhnlich wird nur einmal, im Frühling, von andern aber im Frühling und im Herbst, also zweimahl geschoren. Kömmt es den Fremden, als wenn die Schaafe hier zweimal lammten, daß man fast Jahr aus Jahr ein in Florenz Lämmer sieht. Das Interesse des Landmanns weiß das nämlich, bey seinen Schaafen durch Absonderung, oder Zulassung der Böcke schon einzurichten. Zu einigen Schaafen läßt er die Böcke schon im Julius und August, damit es im Januar Lämmer verkau-

sen kann. Indessen ist die gewöhnliche Zeit, sie belegen zu lassen, der November, so daß die Ferkel in die schöne Jahrszeit fallen. Auch Ziegen giebt es in Menge, vorzüglich am Apennin. Bey diesen gilt noch das Alte, daß sie oft, wie schon Theokrit und Virgil wußten, zwey Zicklein werfen. Auffallend ist es, daß man in schlimmen Winden und Regentagen die Ziegen und Schafe nicht aus dem Stall gehen läßt. Bey uns müssen sie den ganzen Winter hindurch, sobald nur der Schnee nicht zu tief liegt. Indessen was giebt das auch für Wolle?

Gänse werden nicht viele gehalten. Sie sind klein und von zähem Fleische, wie in südlichern Klimaten fast immer. Man rupft sie fleißig, und ißt sie jung mit den ersten Spargeln, wie in Deutschland. Dafür ist das andre Geflügel wohl nirgends in solcher Menge, als hier, ich meine die Puter, Hühner und Tauben. Diese Vögel hat jeder kleinste Bauer zahlreich auf seinem Hofe, füttert sie mit schlechtem Korn, Hirse und dem Abfall der Wein und Oelbeeren, weiß sie auch kunstreich für den Liebhaber zu stopfen, so daß diese Braten immer in Menge zu haben sind. Das milde Klima läßt überdem das Brüten nur etwa die kurze Zeit des Mauserns aufhören. Die Millionen Tauben leben im Winter fast allein von den ausgefallenen

Weinbeeren und anderm Gesäme im Freien, oder werden mit den ausgepreßten gefüttert.

Von andern Vögeln hat man hier überdies eine zahllose Menge im Winter und Herbst bis zum Frühlinge zu füttern. Es sind meistens die aus dem Norden Ausgewanderten, die hier in den Wäldern und Weinbergen drey bis vier Monate leben. Ich bin oft erstaunt über die langen Stangen, woran die Bauern einige Dutzende der köstlichen Waldschnepfen, Rebhühner, Krametsvögel, Drosseln und ein unendliches Heer andren Gevögels zur Stadt tragen, die sie leicht in Netzen oder Schlingen und auf Leimruthen zu fangen verstehen.

Florenz.

Ich habe in dieser lieben Stadt beinahe fünf Monate gelebt, einige kleine Ausflüge nach Siena, Livorno, Mailand und Turin abgerechnet, welche in diese Zeit fallen. Da ich alle Klassen ziemlich durchgelaufen bin, da Florenz die einzige Stadt im Winter von 1798 und 99 war, wo Ruhe und italischer Sinn noch in ihrer Reinheit herrschten, und alles noch von fremden Händen nicht von seinem Platze geschüttelt, oder gar weggenommen war, so halte ich es der Mühe werth, mich über das Leben und die Vergnügungen dieser Zeit, und über das Leben und die Sitten der Bewohner dieser Stadt etwas weiter auszubreiten. Von den Werken der Kunst, die sonst schon diese Stadt zu

einer der ersten machten, als Rom und Napoli noch nicht ausgeleert waren, sollte ich vielleicht ganz schweigen, wenn es nicht so süß wäre, von dem zu reden, was uns viele Lust gemacht hat. Dagegen werde ich bey dem Todten und Positiven, was man im Volkmann und Jagemann und bey andern ausführlich lesen kann, mich ganz stumm verhalten, und wann mir mal so was menschliches widerfahren sollte, so lege es jeder nicht auf die Achsel, welche noch keinen Buckel hat, sondern lieber auf den alten Höcker menschlicher Gebrechlichkeit.

Gallerie.

Die alten Dichter huben mit Zeus dem Ersten aller Dings an, so beginne auch ich billig mit der großherzoglichen Gallerie, dem schönsten Juweel in dieser schönen Stadt, um denen, die meine Geschwätzigkeit von Bäumen und Korn und Eseln und Karren müde gemacht hat, wieder was Erweckendes zu geben.

Durch treffliche Künste im Kriege und Frieden ward die Familie der Mediceer groß, bis sie durch schlechtere Florenz um seine Freiheit betrog, und das genievolle toskanische Volk eben so sehr herunterbrachte, als sie dasselbe zum Theil mit erhoben hatte. Kosmus, der Vater des Vaterlandes, warum die Mitte des 15ten Jahrhunderts einer der schönsten Namen Italiens, und zugleich der Beförr

derer der Künste und Freund des Donatello und Michellazzi. Mehr noch, als er, obgleich in einem nicht so großen Geist, that Lorenz der Großherzog. Die Fürsten von Toskana gingen anfangs in diesem Geist für die Kunst ein, aber mit der Freiheit war auch das schönste Zeitalter Italiens dahin. Viel that Ferdinand der 2te, der 1670 starb, und sein Bruder, der Kardinal Leopold, für die Kunst, und von diesen beiden schreiben sich viele der schönsten Antiken und neuere Gemählde her, z. B. der Hermaphrodit, die Venus von Tizian ꝛc. Leopold von Oestreich endlich ließ aus dem Pallast Medicis die Gruppe der Niobe und andre köstliche Sachen bringen, und erklärte die ganze reiche Sammlung, die hier aufbewahrt wird, für Eigenthum des toskanischen Volks. Wird das sie schützen? Die genauste Beschreibung vieler Merkwürdigkeiten dieser Gallerie findet man in dem kostbaren Museum Florentinum, wovon schon eilf Bände in Folio heraus sind. Hieher gehört auch Goris Museum Etruscum. Der Prälat Angelo Fabbroni über die Gruppe der Niobe, und mehrere Aufsätze des Custos der Gallerie, Adam Fabbroni. Vom Direktor Pelli hat man einen Saggio Istorico mit manchen interessanten Erläuterungen über die Gallerie. Von ihm ist noch ein köstliches Manuskript hier im Archiv über die Medaillen, geschnittenen Steine und Kameen in 17 Bänden in Folio. Auch der jetzi-

quar Lanzi in seiner Istoria della Pittura gehört hieher.

Schon die Treppe ist des Heiligthums nicht unwürdig, wozu sie führt. Man hat zu beiden Seiten griechische und lateinische Inschriften auf Marmorblöcken. Dann sieht man einen Bacchus und ein allerliebstes Kind aus Marmor, mit einem Kranz umwunden. Der Eingang, oder das Vorderzimmer, ist gleichsam in zwei getheilt. Im vordern sieht man zum Theil aus Porphyr die Büsten der medicischen Fürsten und Lorenz und Johann von Medicis, il gran capitano. Im zweiten ist ein vortreffliches Pferd aus weißem Marmor, dessen kühner Flug einem Siegesrosse gleich sieht. Hiezu ist ein Pendant, der berühmte Eber, wovon so viele Kopien gemacht sind, und wovon man von Pietro Tacca die schöne bronzene in der loggia des Mercato nuovo in Florenz findet. Er hat bey dem Brande 1762, der einige Stücke der Gallerie beschädigte, sehr gelitten. Zwei schöne Wolfshunde sitzend. Außer mehrern Marmorn ein Trajan und ein schöner August in Rednerstellung.

Die Korridore.

I. Gemählde.

Erster Korridor.

Einige alte Stücke florentinischer Meister im Entstehen der Kunst, die einem Geschichtschreiber derselben zu Belegen dienen könnten. Man sehe

Lafri Etruria pictrice. Doch sind dies nur wenige Exempel gegen das, was man von Giotto, Cimabue ꝛc. in Kirchen und Klöstern sieht. Unter diesen zeichnet sich hier aus von Ghirlandajo die Anbetung der Magier, worin viel Ausdruck und Karakter, und jene kühne Zeichnung herrscht, welche den Schüler Michel Angelos bezeichnet. — Die Anbetung der Hirten von Rosselli. — Judith, im Begriff, dem Holofernes den Kopf abzuhauen, von der Mahlerin Lomi von Pisa mit grossem Ausdruck. Das war wohl ein Weib, bey der man wünschen konnte: Weib gebiehr mir keine Kinder! — Venus, welche Amor kämmt, und das Beilager der Neuvermählten von Giovanni di San Giovanni. Das erste ist eine sonderbare Idee, aber im Weibe sowohl, als im Buben, ist der Karakter schelmischer Lust sehr kräftig ausgedrückt, obgleich die Idee des Lausekammes und der Lausejagd, die sich einem unwillkührlich aufdringt, nicht zur Liebesgöttin steht. Auch das zweite ist vorzüglich, besonders die Hauptfiguren. Die süße Sehnsucht des wartenden Jünglings, und Schaam mit einigen leisen Zügen der Lüsternheit im Gesichte der Jungfrau, die sich von den Müttern gleichsam mehr tragen, als führen läßt, sind schön ausgedrückt. — Abrahams Opferung von Livio Mehus. Der Kopf des Vaters ist vortreflich, seine Augen sprühen Flammen des Eifers und der Verzückung. Mich dünkt, man könne diesen

Kopf in einer andern Scene auch auf den Rumpf eines Verrückten setzen, ohne zu fehlen.

Zweiter Korridor.

Michel Angelo da Caravaggio. Christus und die Pharisäer im Tempel disputirend, eines seiner berühmtesten und vollendetsten Werke, obgleich auch hier die Schatten sehr hart sind. Es ist eine herrliche Sammlung alter Köpfe, von denen jeder seinen Charakter trägt, und aus dem Leben gestohlen zu seyn scheint. Der Christuskopf sollte nur ein wenig mehr unter den andern hervorstrahlen. — Mehrere brave von Lucas Giordano, von Vanni, von Siena, Martinelli und teutschen und italiänischen Malern.

II. Skulpturen und Statuen.

Erster Korridor.

Herkules, der den Nessus tödtet, eine kleinere Gruppe, als die des Johann von Bologna jenseits vor dem Ponte vecchio, mit der sie sich auch nicht messen darf. — Ein junger Athlet, eine kraftvolle Figur. Als Zeichen seines Siegs hält er ein kleines Becken, oder Gefäß. Es ist ein herrlicher Körper, und das Geflecht der Sehnen und Muskeln trefflich. Man könnte ihn ein anatomisches Studium nennen. — Venus mit dem Beinamen von Belvedere, von Ferrata hergestellt, in der Stellung der mediceischen. Er hat ihr aber, so sehr man sie auch preiset, das Unaussprechliche mit den neuen Armen nicht geben können, weswegen jene

ewig allein bleiben würde. — Apoll mit einer Schlange an der Seite. Diese Statue ist außerordentlich beschädigt und vieles daran ergänzt; doch sind die Umrisse des Rumpfes und die Schenkel größtentheils antik, und diese erregen um so mehr Verlangen, daß das Uebrige nicht mehr da ist.

Zweites kleines Kabinet.

In diesem gegen Süden am Arno, welches die beiden Langen verbindet, sind blos Marmore, einige kleine Gemählde und Portraits, die eben hängen, ausgenommen. Ein kleiner Amor, eine außerordentlich schöne Antike in Rücksicht der Stellung und des Ausdrucks. Er schaut empor, wie kleine Spitzbube, als spotte er der Donnerkeile Jovis, und aller froher Muthwille, alle liebenswürdige Bosheit ist in dem Lächeln seines Gesichts ausgedrückt. — Bacchus, auf einem jungen Faun gestützt. Eine treffliche Gruppe, die eine große Idee von der alten Kunst giebt. Die Leiber sind schön, aber man vergißt sie über den Köpfen voll Geist und Anmuth. Es ist die ewige Freude gleichsam personificirt, wie sie zuweilen in heiligen Stunden rein und unverschleiert sich ihren Lieblingen offenbart, es ist nicht die leidenschaftliche, sondern die feste und stille, die eben, weil sie dieß ist, keinen Wandel und Wechsel kennt. — Eine schöne Bacchantin, mit einem Luchs zu ihren Füßen, in einer leicht hinschwebenden Stellung. — Ein Weib mit

einem Schwane oder einer Gans im Schooße. Der Busen scheint vor süßer Lust sich schwellend zu heben, alle Züge des Gesichts athmen das Vergnügen, und die süße Vernichtung der höchsten Wohllust. Gewöhnlich hat man eine Leda daraus gemacht, und aus dem Vogel einen Schwan. Fabroni meint, es sey eine Venus Lauria, der auch ein Schwan zukömmt. — Minerva. Der Kopf ist außerordentlich schön, und giebt eine anschauliche Vorstellung der tapfern Tugend, welche diese Göttin vorstellt, und die man sich immer mit einer guten Beymischung von Trotz und Kühnheit denken muß. Sie blickt, als lägen die Götter und alle Dinge unter ihren Füßen. — Venus Anadyomene, eine holde kleine Statue voll Schaam und süßer Huld, wie sie den Wellen des Meers entsteigt. Sie gehört zu den viel gepriesenen Antiken. Sie verdient mehr den Namen Venere celeste, unter welchem man eine andre halb bekleidete Venus zeigt. — Ganymedes mit dem Adler, eine der schönsten und reitzendsten Statuen der Corridore, das Bild der Schönheit, zwischen dem Jünglings- und Knabenalter mit der Leichtigkeit, die noch keine Sorge kennt. — Bacchus mit einem Luchs würde ein schöner Bacchus seyn, wenn man den vorigen mit dem Faun sobald vergessen könnte. — Ein schöner Torso, ein Studium für junge Künstler ausgestellt, sich daran zu bilden, und für den Liebhaber, um

langsam daraus zu lernen, worin das Schöne der alten Kunst und der durch die Gymnastik mehr ausgedrückten menschlichen Form bestand.

Zweiter grosser Korridor.

Gr[illegible] einander überhängend zwey geschnittene Marsyasse. Der eine hat einen starken, aber einen widerlichen Ausdruck des Schmerzes, und man geht von diesen verzerrten Zügen gern zu etwas besserm. — Eine Nymphe auf einem Meerpferde, ein ausserordentlich schönes und leichtes Stück. — Ein Jupiter, den Phidias letzter Schüler besser gefaßt haben würde. — Zwey Apolle, der größte dieser beiden ist vortrefflich, er bringt den holden Gott der Schönheit und Jugend dem Ideale sehr nahe. Die anders farbige und überzierliche Leyer, die man ihm gegeben hat, kleidet ihn schlecht. — Zwei Statuen von Aeskulap. — Bacchus von Michel Angelo. Dieser ist sehr berühmt und hat nach dem einstimmigen Urtheile der Kenner verdient, ohne sich zu schämen, unter den besten Ueberbleibseln der alten Kunst aufgestellt zu werden. Es ist nicht der Gott, der nur Freude und Wollust athmet, wie der ihm gegenüber stehende, sondern er hat etwas Großes und Majestätisches, wie man sich ihn denken muß, wenn er mit seinem Löwen- und Tigergespann als Sieger der Indier daher fährt. Er trägt den Geist seines Meisters an der Stirn, Kraft und Erhabenheit. — Ihm gegen über steht ein

andrer in kleinem Maße von Sansovino, voll großer Lieblichkeit und Zartheit der Form und des Ausdrucks, ein solcher, der wohl mit einer Nymphe sich im Weinlaub verstecken gehen kann; auch er ist ein Meisterstück der Neuern. — Laocoon von Baccio Bandinelli, eine Kopie des belvederischen, jetzt pariser Laocoons, und zwar eine äußerst berühmte Kopie. Ich hoffe das Original zu sehen und kann dann vergleichen. Bey einem Feuer, das 1762 die Gallerie ergriff, hat er sehr gelitten. — Von Donatello sieht man hier noch zwey geprieſene Stücke, seinen David mit Goliaths Haupt zu seinen Füßen und Johannes den Täufer, durch Beten und Fasten abgezehrt. Der David erinnert an den schönen St. Georg von eben diesem Meister, den man in einer der Nischen der Kirche Or San Michele sieht, eine rechte Heldengestalt, aus deſſen Gesichte Muth und Kühnheit auf seine gute Sache blicken. Aber berühmter bey weitem ist Johannes der Täufer, und eines der vorzüglichsten Werke dieſes großen Künstlers, den man besonders wegen der anatomischen Richtigkeit bewundert, weil so ein Körper nicht das anmuthige Bild der Schönheit geben kann. Man geht endlich bey diesen Meistern mit dem Gefühl davon, sie würden Phidias und Skopas gewesen seyn, hätten sie die freundliche Welt und die jugendlichen Götter jener Glücklichen gehabt.

Zwischen diesen Statuen der Korridore, von welchen ich die Vorzüglichsten genannt habe, sind vom Eingang bis zum Ende hinaus die Besten der römischen Kaiser und ihrer Familien zu sehen, eine ausserordentliche reiche Sammlung beinahe an die 120. Man hält sie alle für ächt, ob gleich sich das vielleicht schwer ausmachen läßt, wenn es gleich bey den meisten durch Vergleichung mit andern Köpfen und mit Münzen auszumitteln ist. Die Sammlung ist zugleich als ein lehrreicher Kommentar für die Kunstgeschichte der ersten Kaiserjahrhunderte anzusehen, und für den Fortgang und Rückgang der Kunst. Die Reihe der Kaiser ist vollständig bis auf Gallienus. Auch einen schönen Konstantin, der sonst selten ist, hat man hier, doch ist auch er durch den Brand beschädigt. Trefflich sind die Köpfe der Livia und Julia, des Agrippa und Tiberius gearbeitet; den Otho hält selbst Winkelmann für einen der schönsten Köpfe, auch Vitellius und Vespasian sind gepriesen. Die Familie Mark Aurels nimmt den kleinen südlichen Flügel ein. O Faustina, Wieland hat nicht zuviel für dich gethan! Du konntest mit dem Gesichte nicht gemein seyn. Auch dem Freund der Geschichte geben sie gleichsam einen lebendigen Kommentar, obgleich die Kunst, aus den Gesichtern auf die Menschen zu schließen, immer eine sehr mislige bleiben wird, überdies ist nichts in der Welt leichter, als nach

den Thaten und Leiden ein langes und breites über ein Menschenantlitz zu räsonniren. Wie viele vergnügte Stunden habe ich unter diesen Köpfen gesehn! und unter der Menge der großen und merkwürdigen Menschen der neuern Welt, die gemahlt über ihnen hängen. In seiner eignen Zeit lebt man doch nicht so rein und frey; das Interesse, die Verflechtung des Lebens und Empfindens zieht uns vom rechten Wege ab, oder Leidenschaften und Partheisucht heben unsre Augen unter der Binde, daß wir selten einen reinen und ungefälschten Anblick derselben genießen.

Außer den Büsten schmücken die Korridore noch eine hübsche Anzahl Sarkophagen mit Inschriften, und theils mit trefflichen Basreliefs, vorzüglich schön ist auf dem Zweiten die Geschichte Hippolytus dargestellt) Ariadne ꝛc., warum man einigen Statuen Fußgestelle gemacht hat.

Oben um die ganze Reihe der drey Korridore sieht man zu beiden Seiten rund herum eine herrliche Sammlung großer und berühmter Männer, viele Florentiner, die durch Künste und Wissenschaften, durch Waffen und Herrschaft groß waren, andre herrliche Männer Italiens und Europens, durch welche die Welt weiter gekommen ist. Auch die Frauen sind nicht vergessen, und man sieht manche berühmte Haube. Den Beschluß macht die

lothringische Herzogsfamilie bis auf Kaiser Franz den Ersten.

Auch die Decken dieser Flügel muß man nicht übersehen. Sie sind mit allegorischen Darstellungen geschmückt, wobey der großen Männer, woran Toskana einst vor allen Städten Italiens reich war, in Ehren gedacht ist. Es ist gleichsam ein gemahlter Ehrentempel von Florenz. Jede Kunst und Wissenschaft hat ihre Lichter und Lichtanzünder. Da sieht man die Cimabue, Giotto, Davinci, Masaccio, Donatello, Ghiberti, Michel Angelo, Bandinelli, Dante, Petrarca, Vespucci, Galilei, Heino, Machiavelli und andre Namen, die das Vaterland verherrlichten.

Münz- und Medaillensammlung.

Die Anordnung dieser Sammlung ward von dem Jesuiten Ekhel in Wien, Direktor der kaiserlichen Münzsammlung, angegeben, und von Cocchi und seinem Nachfolger, dem Direktor Pelli, ausgeführt. Man hat die Münzen nach chronologischer und geographischer Ordnung in Schränken aufgestellt. Billig hat man mit Toskana angefangen und einen großen Reichthum zusammen gebracht, nicht blos für Florenz, sondern auch für die andern Städte, vorzüglich für Pisa. Man sieht viele Münzen aus Silber und Gold von beiden Sicilien, dem Kirchenstaat, Venedig, Genua, Mailand, Par-

ma

ma ꝛc. Aber auch die übrigen Länder Europens sind nicht leer ausgegangen.

Die Sammlung der neuern Medaillen ist gleichfalls eine der zahlreichsten. Hier sieht man viele Schnurrigkeiten und Raritäten des Mittelalters: Siegel, Prachtmünzen ꝛc.

In zwölf kleinen Schränken mit Auszügen bewahrt man die alten Münzen auf. Man hat sie geographisch geordnet nach den Plätzen, wo sie geschlagen sind, ohne auf ihre Größe, oder ihren Stoff Rücksicht zu nehmen. Man hat sie in zwei Klassen getheilt. Die erste begreift die Republiken, Kolonien und Monarchien der alten Welt, z. B. Rom, Athen, Macedonien, Syrien, Aegypten; die zweite enthält die Konsular und Familienmünzen des alten Rom, wie auch die Münzen der Kaiser von August bis Johann Paläologus. Die erste Klasse hat 4201, die zweite 1519 vor August und 2454 Münzen seit August, welche letztere allein 5 Schränke füllen.

Goldner Medaillen sind 1117, silberner 3779. Die ganze Summe rechnet man mit Sicherheit auf 15000. Auch falsche und nachgemachte Münzen hat man hier zur Belehrung aufbewahrt. Sie sind zum Theil so trefflich gearbeitet, daß sie die ersten Kenner getäuscht haben.

Ich gehe von hier zum hintersten Kabinet des östlichen Korridors, und werde immer so die Reihe

der Zimmer verfolgen, bis ich mit dem Saal des Hermaphroditen aufhöre, welche der erste am Eingange oder Vestibulum ist. Man hat diese Säle häufig nach einem Meisterstücke, das sich darin findet, benamt. Der erste Saal nun, vor dessen Thüre die Statuen und Gruppen von Michel Angelo, Sansovino, Johann von Bologna und Donatello sehr zweckmäßig stehen, enthält

Die neuern Bronzen.

Das Vaterland der Donatelli, Verrocchi, Cellini und Ghiberti kann daran nicht arm seyn. Man kann diese köstliche Sammlung gleichsam als eine Kunstgeschichte der florentinischen Bildnerei ansehen. Man hat hier treffliche Kopien in Bronze, doch fast alle im verjüngten Maasstabe, gesammelt von den ersten neuern und ältern Statuen, die man in Italien und anderswo findet, den Laocoon, Apoll, Meleager, Herkules, die beiden Satyre, die Flore, den Jüngling, der sich den Dorn auszieht, den Gladiator, den farnesischen Stier, den Sitten, Mark Aurel und den Bacchus und Hermaphrodit von Borghese. Die Ringer, den Schleifer, den Faun und die Venus von Medicis sieht man hier in schönen Kopien aus Marmor. Außerdem giebt es eine Menge kleinerer Nachahmungen von Antiken, z. B. Idole, Vasen, Basreliefs. Vortrefflich ist der kleine Amor von Donatello, den einige selbst für eine Antike genommen haben. Von

dem trefflichen Benevenuto Cellini sieht man hier viel schönes, man schätzt vorzüglich die Büste Kosmus des Ersten von ihm. Von der Opferung Abrahams sieht man außer andern heiligen Stücken zwey Ausführungen, in welchen sich Donatello und Ghiberti zeigten, um den Auftrag zu den schönen bronzenen Thurm des Battisterio zu erhalten, welche Ghiberti ausgeführt hat. Das Schönste indessen von allen Arbeiten der Neuern, die hier gezeigt werden, möchte ich den Merkur von Johann von Bologna nennen, der lange die Villa Medicis in Rom zierte. Er hat das Leichte, das Schwebende und Vorwärtsstrebende, das man in der hebenden Kraft dieses Gottes sich denket. Mit einem Fuße schwebt er auf dem Kopf eines Zephyrs, den er nicht mehr zu berühren scheint, als jener die Blumen. Der Ausdruck des leichten und spielenden Lebens dieses Gottes ist so bezaubernd, daß man immer wieder zu ihm zurück muß.

Noch ist hier ein berühmter Geschundener (scorciato) in Bronze, eine anatomische Statue, die man aber nicht unter den Mustern des Schönen aufstellen sollte. Man hat allenthalben gekünstelt und gearbeitet, um für die Anatomie was rechtes zu leisten. Auch die Alten haben anatomische Figuren in Bronze und Marmor vorgestellt, Francavilla machte in Italien solche, die man aus einander nehmen konnte, aus Holz und Pergament.

Zumbo und Lelli machten sie aus Wachs, welche nachher Susini in Florenz vervollkommnete; doch davon mehr an einem andern Orte.

Hetruscische Sarkophagen und Inschriften. Museum Etruscum.

Leider weiß man von den Alterthümern der Etrusker wenig. Wären die Römer gierig nach dem Ruhm, alle Völker unter die Füße getreten zu haben, so waren sie es nicht weniger, die Herrlichkeiten der Besiegten zu unterdrücken, und ihre Kunst und Wissen auch sich zuzueignen. Doch ist es ihnen nur in so weit geglückt, die Geschichte jener Völker in Dunkelheit zu erhalten. Beträgen haben sie die Nachwelt nicht gekonnt. Man hat nun angefangen, in Toskana Vieles zu sammeln, was schon die Ehre des etruscischen Volks machte, als die Griechen noch zum Theil und die Römer noch durchaus Barbaren waren, und von Arezzo, Volaterra, Montepulciano und andern Orten zusammen gebracht, wo es theils noch unter der Erde, theils noch in den Händen von Privatmännern war. Winkelmann in seiner Geschichte der Kunst zeigt, daß die Hetrurier der Künste selbst vor den Griechen pflegten, und als Volsinii (jetzt Bolsena) 265 Jahr vor Christi Geburt eingenommen ward, transportirte man 2000 Statuen nach Rom.

Die Etrusker verbrannten gewöhnlich ihre Todten, und legten die Asche in kleinen Särgen oder

Urnen in die Erde, welche oft nur die Namen der Verstorbenen enthielten. Diese Särge und Urnen ꝛc. und die etruscischen und lateinischen Inschriften, oder die aus beiden Sprachen gemischten hat man hier aufgestellt. Das meiste ist aus Töpferthon (terra cotta, terre cuite), einige Sarkophage sind sogar bemahlt. Die schönsten Sachen hat man zu Volaterra gefunden. Manche dieser Urnen, die man zu Chiusi ausgrub, sind mit Bildnerarbeit, und stellen die Geschichte der Söhne des Oedipus vor; andre herrlich in Alabaster gearbeitete Basreliefs enthalten Scenen vor Troja. Man sehe hierüber Gori Museum Etruscum Flor. 1737. 3 Vol. Fol. und Hancarville Etruscische, griechische und römische Alterthümer mit illuminirten Kupfern, herausgegeben aus Hamiltons Kabinet zu Napoli, und Lanzi saggio sopra la lingua etrusca und seine Istoria della pittura.

Von diesem Saal, der eigentlich noch vor den neuern Bronzen hergeht und der erste von allen ist, springe ich nun sogleich zum vierten über, der die

Sammlung von etruscischen Gefäßen

enthält, weil diese eigentlich nur ein zweiter Theil des Museum Etruscum sind. Man wandelt mit einer Art von heiligen Grauen unter diesen Resten der alten Kunst, die zugleich den letzten Ehren der armen Sterblichen bestimmt waren, und mit ihren

Aschen meistens auch ihr Gedächtniß von der Erde nähmen. Man erstaunt über die Fortschritte, welche die Kunst in jenen jugendlichen Zeiten der Geschichte schon gemacht haben muß, wenn man die Leichtigkeit, Schönheit und Mannigfaltigkeit der Formen, der Farben und Glasur sieht. In Volterra, Chiusi und Arezzo hat man eine große Menge davon gefunden. D'Hankarville meint, unter den römischen und etruscischen Sachen sey auch einiges aus Griechenland Eingeführtes. Es sind einige mit griechischen, andre mit etruscischen Aufschriften. Ferner sieht man eine Menge von Antiken einer andern Gattung in terra cotta, Lampen, Idole, Thierbilderchen, die, wie Caylus meint, von den Armen als Repräsentanten der Opfer gebracht wurden, die sie nicht darbringen konnten. Außerdem hat man die Bilder der Laren, und eine Menge Füße, Beine, Köpfe, Herzen, die vielleicht bey den Alten eine Art von ex voto seyn mogten. Man hat zu dieser Sammlung manches Neuere hinzugefügt, das im etruscischen Geschmack gearbeitet ist. Arbeiten aus Fabriken in terra cotta von Urbino, von Cagli und Castel Durante nach Zeichnungen Rafaels, Correggio's und der Carracci; Manches aus der Fabrik der Familie Vassari zu Arezzo, welche Wedgewood nachahmte.

Alte Bronzen.

Sie sind im dritten Saal in 14 Schränken aufgestellt, und man hält sie für die schönste Sammlung dieser Art nach der, welche nun von Portici nach Neapel gebracht ist.

I. Eine herrliche Büste der Minerva, ein Kopf Merkurs und Saturns, mehrere kleine Götterabbildungen, Jupiter, Neptun, Pluto, Minerva, Diana, Opis ꝛc.

II. Eine treffliche Sammlung griechischer, etrurischer und römischer Waffen, ein vorzüglich gearbeiteter Hermaphrodit, eine schöne Amazone und ein geharnischter Mars; endlich Venus mit ihren Attributen, Nymphen, Amorn, Genien.

III. Viele Scenen aus der Geschichte des Bacchus und Herkules. Man hat zu den Bacchusbildern Faunen, Satyre, Silenen und die Ariadne hinzugefügt.

IV. Hier findet man viele ägyptische Sachen und Idole, unter andern einen Serapis, den die Kenner der Kunst hoch halten. Viele Genien und Götter des zweiten und letzten Ranges.

V. Einer der merkwürdigsten Schränke, der die etruscischen Gottheiten, den Janus, Vulturnus, Vilumnus, die Vakuna ꝛc. enthält. Diese reiche Sammlung zeigt noch die Anfänge der Kunst, in Metallen zu gießen.

VI. In diesem Schranke findet man außer vie-

len Porträts erlauchter Menschen eine Menge Fragmente alter Statuen, die jungen Künstlern zum Studium dienen können, so schön ist an manchen die Arbeit.

VII. Enthält Thiere mancherlei Art, einen Pegasus, einen Hippogriph, eine Chimäre, einen Stier mit Menschenangesicht und andre, welche zu Gelübden, Symbolen und Fahnenzeichen dienten. Siehe Lipsius de militia romana cap. de signis militar.

VIII. IX. X. Mancherlei Haus-Religions- und Opfergeräth, Altäre, Dreifüße, Leuchter und Lampen mit erstaunlicher Mannigfaltigkeit der Arbeit und des Geschmacks, verschiedene metallene Spiegel, Helme, Zäume, Sporen, goldne Schnüre, Halsbänder, Ringe und Ohrgehänge.

XI. Alte Inschriften auf Bronzen verschiedener Gattung und manche Schnurrigkeiten.

XII XIII. Altes Hausgeräthe und Silberzeug.

XIV. Instrumente, Schlösser, Schlüssel, Klinken, Haken und vieles christliche Zeug, wo man schon Apostel und Heilige vorgestellt sieht [illegible] Barbarei des Geschmacks.

Außer diesen kleinern und zartern Dingen, die man eingeschlossen hat, steht noch vieles [illegible] was diesen Saal zu einer Einleitung in die [illegible] und das häusliche Leben der alten Welt [illegible]. Unter diesen Sachen findet man einen sehr [illegible]

Torso; eine Minerva von außerordentlicher Schönheit, die, wenn sie etruriſch iſt, einen hohen Grad der Kunſt verräth; man glaubt, ſie ſey nicht vollendet worden, oder habe durch Feuer gelitten.

Saal der Niobe.

Dieſen ließ Peter Leopold mit allen Schmuck der Kunſt und des Geſchmacks verzieren, wie es der hohen Bewohner würdig war, welche hier einziehen ſollten. Sie waren 1775 noch zu Rom in der Villa Medicis, von wo Leopold ſie nach Florenz bringen ließ. Vielleicht müſſen ſie in dieſen Zeiten der Auswanderungen auch mit fort.

Hier ſteht alſo nun die berühmte Gruppe der Niobe, deren blutiges Schickſal Ovid und Apollodor beſangen, und die die größten Künſtler des Alterthums, ein Skopas und Praxitiles in Marmor und Erz bildeten, und worin, wie wir ſie nun aufgeſtellt ſehen, jeder den großen Stil und erhabnen Karakter der meiſten Figuren bewundern muß, wenn gleich der tiefer eindringende Kenner und Tadler manche Härten in den Stellungen und Gewändern findet, und daher diejenigen verdammt, welche wohl gar auf Praxiteles und Skopas, oder ihre erſten Schüler rathen. Man weiß aber, daß ſchon bey den Alten von den berühmteſten Statuen Kopien gemacht wurden. Könnte das nicht auch der Niobe und ihren Kindern begegnet ſeyn? und könnten alſo dieſe Statuen, aus welchen man nun

Eine Gruppe geordnet hat, und welche offenbar nicht gleich vollkommen sind, nicht aus den Händen verschiedener Meister gegangen seyn? Winkelmann fand in dieser Gruppe einen hohen Geist. „Die Töchter der Niobe, sagt er, gegen welche Diana ihre Pfeile richtet, sind in der sprachlosen Angst, der Vernichtung der Sinne, der Zerstörung des Gefühls vorgestellt, wo der unvermeidlich kommende Tod die Seele selbst gedankenlos macht. — Niobe und ihre Töchter werden immer die Muster des wahren Schönen seyn, man muß sie als unstreitige Denkmäler des hohen Stils ansehen.“ Winkelmann Gesch. der Kunst Th. 2. S. 201. 241. Auch Guido Reni war seiner Meinung und studierte sie ohne Aufhören.

Man kann vielleicht kein besseres Bild von dem Ausdruck dieser Gruppe geben, als wenn man sagt, daß so ein Schweigen des Schmerzes, so ein Erstarren des Gefühls darauf ruht, daß sie alle Elemente zu binden und jeden Laut, jeden Ton der Empfindung unmöglich zu machen scheinen; ein Verstummen, wie das der Erde vor dem Donner, der noch still in seinen düstern Wolken schlummert. Aber keine Lerche fliegt in der Luft, keine Kehle klingt mehr, das Thier sucht das Dickigt und die Höhle, der Mensch sein Haus; die Blume schließt ihre Krone.

Schön vor allen den einzelnen Bildern, die in

einer Gallerie so gestellt sind, daß jedes Gesicht, wo möglich, auf die Mutter sieht, ist die Figur der Niobe. Die Kleinste der Töchter drängt sich bebend in den Schooß der Mutter, in deren Augen sie mit angstvollem Gesichte Trost sucht; die Mutter breitet ihr Gewand aus, als wolle sie die Tochter schützen. Aber ihr Gesicht ist bey den andern Kindern, die verwundet fliehen und fallen, aber sein tiefer Schmerz bleibt menschlich und unverzerrt und rührt daher unaussprechlich. Die Kinder sind in mancherlei Stellungen, einige fliehen, andre sinken erblassend, andre schauen auf die Mutter, die nicht helfen kann, andre auf die grausame Rächerin in den Wolken. Den einen sterbenden Sohn und eine Tochter in fliehender Angst vor dem Bogen Dianens, nach welchem sie empor schaut, mögte ich die schönsten nennen.

Da man nicht alle Statuen, die die Familie der Niobe ausmachten, wieder fand, so ersetzte man wohl einige durch Analogen. Die Anordnung bleibt nun doch immer etwas Willkührliches, und jeder Künstler findet natürlich nach dem Gesichtspunkte, woraus er das Ganze aufsieht, manches zu tadeln und abzuändern. Manches, was fehlte, ist auch von neuern Händen ergänzt, und das muß jeder billige Richter auch mit in Anschlag bringen.

Die Wände dieses schönen Saales sind noch mit einigen trefflichen Gemählden geziert, dahin ge-

hören ein Paar Stücke von Rubens in seiner lebhaften Manier, die Schlacht von Ypres und der Einzug Heinrichs des Vierten in Paris, einige Porträts von vorzüglicher Schönheit, unter andern Karl der Fünfte von Vandyk und von Kranach, ein schönes Stück, Adam und Eva.

Sammlung von Zeichnungen und Stichen.

Diese Sammlung, die der Kardinal Leopold anfing, ist seitdem immer vermehrt, und hat für den Künstler und den Liebhaber und Kenner natürlich ein unsägliches Interesse. Man hat sie mit großen Kosten zusammen gebracht durch Ankauf, Schenkung und Aufsuchung aus allen Ländern. Von 225 Bänden sind 80 je von einem großen Meister. Sie fangen von Cimabue an, und gehen bis auf Baltoni und Mengs. Diese Sammlung hat der Direktor der Gallerie unter seinem Schlüssel, und man muß sich bey ihm melden, um sie zu sehen zu bekommen. Auch die Kupferstiche sind vorzüglich unter Leopold und dem jetzigen Großherzog angewachsen.

Saal des Barroccio.

Dieser stößt an den Saal der Niobe, und hat seinen Namen von einem großen Stücke dieses Meisters, welches 1787 von Arezzo hieher gebracht ist, und welches wegen der Einfalt der Anordnung und der Zeichnung hoch berühmt ist. Es ist ein sehr figurenreiches Gemählde auf Holz, eine Madonna,

die ihren Sohn bittet, Reichen, welche sich der Verlassenen und Wittwen hülfreich annehmen, den Segen zu geben. — Eine große Skizze auf Holz von Fra Bartolomeo della Porta, eine Madonna mit den Schutzheiligen von Florenz und dem Porträt des Künstlers. Man schätzt die Anlage, welche der Tod den Künstler nicht ausmahlen ließ. — Eben so verhält es sich mit einer Anlage von Pietro da Cortona, den drei Marien am Grabe. — Von Albano das Kind Jesus, von mehrern Engeln umgeben, welche die Instrumente und Zeichen seines Leidens halten, ein Werk voll Anmuth und Freundlichkeit, die diesem Mahler in einem vorzüglichen Grade angehören, der durch seine Engel und Amore berühmt ist. — Von Guido ein Petrus, eine Halbfigur und Roger und Fiordispine. — Die Madonna, welche ihr Kind säugt, ein treffliches Stück von dem Meister der Kunst Lenardo da Vinci, voll süßer Liebe und Natürlichkeit. Dieses hat Leopold angekauft.

Vestibulum der Inschriften.

Dieses Vestibulum, ein offener Durchgang in der Mitte dieses Korridors, stößt zunächst an den Saal des Barroccio und enthält viel Schätzbares, das man nicht als ausgemerzt ansehen kann, weil es in keinem verschlossenen Zimmer steht. Man sieht hier eine schätzbare Sammlung von Inschriften, die man in zwölf Klassen eingetheilt, und in

die Mauer dieses Vestibulum eingefügt hat. Die Zwischenräume der Klasse hat man mit schönen Fragmenten des Alterthums geziert. In der Mitte des Saals steht ein Torso, aus Basalt, den Winkelmann sehr rühmt; ein Altar von Granit, ein ägyptisches Kunstwerk, worauf ägyptische Idole zum Theil mit Hieroglyphen und ein kleiner Obelisk stehen. Außerdem sind noch andre egyptische Sachen hier, Sarkophagen, Leichensteine, Urnen, Vasen mit Buchstaben und Karakteren, kleine Statuen und Büsten. Vortrefflich ist der Brutuskopf, nur aus dem Groben gearbeitet von Michel Angelo, aber er hat schon den Karakter des Ernstes und der Kraft, der auch dem Künstler gehörte. Man lieset unten die Verse von Bembo:

„Dum Bruti effigiem sculptor e marmore ducit,
„In mentem sceleris venit et abstinuit."

„Da der Bildner aus Marmor das Bild des Brutus gestaltet,
„Denkt er der blutigen That und ihn versaget die Hand."

Ein Engländer, der Graf Sandwich, dem falsche Inschrift schmählich deuchte, änderte diese Verse so:

„Brutum effecisset sculptor, sed mente recursat
„Tanta viri virtus, sistit et abstinuit."

„Brutus hätte der Bildner vollendet, ha denkt
er im Herzen
„Tugend des Helden, dich, hält und lebt ab
von dem Werk.“

Man sieht hier die Köpfe der grossen Weisen, Dichter und Feldherren Griechenlands auf Harmen, und diese Versammlung würde nicht die letzte seyn, die ich aus dem Reichthum der Gallerie mir ausgreifen möchte, wenn ich dürfte. Anakreon, Solon, Sappho, Aristophanes, Sokrates, Alcibiades, Sophokles, Euripides und andre kann man hier bewundern.

Sammlung der Portraits der Mahler, von ihnen selbst gemahlt.

Diese sind in zwei an einander stossenden Zimmern befindlich, und meistens nach den Zeitaltern, Schulen und Nationen geordnet. Auch diese Sammlung fing der Cardinal Leopold an, dessen Statue in Marmor man in einer Nische sieht. Diese Portraits sind in dem Museum Florentin. gestochen und zum Theil in Hugfords Sammlung.

Die römische Schule führt Rafael an; nach ihm Giulio Romano, Barroccio, Zucheri, die letzten sind Battoni und Mengs.

In der florentiner Schule ist der vortreffliche alte Masaccio der erste, Leonard da Vinci, Andreas del Sarto.

Gegenüber sind die Venezianer Bellini, Gior-

gione und Tizian, seine größern Schüler, Paul Veronese, Tintoretto, die Bassanen und andre.

Die Lombarden führt Primaticcio an, der Freund Franz des Ersten, an dessen und Heinrichs des zweiten Hofe er in hohen Ehren lebte, dann folgen die Carracci, Guido, Reni, Domenichino, Guercino da Cento, Albano.

Unter den Fremden sind die herrlichen Köpfe von Rubens, Vandyk, Holbein, Rembrandt. Außer diesen sieht man andre, die sich gemahlt haben, indem sie zeigten, daß man sie nach diesen Proben nicht messen sollte, weil Köpfe ihr Werk nicht waren; sie halten zum Theil Landschaften, kleine Scenen des gewöhnlichen Lebens ꝛc. in der Hand, wie Bourgignon, Mieris, Schalken, van der Werf und andre.

Im zweiten Zimmer sind mehr neuere Mahler und Ausländer, auch einige alte, die man noch nicht lange besessen hat, z. B. Michel Angelo, Sandrart, Angelica Kaufmann, le Brun, der Engländer Moor, der Schwede Roslein. Hier sieht man noch eine Marmorbüste einer Engländerin, die ein feines Weib gewesen seyn muß; man liest in einer griechischen Aufschrift ihren Namen: Ανα Σειμυρ Δαμμερ ἐποιησεν.

Unter andern Kostbarkeiten sieht man hier die schöne Urne aus der Villa Medicis, worauf die Opferung Iphigeniens dargestellt ist, und einen acht-

eckt-

eckigen Tisch aus Edelgesteinen, oder pietre fine zusammengesetzt. Er ist aus der Zeit Ferdinand des Zweiten, und wegen der Edelsteine, Topasen, Granaten ꝛc. einer der kostbarsten dieser Gattung. So trefflich auch diese Arbeiten, so bewundernswürdig auch das Ineinanderfließende und Schmelzende der Schatten und Farben ist, so bleibt doch immer eine unvermeidliche Härte, wenn man solche Arbeiten mit einem Gemählde vergleicht.

Sammlung der venezianischen Schule.

Die Venezianer füllen die nächsten und letzten beiden Zimmer dieses Flügels.

In beiden Zimmern findet man von Tizian eine schöne Jungfrau, das Kindlein auf den Knieen; noch eine zweite von Engeln umgeben in derselben Stellung. — Die Ehebrecherin, vor dem Erlöser mit herrlichem Ausdruck in den Köpfen, ein sehr figurenreiches Stück. — Die Niederlage von Ghiaradadda, das wegen seiner Komposition berühmt ist. — Die Geburt des Herrn und die anbetenden Schäfer, ein ganz treffliches Stück, von dem man nicht los werden kann. — Einige Porträts, und eine schöne Judith mit dem Kopf des Holofernes, eine halbe Figur.

Von den Bassanen eine Menge Gemählde. Das berühmteste und größte ist das, wo Jakob Bassano sich mit seiner Familie nebst Tizian seinem Meister

und seiner Frau gemahlt hat. Er hat hier alles aufgeboten, seiner Familie unter den Unsterblichen einen Platz zu verschaffen. Es ist kein Raffael, kein Ideal, aber die reinste Natürlichkeit und ein Kolorit, wie es seines Lehrers würdig wäre.

Von Giorgione, dem größten Meister im Kolorit, das Urtheil Salomos und viele andre Stücke.

Von Paul Veronese Christus, der den Lazarus erweckt, ein figurenreiches Gemählde, wo alles lebt und sich bewegt, und es einem bey keiner Figur einfällt, Veronese habe an Betrachter seiner Werke dabey gedacht. — Die Hochzeit von Kana und Ester und Ahasverus, zwei herrliche Stücke in Rücksicht der Vertheilung der Gruppen.

Außerdem sieht man noch manches von Tintoretto, Carletto, Cagliari, Palma.

Man geht nun zum zweiten Flügel fort, und findet zuerst das Zimmer, wo die

Sammlung von geschnittenen Steinen, Kameen, Gefäßen aus edlen Steinen ꝛc.

aufbewahrt wird. Dieses ist einer der größten Schätze, die sich irgend wo auf der Welt finden. Lorenz der Großmüthige that das Meiste für diese Sammlung, Kosmus der Erste und andre Mediceer haben manches hinzugefügt und durch die großen Genieen, die ihre Zeit verherrlichten, arbeiten las-

sen. Es ist ein Saal in Form einer Tribune, mit Säulen von orientalischem Alabaster geschmückt, wo dieser Reichthum in 6 Schränken aufbewahrt wird. Man zählt mehr als 4000 Anaglyphen, und unter den Kameen bewundert man vorzüglich die Familie des Augusts und was seiner Zeit am nächsten ist, z. B. den Liber und seine Gemahlin, die wegen der Größe merkwürdig sind, vor allen aber steht Vespasian oben an, den man nur den König der Kameen nennt. Noch preist man die Kamee, die man für einen Julianus hält, der mit seiner Frau ein Opfer bringt, den Ganymed, den Curtius und die große Kamee, die Kunst für eine Vesta und allein mehr, als manches andre Kabinet werth hält. — Man sieht hier überdem eine große Menge von Köpfen, von Gefäßen, von Statuen, vorzüglich eine Schale aus einem Granat von außerordentlicher Größe, Gefäße aus Onyx, Sardonix, Agat, Jaspis. Manche davon sind neu und von sorentiner Künstlern im Wettstreit mit den Alten gearbeitet. — Manches in Bergkrystall gearbeitet, wie z. B. ein Kopf des Nero, verschiedene Kaiser in Kalcedon, ein schöner Tiberius in einem braunen Türkis, ein Mars in Saphir, eine Minerva in Sardonix, ein Alexander im Chrysolit, eine Furie in Chalcedon. — Manche sind zu beiden Seiten gegraben, z. B. der Sonnenwagen im Thierkreise an einer, an der andern der des Mondes, eine Büste Apolls im Anaglyph

an der einen Seite, an der andern Mars in einer Lomee.

Viele dieser geschnittenen Steine hat man in mancherlei Massen abgießen und drucken lassen. Die vorzüglichsten kennt man aus dem Museum Florentin. und aus dem Thesaurus Gemmar. antiqu. aeneis tabulis 200. Florent. 1730. von Gori und Passeri in drei Bänden in Folio ausgegeben. — Die florentinischen Künstler haben manches beschädigte wieder hergestellt, manches auch neu geschaffen. Einen vorzüglichen Antheil hieran hatte, Benvenuto Cellini. Man sieht die Portraits von Lorenz von Medicis und Savonarola, (die man Johann delle Corniole zuschreibt,) von Päbsten und Fürsten. Eine schöne Arbeit ist die Familie Cosmus des Ersten von Rossi und sein Triumph nach der Eroberung von Siena, von Dominico Romano in einen Kalcedon geschnitten.

Sammlung französischer Gemählde.

Man sieht hier eine Venus, die aus dem Bade steigt, und einen, nackten verwundeten Jüngling, beide keine vorzügliche Statuen in Marmor.

Die französischen Sachen wollen nach den vorigen nicht recht schmecken. Poussin, ihr größter Meister, ist fast leer ausgegangen, und hat nur einige kleine Stücke hier. Außerdem ist von le Brun, Dufresnoy, Mignon, Champagne, Rantzuil, und Bourgignon manches.

Flamländer und Holländer.

Von Rubens Venus und Adonis; Amor spielt an ihren Knieen, die Grazien enthüllen sie, der Neid hält Adonis bey seinem Gewande zurück; kleine Kinder spielen mit seinen Hunden, oder halten sie an der Kuppel. Die Venus ist schön, obgleich eine sehr irdische; leider sind die Grazien es auch, weil etwas zuviel flämische Schwere sie zur Erde ziehen muß. — Die drey Grazien ein schönes Gemählde, wo er sie etwas weniger voll und üppig gemacht hat. — Dieselben noch einmal mit einem allerliebsten Amor, der die eine der Grazien mit Blumen bekränzt — manches Kleine.

Von Denner, Albert Dürer, Kranach, Holbein, Rembrandt sieht man treffliche kleine Stücke und Porträts, unter andern Luther von Kranach und Holbein, und seine Katharina von Bora von Kranach.

Landschaften von dem Rafael der Landschaften Claude Gelée, Ruysdal, van der Werf, Poelenburg, van der Neer.

Von Teniers, Mieris, von Ostade, Herburg, Schalken, vieles in der bekannten kleinen holländischen Manier. — Perspektive von Stenwick und Peter Neefs. — Thier- und Frucht- und Blumenstücke von van Kessel, den beiden Heem, den beiden Ruysch. — Manches von Douw, Braunes, dem jüngern Breughel und dem Höllenbreughel,

(der hier auch eine Hölle nach Dante und noch eine andre geräumigere gemahlt hat) Agrikola, van Brill ꝛc.

In diesem Zimmer sind vornämlich viele kleine Thier- und Landstücke, Portraits und Miniaturgemählde unter einigen großen zu sehen. Von diesen kleinen Sachen, die zum Theil allerliebst und ohne Namen sind, schenkt man dem manches, wenn man keine genauere Urkunde hat, gern den großen Namen Rafael, Correggio, Tizian, Carracci und andern zu. Ich will von der Menge nur einige der vorzüglichern ausheben.

Von Salvator Rosa, zwei Gemählde auf Holz, die noch nicht Leinwand sind, und einige Landschaften in seiner Manier. — Von Albano in seiner schalkhaften und freundlichen Art Venus unter den Liebesgöttern, ein liebliches Bildchen; ein Tanz der Musen, die Entführung der Europa ꝛc. Mich dünkt, er hat alle Grazie von Guido und Correggio, aber es ist eine leichtfertigere Laune in seinen Werken, die mehr sinnliche Lust haben, als jene hinreißenden Reizen. — Von Zucchari zwei Gemählde, das goldne und silberne Zeitalter, Venus und Adonis, ein schönes Gemählde, Jupiter, der seiner Gattinn ein besondres Geschenk giebt. — Eine schön weinende Magdalena, und ein Haupt des Johannes, die man Correggio beilegt. — Ein

Guercino eine schöne Landschaft mit fröhlichem Leben, Männer und Weiber die singen. — Von Parmigiano (Mazzuoli) die heilige Jungfrau und eine zweite, die ihr Kindlein säugt, eine Stille und Grazie in den Weibern und jene süße Unbewußtheit, die das vollkommene Weib haben soll.

Man findet in diesem Saal einen kleinen Amor aus Marmor, der sehr schön ist; ein Schmetterling schläft ihm zur Seite.

Die Tribune.

Für das, was sie enthält, kann man ohne Bedenken alles andre in Florenz hingeben. Hier hat man die Blüthe des Schönen und Großen in Einen Kranz gewunden, und auch die äußere Verzierung dieses prächtigen Achtecks, seine Decke mit Perlenmutter, sein Boden mit dem schönsten Marmor belegt, alles sagt einem, daß man in das Heiligthum der Kunst eintritt. Das erste und schönste Kunstwerk in Florenz und eines der schönsten von den wenigen Ueberbleibseln der alten Kunst ist die

Mediceische Venus. Es ist so viel darüber gesagt, geschrieben und tolles und kluges räsonnirt worden von Winkelmann bis zu dem Spleenischen Smollet, der nichts an ihr zu bewundern fand, als ihren Hintern, daß jeder sich fast schämen muß, jenen Haufen noch zu vermehren. Wer von der größten Schönheit und Tugend zu viel spricht, den hält jeder billig für einen Narren. Von Göt-

tern darf man vollends nur empfinden und denken, nicht reden, wenn man unter ihnen ist. O Venus von Medicis, welche schöne Tage waren das, als ich allein mich von dem Aufseher einschließen ließ, um deine Gottheit anzubeten. Du bist noch nicht die duftende Blume, die glänzt und lockt, du bist die Knospe, die noch nichts von Farben weiß, und still und bewußtlos in ihrem süßen Daseyn versunken schlummert. Du bist das Bild der Jungfräulichkeit und Verschämtheit, die noch in stillen Ahndungen und Gefühlen lebt; doch wer nennt das heiligste Leben im Innern? der dich bildete, hatte es. Wenn deine Schwester zu Gnidus wilde Begierden in einem Jüngling entflammte, so löschest du jeden Trieb aus, besänftigest und erfreuest, wie Lunens wandelndes Bild. Deine Verschämtheit ist nicht Schwäche und Schleier der verdorbenen Sitten, sie ist das heilige Bild der Schönheit, die in stiller Vergessenheit ihrer selbst sich allein ausdrücken kann. Ausdruck der Keuschheit, der Bescheidenheit, der Verschämtheit und was man noch mehr weiß, ist abscheulich. Wer sagen konnte, du rückteſt mit dem rechten Schenkel etwas vor, um etwas zu bedecken, wer dieses Bewußtseyn in dir denken konnte, zu den sprach nur der todte Buchstabe des Gesetzes und nicht sein lebendiger Geist.

Die Venus hat eine Höhe von ungefähr vier Fuß; sie scheint ganz in dem Alter, wo die Knospe

aufzubrechen bereit ist, und selbst ihr schöner Busen noch nicht ganz ausgewachsen, sanft neigt sie sich vorwärts und eine Hand fällt weiblich über das, was sie nicht verbergen will. Hier könnte Hogarth sein System von Wellenlinien studieren. Es ist eine Zartheit und Weichheit, ein so schwellendes Leben, daß man immer versucht wird, sie mit den Fingern zu berühren. Winkelmann und Mengs behaupten, daß ihre Hände neu sind. Sie hat einen Delphin zur Seite, weswegen man sie auch Venus maritima nennt. Man fand sie in Tivoli in der Villa Adrians mit mehrern andern Meisterwerken der alten Kunst. Sie war in so viele Stücken zerschlagen, daß man sie kaum zusammen finden konnte; doch sind sie so geschickt zusammen gesetzt, daß man gar nichts davon gewahr wird. Sie stand lange in der Villa Medicis in Rom, bis Kosmus der Dritte sie 1680 mit dem Schleifer nach Florenz bringen ließ.

Die Gesellen dieser reitzenden Göttin sind:

Der Schleifer, oder Spion (l'arrotino). Diese schöne Statue ward im vorigen Jahrhundert in Rom gefunden. Man hat vieles aus ihr gemacht. Die Stellung war eine schwere Aufgabe für den Künstler. Ein Mann bückt sich, um ein Messer auf einem Stein zu schleifen, indem er den Kopf erhebt, als wolle er was behorchen; es ist ein gewaltiges Leben im Gesichte. Weil der Stein tei-

nem Schleifstein ähnlich sieht, so haben einige den Accius Nävius daraus gemacht, andre den Sklaven des Brutus, der ihm die Verschwörung seiner Söhne entdeckte; oder einen dergleichen Herder; je einige haben so gar einen Scythen daraus gemacht, der sein Messer auf Marsyas Haut schleift.

Die Ringer (la lotta) sind eine berühmte Gruppe, welche Manche allem, was in Florenz ist, bey weitem vorziehen. Man fand diese Gruppe [illegible] mit der Niobe, und Winkelmann meint, [illegible] zur Gruppe der Familie der Niobe gehöre. [illegible] bewundert die anatomische Richtigkeit bey den in einander zerfließenden ringenden Gliedern, die zugleich die Leichtigkeit haben, die kaum eine [illegible] des Künstlers ahnden läßt, da sie oben [illegible] ist. Der Ausdruck der Gesichter und [illegible] herrlich. Der Sieger fühlt schon die [illegible] Palme, der Besiegte hingegen, von den [illegible] Armen seines Gegners zu Boden gedrückt, [illegible] seinem finstern Blick und den vor Wuth [illegible] bebenden Zügen seines Gesichts die [illegible]

Der tanzende Faun bewegt seine Glieder [illegible] und behend, und athmet Freude und [illegible] Er hat in den Händen Kastagnetten und [illegible] einem Fuß auf einem scabillum, einem [illegible] blasebalgähnlichen Instrumente, das auf [illegible] und bey wilden Tänzen häufig gebraucht [illegible] viel Lärm zu machen. Kopf und Arme [illegible]

Angelo ſo ergänzt, als es dieſes Meiſterwerk verdiente.

Der ſich küſſende Apoll, eine liebliche, jugendliche Bildung. Er ziert ſeit 1780 die Gallerie. Mengs (Theil 2. S. 45.) ſagt, daß der Apoll von Belvedere, jetzt vom Louvre die Idee des Erhabenen giebt, der florentiner aber und die mediceiſche Venus die des Schönen und Anmuthigen.

Auch die Gemählde der Tribune ſind ſo eine Auswahl des Schönſten, daß man ſie der Antiken nöthig würdig nennen kann.

Michel Angelo. Die Jungfrau auf den Knien reicht ihr Knäblein dem Joſeph; in der Ferne ſind nackte Perſonen, die aus dem Bade ſteigen. Dieſes Gemählde iſt nach Vaſaris Behauptung in ſeinen Biographien der Mahler das ſchönſte Staffeleigemählde, das man von Michel Angelo hat. — Orai Rafael. Man kann hier die verſchiedenen Manieren dieſes Künſtlers ſehen. Zwei Stücke ſtellen die Jungfrau und Chriſtus vor, der mit Johannes ſpielt. Das eine hat noch die Einfalt der Stellungen und Geſichter, das Trockne ſeines Meiſters Perugino; das zweite iſt lebendiger, freier und anmuthiger; Rafael hat ſeinen Glauben an den Meiſter verlaſſen, der ſich nicht ſchämte, ſeinen Schüler nachahmen zu wollen; hier iſt ſchon ein Strich ſeiner Madonna della ſedia. — Das dritte iſt ein berühmtes Gemählde, ſein Johannes in der Wüſten,

sitzend und von vorn vorgestellt. Hier kann [illegible] des Künstlers vollendeten und stillen Geist schöpfen ist aus der letzten Manier des Künstlers.

Zwei Correggien. Eine Jungfrau, welche [illegible] vor ihr liegende Kind Jesus anbetet. Auch dieses floß aus dem Pinsel der Grazien, um welche [illegible] Künstler mit Rafael buhlt. Die Jungfrau [illegible] der schönsten Madonnenköpfe, den man sehen [illegible] Doch hält Mengs (Theil 2. S. 169.) es [illegible] eines der schönsten Werke Correggios und [illegible] der Komposition und Drapperie manche [illegible] setzen. — Die Jungfrau in Aegypten, [illegible] bet, das Kind Jesus in ihren Armen, der [illegible] Joseph zur Seite, der einen Palmzweig [illegible]

Tizian. Zwei Venus, von denen die [illegible] berühmte ist. Man hat sie, gleichsam [illegible] buhlerin der mediceischen, dieser gehängt, aber man hat übel gethan, sie [illegible] Vergleichung. Tizians Venus ist die [illegible] ficirte Lust, die schon der Frucht ge[illegible] wovon jene noch keine Mündung zu haben [illegible] Diese Venus ist eines der berühmtesten [illegible] Tizians zweiter Manier. Man meint, [illegible] Bildniß seiner Geliebten; andre sagen, [illegible] Geliebte eines Herzogs von Urbino, [illegible] Medicis. Sie liegt mit ihrem reizen[illegible] Körper wohllüstig hingegossen, mit [illegible] Lächeln der Liebesgöttin um Stirn und [illegible]

mit jener süßen Schelmerei im Auge, der kein Sterblicher, noch Unsterblicher widerstand. Mit der Rechten hält sie eine Blume, und dieses sanfte Erheben der Hand giebt dem schönen Körper, an dem alles bis auf die Farbe zu leben scheint, eine leicht aufschwellende Bewegung. Man tadelt an diesem schönen Gemählde zwei Weiber, die im Hintergrunde geschäftig sind, welche man in Rücksicht der Perspektive zu klein hält. — Die zweite Venus ist die, welche man auch wohl Tizians Frau nennt, eine stillere und sanftere, der es auch an Natürlichkeit und Grazie nicht fehlt.

Andreas del Sarto. Die heilige Jungfrau auf einem Fußgestell, Sankt Franz und Johannes der Evangelist vor ihr stehend, ein Gemählde, das man wegen des frischen Kolorits, und der Wahrheit unter die vorzüglichsten dieses Meisters setzt. Seine Manier ist anmuthig, leicht und wahr, und sein frisches Kolorit zeichnet ihn vorzüglich aus. Man hat ihn den Fra Bartolomeo an die Seite gestellt; aber der hat die doppelte Kraft und Geist und gehört zu den erhabenen Mahlern.

Daniel Volterrano. Der Mord der unschuldigen Kindlein. Es enthält mehr als 70 Figuren in verschiedenen Gruppen und man kann es als eine Zeichnungsschule ansehen. Die Kenner wollen viel von dem Karakter seines Meisters Michel Angelo darin sehen.

Il Parmigiano, man sieht ein Porträt und eine heilige Familie von ihm. Man rühmt auch ihn als dem Correggio in der Grazie sich nähernd. Es giebt auch hier eine Klippe, seine Jungfrau wird offenbar etwas gewöhnlich, weil sie überfreundlich und hold seyn will.

Rubens. Ein schönes Porträt und ein Gemälde, wo man Herkules in seiner berühmten [illegible] sieht zwischen Venus und Minerva. Die Köpfe sind vortrefflich, alles hat jene Ruhe und Haltung, die man bey diesem Mahler, der immer nur auf den gewaltigen Affekt hinarbeitete, sonst [illegible] findet.

Annibal Carracci. Eine schöne [illegible], eines seiner vollendetsten und berühmtesten [illegible]. Man sieht sie von hinten; ein Satyr [illegible] einen Korb mit Blumen. Alles ist Grazie [illegible] ben, und der Kopf im Profil außerordentlich [illegible]. Vorzüglich aber bewundert man die Strenge [illegible] Leichtigkeit der Zeichnung, die sich hier [illegible] finden.

Noch sieht man einige schöne Sachen [illegible] ronese, Lanfranco, Guercino, Guido, [illegible] Albert Dürer, van Dyk, Leonardo da [illegible] guoletto ꝛc.

Toskanische Künstler.

Ihre Werke sind in zwei Sälen [illegible] Man sieht unter andern im ersten:

Fra Bartolomeo. Mehrere allerliebste Sachen im Kleinen, vorzüglich schön ist seine Geburt und Beschneidung des Herrn.

Die Allori. Man nannte sie auch mit einem Beinamen Bronzini. Der beste Zeichner war Angelo, aber Alessandro bey allem Lose und Schlaffen, was er oft in seiner Zeichnung und Zusammensetzung hat, strebt meist nach dem Ideal. Man kann Köpfe von ihm in Florenz sehen, die einzig sind und neben Rafael und Correggio stehen können. Christoph starb zu jung, er wäre sonst wohl der erste von ihnen geworden. Man sieht von diesem Christoph eine herrliche Marie Magdalene, eine Kopie der Dresdner, die sonst in Modena war, eine Judith mit dem Kopf des Holofernes und mehrere andre. Von Angelo sind 5, von Alessandro 17 Gemählde hier.

Leonardo da Vinci. Ein Medusenkopf mit Schlangen, herrlich gemahlt, doch nicht vollendet — ein Porträt von Rafael, das mir das schönste scheint, was ich von ihm gesehen habe.

Carlo Dolci. Er führt seinen Namen mit Recht. Man sieht seinen Arbeiten gleich seinen Karakter an. Hier sind einige freundliche Köpfe von ihm in Halbfiguren.

Ghirlandajo. Die Darstellung im Tempel ein [illegible] Stück. Dieser Mahler gehört zu den vorzüglichsten in Florenz. Freilich hat er wenig

Grazie, aber dafür einen starken, kräftigen und gesunden Pinsel voll Nächternheit und Wahrheit. Man sieht es ihm an, daß er sich nach Michel Angelo bildete.

Im zweiten Saal trift man von Fra Bartolomeo zwei Gemählde, die ihm Ehre machen, den Hiob und Jesaias; der zweite ist ein Mensch voll Kraft und Macht, und eifert seinem Sankt Markus im Pallast Pitti nach. Vasari und Mengs setzen ihn unter die größten Mahler. Rafael kam nach Florenz, ihn zu studieren, und er lernte wieder von Rafael.

Carlo Dolce. Eine schöne Magdalene, Halbfigur, voll unbeschreiblicher Süßigkeit und Hingebung.

Bilivelti. Joseph, der sich aus den Armen des Weibes des Potiphar reißt. Im ersten Zimmer war derselbe Gegenstand von Bronzino gemahlt. Dieses Gemählde gehört wegen des treflichen Ausdrucks zu den schönsten in diesen Zimmern.

Mariotto Albertinelli von Florenz, Fra Bartolomeos bester Schüler. Die Heimsuchung der Elisabeth, ein Gemählde voll großer Schönheit. Die Köpfe sind wunderschön. Es hing sonst mit in der Tribune.

Außer diesen sind noch eine Menge Gemählde von Vasari, Philipp Lippi, Pontormo, Ghirlandajo,

dajo, San Giovanni, Andreas del Sarto, Cigoli und andern.

Eine Merkwürdigkeit des ersten Saals ist noch die berühmte Bianca Cappello, vom Bronzino gemahlt. Man sieht das reitzende und gewaltige Weib aus allen Zügen.

Saal des Hermaphroditen.

Billig schließt man, wie man begann, mit dem Anblick des Schönsten. Dieser Saal, der so Vieles von Antiken enthält, hat von dem ersten Kunstwerk den Namen erhalten, dem schönen Hermaphrodit. Die Alten liebten dergleichen Vorstellungen. Schon die lebendigen Ungeheuer sammelte das verdorbene Rom, das, mit dem gewöhnlichen Schönsten nicht zufrieden, zu seinen Lüsten Hermaphroditen, Riesen und Zwerge haben mußte. Diese Antike ist außerordentlich schön und sanft fließen die Linien des männlichen und weiblichen Karakters in einander, welche sich sonst oft so schneidend trennen. Der Hermaphrodi ist aus weißem Marmor gemeißelt, und liegt auf einer Löwenhaut. Gesicht und Brust sind weiblich und jugendlich. Die Statue zu Rom einst in der Villa Borgheſe, welche denselben Gegenstand vorstellte, fand Winkelmann schöner, als diese Florentiner. — Eine liebliche Gruppe von Amor und Psyche, welche wie die des Kapitols oft abgebildet ist. Man sieht sie auch im Museum Florent. gestochen. — Ein schöner Amor auf seinem

Bogen gestützt mit unverdeckter Miene. Hatte er vielleicht seine Psyche verloren? — Ein Ganymed, dessen schönen Leib man bewundert. Er war sehr beschädigt und ward von Cellini wieder hergestellt. — Eines der schönsten Stücke dieses Saales ist der Alexander. Die Büste dieses schönen Kopfes war sonst mit seinen Waffen bedeckt, man hat ihn nackt wieder hergestellt. Es ist so eine tiefe und edle Trauer in diesem schönen Gesichte, daß man nichts rührenders und menschlichers kennt. Vielleicht wählte der Künstler den Moment, wo er krank in seinem Zelte lag, und alle seine großen Entwürfe vernichtet dachte, vielleicht jenen, wo er über seinen ermordeten Erretter und Freund Klitus, oder um Hephästion weinte. — Außer diesen Stücken des ersten Ranges sieht man eine Menge Büsten, kleiner Statuen und Basreliefs.

Die Loggie degli uffizi, der alte Pallast, der Platz des Großherzogs.

Ich will nun einstweilen diesseits des Arno bleiben und kurz beschreiben, was mir einer Bemerkung werth scheint, und dann zur jenseitigen Stadt eilen.

Das herrliche Gebäude, worin die Gallerie befindlich ist, heißt gewöhnlich der Bau der Staatskollegien (fabrico degli Uffici) und ist von Vasari unter Kosmus dem Ersten entworfen. Rechter Hand ist die Münze und die berühmte Magliabec-

chische Bibliothek, links die Gallerie; in andern Abtheilungen sind Archive und Versammlungszimmer mancher Magistrats- und Stadtkollegien. Mit einem Ende steht dies schöne Gebäude auf den Arno, mit dem andern auf den großen Platz. Seine schönen Loggien, oder Portiken dienen einer Menge Galanteriehändler, Krämer und Trödler zum Ausstehen mit ihren Waaren, und zur Regen- und Karnevalszeit den Florentinern zum Spazieren und Jubeln. In der Mitte ist ein schöner nach dem Marktplatze und dem alten Pallast hin offener Hof. Gleich an diesen großen Loggien liegt eine kleine, deren offene Seite nach dem Markte hinsieht. Sie heißt

Loggia della gran piazza und ist mit einigen trefflichen Denkmälern florentinischer Kunst geziert. Schändlich ist es, daß dieser schöne Bau gewöhnlich so mit Schmutz und Gestank erfüllt ist, daß man kaum weiß, wohin man seinen Fuß setzen soll. Man sieht hier 1) ein Meisterwerk von Johann von Bologna, den gepriesenen Raub der Sabinerinnen, woran das Auge sich nie sättigen kann, man mag das Streben des reißenden Weibes in den Armen des Jünglings, den Zorn und die Wuth des Vaters, den er unter sich hinabdrückt, oder die glühende Kraft des Jünglings selbst betrachten. Es ist gleichsam die Personificirung der drei letzten Lebensalter. Niedliche Basreliefs um die Vasen stel-

ten Scenen dieses Raubes dar. Das Ganze ist aus Marmor und die Leichtigkeit der schweren und ringenden Stellungen erregt Bewunderung. 2) Ein Perseus mit dem Meduſenhaupte in der Hand und über dem Körper stehend, von Cellini. Ein Jüngling schön und freudig, wie Apoll, und stark und kühn blickend wie Mars, so leicht in seiner Kraft, daß er noch auf seinem geflügelten Rosse zu fliegen scheint. Basreliefs aus Bronze, wie das ganze Stück, stellen die Geschichte der Andromeda dar, und auch daran findet man zu studieren. 3) Judith von Donatello in Bronze, mit gezückten Schwert, der schlafende Holofernes zu ihren Füßen. Das Weib hat einen so furchtbaren Ausdruck, daß sie einem bange machen kann. — Im Innern der Loggia stehen noch 6 andre Statuen aus weißem Marmor, die man über den vorigen vergißt.

Der Platz des Großherzogs, der größte und munterste in Florenz, der selbst nicht regelmäßig ist, hat außer dieser schönen Loggia des alten Meisters Orgagna und dem alten Pallast noch verschiedene Merkwürdigkeiten. — Zuerst fällt des Großherzogs Kosmus des Ersten Statue zu Pferde in die Augen; sie ist aus Bronze durch Johann von Bologna im Jahr 1594 gegossen, ein herrliches und kolossalisches Werk. Der Mann, der groß war, sitzt in Herrscherstellung und mit Herrscherblick auf dem schönen Rosse, das unter ihm zu tan-

zen scheint. Die andre Statue, Ferdinand der Erste, auch zu Pferde, auf dem Platze della Nunziata von demselben Meister reicht nicht an diese. Das eine Ende des Fußgestelles nimmt die Inschrift ein, die andern drei Seiten haben Basreliefs aus Bronze, welche Thaten und Begebenheiten Kosmus des Ersten vorstellen; am schönsten ist der siegreiche Einzug in Siena. — Gleich rechter Hand von der Statue dicht am alten Pallast ist eine Fontäne, zur Zeit Kosmus des Ersten größtentheils von Ammanati vollendet, doch sind die Nymphen und Tritonen von Johann von Bologna. Auch hier ist der italische Schmutz trotz des dabey stehenden Verbots rund umher, und hat selbst das Becken und die Statuen so besudelt, daß man seiner Nase zu Gefallen, das Werk nur von ferne besehen mag. Ein kolossalischer Neptun, der doch mit dem von Johann von Bologna in Bologna nicht zu vergleichen ist, steht 20 Fuß hoch auf einem Wagen von Meerpferden gezogen, die, zwei aus weißem, zwei aus grauem Marmor sehr schön gearbeitet sind. Tritonen stehen zwischen seinen Füßen auf dem Muschelwagen, und manche kleine liebliche Figuren und Attribute des Dreizacks zieren das Becken. Auf der Einfassung sieht man aus Bronze Nymphen, Meergötter und Satyre in muntern und üppigen Stellungen; die Nymphe mit dem Füllhorn ist vorzüglich schön.

Der alte Pallaſt (il palazzo vecchio) nimmt das eine nördliche Viertheil des ganzen Platzes ein, der ohne ſein Eintreten einer der ſchönſten ſeyn würde. Dies iſt ein altes ſtattliches Gebäude, von dem Baumeiſter des Doms Arnolfo erbaut; es giebt nur den Eindruck der Macht und hat nichts Gefälliges. Die meiſten Zimmer ſtehen öde und ihre Herrlichkeiten zerfallen, andre ſind zu Archiven und Verſammlungsörtern gemacht worden. Unten iſt die Hauptwache, die Kommandantenwohnung und Zolleinnahme. Manches, was die obern Säle und Zimmer herrliches und ſchönes enthielten, iſt in die Gallerie und den Pallaſt Pitti gekommen. In dem großen Fürſtenſaale, der einer der längſten iſt, die ich geſehen habe, ſind große Thaten von Florenz und die Siege der Mediceer und ihre Begebenheiten verherrlicht in Gemählden, Büſten, Bildſäulen und Inſchriften. Einſam und verlaſſen ſtehen nun die alten Mediceer, ihrer Umgebungen zum Theil beraubt; ſo drängt immer ein Geſchlecht das andre. Ein treffliches unvollendetes Stück Arbeit ſieht man hier noch von Michel Angelo, dies iſt, die Bildſäule der Victoria, die einen Gefangenen unter ſich hat, in einem kühnen Geiſt gemeißelt; ſie war für das Grab Julius des Zweiten beſtimmt. Zu den Seiten des Saals ſieht man noch ſechs treffliche Gruppen von Bandinelli

Schüler, Rossi, welche mehrere von den Arbeiten Herkules in weißem Marmor darstellen.

Am Eingange der Treppe, oder am Thore des Pallastes stehen zwei gewaltige Statuen aus Marmor; zur rechten Hand Herkules mit geschwungener Keule über Kakus, der überwundene sich unter seinen Füßen krümmt. Es ist ein Werk des unsterblichen Bandinelli, und der Heldenmuth und die Götterkraft des Siegers, die Wuth und der Schmerz des Besiegten, die Kraft und der Ausdruck aller Muskeln und Züge machen es zu einem der mächtigen, das die Vorübergehenden oft unwillkührlich still zu stehen zwingt. Es ist schwer zu entscheiden, ob diese Statue, oder ihre Nachbarin die schönere sey, obgleich die meisten für jene stimmen, vielleicht der Autorität des Meisters folgend; ich ziehe diese vor. Jene links ist ein David von Michel Angelo, im Jünglingsalter von ihm gearbeitet, in jenem Ausdruck der Kühnheit und Begeisterung, die ihn stark machte, das Vaterland von dem philistäischen Dränger zu befreien; ein schöner männlicher Körper, der auch in der kolossalischen Gestalt die Gewandheit verräth, die man beim Schleuderer sich denken muß. Im Vorhofe ist links die Hauptwache, und in der Mitte des Impluvium eine niedliche Fontaine aus Porphyr, welche einen reigenden Amor, oder Engel trägt — denn unter beiden Namen kennt er. Rechter Hand in einer Nische an dem Durch-

gange in dem zweiten Hof ist eine schöne Gruppe von Vincenzio Rossi, auch ein Herkules, der Lakus niederschlägt, aber keine Nachahmung seines Meisters, so daß man nicht sündiget, wenn man sie der Arbeit Bandinellis an die Seite setzt.

Oben um den Pallast läuft rings um das Dach ein übergewölbter Gang, von dem man eine weite Aussicht über die Stadt hat. Aber besser thut man, sich hier nicht aufzuhalten, sondern in die äußerste Spitze des schönen Kampanile aufzusteigen, der auf vier mächtigen Säulen aus dem Pallast sich erhebt, und nahe an 300 Fuß Höhe hat. Von ihm übersieht man die Stadt, die ganze schöne Landschaft umher mit dem Arno und dem beschneiten und hie und da mit Fichten bekränzten Rücken des Apennin.

Kirche Or San Michele.

Wenn man dem Posthause vorbei nach dem Platze der Domkirche gehen will, von dem großen Platze trifft man gleich linker Hand die kleine Kirche Or San Michele. Diese ist innen nicht sehenswürdig, aber ihre Nischen außen sind rund um mit schönen Statuen geschmückt. Von diesen ist vorzüglich schön der Sankt Peter von Donatello, aber bey weitem die schönste von allen sein Sankt Georg, den man einen Achill nennen möchte, so kühn blickt er umher, so frei ist sein Schritt, so schlank und stark zugleich der schöne Körper unter

der gewölbten Brust. Ein schönes Stück ist noch Thomas der Zweifler, der seine Finger in Christi Seite legt, von Andreas Verrocchio.

Die Domkirche.

Sie ist unstreitig das erste und merkwürdigste Gebäude in Florenz, und erfüllt den Zuschauer mit Erstaunen und Bewunderung, wenn er ihre langen Mauern entlang, oder zu der himmelanstrebenden Runde der Kuppel schaut, aber größer ist der Eindruck, der den einsam wandelnden Fremdling ergreift, wenn er durch eine ihrer vielen Thüren eintritt, und unter dem dumpfen Klang der Orgeln und den Gesängen der Priester unter ihren hohen und dunkeln Bögen wandelt. Der Geist der großen Meister, welche diese erschufen, ergreift ihn. Die düstern und ungeschmückten Mauern, die Fenster, nach alter frommer Sitte bunt bemahlt und nur ein dämmerndes Licht gebend, die einzelnen Denkmäler und Gemählde alter Zeit, alles erfüllt mit einem Gefühl, das kein andres Ding in Florenz zu geben vermag. Wenn man vollends unter der hohen Kuppel steht, und zu ihren herrlichen Wölbungen aufschaut, da verwirrt sich der Blick und die Sprache versiegt. Die schönen Tribunen umher, das Chor, die keuschen und heiligen Bilder aus Marmor, die in ihrer Stille so beredt sind, alles erhebt uns von dem Boden.

Der Baumeister war Arnolfo, ein Schüler Ci-

mabues, der 1294 oder 96 den Bau begann und 1300 starb. Nach seinem Plan ward das Werk in 154 Jahren vollbracht. Man giebt ihr eine Länge von 260 florentiner Ellen, die angefähr 500 Fuß machen mögen, eine Breite der Tribunen von 166 Ellen, die der Schiffe 61, und eine Höhe von unten bis zum Kreuze 202 Ellen, also an 400 Fuß. Die Vorderseite war ehedem halb mit Marmor ausgelegt, und mit Statuen und Basreliefs nach Giottos Zeichnung verziert. Allein man nahm dieses alles im Jahr 1580 ab, fing eine neue an, nahm auch sie ab, als sie schon zu einer ziemlichen Höhe gediehen war, und bemahlte das was blieb, wie es jetzt ist, al fresco. Die Statuen, die auf der alten gothischen Vorderseite waren, wurden zum Theil in die Kirche gestellt, wie die vier Evangelisten von Donatello, zum Theil anders wohin. Ueber den Thüren sieht man schöne Arbeiten in Marmor und Basreliefs, manches von den alten Künstler, Johann von Pisa, z. B. die Verkündigung von Ghirlandajo in Mosaik, und eine Madonna aus Marmor über Lebensgröße mit zwei anbetenden Engeln, eine sehr gepriesene Arbeit von Johann von Pisa. Die Kuppel, welche Michel Angelo nie genug bewundern konnte, und die er für das größte Meisterstück der neuern Baukunst erklärte, ist von Kosmus Freund Brunellesch, dem größten Künstler seiner Zeit, der 1446 starb. Die

Kirche ist von aussen wie ein Schachbrett mit weissem und schwarzem Marmor wechselnd bekleidet, und eben so ist der Fußboden innen mannigfaltig, und nach mannigfaltigen Zeichnungen mit Marmor bunt ausgelegt.

Gleich rechter Hand ist der Kopf des Baumeisters der Kuppel Ser Philippo Brunelleschi in Marmor gehauen, und mit einer Inschrift von Karl Aretino geziert. Er hat sich hier sein Mausoleum hoch genug gebaut, so wie sein Nachbar Giotto, mit Cimabue dem Wiederhersteller der Kunst. Sein Monument ist von 1490, (er starb schon 1336) dem des Brunelleschi ähnlich, aber höher steht das, was er sich selbst in dem schönen Kampanile am Dom erbaut hat. Weiterhin an dieser Seite prangt der Kopf des Platonikers Marsilius Ficinus, der einen grössern Mann an der andern Seite sich gegenüber hat. Dieses ist Dante Alighieri, der im Leben des Vaterlandes wenig froh ward, und im Exil zu Ravenna starb. Dieses undankbare Vaterland liess ihn nachher von Orgagna mahlen und hier aufhängen. Er steht im Vordergrunde düster und ernst, als wenn er über seine Schöpfungen nachdächte; diese sind zum Theil in einzelnen Scenen mit dem Pinsel dargestellt.

Noch sind hier mehrere merkwürdige Inschriften, unter andern die, welche besagt, daß hier das berufene florentiner Konzilium gehalten worden,

Statuen von großen und heiligen Hierarchen Toskanas stehen vorn zu beiden Seiten, ferner an den Pfeilern der Tribunen und in einigen Nischen der Mauern der Schiffe eine Menge Statuen, die die Evangelisten und Apostel vorstellen, zum Theil Meisterwerke. Doch das schönste Werk aus Marmor findet sich im Chor über dem Altar, und ist von Baccio Bandinelli, Gott Vater sitzend und zu seinen Füßen der erbleichte Erlöser auf dem Schooß eines trauernden Engels gehalten. Sie sind weit über Lebensgröße, wenn die Götter eine Lebensgröße haben, aber sie sind auch im andern Sinn über Menschengröße. Welch ein Engel ist das, warum kann man nicht auch sagen, welch ein Gott? Doch ist der größte Mensch nicht ein Gott? Sonst stand von eben diesem Meister die schöne Gruppe von Adam und Eva hier, die nun im Garten Boboli steht; man fand sie hier anstößig, und sie steckte lange im alten Pallast. Hinter den Altar ist ein kleineres Werk, auch eine schöne Gruppe aus Marmor, eben den Erlöser in den Armen der Weiber und eines der bestattenden Männer vorstellend. Andre Schnurrigkeiten und Herrlichkeiten für die Frommen dürfen in der ersten Kirche des Landes nicht fehlen, man hat z. B. ein Stück vom Kreuz und einen Nagel und einen Dorn aus der Krone.

Der niedliche Kampanile des Doms steht gleich rechts an seiner Vorderseite in mehrern Stockwer-

ken, die gleichfalls bunt mit Marmor bekleidet zu einer Höhe von 144 florentin. Ellen empor steigen. In den Nischen stehen viele Statuen umher, je vier an jeder Seite, unter denen einige vortreffliche von Donatello.

Il Battisterio, oder die Kirche des Täufers.

Dieses ist ein schönes Achteck auf dem Platze des Doms grade vor seiner Vorderseite stehend. Vorzüglich schön sind die drei Thore, ein Hauptthor vorn gegen den Dom und zwei Seitenthoren, so schön, daß Michel Angelo gesagt haben soll, sie wären gut zu den Thoren des Paradieses gewesen. Sie sind von Ghiberti und Andreas Pisano aus Bronze, und reich mit Basreliefs geziert, die Geschichten der alten und neuen heiligen Zeit vorstellen. Das Hauptthor fassen außer seinen zwei schönen Säulen noch zwei Säulen aus Porphyr ein, ein Raub von den Pisanern, so wie die großen Eisenketten, die an diesen hängen, eine Trophee der Florentiner sind, als sie den Hafen von Pisa eroberten, welchen diese Ketten verschlossen. Ueber dieser Thüre sind drei Statuen von Sansovino und Vincenz Danti, Christus in der Mitte, Johannes, der ihn tauft, rechts, und ein Engel links. Aber viel vorzüglicher ist die Gruppe links über der Seitenthüre, auch von Danti. Es sind drei Statuen aus Bronze, der gebückte Johannes,

der Henker mit gezücktem Schwerdte und Herodias Tochter; jeder Kopf hat trefflich seinen Charakter und jeder Körper seine Stellung. Ueber der jenseitigen Thüre sieht man von Franz Rustici, Johannes mit zwei Schriftgelehrten disputirend, gleichfalls aus Bronze.

Eben so schön ist die Kirche innen. Ueber dem großen Altar unter dem Bogen der Tribune ist ein schönes Werk von Taccati, der Täufer aus Marmor, von Engeln umgeben, wie er über die Wolken hinaus schwebt. Rings in der Runde an 16 schönen Säulen stehen die 12 Apostel in Lebensgröße aus Marmor, und vor der Lex scripta und lex naturae, gebildet, welche müssen, jene finster, wie eine Führerin da Fé, und vom Kopf bis auf die Ferse diese in einem leichten Gewande mit einem und Freude athmenden Körper und mit lächelnden Blick. War der Bildner ein oder ein Weiser? in jedem Fall mußte er sen. — Der Taufstein ist mit niedlichen geschmückt, und hat hinter sich Johannes fer von Joseph Piamontini. Mit Kunst und Mühe ist die Decke ganz reichen und mannigfaltigen Figuren Werk von Andreas Taffi, einem bes. — Ueber der Taufe ist das des ersten, oder Balthasar Cossis,

abdanken mußte, und 1419 in Florenz starb. Es zeigt ihn im Sarge ruhend, nicht ohne seine dreizackige Krone und mit verschiednen Statuen umgeben, und ist ein Werk Donatellos, der an diesem Schändlichen seine Kunst nicht hätte entweihen sollen. Von eben diesem Meister ist eine büssende Maria Magdalena aus Bronze, ein schönes Werk, so man ein anatomisches Lazarethstück haben will, zahn-, und fleischlos, abgezehrt und von langen fliegenden Locken umhüllt. Aber bey dem, der in der Magdalena der ersten und trefflichsten Mahler nur eine stille Trauer und süße Schwermuth, eine himmlische Sehnsucht und Vergessenheit alles Irdischen zu sehen gewohnt ist, erregt diese ein widerliches Gefühl. — Nicht weit von der Seitenthüre rechts steht eine Säule, ein Andenken eines Wunders. Man trug hier die Gebeine des heiligen Zenobius vorbei, zufällig berührte die Bare hier eine dürre Ulme, und siehe! dieselbe Stunde grünte und blühte sie. Ja wenn sie noch blühte, dann wär' es ein rechtes Wunder.

Die Lorenzkirche

unweit des Doms ist in politischer Rücksicht die zweite in Florenz. Sie hat äußerlich wenig Empfehlendes, weil sie rings von einer Menge kleiner Gebäude eingeschlossen und verbaut ist, und blos ihre schöne hohe Kuppel zeigen kann. Auch der kleine Platz vor ihrem Eingange ist kümmerlich und

häßlich, und dient den Trödlern, Fratschlern, Flickern und dergleichen zum Tummelplatz. Wenn man aber eintritt, so findet man ein sehr edles Gebäude, das sich leicht und licht mit drei Schiffen auf schönen Säulen erhebt, und von einer prächtigen Kuppel am Ende geschlossen wird. In den Kapellen zu den Seiten stehen manche macht Gemählde; indessen gehört diese Kirche wegen ihrer Gemählde nicht zu den ersten in Florenz, wohl aber wegen der Meisterstücke, die man in der Sakristei oder neuen Prinzenkapelle sieht, welche nach Michel Angelos Zeichnung ausgeführt, und dadurch zu einer der größten Merkwürdigkeiten von Europa gemacht ist. Hieher muß man nicht einmal, sondern alle Tage einmal gehen, um anzuhören, seinen Geist durch fremde Größe und Kraft, die doch ein Gemeingut der Menschheit ist, zu stärken und zu erheben. Wenn Homer und Pindar durch die lebendigen Laute uns beherrschen, so wußte dieser erhabne Geist selbst den stummen und kalten Beinen eine mächtigere Sprache zu geben. Was ist größer, als das Bild der alten Nacht, und furchtbarer für ein Wesen, das den Tag liebt und nur mit Zittern in die letzte dunkle Nacht hineinsteigt? was ist lebendiger, als der Tag? was erfreuender, als die Morgenröthe? was schwärmerischer und schwermüthiger als die Abendämmerung, die den Geist gleichsam mit allen ihren Schatten anweht?

Doch

Doch das Vortrefflichste liegt hinter der Sprache. Es sind in dieser Kapelle 8 Statuen von Michel Angelo. Rechts am Eingange ist das Grabmahl des Julius von Medicis, Herzogs von Nemours, eines Bruders von Leo dem Zehnten; sein Bild ist prächtig aus Stein gebildet, und steht in Lebensgröße in einer Nische, und zu seinen Füßen über dem Sarkophag ruhen der Tag und die Nacht, zu beiden Ende eine, nicht zierlich und mit peinlichem Meißel gehauen, sondern in jenen großen und einfachen Zügen, die nur der Genius zieht. Links findet man diesem gegenüber das Grabmahl Lorenz von Medicis, Herzogs von Urbino; er selbst, eine edle Heldengestalt, sitzt in einer Nische, und auf den Sarkophag stützen sich Aurora und die Abenddämmerung. Auch hier ist der lebendige Geist des großen Künstlers, aber man geht immer wieder zu dem Bilde der alten Nacht, die alle Ideen des Schlummers und der Ruhe so lieblich als schauerlich erregt; ein Bild bey dessen Anblick tausend Bilder erwachen und worin der Meister seine ganze Tiefe gelegt. Die Madonna mit dem Kinde, mit zwei Heiligen von andrer Hand zur Seite, ist auch von Michel Angelo. Mir war es wirklich ein Aergerniß, hier vor einem Madonnenbilde, mit bunten Federn und Blumen geziert, Menschen knieen zu sehen. Ich hätte lieber vor diesen vier Gottheit

ten des Heidenthums, oder Michel Angelos Gottheit gekniet.

Noch ist in dieser Kirche nach herrlichen Arbeiten von Donatello, Brunelleschi und andern ein sehr schönes Grabmahl aus Porphyr für Cosmus des Alten Söhne, Peter und Johann, von Verrocchio. Er selbst hat ein prunkloses Grabmahl vor dem Hauptaltar mit der ehrenden Inschrift: Decreto publico, patri patriae.

Kapelle Medicis.

Links aus der Prinzenkapelle geht man durch einige kleine Gänge in die hochgepriesene Kapelle Medicis ein, deren Bau im Anfange des 17ten Jahrhunderts unter Ferdinand dem Ersten angefangen, und noch nicht vollendet ist, denn es ist noch ein großer Theil der obern Wände und die ganze schöne Kuppel unbekleidet, und erst, wann dieses vollendet, und der Eingang gemacht seyn wird, wird man den Gang, der dieses schöne Werk mit der Kirche verbindet, und die andern kleinen Umgebungen, die die Aussicht hindern, niederwerfen, und die Kapelle wird sich wie eine reine Perle aus der häßlichen Muschel licht und reizend in ihrem eigenen freien Daseyn zeigen. Man glaubt wirklich in einem Zauberpallast zu seyn, wenn man eintritt und die Erhabenheit und Majestät der Kunst mit der Pracht und Kostbarkeit des Stoffes im Wettstreit sieht. Die Kapelle ist ein schönes Rund

und hat über 140 florentiner Ellen im Umfang, bey einer Höhe der Kuppel von etwa hundert und einem Durchmesser der Weite von etwa 50 Ellen. Die Wände sind mit herrlichen Pilastern gestützt, mit vergoldeten Knöpfen aus Bronze und mit Jaspis, Agat, Kalcedon, Lapislazuli und andern kostbaren Steinen eingefaßt. Hier sieht man rund umher die Sarkophage der Mediceer aus orientalischem Porphyr und die Königskronen drüber von Edelgesteinen schimmernd; hier sieht man sie in Nischen in Statuen von Bronze über Lebensgröße. Die Wappen der toskanischen Städte, die Pracht der edlen Steine, die bewundernswürdigen Arbeiten im harten Stein, und das große Einfache alles dieser Herrlichkeit, der Gedanke an die Zeit dieser Schatten und ihre Verdienste um die Kunst, das alles bezaubert und berauscht den Geist und entläßt ihn mit einem bessern Gefühl, als der Anblick deren gewähren kann, die auf ihren Gräbern einhergehen.

Hier an die Kirche stößt auch die berühmte Mediceo-Lorenzische Bibliothek, die freilich bey all ihren kostbaren Schätzen für den Zuschauer nichts Erbauliches hat. Es liegen hier in ehrwürdigen Särgen aus Nußbaumholz lauter Kodices, die nur den ergötzen, der den Staub oft von ihnen abschütteln und Gold aus ihnen heraus wühlen kann. Die Bibliothek steht alle Tage offen für die, so sie besehen, oder darin arbeiten wollen.

Die Kirche von Santa Maria Novella.

Eine freundliche Kirche an einem schönen Platz an dem südlichen Ende von Florenz. Sie sieht so freundlich aus, daß Michel Angelo sie nur la Sposa, oder die Braut, genannt haben soll. Sie gehört den Dominikanern, die linker Hand ein stattliches Kloster haben, wo man von Santi di Tito Peccetti und andere manches gute Gemählde sieht. Diese Kirche ist sehr reich an Gemählden. Man findet gleich am Eingange von Santi di Tito die Verkündigung, Sankt Lorenz Marter von Vacchietti, dann folgen mehrere Gemählde von Batista Naldini. Das erste ist die Geburt des Herrn. Kaum, dünkt mich, habe ich was Holderes und Weiblicheres gesehen, als das Angesicht dieser Jungfrau, die im süßen Vergessen sich über den Buben neigt, der mit ein Paar gewaltigen Tatzen, ein rechter Amor des Korreggio, zu ihr aufsächelt. Das zweite Gemählde ist die Darstellung im Tempel; auch hier ist Grazie und Huld des schönen Weibes und ihre Demuth anbetungswürdig, obgleich die silbernen Kronen, die man ihr und Sankt Joseph aufgesetzt hat, sie entstellen; vorzüglich schön ist der Kopf des Greises Simeon. — In der Kapelle der Ruccellai sieht man ein altes figurirtes Gemählde von Cimabue, welches man für seine beste Arbeit hält. — In der Kapelle Strozzi

eine Madonna mit dem Kindlein im Arm, ein Basrelief in weißem Marmor, ein wunderholdes Weib, besonders wenn man es in einer gewissen Entfernung ansieht. Solche süße Zartheit des Muttergefühls, solche ungefärbte Reinheit des Sinnes, die aus allen Zügen funkelt und lächelt, solche Sprache der begierlosen Empfindung, wie selten findet man sie selbst in den besten Kunstwerken? Ein Kranz frischer Blumen lag an ihrem Busen, und andre Blumen waren zu ihren Füßen hingestreut. Auch ich hätte gern einige um dieses holde Bild und um die Stirn seines Schöpfers gewunden; doch der Geist reicht zum Geist und das Wirkende bleibt ewig auch nach dem Tode. — Auf den Fenstern dieser Kapelle und denen des Chors sind viele Figuren auf Glas gemahlt mit einer Glut und einen Färbenglanz, wie ich mich nicht erinnere sie gesehen zu haben, selbst nicht im Nürnberger Dom. — In der nächsten Kapelle Gondi ist ein berühmtes Crucifix von Philipp Brunelleschi aus Holz. — Aber mehr für mich ist das Gemählde von Agnolo Bronzino in der schönen Kapelle der Gaddi. Es ist die Erweckung der Tochter des Archisynagogen durch Christus. Er faßt sie bey der Hand, die im leichten Gewande einen Rosenkranz um ihr Haupt, sich vom Lager erhebt; ein schönes Kind aber ein schönerer Erlöser, und noch besser der Vater, der mit unaussprechlichem Ausdruck von Liebe, Dank-

barkeit und Anbetung kniet und zu seinem hohen Helfer aufblickt. Aber was sind diese ersten Figuren gegen die zur Seite, wo man ein Paar weibliche Köpfe, vielleicht eine die Mutter, im überschwänglichen Gefühl der Freude hinter dem Lager stehen sieht. — Von Alessandro Allori, auch Bronzino genannt, folgen nun einige Gemählde, von denen Christus und die Samariterin vorzüglich schön sind. Man sieht nebenher im Hintergrunde viele Figuren und Gewimmel der Stadt und Strassen. Auch dies sind zwei schöne Gestalten und die Samariterin eine so liebenswürdige Sünderin, daß vielleicht Christus nur ihr so ungestraft ins Auge sehen konnte. — An einem der marmornen Tabernakel ist von Cigoli, (auch Cardi) einem großen Meister in der Zusammensetzung, im Kolorit und der Grazie, worin er zuweilen mit Correggio wetteifert, Sankt Peters Martertod gemahlt, wie eben der Henker das Todesschwert schwingt; der kniende Vater der drei Kronen verläugnet seinen Feuergeist nicht, und blickt trunken und stolz durch seine erhabne Bestimmung auf des Henkers Schwert; ein Kopf eines Fra Bartolomeo und Michel Angelo würdig. — Diesem gegenüber findet man die Auferweckung Lazarus von Santi di Tito, eines der bravsten Gemählde dieses Meisters. — Am großen Altar sind die schönen Gemählde im Chor von Ghirlandajos Hand, einem der bravsten Florentiner

Künstler, der in Michel Angelos kräftiger Manier arbeitet und äußerste Bestimmtheit der Formen und Karaktere hat. Es sind an beiden Seiten je sieben Geschichten aus dem Leben der heiligen Jungfrau und Johannes des Täufers, worin der Mahler zugleich viele Porträts seiner berühmtern Zeitgenossen angebracht hat.

Die Nunziata, San Marco und Kreuzkirche.

Diese liegen im nördlichen Theile der Stadt meistens in einer Linie, und ich will also das Merkwürdigste, was sie enthalten, beschreiben.

Die Nunziata.

Vor dieser Kirche ist eine hübsche Loggiata, von der Familie Pucci gebaut, die rechts eine niedliche Kapelle hat. Hier sitzen arme Männer und Weiber bey der Spindel und andern Arbeiten unter Obdach, noch mehr aber in dem kleinen Vorhof der Kirche, wo sie auch wohl um eine kleine Gabe bescheiden ansprechen. Die Kirche verdankt ihren Ursprung den 7 Eremiten vom Monte Senario, die hieher verpflanzt und mit Sankt Augustins Regel begabt sind. Man sieht die Thaten dieser Wundermänner in einem Chiostro des Klosters von Poccetti, Rossetti und Salimbeni gemahlt, und mehrere Köpfe ihrer Nachfolger, Bischöffe, Kardinäle und andre kapaunenfressende Prälaten. Aber man vergißt sie und die andern frommen Mährchen der

ehrlichen Vorwelt und sieht nur vor Einem Gemählde still. Dies ist die Madonna del Sacco über einer Thür nahe an der Kirche al fresco gemahlt. Die Mutter sitzt in süßer Ruhe und stiller Anbetung, und hat den holden Knaben auf den Schooß. Joseph neben ihr den Rücken gegen einen Sack gelehnt. Wahr oder nicht, was die Legende sagt, daß Michel Angelo und Tizian diese Arbeit des Andreas del Sarto hoch gehalten haben, so fühlt jeder, der es sieht, und je mehr er es sieht, sich in seinem Innersten bewegt, so eine göttliche Stille und Kraft scheint uns aus dem schönen Kunstwerke anzuwehen, und man findet hier die Worte zur Seite nicht uneben: quem genuit, adorat. Schade, daß ein solches Werk einem so vergänglichem Stoff anvertraut ist, denn das Gewand fängt schon an einigen Stellen an abzublättern.

Unter den vielen Wundern der 7 Männer und ihres Anhangs sind manche sonderbare, aber besonders eines, das man hier noch gemahlt sieht. Die guten Brüder hatten einen Mahler Bartolomeo gedungen, ihnen al fresco die Jungfrau und den verkündigenden Engel Gabriel zu mahlen. Er ging rasch ans Werk und der Engel war fertig, als er seine Phantasie anstrengte, um ein weibliches Gesicht so hold und schön zu schaffen, als es die Mutter des Herrn billig seyn sollte. Ermattet entschlief er, aber, o Wunder! was sah er, als er erwach-

te? Die heilige Jungfrau ſtand da fix und fertig und in einem Reiz und einer Schönheit, deren keine Phantaſie nicht empfänglich war. Da rief er: Wunder! Wunder! die Mönche rufen es, und ganz Florenz rief es nach; und die Kranken und Lahmen und Blinden und Halsbrechenden und Unfruchtbaren riefen viele Jahrhunderte: Wunder! Wunder! Denn dieſes Wunderbild that Wunder und ſoll ſie zuweilen noch thun. Ich habe es darauf angeſehen, aber es hat ſo wenig himmliſches, daß der Engel ein ſchlechter Mahler geweſen ſeyn muß. Billig ſollte es von Kunſtjüngern fleißig betrachtet werden, da ſein Schöpfer wohl ſo nahe am Born der Schönheit ſaß, woraus ſelbſt Pindar und Rafael und andern Götterſöhnen nur einzelne Wellen rannen.

Die Mittelthüre, unter der Loggiata führt in einen kleinen Vorhof der Kirche, deſſen Wände al freſco bemahlt ſind, von del Sarto, Baldovinetti, Roſſo, Pontormo und andern. Von dieſen zum Theil trefflichen Stücken ſind manche ſchon ſehr verdorben. Sie beziehen ſich auf die Jungfrau und den Helden der heiligen Geſchichtwirn Philipp Benizi. Merkwürdiger war mir der Kopf des Andreas del Sarto, der laut der Inſchrift 1530 ſtarb. Es iſt ein ſtarkes, aber finſtres Geſicht mit gehenden Augen. Eine Menge Vota hängen linker Hand gemahlt, zum Theil nicht ein ſchicklichen

an den Thurm einer Kirche angebracht, Weiber in Kindesnöthen, zum Leben klystirte Männer, Bruchige, Uebergefahrne, mit Pferden und Wagen Stürzende, Verbrannte und wie die Porta Fortuna die armen Sterblichen tagtäglich hängt, köpft und viertheilt, ehe sie das bischen Staub wieder unter die hungrigen Elemente vertheilt.

Die Kirche selbst ist nicht schön, aber wohl reitzend prächtig. So hat man links gleich eine Kapelle, wo besagtes Wanderbild zu sehen ist, reich an Marmor, Silber und Edelgesteinen, noch reicher durch den schönen Christuskopf des Andreas del Sarto, worüber man an die seraphische Maria nicht denkt. — Merkwürdiger, als alle Pracht dieser Kapelle und des anstoßenden Oratoriums, ist zunächst die Kapelle des Marchese Feroni. Man sieht hier sechs Statuen aus weißem Marmor und ein Altargemählde von Karl Lotti; vorzüglich schön von den Statuen ist il pensiero von Piamontini, eine freie und kühne Schöpfung, worin einem etwas Michelangelosches zuspricht. — In der nächsten Kapelle sind von Alessandro Allori verschiedene Akte des Gerichts in drei großen Gemählden dargestellt; die Teufel sind darin schöner in ihrem Geschlecht, als die Engel. — Zunächst ist die Kreuzigung von Stradanus, einem Niederländer, ein Stück voll großer Kraft. Die umherstehenden Männer und Weiber sind trefflich mit ihren Empfindun-

gen dargestellt. Der Christus ist nicht edel genug, die Schächer sind häßlich und auf dem Gesicht und in der Verzerrung des linken ist Angst und Verzweiflung so scheußlich ausgedrückt, daß man ihn mit einem Schleier bedecken sollte. Das Abscheuliche übrigens, daß man unten am Kreuzesstamm den alten Tod (ein Skelet), und seinen Vater (ein scheußliches Gebilde) in Ketten liegen sieht, läßt sich nicht aussprechen. — Eine Himmelfahrt der Jungfrau von einem alten Meister, Perugino, oder Albertinelli. Es ist steif und hart, aber man sieht ein schönes Ideal und herrliche Menschenköpfe unter den Aposteln. — An der zweiten Seite rechts zunächst am Eingange in die Kirche ist ein schönes Gemählde von Empoli, wie ein Pabst, oder andrer Hierarch — die Engel halten wenigstens ehrfurchtsvoll die Mütze — vor der Jungfrau mit dem Kinde knieet. Das Weib und die Engel sind himmlisch. — In der Kapelle Barbara sieht man den Kopf des wackern Brabanters Stradanus, der einem ehrlich und biedersinnig zuspricht. Er starb 1605 in Florenz 20 Jahr alt. — Dieser gegenüber ist die Kapelle der Bandinelli, wo der große Baccio Bandinelli mit seinem Weibe begraben liegt. Er hat sich selbst noch über seiner Asche bey seinem Leben ein schönes Denkmahl gestiftet. Er schlägt nemlich unter einem großen Sarkophag, auf welchem Gott Vater sitzt, seinen großen gestorbenen

Liebling auf dem Schoße. Der Christus ist ein wunderbarer Todter, und man kann das Edle und Große der ganzen Gestalt und das Ideal seines Angesichtes nicht genug bewundern. Aber was soll man von Gott Vater sagen? Es ist Thorheit, so etwas in Stein und Erz zu bilden, besonders da die Götter der Christen gestaltlos sind; es ist ein wackrer Greis, nicht einmal ein erhabener Mensch. — Vorzüglich reich an Sehenswürdigkeiten ist das Chor der Mönche hinter dem großen Altar, in welchem 9 Kapellen rund um laufen. — Schön ist in der zweiten Kapelle die Vermählung der heiligen Katharina von Bilivelti, schön die Madonna und der Knabe lieblich, der den Brautring reicht, aber lieblicher, als diese, die Heilige, die in stiller Demuth und Bescheidenheit hinkniet; sie erinnerte mich an Guido's Madonna bey der Darstellung im Tempel, die ich zu Wien im Belvedere sah. — Die fünfte Kapelle ist die des Johann von Bologna, wo man treffliche Arbeiten sieht. Die Statuen sind schön, aber schöner nach meinem Gefühl sind die Hautreliefs aus Bronze, die verschiedne Scenen der Leidensgeschichte darstellen; auch das Kruzifix aus Bronze, nach einem Modell Botognas gegossen, ist äußerst schön. Sein Gemählde, unter denen die Auferstehung von Passignano nicht ohne Verdienst ist, schmücken noch diese Kapelle. — In der sechsten Kapelle hat Agnolo Allori eben diesen Ge-

genſtand mit größerm Sinn dargeſtellt, aber mit größerm Vergnügen verweilt man bey dem Gemählde von Aleſſandro Allori in der 9ten Kapelle, wo man eine Menge ſchöner weiblicher Geſtalten um die Mutter und das neugebohrne Kindlein ſieht. —

Der Platz vor der Kirche iſt ſehr ſchön mit Loggien zu beiden Seiten, einem niedlichen Springbrunnen und einer Statue zu Pferde aus Bronze von Johann von Bologna, welche Ferdinand den Ersten vorſtellt. Weder Pferd noch Mann ſind das, was die Statue auf dem Platze des Großherzogs.

Kirche San Marco.

Dieſe kleine Kirche hat einen vorzüglichen Reichthum ſchöner Gemählde und Merkwürdigkeiten, von denen ich nur einige berühren will. Ich gehe einer ſchönen Madonna vorbei von Cavallini Romano, und ſtehe zuerſt bey dem Thomas von Savoi di Tito ſtill; Thomas von Aquino nämlich, nicht der Apoſtel. Er ſteht unter dem Kreuze, ein edler Alter, aber man ſieht ihn nicht an, ſondern das Auge verweilt nur auf der Mutter des Gekreuzigten, die mit unbeſchreiblichem Schmerz, aber dem ſtillen und menſchlichen des Mahlers, zu ihrem Liebling aufſchaut, und bey der ſchönen Magdalena, die ihre Arme um das verfluchte Holz ſchlingt. Es weht eine Ruhe über dem Ganzen, die nur der

Künstler mit Stärke des Ausdrucks zu vereinen weiß. — Noch ist auf dieser Seite eine schöne Madonna von Fra Bartolomeo, auf einem Thron sitzend, zu dessen Seiten je eine süße Jungfrau mit Zucht und Huld kniee, und Männer und Geist mit Ehrfurcht umherstehn; ein Gemählde, was wegen der Komposition und der Klarheit der Karaktere bewundernswürdig ist. — Man geht von hier dem großen Altar und der prächtigen Tribune vorüber, und kömmt in die Kapelle des heiligen Antonin, Erzbischofs von Florenz, die unstreitig mit zu den Schönsten in Florenz gehört. Sie ist von der Familie der Salviati gestiftet, von Bologna entworfen und zum Theil von ihm und seinen Schülern ausgeführt. Sechs Statuen sind von Francavilla und stellen eben so viele Heilige vor, und eben so viele Basreliefs aus Bronze sind von Domenico Portigiani. Auch die Gemählde dieser Kapelle gehören zu den besten, vorzüglich schön ist von Naldini Christus und der reiche Jüngling, und von Alessandro Allori das ecce filius tuus! das man unter die besten Arbeiten dieses seelenvollen Mahlers zählt. — Noch sieht man an der andern Seite der Kirche von Rosselli einen herrlichen Dominikus, der mit mehrern heiligen Alten sich der Jungfrau naht, und ein freundliches Stück von Fra Bartolomeo. — Hier liegt auch der berühmte Pico di Mirandula, jenes Wunderkind seiner Zeit, und

neben ihm sein Freund Angelus Politianus, wie eine stolze Inschrift an der Wand sagt: sie starben beide in Einem Jahre 1494. — Auch ihr berühmter Zeitgenosse Hieronymus Savonarola lebte in diesem Kloster, dessen Zucht er reformirte und Priester und Fürsten schalt. Noch zeigt man die Celle, wo er im Kloster wohnte und ein Bildniß, das seinen Kopf, wie ein Gemählde, das seine Marter vorstellte. Weil er die Wahrheit sagte, ward er 1498 auf dem großen Platz nahe am alten Pallast verbrannt.

Die Kreuzkirche.

Diese Kirche mit einem ansehnlichen Franziskanerkloster rechter Hand, zeichnet sich als Werk der Baukunst in einer Stadt wie Florenz nicht aus, destomehr aber interessirt sie den Fremden durch Denkwürdigkeiten, die sie in sich verschließt. Zuerst rechter Hand sieht man die Kreuzabnahme von Salvioni, dann die Kreuzigung von Santi di Tito, und von dieser tritt man an das Grabmahl des großen Michel Angelo Buonarotti. Man sieht im Brustbilde den Kopf dieses einzigen Menschen, einen schönen Kopf eines alten Mannes, dessen Stirn eben so viel eiserne Festigkeit und männlichen Ernst, als Güte predigt. Er ruht auf einem Sarkophag aus braunem Marmor, zu dessen Füssen drei Statuen gebildet sind, welche die drei Künste vorstellen, in denen dieser Mann groß war,

die Bildhauerkunst, Baukunst und Mahlerei, von drei verschiedenen Meistern; die Mahlerei ist die schönste und, wie die Büste, von Battista del Cavaliere. Man kann sich von dieser schönen Gestalt und von dem Kopf eines Mannes nicht wegwenden, der mit der Schöpfung der Peterskirche schwanger ging. Er starb bekanntlich in Rom und von dort sind seine Gebeine hieher gebracht. Er hat 88 Jahre gelebt. — Die folgenden Gemählde und Denkmäler übergehe ich und springe gleich zu dem einfachen und schönen Denkmale, welches dem großen Tonkünstler Nardini 1793 von seinen Freunden errichtet ist, mit einer lateinischen Inschrift. Es ist in seinem Kopf, der im Hautrelief aus weißem Marmor gebildet ist, so viel Süßes und Edles, daß einem selten eine lebendige Gestalt begegnen kann, der man mit süßerer Sehnsucht nachblickt. — Das nächste Denkmal ist das des unsterblichen Macchiavelli, auch ein neues, was freilich lange vor vielen andern hier hätte prangen sollen. Auf einem hohen Sarkophag sitzt die Göttin der Geschichte, oder Gerechtigkeit, und stützt die eine Hand auf eine Wage und ein zusammengerolltes Buch, während die andre auf einem ovalen Schilde den Kopf des Verstorbenen zeigt. Unter liest man die einfachen Worte: Tanti nomini nullum elogium par. Nicolaus Macchiavelli. — Die Verkündigung von Donatello in Marmor; auch

wenn man das entstellende Gold von den Statuen wegdenkt, gehören dieſs beiden ſicher nicht zu ſeinen beſten. — Das Grabmal des Leonard Bruni von Arezzo, gewöhnlich Leonardo Aretino genannt, folgt zunächſt; er gehört zu den Geſchichtſchreibern von Florenz.

Seitwärts rechter Hand im Kreuz des Schiffes ſieht man mehrere Gemählde von Cimabue, Giotto und andern alten Meiſtern, ſteif und ſchlecht koloritt, aber manche unübertrefflich ſüß und naiv. Dahin rechne ich beſonders eines, wo Joſeph und die Jungfrau zu zwei Seiten mit zärtlichen Blicken über dem Kinde ruhen, und zwei andre zu ſeinen Häupten in der Mitte ſich über daſſelbe beugen: Ochslein und Eſelein aber ſind mit ihren Mäulern noch näher zu ihm geneigt, und ſcheinen fromm und gutherzig wie die andern ſich ſeiner Geburt zu freuen. Ueber dieſem Gemählde hängt in eben der Manier ein andres, die Heimſuchung Mariens durch Eliſabeth, das viel Grazie hat. — Dem großen Altar vorbeigehend kömmt man linker Hand an die prächtige Kapelle der Niccolini, die ganz mit grauem und weißem karrariſchen Marmor inkruſtirt iſt. Die fünf Bildſäulen, Moſes, Aaron, die Jungfräulichkeit, Klugheit und Demuth ſind von dem Niederländer Francaville; Moſes und die Jungfräulichkeit ſind vorzüglich ſchön. Die Kuppel iſt von Volterrano gemahlt, und empfängt aus ſchö-

nen Fenstern Beleuchtung, die, wie die andern Gemählde, seidne Vorhänge haben. — Zunächst sieht man den Feuertod irgend eines Heiligen, und dann an einem Pfeiler die Dreieinigkeit vorgestellt. Wie schön ist der todte Christus (wie schön die Taube?) und welch ein Mensch, der ihn hält! Man kann sich keinen edlern alten Kopf denken, als den des Vaters; diese Ruhe und Kraft zeigt das Göttliche und Höchste lebendig im Menschen. — Einigen Gemählden von Vasari geht man vorbei und bleibt bey der Himmelfahrt des Herrn, von Stradanus, stehen, der viel von einem Rubens hat, und das Große gewaltig ausdrückt; wie groß würde er seyn, wenn die Grazie diese Leidenschaft bändigte, und sie dem Auge und Gefühle lieblich machte? — Dem jenseitigen Aretin gegenüber ist das Grabmahl des Dichters und Sekretärs der Republik Karl Aretino, und Gemählde von Vasari und Tito. Die Auferstehung des Herrn, von Santi di Tito, ist wohl eine seiner schönsten Arbeiten. Man kann sich kaum was Erhabneres und Schöneres denken, als diesen Christus, da ist Grazie und Kraft sanft in einander geflossen, leicht schwebt die schöne Gestalt den himmlischen droben entgegen. Auch in dem Schrecken und Erstaunen der Soldaten ist keine Verzerrung. — Das letzte Gemählde zunächst am Eingange dieser Seite ist die Grablegung von Naldini, wo man vorzüglich den schönen

Kopf der Heroin der neuen Kunst, der Magdalene bewundern muß. — Hier sind die Denkmäler von zwei Galilei, von dem berühmten Baumeister Alexander Galilei, und seinem größern Namensgenossen Galileo Galilei, der als Mensch und als Meister als ein großes Gestirn durch die Nacht der Zeiten glänzt. Dies Denkmal ist ihm und seinem wackern Schüler Vincenzio Viviani nach einem Legat dieses letztern im Jahr 1737 errichtet. Seine schöne Büste von Foggini hat etwas unbeschreiblich Anziehendes und Leutseliges, und erfüllt mit Liebe und Zutrauen, wie Michel Angelos ernster und strenger Blick mit Ehrfurcht. Am Sarkophag stehen zu beiden Seiten die Astronomie und Geometrie über Lebensgröße, wie der Halbkörper über dem Sarkophag, aber mit den drei Statuen bei Michel Angelos Denkmal nicht zu vergleichen. — An der Thür prangt in Bronze mit einer mächtigen Allongenperücke der Kopf des alten florentinischen Poeten Filikaja mit einer Inschrift, worin er sich der stattlichen Freundschaften großer Häupter, der Königin Christine, Kaiser Leopolds und Johann Sobieskys rühmt. — Außer diesen Denkmälern giebt es noch manche andre, verdienten Männern errichtete; so daß diese Kirche ein wahres Pantheon von Florenz ist. — Von dem prächtigen Platze vor der Kirche und den Festen, wozu er die

ſtimmt iſt, werde ich noch an einem andern Orte genug zu reden bekommen.

Palläſte ꝛc.

Freilich wäre dieſſeit des Arno in Kirchen, Klöſtern, Spitälern noch genug aufzuleſen übrig; aber ich fürchte, ich habe ſo des Guten ſchon zu viel gethan. Auch von den Palläſten, wodurch Florenz außerordentlich ausgezeichnet iſt, könnten ſich leicht einige Bogen füllen; aber der todte Buchſtabe tödtet zuletzt den Schreiber und Leſer. Die Riccardi, die Strozzi, die Ginori, die Corſini, die Ridolfi, die Pucci und andre wohnen in Häuſern, worin Fürſten wohnen könnten, und die zum Theil mit Gemählden, Bibliothecken und Zierrathen königlich geſchmückt ſind. Nur eines Mannes Gedächtniß muß hiebei wieder jung gemacht werden, des Philipp Strozzi, der einen Geiſt hatte, wie er noch aus dem erhabenen Pallaſt dieſer edlen Familie ſpricht. Er kämpfte für die alte Freiheit gegen Kosmus den Erſten, den Sohn des großen Feldherrn, ward in der Schlacht bey Marone gefangen von ſeinem glücklichen Feinde, und ſtarb katoniſch im Gefängniſſe, nachdem er mit ſeinem Blute auf die Wand den ſchönen Vers Virgils geſchrieben hatte: „Exoriare aliquis noſtris ex oſſibus ultor.“ „Es müſſe dereinſt ein Rächer aus meinen Gebeinen entſtehen.“ War der Mann ſchlechter, als Kato, oder Kosmus größer, als Cäſar? Die neuere

Welt ist nicht gerecht. — Diesseits ist noch ein schönes Denkmal der Gerechtigkeit nahe diesem Strozzischen Pallaste, eine prächtige dorische Säule aus einem einzigen Granitblock, auf der aus Porphir eine schöne Bildsäule der Gerechtigkeit mit Wage und Schwert steht. Kosmus der Erste ließ sie nach der Unterjochung Sienas im Jahr 1564 aufrichten, ihm hatte sie der Pabst Pius der Vierte geschenkt.

Ich gehe nun zum kleinern jenseitigen Drittel der Stadt, um auch dort das Todte kurz abzufertigen, und mich dann in das lebendige und anmuthigere Leben zu stürzen. Hier steht oben an

Der Pallast Pitti,

eines der mächtigsten und stattlichsten Gebäude der Stadt, das schon durch seine äußere Gestalt Ehrfurcht einflößt. Er ist nach der Zeichnung und dem Plan des Baumeisters der Domkuppel Brunelleschi von einem florentiner Edelmann, Lucas Pitti zu bauen angefangen, und heißt noch nach ihm, obgleich er seit Kosmus des Ersten Zeit die beständige Wohnung der Großherzoge gewesen ist, die sonst in dem jetzigen Pallast der Riccardi wohnten. Die Vorderseite, oder das Angesicht ist aus harten Steinen (pietre forti) in großen Stücken (bozze) aufgeführt, und erregt durch die simple und graue Erscheinung, und die Größe und Einfalt der Massen Ehrfurcht. Zu beiden Seiten laufen

kleinere Flügel mit Portiken abwärts am Platze hin, deren einer links nun erst gebaut wird, um dem Ganzen mehr Symmetrie zu geben. Die Loggia im Innern und der Hof dagegen, nach Ammanati aufgeführt, geben ein Bild des Angenehmen und Fröhlichen und zeigen in verschiedenen Abtheilungen die dorische, ionische und korinthische Ordnung. Dem Hof gegenüber ist eine schöne Grotte mit lebendigem Wasser, das in mehrern Adern und Sprüngen hervor sprudelt. Man sieht über diesem Wasser einen kolossalischen Moses aus Porphyr in der Stellung und Gebehrde, in welcher er aus dem Felsen Wasser schlug. Noch sind einige andre hübsche Fontänen hier, und zwei brave Gruppen in kolossalischer Größe, Pasquin und Alexander, und ein Herkules mit dem Anteus. Diese sind außer den Säulen und anderm Schmuck die Zierde der Loggien. Noch sieht man eine schöne Fontäne mit Buben und Amoretten und allerlei andern Gestalten, von Seegeflügel und neptunischem Gefolge umgeben, über der Grotte, in gleicher Höhe mit dem ersten Stock des Pallastes mit einem großen Becken, worin das Wasser aus mancherlei Röhren hinabspringt; doch diese stellt sich vom Garten Boboli dar. Die Gartenseite des Gebäudes hat eine feine Aussicht bis oben hinauf, wo man das Fort, die kolossalische Statue des Ueberflusses und den Neptun aus Bronze über seinem Teich erblickt, und

stan im Grunde ein niedliches Amphitheater, wel-
ches in alten Zeiten oft zu Spielen und Festen ge-
dient hat, und mit kleinen niedlichen Statuen aus
weißem Marmor, mit Nymphen, Amoretten und
andern kleinen Schalkgestalten geziert ist.

Doch bei weitem mehr, als dieses alles, ist
das Innere des Pallastes und die Schätze der Kunst,
die er einschließt, nicht zu gedenken des übrigen
Schmucks, und der Tapezierungen und Verzierungen
der Säle und Zimmer. Man sieht in mehrern Sälen
Statuen berühmter neuerer Meister und vor-
treffliche Köpfe, Antiken und neue, aber alles dies
tritt bleibt hinter den Gemählden zurück, von denen
hier gleichsam eine zweite Gallerie aufgestellt ist.
Man findet einen vorzüglichen Reichthum der größ-
ten und berühmtesten Meister, eines Rafael, Fra
Bartolomeo, del Sarto, Guercino, Guido, Ru-
bens, van Dyk, Giulio Romano, Tizian, Carlo
Dolce, Salvator Rosa und Mourignon ꝛc. Unter
diesen steht oben an eines von Rafaels Heiligthü-
mern, die

Madonna della sedia. Es giebt hier noch
einige Madonnen von Rafael, aber man erkennt
diese auf den ersten Blick. Die stille englische
Ruhe, der Friede dieses Engelangesichts, das alle
Huld und Süßigkeit der reinsten Weiblichkeit ver-
einigt, die holden Rosenlippen, der süße Ton
der Farben, alles giebt ein Gefühl, das nur die

Kunst auf ihrer gröſsten Höhe hervorbringen kann. Auch die andern heiligen Familien von Rafael und einige kleine Stücke sind merkwürdig, sie schwinden hier aber vor dem ersten hin; als ein Meisterstück Rafaels schätzt man noch ein schönes Porträt Leo des Zehnten, dessen Kopf er zwischen zwei Kardinälen hingestellt hat. — Von Giulio Romano sind mehrere treffliche rafaelische Schulen der Bewunderung werth. — Aber vorzüglich zeichnen sich in dieser Sammlung aus Fra Bartolomeo und Andreas del Sarto, die man nirgends so in ihrem Glanze sieht. Von dem ersten, der zugleich Rafaels Lehrer und Schüler war, und zu den gröſsten Mahlern gehört, sieht man hier den Sankt Markus, ein Werk, das man sogleich nach Rafaels Madonna nennt, und das als Meisterstück des Kolorits und der Zeichnung angesehen wird. Der Evangelist ist über Lebensgröſse, ein ganzer Körper in einer Stellung und Kraft des Ausdrucks, mit einer Sprache des schönen männlichen Gesichtes, die Unvergänglichkeit und unzerstörbare Kraft spricht. Nur ein groſser Geist konnte so Groſses fassen. Von Andreas del Sarto ist vorzüglich schön die Maria mit Johannes dem Evangelisten und Sankt Franz, da ist alles so klar und wahr, wie es diesem besonnenen Mahler eigen ist, und ist seine Maria gleich keine rafaelische, so ist doch auch sie ein holdes Weib. Nicht weniger schön, ja wegen der Hal-

ung und Richtigkeit, wegen der hohen Natürlichkeit und Wahrheit, wegen des wunderschönen Kolorits ist seine Anbetung der drei Könige aus Morgenland. — Eine der größten Merkwürdigkeiten dieses Pallastes und nach der Madonna della Sedia von dem Markus das beste Gemählde ist von des großen Buonarotti Hand und stellt die drei Parzen vor. Das war ein Gegenstand eines solchen Riesengeistes würdig, und man fühlt gleichsam von ihm das Schicksal aufgeschlossen. Sein Ernst und seine kräftige Zeichnung, seine Tiefe ruhen doppelt auf diesen drei Alten, die das Gewebe des Lebens spinnen und zerschneiden. Und doch, wenn man sie recht ansieht, dämmert durch die eiserne Strenge ein Strahl von Milde und Güte. — Von Tizian findet man einige treffliche Sachen, herrliche Porträts, vor allen aber seine Geliebte, die man eine zweite Venus nennen kann, so eine süße Lust athmen alle ihre Züge. — Von Guercino da Cento findet man ein treffliches Stück, den Apoll und Marsias vorstellend, der Apoll ist des Vatikanischen nicht unwürdig. — Doch wer kann, oder will alles beschreiben? Die Decken der Säle und Zimmer sind ihrem Inhalt angemessen, mit schöner Stuccatur bearbeitet, und meistens von Peter von Cortona gemahlt. An manchen dieser Decken sieht man kleine Portraits merkwürdiger Personen und andere mit Figuren gemahlte, von denen man unmöglich

die Porträts haben konnte. — Auch eine meisterhafte Kopie des so hoch angeschlagenen Hieronymus von Correggio ist hier, die auf die Vortrefflichkeit des Originals schließen läßt. Eine andere Zier dieser königlichen Zimmer sind die vortrefflichen Tische aus harten und edlen Steinen und aus Stagliola, die hier in Florenz mit bewundernswürdiger Schönheit gemacht werden, und wovon man auch in den Stanzen der Gallerie einige Proben sieht. Man erstaunt, wenn man sieht, wie hier durch bloße Zusammensetzung (opera di commesso) alle mögliche Farben mit einer Leichtigkeit und einem Schmelz hingezaubert, und alle Gegenstände der Kunst und Natur dargestellt werden. Aber so leicht dies nach der Vollendung scheint, so mühevoll und kostbar ist die Ausführung, und es giebt unter diesen Tische, die nicht unter 20 bis 25000 Reichsthaler weggegeben werden könnten. Die Künstler dieser trefflichen Gattung arbeiten auf großherzogliche Kosten, obgleich nicht in der Anzahl, wie ehedem, weil die Zeit Sparsamkeit gebietet. Man hat zur Probe mehrere Porträts in dieser Art gearbeitet, die nun gleichsam unvergänglich sind; doch muß diese Kunst natürlich immer hinter der Mahlerei bleiben. Auch einige Stücke in Musaik sieht man hier, die aber nicht hier, sondern in Rom gemacht sind. Diese Art wird hier wenig gemacht, und gar nicht im Großen. Es giebt hier

st nur zwei Künstler darin, von denen der
ne, ein Römer, bei'm Anfange der Revolution
s seinem Vaterlande ausgewandert ist. Diese
heiten meist im Kleinen und auf Bestellung Ohr-
hänge, Dosen, Souvenirs und andre kleine Sa-
chen. Der Römer ist ein äußerst geschickter
lann.

Der Garten Boboli.

Dieser mein Liebling, worin ich so manche
he Stunden geträumt und verspielt habe, folgt
m Pallast Pitti, in natürlicher Ordnung. Auch
ist mit vielen wackern Kunstsachen geschmückt
d enthält so vieles, was in einer andern Stadt,
s Florenz, eine lange Beschreibung verdienen
rde. Dieser schöne Garten steigt unregelmäßig,
immer erweiternd, von der Porta Romana
zum Pallast Pitti in mehrern Terrassen empor.
rbeern, Leccen, Cypressen, Myrthen, Linden
mücken seine ewig grünen Lauben, in welchem
ßt in einem Winter, wie dieser ist, an sonnigen
gen die Turteltauben locken und die Amseln flö-
. Gleich am Eingange vor der Seitenpforte
p der Porta Romana, wendet man sich ein we-
rechts und trifft einen schönen Merkur, auf einem
lügelten Drachen reitend mit gezücktem Schwer-
eine Heldengestalt kolossalisch und vorwärts
bend. Zu beiden Seiten des schönen Ganges,
mitten durch den Garten auf die Höhe führt,

stehen Statuen, die zum Theil wacker gearbeitet sind. Eine zeitlang fortgehend kömmt man in einen niedlichen Halbzirkel, von grünem Rasen bedeckt, und mit Gängen durchkreuzt. In der Runde umher stehen Büsten und Hermen von Göttern, Heroen und Imperatoren, zum Theil Antiken. Zu beiden Seiten steigen zwei nette Säulen aus Granit mit Vasen empor, und 6 große Statuen schmücken den Mittelgang, unter denen der gebückte hämmernde Vulkan und der Saturn recht brav sind. Aus diesem Runde geht man auf einen Teich zu, der in der Mitte eine Insel hat, deren Orangen und Citronen sich in der schönen Zeit in dem umfließenden Wasser spiegeln. Um diesen Teich (vivajo) läuft ein freundlicher Zirkelgang mit Marmorbänken, von Mirthenhecken eingefaßt, und mit einem Laubdache von Letschen und Lorbeern überhangen. Hier fehlt es selbst bey diesen kalten Wintertagen nicht an Lieblichkeit, und wann die Sonne scheint, sind oft die Bänke alle von Männern und Weibern besetzt, während andre verwundert mit den Stücken Eis spielen, das man seit 30 Jahren nicht so dick in Florenz gesehen hat. Rings um das eiserne Gitter des schönen Teiches stehen zierliche Muscheln, Becken, Mascheroni und Amoretten, im Wasser sieht man die Andromeda an einem Felsenblock und das schnappende Ungeheuer und Frösche, so groß, als sie in unsern Ländern nicht wachsen.

In der Mitte des Inselchen steht ein ungeheures Becken mit einem kolossalischen Neptun, zu dessen Füßen umher drei Figuren sitzen, von Johann von Bologna, welche drei Flüsse vorstellen. Von hier beginnt der schöne Cipressengang, der mählig in mehrere Terrassen aufsteigt. Anfangs sieht man einige meisterhaft gearbeitete Grotesken. Zu den Seiten sind Labyrinthe von Letschen, Lorbeern, Cipressen und Myrthen und kleine Blumen- und Orangengärten links und rechts, und Statuen stehen in schönen Reihen bis oben hinauf.

Hier auf der Höhe, wo die Cipressenallee endigt, steht man dem Pallast Pitti gegenüber, über den man hinsieht und über die ganze schöne Stadt. Wie oft habe ich von hier freudetrunken die Abendröthe, die Schneescheitel des Apennin vergolden sehen, indem unzählige Vögel in diesen sichern Lauben um mich zwitscherten und flöteten! Die höchste Anhöhe steigt sanft bis gegen das Fort, wo eine kleine Pflanzung von Reben und Oelbäumen ist. Hier steht aus weißem Marmor eine kolossalische Copia, 1636 errichtet, und hinter ihr sind noch kleine Terrassen mit allerlei fremden und botanischen Pflanzen. Hier sieht man im Grunde wieder einen niedlichen Teich mit Goldfischen, und einen hernen Neptun mit seinen Attributen, ein schönes Werk. Unter den Lorbeern und Letschen sind hie und da liebliche Obstgärten, und Gitterhäuschen mit

Turteltauben, die mit den Fasanen, Amseln und Zeisigen ein frohes Konzert machen. Die alte Mauer, die zugleich Stadtmauer ist, hat Zinnen und Thürme und ist mit Epheu bekleidet. Oben liegt eine schöne Nymphe mit dem Füllhorn, dem Kranz und der Urne. Weiter unten findet man auch an dieser öden Mauer die herrliche Gruppe Adams und Evas von Bandinelli, die sonst eine Zier des Doms war. Sie haben vorzugsweise eine hölzerne Decke über sich. Sie stehen beide schon mit dem Blatte der bewußten Schuld bedeckt, an einander gelehnt; der Verführer mit seinem Schlangenende und seinem menschlichen Vordertheil liegt unter ihnen und lächelt leidig zu ihnen auf. Ein tiefer Schmerz spricht aus ihrem Angesichte, ohne ihre Züge zu entstellen; so weint die betrogene Unschuld.

An der rechten Seite des Gartens ist die berühmte Grotte, deren vier Ecken vier Statuen von Michel Angelo einnehmen, sie sind freilich nur aus dem Groben gearbeitet, aber der Vater gab ihnen doch seine Aehnlichkeit mit; sie wären für das Grab des Pabstes Julius des Zweiten bestimmt. Im Hintergrunde sieht man zwei schöne jugendliche Figuren, die nach süßer Vereinigung schmachten. Liebend schaut das Weib von den Knieen des Jünglings zu seinem Auge empor. Poccetti hat die Grotte gemahlt. Die Wände schmücken bizarre und

groteske Gestalten von Thieren und Menschen, auf erst nett gearbeitet, obgleich sie nur so hingeklext scheinen. An dieser Seite hinter dem Pallast Pitti ist der schöne botanische Garten des florentinischen Museums und das Museum selbst nebst dem Observatorium. Man findet hier Pflanzschulen und Orangerien und einige treffliche Statuen aus weißem Marmor.

Vier Pforten führen zum Garten, eine bey der Festung, die zweite bei'm Pallast Pitti, die dritte bei'm botanischen Garten, und die vierte bey der Porta Romana.

Kirchen von Santo Spirito und del Carmine.

Die Kirche dello spirito ist eine der schönsten Florenz und nach Brunelleschi gebaut. Man sin[illegible]t hier die Madonna, ihren erblaßten Sohn auf [illegible]m Schoße aus Marmor, eine Kopie der schönen [illegible]ruppe Michel Angelos in der Peterskirche in [illegible]om. — Von Stradanus, Christus treibt die Kauf[illegible]ute und Wechsler aus dem Tempel, eines der [illegible]önsten Gemählde dieser Kirche; weise hat der [illegible]rständige Künstler den Unwillen des Herrn nicht [illegible]rk ausgedrückt, sondern mit jener Mäßigung, die [illegible] Gott haben muß, wann er straft. — Unter [illegible]n vielen folgenden ist in der Kapelle Vettori ein [illegible]mählde von Giotto, vier steife und magre Figu[illegible]r, die aber wegen der Strenge in der Zeichnung

merkwürdig sind. — Zwei Gemählde von Alessandro Allori: das erste zeigt den mancherlei Tod der Märtyrer, eben kein Gegenstand der Mahlerei, das zweite ist Christus, der die Ehebrecherin heim gehen heißt, eines von den schönen. Das Weib steht mit dem gesenkten Blick der Schuld und der Erlöser mit dem menschlichen und erbarmenden eines höhern Wesens; trefflich sind die Köpfe der Pharisäer, die hinter ihnen grinsen. — Aber bey weitem das schönste in dieser Kirche ist linker Hand ein Gemählde von Agnolo Bronzino, dem Oheim Alessandros; es stellt Christus vor, wie er in Gestalt eines Gärtners der Magdalena erscheint. Man sieht von den beiden nur das Weib. Sie ist eine der schönsten Magdalenen, die ich gesehen habe; ein langes blaues Gewand fließt um den schönen runden Körper tief bis auf die Solen hinab, und mit einem unaussprechlichen Blick sieht der schöne Kopf zu dem erhabenen Meister auf. Man zeigt sie allein und ich wüßte nicht, warum man für Magdalena nicht Venus Urania schreiben könnte. — In der Sakristei findet man von Fra Filippo Lippi eine liebliche Madonna mit dem Kinde auf dem Arm, und unten viele Figuren, Männer, Weiber und Kinder und in der Mitte ein heiliger Klosterheld, ein schöner Alter, der betend zur Jungfrau aufblickt. — Hier herum sind noch mehrere Gemählde, und endlich ein Christus mit dem Kreuz

auf

aus Marmor, eine andre Kopie von Michel Angelos Original, das sich in der Chiesa di Minerva in Rom findet, kopirt von Landini; ich ziehe diesen Christus bey weitem der jenseitigen Mater dolorosa vor. — Schön ist das Chor der Kirche von Johann Caccina aus karrarischem Marmor, und mit vielen niedlichen Statuen geschmückt.

In der Kirche del Carmine, oder der Karmeliter sind viele Gemählde al fresco von Poccetti, und die herrliche Kuppel von Luca Giordano gemahlt; auch Passignano und Naldini haben ihren Pinsel sehr dafür beschäftigt. — Merkwürdig für den Künstler ist vorzüglich die Kapelle der Brancacci. Die Wände sind al fresco gemahlt und enthalten Geschichten des Schlüsselträgers Petrus. Masolino, einer der alten Mahler, begann das Werk, aber sein Schüler Masaccio vollendete es. Dieser, weit über seinen Meister, öffnete den Weg zu einer bessern Kunst, und würde wahrscheinlich viel geleistet haben, wäre er nicht in der Blüthe seiner Jahre weggerafft. Er ging von der Härte und Steifheit der alten Meister zu einem weichern Stil über, und selbst der Ungeübte kann hier eines und anderes gleichsam im Kampf sehen. — Im Chor ist von Benedetto di Rovezzano das Grabmal des großen Soderini, ehmaligen Gonfaloniere der Stadt, der in stürmischen Zeiten nach Peters von Medicis, und seiner Brüder Verjagung

dem Vaterlande diente. — Links ist die schöne Kapelle der Corsini, wo der heilige Andreas di Corsini begraben liegt; doch nicht deswegen ist sie merkwürdig, sondern wegen der schönen Marmore von Foggini's Hand. Ueber dem Altar schwebt der Heilige, eine edle Gestalt, zum Himmel empor, von Engeln umgeben; andre knieen über der Urne, die seine Reliquien enthält. Es ist was Himmlisches darin, so wie in der Gruppe links, wo ihm die Jungfrau mit Engeln erscheint, und ihm mit heiligen Worten zuspricht. Aber besser, als diese übermenschlichen Sachen gefällt die Bildnerei rechts, die den Sieg der Florentiner über Maria Visconti von Mailand an dem Tage von Anghiera vorstellt, auch hier spielt der Heilige seine Rolle, er schwebt in den Wolken als siegbringender Genius des vaterländischen Heers. — Von Naldini die Anbetung der Hirten und die Erweckung des Jünglings von Naim, beide recht wacker — von Otto und Batteri noch einige Stücke.

Jenseits des Arno steht noch ein berühmtes Denkmal florentiner Kunst, das seiner Schönheit wegen nicht unerwähnt bleiben kann. Es ist die schöne Gruppe des Herkules und des Centauren Nessus. Sie steht jetzt nahe am Ponte vecchio, und zierte vormals den Eingang der Kirche Maria maggiore nahe am Dom. Das Werk ist aus einem einzigen Block und eines der schönsten von Johann

von Bologna. Es iſt eine Kühnheit und zugleich eine Leichtigkeit darin, die in Verwunderung ſetzt. Es iſt der Moment gewählt, wo der Herkules mit einer geſchwungenen Keule gleichſam im Zuſchlagen iſt über den Centaur, der mit einem Vorderfuſſe unter der Gewalt des Helden geſtürzt iſt, und Grimm und Angſt in ſeiner Miene zugleich verräth.

Brücken.

Es ſind vier, welche die dieſſeitige und jenſeitige Stadt mit einander verbinden. Vom Ponte alla Carraſſi bis zum Ponte vecchio ſind ſchöne Pallaſte und der lebhafteſte Spaziergang längſt den Arno. Der Ponte a Santa Trinita iſt der ſchönſte in Werk des wackern Ammanati, welches nach der großen Ueberſchwemmung von 1557 aufgeführt wurde; es iſt mit vier Statuen gezieret, welche die vier Jahrszeiten vorſtellen. Es hat dieſſeits einen kleinen Platz mit der herrlichen Granitſäule der Hermis und jenſeits die Via Maggio, eine der ſchönſten Straßen in Florenz. Der Ponte vecchio iſt die lebhafteſte aller Brücken in Florenz, und führt vom Platz des Großherzogs dieſſeits zum Pallaſt Pitti jenſeits; zu beiden Seiten ſind kleine Läden gebaut, worin die Juweliere und Goldſchmiede arbeiten. Ueber dieſen läuft links die Gallerie fort, welche vom Pallaſt Pitti zu dem Pallaſt degli Uffizi herüber und den Kosmus der Erſte anlegen ließ.

Die letzte nördliche Brücke der Stadt über dem Arno, nicht gar weit von der alten Brücke, ist der Ponte alle Grazie, von der Santa Maria alle Grazie benamt, die gleich vorn auf der Brücke eine sehr verehrte Kapelle hat, wo selbst draußen am Kreuze immer Betende knieen und küssen.

Das Museum.

Diese herrliche Anstalt vereint so vieles in sich, daß man ein ganzes Buch davon schreiben könnte. Sie verdankt, wie vieles Gute, ihre jetzige Einrichtung Peter Leopold, der manches, was im alten Pallast, in der Gallerie, im Pallast Pitti, in den Bibliotheken ꝛc. zerstreut, und nicht an seinem Orte war, hieher bringen, ordnen und mit neuen Schätzen vermehren ließ. Vorzüglich reich ist diese Sammlung für den Arzt, Naturkundigen und Mathematiker; doch geht wohl keiner Lehre ein, der nur etwas Bildung mitbringt. Das [illegible] dieses Museum seinen Sitz hat, ist [illegible] lastes Pitti und hart am Garten Boboli, [illegible] erste Stock grade in dem botanischen [illegible] läuft, und einige seiner Zimmer [illegible] und Gewächse beherbergen. Aus dem [illegible] Ende des Gebäudes läuft eine Art [illegible] der zum Observatorium dient. Dieses [illegible] alle Tage von 8 Uhr Morgens bis [illegible] Mehrere Offiziere von der Leibwache [illegible] schiedenen Intervallen vertheilt, [illegible]

andre Wächter, Aufseher und Zeiger gehen von Zeit zu Zeit umher, ohne grade das Ansehen von Spionen zu haben. Dies ist nothwendig; sonst könnten hier leicht Mißbräuche entstehen, da jeder ohne Unterschied eingeht.

Ich fange im obern Stock als dem reichsten, und zwar da wie billig, bey dem Merkwürdigsten an. Dieses sind unstreitig die anatomischen Präparate, von denen ich schon in Wien eine Probe gesehen hatte. Was in Wien sich findet, ist meistens hier gemacht, und jetzt hält der Kaiser einige Jünglinge hier, die von den Meistern dieser Kunst die Art und den Mechanismus bey diesen Arbeiten lernen sollen. Es ist dieses eben so bewundernswürdig, als prächtig, man sieht sich selbst von außen und von innen; schade freilich, daß man nicht auch das Gemüth mit seinen Anhängseln in Wachs und Farben darstellen kann. Man sieht sich und bewundert die Künstlichkeit und Herrlichkeit des menschlichen Körpers, noch mehr aber das ewig Bewegliche und Sinnende und Schaffende dieses menschlichen Körpers, welches den ganzen schönen Bau mit solcher Genauigkeit darzustellen wußte. Doch freilich prahlen wir auch hier wohl etwas zu viel; denn wenn man die äußere Organisation des Menschen abrechnet, was man seine Darstellung nennt, was bleibt uns im innern Bau und Gewebe, das nicht fast jedes Thier, jeder Baum, ja jede Blume

mit uns theilte, so man sich die Mühe nimmt, sie mit gleicher Sorgfalt zu zerlegen? Diese anatomischen Wachspräparate allein füllen eine Menge Zimmer, die immer hinter einander fortlaufen, und sie sind mit eben so vieler Ordnung, als Eleganz aufgestellt. Jeder Theil hat sein eignes Kästchen, oder Schränkchen aus feinem Holze, mit krystallenem Glase bedeckt, und ruht auf einem Kissen aus grünem Taffent mit silbernen Franschen. An einer Tafel hängt die Zeichnung mit kurzer Beschreibung über dem Präparate, welche meistens äußerst ähnlich sind; die Zeichnung kömmt an Größe dem Präparat völlig gleich, und seine einzelnen Theile, worauf es ankömmt, sind mit Linien bezeichnet und numerirt. Die Mannigfaltigkeit und Schönheit dieser Fabrikate und die Genauigkeit und der Fleiß in ihrer Struktur, die ich freilich nur auf Glauben hinnehme, reißen zur Bewunderung hin. Wenn aber die einzelnen Theile, bis auf die kleinsten Muskeln, Nerven und Fäserchen schon so trefflich gearbeitet sind, so sind es vor allen die ganzen Körper, die man Statuen und Abgüße von schönen menschlichen Formen nennen kann, wie sie es zum Theil auch wirklich sind. Die Skelette freilich, die entkleideten und ausgeweideten Körper liegen außer dem Gebiete der schönen Kunst, und gehören im gewissen Sinn mit zu dem Widerlichen der Fleischbank, aber auch hier hat man den schönsten Bau

und die feineste und zierlichste Struktur gewahrt, und man vergißt über dem wunderbaren Geflecht der Muskeln, Nerven und Adern und über der Schönheit der Arbeit, die hier ohne Ekel alles zeigt, was man unter dem anatomischen Messer nie ohne Ekel und Schauder sieht, über diesen vergißt man das Gerippe. Aber sobald diese Gerippe mehr bekleidet sind, d. h. sobald sie schon die Muskeln zeigen, werden sie ein Gegenstand der schönen Kunst, und stellen athletische und apollische Körper dar. Diese trefflichen Körper sind in großer Menge durch die einzelnen Zimmer vertheilt, immer in andern Formen, Aufrissen und Ausschnitten. Vorzüglich reich ist das Zimmer, das die Entstehung, Bildung und Trennung des Menschen im Mutterleibe und aus Mutterleibe zeigt. Die Monstra, die schweren und leichten Geburten, die natürlichen und unnatürlichen Lagen des Kindes, die mancherlei Manipulationen und Hülfen bey der Entbindung, die gute, oder schlimme Struktur des Beckens, endlich die gefährlichen Operationen des Kaiserschnitts, alles sieht man hier beysammen. Die Verfertigung und Fabrikation dieser Kunstwerke ist eben so mühsam, als kostbar, und übersteigt weit die Kenntnisse und Kräfte, wie das Vermögen, eines Einzigen. Viele Kenntnisse und Künste müssen zusammen wirken, viele Hindernisse und Schwierigkeiten durch vereinte Kräfte besiegt werden, um so was Großes

und Außerordentliches zu Stande zu bringen. Bildhauer und Mahler, Formschneider, Zeichner und Anatom müssen sich verbinden, um etwas Vollkommnes zu Stande zu bringen. Ein jeder begreift leicht, wie viele Proben man machen, wie viele Schwierigkeiten besiegen, wie viele mechanische Kunst- und Handgriffe man erst lernen, und durch verwerfen und verbessern zu dem Grade der Kunst steigen muß, wohin man diese schöne Erfindung jetzt gebracht hat. Meist wird alles in Formen gegossen, und Farbe und Wachs werden sogleich gehörig gemischt; aber freilich bey den feinen Fäserchen, Adern und Nerven läßt sich dies nicht erreichen, und sie bedürfen häufig der Nachhülfe und Nacharbeit.

Schon die Alten haben in Marmor und Bronze anatomische Figuren gebildet. Unter den Italiänern hat Francavilla aus Holz und Pergament schichtenweise anatomische Präparate geformt, die man aus einander nehmen und zusammen setzen konnte. Der jetzige Hauptmeister dieser herrlichen Erfindung ist Susini, der natürlich eine Menge Helfer haben muß und sich seine Schüler bildet, die unter ihm arbeiten. Zumlo, ein Sicilianer, war der erste, der für die Anatomie Figuren aus Wachs arbeitete. Man sieht hier mehrere Proben von ihm, die zeigen, daß er es zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht hatte. Unter andern ein

sogenannte sodeiato (Geschundener) ein Gegenstück zu dem aus Bronze, den man unter den neuen Bronzen in der Gallerie sieht; und ein trefflicher Torso, worin die Farbe des Marmors so täuschend nachgeahmt, und die Muskeln und Umrisse des Körpers so richtig gearbeitet sind, daß man ihn auf den ersten Blick für wahren Marmor und für eine wirkliche Antike halten sollte. Aber die Bewunderung des Arztes sind zwei kleine Stücke von ihm, die in Schränken aufbewahrt werden. Unser Arzt, der uns zu diesen Heiligthümern führte, — denn zu diesen hat er einen Schlüssel — gerieth bey ihrem Vorzeigen in eine anatomische Begeisterung, indem er einmal über das andre ausruft: o che bello, la vene! che divina fattura! Mir hingegen und den andern Zuschauern erregten diese Gruppen, eben wegen ihrer trefflichen Arbeit und Natürlichkeit, Widerwillen und Ekel. Die erste Gruppe stellte nemlich in einer Menge kleiner Körper, in verschiedenen Zeiten und Grade der Verwesung bis auf die abgefaulten Gerippe mit aller Natürlichkeit der Farben und des Gegenstandes, und die zweite, am Gräuelen der Verwüstung noch reichere, Scenen der Pest am Lebendigen und Todten vor. Der zweite in dieser Kunst war Lelli in Bologna, von dem ich dort manches gesehen habe, und die dritten sind die Florentiner, auch die von Pavia zum Theil, welche die Sache noch weiter getrieben haben, als

jene erſten. Die meiſten Präparate ſind hier unter Leopold entſtanden, und größtentheils unter Suſinis Händen und durch ſeine Anordnung.

Außer dieſen Wachspräparaten verwahrt man in mehreren Schränken noch andre fleiſcherne und knöcherne. Vorzüglich reich aber ſind dieſe Schränke an Embryonen von verſchiedenen Altern und an Monſtris, oder vielmehr machen dieſe das einzige aus; denn die übrigen Präparate ſind ſo unbeträchtlich und unvollkommen, und ſcheinen ſo verſchimmelt und verfault, daß ſie kaum noch der Erwähnung werth ſind.

Auf dieſe Sammlung, die viele Zimmer einnimmt, folgt zunächſt ein langer Gang zu beiden Seiten mit Schränken. An der einen Seite ſind gefiederte, an der andern ſchuppigte und floſſigte Raritäten. Unter den Vögeln ſind manche hübſche Sachen und viele Amerikaner, beſonders aber eine feine Sammlung aller einheimiſchen Land- und Seevögel, die einem Fremden ſehr intereſſant iſt. Von manchen Gattungen, fremden und einheimiſchen, findet man auch die Neſter und Eier, ja ſogar die Jungen. Doch im Ganzen iſt die Sammlung nicht reich. Die der Fiſche vollends iſt äußerſt dürftig und ſticht gegen die Vollſtändigkeit der übrigen Gattungen erſtaunlich ab. Man ſieht faſt nichts, als die einheimiſchen, und dieſe zehn- und zwanzigmal in Dubletten, um die Schränke zu füllen.

Reicher sind die höchsten Zimmer, wo man Schlangen, Amphibien und eine Menge Land- und Seegewürm sieht, nebst allerley Seltenheiten, Naturspielen, Misgeburten, Embryonen von allerley Thieren und Thierchen, alles dieses in schönen Schränken und Kästen und Gläsern mit dem königlichen Aufwand, den man hier zu finden gewohnt ist. Von manchen Dingen findet man die Zeichnungen nebst Skeletten und anatomischen Präparaten. Oben sind die Schränke amphitheatralisch mit Naturprodukten geschmückt, die zu dem Inhalt derselben passen, und andre rohe Produkte, Gemählde, Geräthe, Waffen und Zierathen, aus ähnlichen Gegenständen gearbeitet, stehen und hängen in den verschiedenen Zimmern an den Wänden umher.

Nun folgen Insekten, Käfer und Schmetterlinge, und diese Sammlung ist vorzüglich reich und alles lichtvoll und geschmackvoll geordnet. Hier sieht man auch die seltensten Asiater, und Amerikaner. Man hat von vielen Schmetterlingen zugleich die Raupen im Zustande der Schwangerschaft, oder gleich nach der Entbindung von den schönen Sommervögeln beigefügt; weil diese sich aber nicht gut erhalten, so hat man auch hier sie in Wachs nachgeformt, und sieht viele herrliche Exemplare in dieser Art. — Auch die Anatomie der Schnecken hat man in Wachs durchgeführt und andre Merkwürdigkeiten.

Die Konchyliensammlung läßt bey weitem alles hinter sich, was ich dergleichen an andern Orten gesehen habe. Nicht blos die rohen und schon so bewundernswürdigen Gegenstände dieser Gattung bewundert man hier, sondern die schönsten Gefäße und Kunstarbeiten aus diesen Naturprodukten, die das satte Auge unwillkührlich an sich ziehen, wenn es endlich, von so vielen prächtigen Gebilden geblendet, umsieht umherirrt.

Die nächsten zwei Zimmer nehmen Blumen und Pflanzen ein, freilich nur eine kleine Zahl zur Probe. Man kann ja auch von hier gleich einen Absprung in den botanischen Garten machen. Diese Blumen liegen getrocknet in großen Herbarien mit andern Kräutern mit der Beschreibung in vielen Schubladen, nach ihren Klassen und Geschlechtern geordnet. Aber man hat zum Theil die schönsten, und besonders auch die, welche wegen der Saftigkeit ihrer Blüthen und Blätter sich nicht gut aufdrucken lassen, in herrlichen Abgüssen und Formen aus Wachs nachgeahmt, mit aller Frische und Zartheit der Farben und so vieler Natürlichkeit, daß man sich dabei vergessen kann. Dieser kleine Versuch zeigt, wie weit diese Kunst gehen kann; auch Früchte findet man hier nachgemacht, andre sind eben so täuschend gemahlt. Hier findet man auch an einer Seite fast alle Wurzeln, Samen und Holzarten, die officinell sind.

Von hier geht man in ein Zimmer, wo nicht allein alle toskanische Holzarten mit ihren Blüthen und Samen und Wurzeln, sondern auch viel andres Gestäume und Blüthe von Bäumen und Pflanzen aufbewahrt werden, jedes in seinem eignen Glaskäpselchen mit einer kurzen Inschrift.

Endlich in den letzten 3 Zimmern folgen die Steine und Mineralien, und alles was im weitesten Sinn hieher gehört, mit einer seltnen Pracht und Vollständigkeit gesammelt und aufgestellt. Die Wiener Sammlung in diesem Fache möchte wohl eben so reich seyn. Aus allen Theilen der Welt sieht man hier Produkte der Natur und Kunst gehäuft, selbst aus den Muggendorfer Höhlen, aus Rügen, Stralsund, Rostock habe ich hier Exemplare gesehen. Aber man sieht nicht blos rohe Massen und Steine, sondern fast aus allem, was die Kunst bearbeiten kann, findet man schöne Sachen geformt, Gefäße, Tassen, Statuen, Obelisken, Dosen, Zierden und Schmuck, wie sie die Laune und der Geschmack in den verschiedensten Ländern erdacht und gewollt hat, ohne die vielen Edelsteine und Diamanten zu zählen, die mannigfaltig verarbeitet und geformt, jede in ihrem Geschlechte aufgestellt sind. Als ein Anhängsel dieser Sachen kann man die schönen und seltnen Naturspiele, die Dendriten, Zoolithen, Petrefakte und andre

Siebensächelchen ansehen, die über unsre Erde und über uns selbst uns soviel zu denken gebn.

Aus diesem Stock in den zweiten hinabsteigend, findet man auf der Treppe ein Paar schöne Büsten des Galilei und Vespucci, dem man es nach Jahrhunderten kaum verzeihen kann, Kolons neuer Welt seinen Namen durch ein Ungefähr gegeben zu haben. Hier ist zunächst das sogenannte physikalische Kabinet, wornach man oft das ganze Museum benennt, in welchen Kunstsachen, Modelle, Instrumente und Apparate aufbewahrt werden. Gleich daneben sind noch zwei Zimmer mit seltnen Thieren aller Welttheile und Elemente. Unter diesen sind ein Paar gewaltige Elephanten, ein Nilpferd und einige Krokodille. Ein Menge Waffen, Zähne, Schlangen, Häute machen die Verzierungen der Wände.

Dieses Museum hat auch einen eignen botanischen Garten, der hinten daran stößt und durch ein Pförtchen in den Garten Boboli führt, und für dessen Gewächse selbst im Museum mehrere Säle dienen. Er hat drei Terrassen, seitwärts sind zwei Flügel, die zum Treibhause dienen. Dieser fast kleine Garten hat über 4000 Arten Pflanzen. Außer ihm ist indessen noch ein andrer größerer Garten in der Stadt.

Künstlerschule.

Dieses Institut rührt von Leopold her, der das Gebäude und die Fonds dazu herbei geschafft hat. Könnte der alte Geist auch so gerufen werden, so wäre es schön; aber die Italiäner haben den alten Stolz auf das Genie und auf die Kunst verloren. Man beschreibt nicht mehr die Wände, zeigt nicht mehr die Stube, wo ein Galilei, Michelagnolo, oder Vespucci gewohnt, oder gar nur zuerst das Licht erblickt hat. Von dieser Anstalt gilt natürlich auch, was ich oben von der Mahlerakademie von Bologna gesagt habe. Dieses Gebäude der Zeichen- und Mahlerschule ist am Sankt Markusplatze mit der Aufschrift: Liberalium artium Incrementum Petrus Leopoldus. In mehrern Zimmern findet man die Abtheilungen dieser nützlichen Anstalt, die unter Leopold ihre Einrichtung erhielt. Freilich bedarf es vieler zusammentreffender Umstände und eines Geistes, der sich nicht leicht durch irgend eine Manipulation schaffen läßt, wenn er nicht in der ganzen Zeit lebt, aber doch sind solche Anstalten immer nützlich, sie erhalten doch vieles, was dem Mangel dieses Geistes ohne Unterstützung ganz verloren gehen würde, und der Regent verdient immer den Dank seiner Zeitgenossen, der wenigstens das Seine thut, den Geist, der einmal eingeschlafen ist, wieder zu erwecken. Die Büste dieses guten Fürsten Toskana steht über der

Thüre. Man geht in ein Chiostro ein, welches unter seinen Portiken die Abgüsse und Nachbildungen verschiedener berühmter Gruppen zeigt, die man unter der niedlichen Loggia des großherzoglichen Platzes und an andern Stellen siehet. Um dieses Chiostro laufen mehrere Zimmer her und sind für die verschiedenen Zweige der bildenden Künste bestimmt. Zuerst rechter Hand ist das für das Zeichnen, wo man die Arbeiten der Schüler zum Theil im Entstehen und an den Wänden umher die Zeichnungen der Meister und Schüler meistens mit ihren Namen, und auch diejenigen sieht, welche den Preis bey den Austheilungen der Prämien erhalten haben. Eben dieses kann man von dem folgenden größern Zimmer für die Mahlerey sagen, nur daß diese dem Dilettanten mehr Unterhaltung gewährt. Hier sind in aller Gattung mehrere vortreffliche Gemählde alter Meister aufgehängt, und die vorzüglichern Stücke junger Künstler und Schüler, wie die mit Preisen bekrönten. Man sieht hier verschiedene schöne Stücke von jenem jungen Künstler Benvenuti von Arezzo, der jetzt in Rom schon im Rufe eines Meisters lebt. Er ist auch der einzige jetztlebende toskanische Künstler von Bedeutung. Ich habe ein herrliches Stück, Cephalus und Prokris, von ihm in der Sammlung des Ministers Manfredini gesehen, welches außerordentlich viel verspricht; welches Rafael Morghen

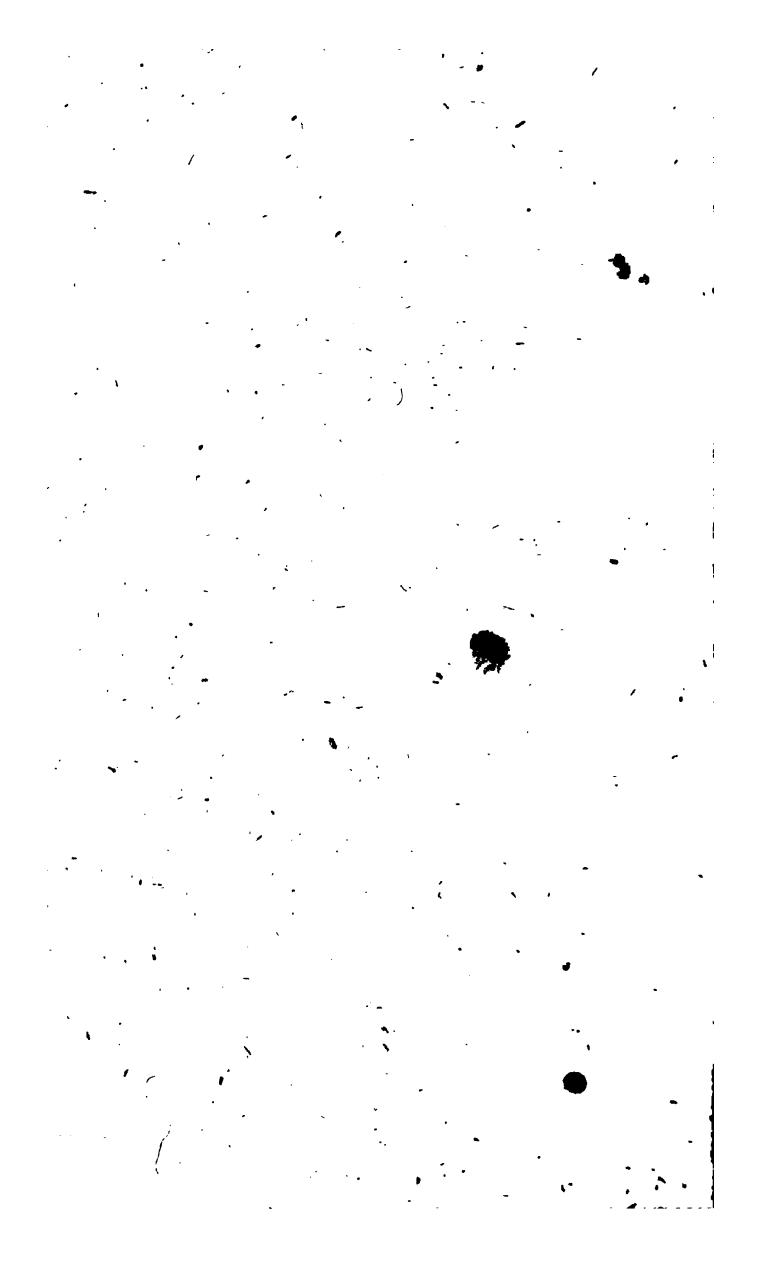
sei-

seines Grabsticheis gewürdigt hat. Außerdem ist er durch sein Gemählde vom Martertum des heiligen Donatus und durch eine Sybylla berühmt, welche wunderschön seyn soll. In dem größten Zimmer, welches man als ein gemeinschaftliches für alle Zweige ansehen kann, findet man zwei schöne Reihen der besten Abgüsse der berühmtesten Statuen und Gruppen, den Laokoon, den Apoll von Belvedere, den borgheſischen Fechter, den Torso, den Capitolischen Amor und Psyche und die Meisterstücke der florentiner Gallerie der alten und neuen Künstler. Hier sind auch für die Anatomie mehrere Formen und Knochen, Skelette in Marmor und Knochen, und alles gesammelt, wornach die Lehrer ihre Regeln erklären, und die Schüler ihren Kunstsinn üben können.

Wie es mit diesen Künsten ist, so ist es auch mit der Dichtkunst. Diese Mutter der größten italiänischen Dichter ist unfruchtbar geworden. Selbst die Improvisatoren und Sonnetdichter sind sehr verstummt, und man singt überall nicht mehr so nach dem Schönen. Immer lebt die berühmte Improvisatrice Corilla noch, obgleich 70 Jahre alt; ob sie aber noch singt, weiß ich nicht. Indessen bey der Armuth Italiens an großen Künstlern haben die Florentiner doch noch unter den besten und geistvollsten der lebenden Dichter, auch einen Aretiner,

den Pignotti *). Er hat manche witzige Episteln und einige hübsche Fabeln geschrieben, obgleich auch er sein Feuer nicht zusammen hält. Es kömmt in Pisa eine Sammlung Gedichte der jetzt lebenden Dichter heraus, von der bis jetzt 8 Bände heraus sind, unter dem Titel: Parnasso degli Italiani viventi. Die Herausgeber gestehen es, daß sie mit dem Besten angefangen haben, aber die ganze Sammlung hat wenig Gehalt, und wenn man die Fabeln des Abts Bartola ausnimmt und einige gute Sachen von Pignotti, so schwimmt das Uebrige leichter, als Kork, oben. Savioli, Rossi, Pindemonte haben freilich manches ganz Hübsche, aber dafür klingeln sie einem auch wieder mit bloßen Worten die Ohren taub und meinen mit ihren Landsleuten, daß gemessene Reime auch Gedichte sind. In Rücksicht der Form indessen und der dichterischen Zeichnung sind sie strenger, als die meisten teutschen Dichter, die es lange nicht haben Wort haben wollen, daß sie viel vom wilden Asiatismus haben, wie ihnen die Franzosen nicht mit Unrecht vorzuwerfen pflegen.

*) Pignotti del Dottore Lorenzo. Favole e Novelle.. VII Edizione.

Ende des Ersten Theils.

70712512